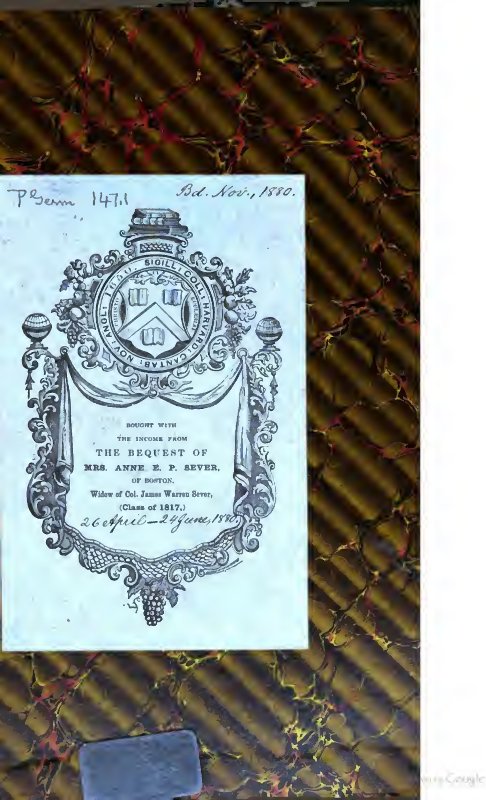
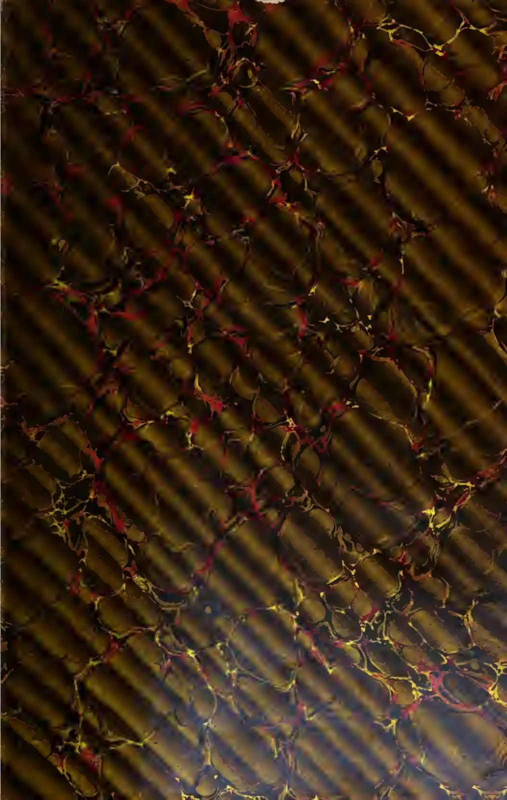

Digitized by Google



P Germ 147.1
Bd. Nov., 1880.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER,
OF BOSTON,
Widow of Col. James Warren Sever,
(Class of 1817,)
26 April – 24 June, 1880.





Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang. — Dritter Band.

(April bis Juni 1880.)

Berlin, 1880.
Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

~~D.R. XCI~~
P.Germ 147.1

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgang IV.

(April bis Juni 1880.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Ein Brief des Vicepräsidenten des französischen Senats Herrn Barthélemy-Saint-Hilaire an den Herausgeber der Deutschen Revue 1
Maurus Jokai: Die Poltergeister, Erzählung 2
v. Prokesch-Osten: Erinnerungen aus den Jahren 1870 und 1871 11
Th. v. Bunsen: Platens Briefe an Bunsen 21
Weyprecht: Die polare Kälte und ihre Eindrücke 39
Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. IV. V. VI. 45. 206. 308
Hermann Lingg: Sieg des Lebens, byzantinische Novelle 137
H. M. Richter: Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche. I. II. 164. 290
Johannes Proelß: Briefe von Karl Gutzkow an Bogumil Dawison . . . 181
Brugsch-Bey: Die Kunst in ihren ersten Anfängen 192
Eufemia Gräfin Ballestrem: Die blasse Lady, Novelle 273
Marco Minghetti: Die Schüler Rafaels 329

Rundschau über das nationale Leben.

Nochmals der Reichstag und die Marine 62
Politische Briefe 67
R. Nowak: Ein Blick in das Staatsleben Oesterreich-Ungarns 76
Alfred Kirchhoff: Bei unseren südlichsten Landsleuten 87
Vogel: Die Sonne und die Erscheinungen in der Sonnenatmosphäre . . 100
H. Magnus: Ein Blick in die Augenheilkunde vergangener Tage . . . 117
J. B. Meyer: Zweckbetrachtung und moderne Naturforschung 123

Eduard Braun: Die Zukunft der Gasfeuerung in Fabrik, Werkstatt und Häuslichkeit 129
Bismarck über die Slaven 133
Politische Briefe. (Die englischen Parlamentswahlen) 220
G. Eberty: Waldeck in seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Bedeutung 230
E. Laspeyres: Das Schwinden des Mittelstandes und die Erweiterung der Kluft zwischen dem reichen Kapitalisten und dem armen Arbeiter 239
C. Flügge: Unsere Wohnungen im Hochsommer 250
Alfred Kirchhoff: Unser Interesse an den Südseeinseln 261
Herr von Stosch und das Oberseeamt 347
S. E. Köbner: H. B. Oppenheim 350
Das Verhältniß zwischen Deutschen und Magyaren in Ungarn 366
M. Carriere: Platen und Darwin 374
Viehoff: Ueber poetische Landschaftsmalerei 379
F. Reber: Sardanapal 389
Baillie-Grohman: Wild, Land und Leute im großen Westen . . . 395
Literarisches 134. 269. 407

Harvard.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.



HARVARD COLLEGE LIBRARY APR 26 1885

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 7. April 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 7. April 1880.

Allgemeiner Theil.

Seite

Ein Brief des Vicepräsidenten des französischen Senats Herrn Barthélemy-Saint-Hilaire an den Herausgeber der Deutschen Revue . . . 1

Maurus Jokai: Die Poltergeister, Erzählung . . . 2

v. Prokesch-Osten: Erinnerungen aus den Jahren 1870 und 1871 . . . 11

Th. v. Bunsen: Platens Briefe an Bunsen . . . 21

Weyprecht: Die polare Kälte und ihre Eindrücke . . . 39

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. IV. . . . 45

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Nochmals der Reichstag und die Marine . . . 62

Politische Briefe . . . 67

R. Nowak: Ein Blick in das Staatsleben Oesterreich-Ungarns . 76

Alfred Kirchhoff: Bei unseren südlichsten Landsleuten . . . 87

Vogel: Die Sonne und die Erscheinungen in der Sonnen-Atmosphäre . . . 100

H. Magnus: Ein Blick in die Augenheilkunde vergangener Tage 117

J. B. Meyer: Zweckbetrachtung und moderne Naturforschung . 123

Eduard Braun: Die Zukunft der Gasfeuerung in Fabrik, Werkstatt und Häuslichkeit . . . 129

Bismarck über die Slaven . . . 133

Literarisches . . . 134

Allgemeiner Theil.

Ein Brief des Vice-Präsidenten des französischen Senats Herrn Barthélemy-Saint-Hilaire an den Herausgeber der Deutschen Revue.

In einer Abhandlung über die Politik des Fürsten Bismarck im Februarheft dieser Zeitschrift sind die Bemühungen Rußlands, eine Alliance mit Frankreich herbeizuführen, auf Grund sicherer Nachrichten näher geschildert worden. Die Gefahr eines solchen Bündnisses für Deutschland war so groß, daß im Herbste vorigen Jahres die Erhaltung des Friedens an einem Faden hing, wenn nicht der deutsche Reichskanzler durch eine enge Verbindung mit Oesterreich den bereits in Rußland vorbereiteten Angriff gegen uns rechtzeitig abgewendet hätte.

Sehr erfreulich ist es nun constatiren zu können, daß auch in Frankreich eine günstige Meinung über die Friedenspolitik des deutschen Reiches Boden gewinnt, und an eine Alliance mit Rußland, ganz abgesehen von der gegenwärtig vorhandenen, vielleicht aber rasch vorübergehenden Spannung zwischen dem Petersburger und Pariser Cabinet, nicht mehr gedacht wird. Ein Zeugniß hierfür wird das Urtheil des Vice-Präsidenten des französischen Senats, Herrn Barthélemy-Saint-Hilaire über die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck geben, welches die jetzt sich Bahn brechende Stimmung in Frankreich widerspiegelt.

Mögen die nachstehenden Zeilen eines der angesehensten französischen Politiker dazu dienen, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich und das Vertrauen unserer westlichen Nachbarn zur Friedensliebe des deutschen Reiches zu befestigen.

Berlin Ende März 1880.

Redaction der Deutschen Revue.

Monsieur Richard Fleischer (Revue allemande).

Paris, 11 Mars 1880.

Cher Monsieur!

J'ai lu avec grand intérêt votre article sur la politique du prince de Bismarck; je ne puis pas juger de sa politique intérieure aussi bien que

je le voudrais. Mais sa politique extérieure nous semble ici bien profonde et bien utile dans l'intérêt de la paix Européenne. Le traité de San Stéphano l'a averti, et par le Congrès de Berlin il en a réduit les conséquences autant qu'il l'a pu. En prévision de la chûte prochaine de l'Empire Turc il s'est rapproché de l'Autriche, qui a, vis-à-vis de la Russie, les mêmes intérêts que l'Allemagne et que l'Angleterre. De là, la visite du prince de Bismarck à Vienne, l'année dernière et sa froideur, pour ne pas dire plus, envers tout ce qui vient de la Russie. Tout ce système se manifeste assez clairement, et depuis plus de deux ans on peut le suivre pas à pas dans la conduite du grand chancelier.

Les politesses mêmes de l'Empereur et de l'Impératrice d'Allemagne pour l'ambassadeur de France en sont une preuve toute récente. Personne ne peut nier que ce ne soit là une politique très-grande, et qui peut être très-bienfaisante, si, comme je le crois, elle persévère dans cette voie, sans se laisser jamais détourner. Le discours de Lord Beaconsfield, ou plutôt sa lettre sur les futures élections, ne fait que confirmer ces conjectures.

Je vous les livre d'ailleurs cher Monsieur, pour ce qu'elles sont, mais elles commencent ici à gagner du terrain; et l'occident entier de l'Europe ne peut que les partager en les approuvant.

Je vous prie cher Monsieur d'agréer mes remerciments et mes salutations cordiales.

Votre dévoué

B. S. Hilaire.

Die Poltergeister.

Erzählung

von

Maurus Jokai.

Bitte nicht zu erschrecken; es ist nicht die Rede von demissionirten Ministern, die ihren Fauteuil wieder einnehmen möchten, sondern von leibhaftigen, ehrlichen Gespenstern, die durch ihr wunderbares Erscheinen die Sterblichen auf jede Art von ihrem Dasein überzeugen wollen.

Der Zweck dieser Erzählung ist einerseits, der heutigen ungläubigen Generation, die schon weder an Gespenster noch an Abgeordneten-Programme mehr glaubt, einen kleinen heilsamen Schrecken einzujagen, andererseits, eine namhafte Entdeckung in die Welt zu setzen, auf Grund welcher einst irgend ein Amerikaner eine derartige weltstürmende Unternehmung stiften würde, die an Großartigkeit alle jene, auf der Macht des Dampfes, elektrischen Stromes und Sonnenstrahles beruhenden weit übertreffen wird. Ich erkläre ferner, daß der Entdecker — auf die, auf ihn entfallenden Tantièmen (Dividende) im Vorhinein verzichtet, was die Sache noch unglaublicher macht.

Denn eine unglaubliche, wunderbare und dennoch von Anfang bis Ende vollkommen wahre Geschichte ist es, die ich hier, laut der Erzählung Anderer, — meinen Lesern biete. Wer es nicht glaubt, möge hingehen, er kann sich davon überzeugen.

Digitized by Google

Nach vierzig Jahren gelangte ich wieder in jene Stadt, in der ich einen Theil meiner Kinderjahre verbracht hatte. Damals wurde ich, behufs Erlernung der deutschen Sprache dahin geschickt; es war eine deutsche Stadt; seitdem ist aus ihr eine ungarische Stadt geworden. Alles hatte sich verändert. Aus dem „Au" ward ein „Liget", aus dem „Maximilianplatz" ein „Mátiás király-tér" (König Mathias-Platz), und aus dem „spiszburger" ein „tisztelt hazafi" („geehrter Patriot"). Alles war mir neu und unbekannt; nur die Kinder blieben die alten; sie sind ganz so geartet wie zu meiner Zeit; die sind meine Bekannten.

Ich kann nirgends so gut arbeiten als inmitten des Kinderlärmens (bei Gott, ich meine nicht das Abgeordneten-Haus; obwohl man dann und wann auch dort genug Kinderlärm hört). Wo immer ich wohne, findet sich eine Gruppe von Kindern, die dann den ganzen Tag lang unter meinem Fenster lärmen mag; dies wirkt auf mich so wie das Summen der Bienen; es unterstützt mich im Nachdenken.

Auch jenes Haus, in dem ich mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen wurde, ist voll von Kindern. Der Hauswirth, mein Jugendfreund, selbst, besitzt deren fünf, (ich meine nur die zarteren Sprößlinge), und außerdem wimmeln auch sämmtliche drei Stockwerke des Hauses von solchen kleinen Engeln, die sich jetzt ihrer Flügel entledigen. Die Treppe ist eine wahrhaftige Jacobs-Leiter, auf der sie fortwährend auf und ab hüpfen, und wenn man zur Jausezeit vom Hanshofe aus zu den über einander befindlichen drei Gängen emporblickt, empfängt man denselben Eindruck, als sähe man Murillo's mit Cherub-Köpfchen besäten Himmel vor sich. Was wäre auch der Himmel ohne diese Cherub-Köpfe? Ich stelle mir vor: welch einen Lärm es dort oben geben mag, wenn man dieselben Sonntag Morgens wäscht.

Und welch große Weisheit, wie viel aufrichtige Wahrheit und wirkliches Gefühl ist in den Reden der Kinder enthalten! Wie viel Zeit brauchen sie, bis sie diese, aus der andern Welt mitgebrachte Weisheit in der Thorheit des Lebens von sich abstreifen können? Ich höre ihnen so gerne zu; — wenn doch etwas davon an mir haften bliebe!

Da ist ein kleiner blonder Engel, der soeben rosafarbige Pferde mit grünen Reitern malt; er ist meiner einstigen kleinen Nichte (sie ist schon Wittwe, die gute Seele!) so ähnlich; — nach einem kleinen geschwisterlichen Scharmützel kommt sie zu mir klagen, und zeigt den blauen Flecken an ihrem runden Arme; der spielende Bruder hat sie gezwickt.

„Aber ich thue ihm dafür jetzt nichts zu Leide; er ist krank; jetzt ist ihm Alles erlaubt; aber wenn ich krank sein werde, dann werde auch ich ihn zwicken." —

Welch ein echt christlicher Gedanke „ich zwicke meinen Beleidiger nicht zurück, denn er ist krank; ich warte, bis ich krank sein werde!" Dies kann ich nicht erlernen; ja wohl ich zwicke den, der mich zwickt, ohne Erbarmen auf der Stelle wieder, und wäre er auch ein Bräutigam!

Beim Läuten der Mittagsglocke kommen die zwei Schulbuben mit großem Geräusche nach Hause. Ihr Gesicht ist geröthet. Freilich, sie haben ja Ball gespielt. Als ob ich meine einstigen Spielkameraden vor mir sähe! Wie prächtig war das! Den geschleuderten Ball im Fluge aufzufangen, und ihn plötzlich nach dem flüchtenden Gegner zu schleudern! Ich erinnere mich auch noch gut an den Platz, wo wir dies an sonnigen Nachmittagen, wenn eben keine Schule war, spielten. Der-

selbe war ein alter verlassener Friedhof, irgendwo in der Nähe des Lyceums. Aber es war dort schon keine Spur von Grabhügeln mehr. Einzelne alte Trauerweiden, bei deren Stamme wir unsere Oberkleider abzuwerfen pflegten, blieben noch auf dem Platze; die mit namhafteren Inschriften versehenen Grabsteine mauerte man in langer Reihe in die steinerne Ringmauer ein, und blos in der nördlichen Ecke des großen viereckigen Raumes befand sich ein einsames Häuschen, mit morschem Dache, einer eisernen Gitterthüre und Kellerfenstern, welch letztere derartig mit Nesseln und Disteln bewachsen waren, daß Niemanden die Lust zum Hineinschauen anwandeln konnte. — Man sagte, es sei ein Beinhaus. — Wir ließen es in Ruhe. Einmal fand sich dennoch unter uns ein wilder kühner Junge, ein niederungarisches raazisches Kind, mit schwarzen Augenbrauen, der darauf wettete, daß er durch jenes Fenster hinunterklettern, und von dort eine Hirnschale wegnehmen werde. Ich weiß nicht, ob er es wirklich that. Nur soviel weiß ich, daß wir ihn nie mehr zum Ballspiel einluden, und keiner mehr mit ihm ein Gespräch anknüpfte; — er saß ja ohnehin immer in der letzten Bank.

Ein schrecklicher Gedanke auch, einem schlafenden Menschen den Kopf wegzustehlen! Und wenn es nun einmal diesem raazischen Buben einfiele, auch meinen Kopf wegzutragen! Noch jetzt sehe ich diesen schönen, weiten, mit grünem Rasen bedeckten Platz vor mir, voll mit wildem Thymian und jener gelben Blume, die das Vergißmeinnicht der Gräber bildet, sowie jene lange Wand mit den abgenutzten, moosbedeckten Grabsteinen, und jenes Häuschen mit der verrosteten Thür. Wohin ist dies Alles geschwunden? Ich finde es nirgends.

Mein Hauswirth erwiderte lächelnd:

„Wir wohnen darauf, mein Freund; mein Haus wurde auf die Stelle jenes Beinhauses gebaut. Diese neue Gasse hier ist — der alte evangelische Friedhof."

Es lief mir kalt über den Rücken. Also auch mein Kopf liegt jetzt dort! Kann der raazische Bube nicht auch hierher kommen? Doch er mag schon kommen! In diesen Köpfen, unter denen auch der meinige ruht, blitzen lauter funkelnde Augen, aus denen die Rosen des Lebens lächeln.

Das große Haus ist voll von den alten kleinen Spielkameraden.

„Und fürchtetet Ihr nicht, hier zu bauen?" fragte ich den Freund.

Als die Kirche beschloß, daß sie den alten verlassenen Friedhof, hier auf dem schönsten Platze der Stadt, zu Hausgründen verkaufen werde, fanden sich Manche, denen dieser Gedanke Entsetzen einflößte. Sie sahen darin eine Entweihung des Heiligen, eine Gottversuchung. Sie stifteten ein Complott, damit niemand zur Versteigerung komme.

Es war hier besonders ein durch seinen Reichthum berühmter Großhändler, der Jeden, von dem er, als einem Kauflustigen, Kunde erhielt, der Reihe nach besuchte und ihn von dem Kaufe dieser Gründe abzuschrecken versuchte. Zu mir kam er auch eines Abends. Damals war ich noch ein lediger Bursche. Der alte Herr war in seinem Leben viel gereist und besaß aus eigener Anschauung große Erfahrungen. Im Laufe des Gespräches kam er auf St. Petersburg, wo er in seiner Jugend mehrere Jahre als Gehülfe bei einem reichen China-Waaren-Händler verbracht hatte. Es war ein Holländer; er hieß, wenn ich mich recht auf den Namen erinnere: Van Stratheden.

Ich gebe es so wieder, wie ich es von ihm hörte.

Im schönsten Viertel der aus dem finnländischen Sumpfe hervorgezauberten Zarenstadt befand sich ein großer umzäunter Raum, es war der alte finnische Friedhof. Seit hundert Jahren war er schon verlassen, die riesigen Fichten und Birken bildeten bereits einen ganzen Urwald darin; es war der beste Schlupfwinkel für Gauner und Vagabunde.

Der städtische Magistrat wollte schon mehrmals diesen Platz verkaufen, schon aus Rücksicht für die allgemeine Sicherheit; es fand sich jedoch nie ein Käufer darauf. Das russische Volk ist den Todten gegenüber sehr pietätsvoll. Als endlich der Magistrat beschloß, den wüsten Friedhof, wenn sich auch nur ein einziger Käufer melden sollte, um jeden Preis loszuschlagen, da trat Van Stratheden auf, und kaufte das Ganze um irgend einen Spottpreis. Er war indessen verpflichtet, einen Palast darauf zu bauen. Dazu war dieser Platz eben sehr geeignet. Aus dem dichten Gestrüppe konnte man mit Hülfe der Axt den schönsten Park schaffen, und jene unzähligen großen Steine, auf denen die kalevainischen Edlen ihre Namen verewigt hatten, konnte man sämmtlich im Fundamente verwerthen. —

Herr Van Stratheden mußte jedoch den ganzen Bau durch aus Holland geholte Arbeiter ausführen lassen; denn ein Russe getraute sich nicht, seine Haue in einen solchen Boden zu stoßen, in dem Geister wohnen. Die Einwohner sahen schaudernd zu, wie die Fremden die mit grünendem Rasen bedeckten Schollen aufwühlen, und wie sie zwischen den Wurzeln der ausgehauenen Bänme all das hervorlesen, was einst der Träger menschlichen Stolzes war! Und wie zuletzt eine neben der Wand befindliche große Grube all' das in sich aufnimmt, was einst Ruhm, Größe und Weisheit war!

Sie stören tausende ewige Schläfer aus ihren Träumen auf und zwingen sie, mit ihrer in den Wind gestreuten Asche zur ewigen Wanderschaft. Das wird ein schreckliches Ende nehmen.

Herr Van Stratheden war ein kaltblütiger Holländer und hielt sich für einen aufgeklärten Mann. Er spottete blos über die abergläubischen Prophezeiungen.

Ihm war dieser Bigottismus des Volkes sogar willkommen. Er war ein Freund des Wohllebens, und erlaubte sich darin jede Willkür: er liebte den guten Wein und die schönen Frauen, wollte aber trotzdem, daß man ihn für einen solchen streng ernsten Mann halte, als welchen ihn sein runzlichtes Gesicht erscheinen ließ, und daß niemand von seinen Ausschweifungen irgend etwas erfahre.

Der Palast ward mit großem Pomp und Luxus vollendet: es war sogar auch eine Bühne darin, was zu jener Zeit in keinem einzigen Palais der vornehmen russischen Herrschaften fehlte; in St. Petersburg waren auch einige dreißig Haustheater, zu denen die Adeligen ein eigenes declamirendes, singendes und tanzendes Personal unterhielten. Die Vorstellung schloß gewöhnlich mit einem Gastmahl.

Der Palast war von einem, aus dem Friedhofsgarten gestalteten Parke umgeben und als der Gärtner im Frühling die, mit blühenden Tulpen und Hyacinthen vollen, Mistbeete aufdeckte, würde es niemand vermuthet haben, daß dort einst ein Friedhof war.

Man zog auch in den Palast ein, und der Bankier drückte dem Majordomus seine volle Zufriedenheit bezüglich der Einrichtung aus.

Dieser war sein vertrautester Diener; aus seinem Kammerdiener hatte er ihn dazu erzogen.

Nach kurzer Zeit jedoch begann der Majordomus ein gewisses, sonderbares Wesen bei seinem Herrn wahrzunehmen. Er ward sehr düster und nervös. Er kam Tage lang nicht aus seinem Zimmer heraus, und wollte von seinem Blumengarten nichts wissen. Er fragte ihn, was ihm fehle? Als er einmal eben ein frisches Bouquet in seine Porzellanvase, die auf einem aus alten korinthischen Erze gefertigten Tischchen stand, that, sprach er zu ihm:

„Warum kommen Sie nicht in den Garten hinaus?"

„Warum ich nicht in den Garten hinausgehe?"

„Also begreifst Du es nicht, was für einen Geruch diese Blume hat?"

„Und was für einen Geruch hätte sie denn?"

„Nun, gerade einen solchen wie die ausgeblasenen Wachskerzen, wenn man sie rings um den Katafalk herum allmälig auslöscht".

„Ach, Unsinn! Sie schrieben vielleicht einen Brief da drinnen und spüren den Geruch des Wachsstockes; kommen Sie in den Garten hinaus, und überzeugen Sie sich davon, daß die Hyacinthen auch jetzt noch Hyacinthenduft haben."

„Aber ich gehe nicht. In den Garten gehe ich nicht mehr. Weißt Du, was ich an irgend einem Nachmittage, als ich draußen spazierte, erfuhr? Ueberall um mich herum spüre ich diesen verdammten Wachskerzengestank. Auf einmal erblicke ich zwischen den Tulpenbeeten einen Maulwurf, der im Boden wühlt. Ich rufe den Gärtner herbei, doch als dieser den Spaten in den frischen, noch lebenden Maulwurfshaufen stößt, ertönt von unten herauf ein Jammerschrei, wie das Aufschreien eines Kindes, das gestochen worden. „Tödte es nicht!" schrie ich entsetzt dem Gärtner zu, und kalter Schweiß trat an meinem ganzen Körper hervor."

„Einbildung! Aber wozu mischen Sie sich auch in die Sachen des Gärtners? Kommen Sie zu der Kegelbahn; Ihnen ist ein wenig Bewegung nothwendig. Ihr Blut ist träge geworden, deshalb sehen Sie solche Phantome. Schieben wir eins!"

„Das thue ich erst recht nicht mehr. Weißt Du, was mit mir geschah, als ich Dich eines Nachmittags hinausschickte, damit Du mir meine Pfeife herabbrächtest, und während dieser Zeit allein bei der Kegelbahn blieb? Da tritt auf einmal ein sehr altmodisch gekleideter Mann, es mochte irgend so ein städtischer Spießbürger sein, und ich weiß nicht einmal, woher er kam, auf mich zu, seine Tracht war die der Schnittwaarenhändler zur Zeit Peters des Großen. Er grüßt mich fein anständig, und redet mich bei meinem Namen an. Ich frage ihn, ob er Kegel schieben kann? „Gewiß besser als der Herr." — „Das bezweifle ich, denn ich werfe auf jeden Schub den König." — „Aber mit was?" — „Mit was? Nun mit dieser Lignum sanctum-Kugel." — „Ha, das taugt so nichts, sagt der Spießbürger; aber versuche es der Herr so zu werfen, wie ich hier." Und damit nimmt er seinen Kopf vom Halse herunter, faßt ihn in seine Faust, zielt nicht einmal hin, sondern schiebt ihn nur ab und wirft damit sämmtliche neun Kegel; der abgeschleuderte Kopf rollt auf seinem gehörigen Wege zurück; er setzt ihn wieder auf seine ge-

wohnte Stelle auf, nimmt seine Schnupftabaksdose hervor, schnupft daraus eine gewaltige Prise und sagt: „No, dies bitte ich mir nachzumachen!“

„Unmöglich.“

„Aber doch so wahr, als daß ich hier stehe. Ich lief auch außer Sinnen von dort weg. Du hättest mich lange mit jener Pfeife suchen können.“

Der Majordomus schüttelte den Kopf und brummte so etwas wie: „Der Grog war sehr stark!“ Aber deshalb konnte er Herrn Van Stratheben doch nicht mehr in den Garten hinauslocken.

Bald darauf nahm er wieder eine andere Sonderbarkeit seines Herrn wahr. Der fing an bei Tag zu schlafen, legte sich des Morgens nieder und stand Mittags auf.

„Aber können Sie denn nicht bei Nacht schlafen?“

„Und wo soll ich denn schlafen?“

„In Ihrem Bette?“

„In meinem Bette? Aber wenn ich mich Abends entkleide, und die Vorhänge meines Bettes auseinanderziehe, so sehe ich mich schon dort im Bette liegend. Ganz meine eigene Gestalt, so wie ich hier bin. Dann setze ich mich auf einen Stuhl nieder, und schaue und höre die ganze Nacht hindurch zu, wie dies mein zweites „Ich“ dort im Bette schläft, wie er schnarcht, von sich bläst, um sich stößt, sich auf die andere Seite wendet, und sinne dann ängstlich nach, wer unter den Beiden ich denn wirklich sei? jener, der dort schläft, oder dieser, der hier wach sitzt.“

„Warum klingeln Sie mir denn nicht, daß ich jenen zweiten Schläfer aus Ihrem Bette hinauswerfe.“

„Das fehlte mir noch, daß ich klingele. Denn als ich einmal die Klingelschnur anzog, da fing aufeinmal die Todtenglocke zu läuten an: „gingallo! gingallo!“, so wie man es für die Sterbenden zieht.“

„Da hätten Sie ja zu mir hinauskommen und mich aufwecken können.“

„Wenn es möglich gewesen wäre. Denn sowie ich die Thür nach Außen öffnen will, drückt sie jemand von Innen mit größerer Kraft gegen mich zurück, sodaß ich ihm nicht gewachsen bin.“

„Morgen lasse ich sämmtliche Thüren aus ihren Angeln hinausheben.“

„Dann können ja alle noch um so eher zu mir hineinkommen.“

„Wer?“

„Wer es sei? Also weißt Du es nicht? — Nun jene, die mit ihrem Kopfe den Boden aufwühlen.“ „Aber wer sind denn die?“

„Jeden Tag ein Anderer. Eines Tages kommt eine schöne Dame zu mir, der sich ihr langes Haar wie eine Schleppe nachzieht. Nur daß zwischen diesen Haaren die Motten wimmeln. Dann setzt sie sich zum Clavier und spielt darauf: doch man hört keinen Ton. Dann geht sie wieder heraus, und darauf fängt das verlassene Clavier von selbst zu spielen an; es sind Arien, wie ich sie noch nie gehört habe; den ganzen Tag lang klingt mir ihre Melodie in den Ohren. Dann kommen wieder die Ritter der Urzeit zu mir mit rostigen Panzern, als ob die moskauische Antiquensammlung in meinen Zimmern Procession hielte. Helden aus der Bronzezeit mit kupfernen Aexten. Jüngst wandelte hier auch ein Kämpe der Steinzeit mit einem steinernen Beile bewaffnet, die Spuren seiner nackten Füße sind auch

jetzt noch dort auf dem Parquette bemerkbar. Es bleibt nur noch übrig, daß auch jene Ahnen zum Vorschein kommen, die noch Affen waren."

Der Majordomus dachte ein Mittel aus, um seinen Herrn von dieser Gespensterfurcht zu befreien. Er arrangirte für ihn geräuschvolle Gastmähler, zu denen er alle fröhlichen Cumpane der Stadt einlud, die dann mit heiteren Anekdoten auch bis in den Morgen hinein reichlich herhielten. Doch Herr Van Stratheden befand sich auch zwischen diesen nicht wohl. Er konnte es kaum erwarten, wann er aus diesem Gelage entweichen konnte. Dem Majordomus flüsterte er dann zu, daß dem Weine etwas fehle, er schmecke so wie Blut, das Salz sei bitter, in jeder Speise sei irgend ein Gift. Wenn er in sein Glas schaue, sehe er ein fremdes Gesicht darin und wenn er das Messer in die Hand nehme, könne er den Gedanken nicht los werden, wie gut er damit seine eigene Kehle abschneiden könnte.

Der Majordomus dachte, daß, wenn die Heilung durch fröhliche Männer mißlang, es mit fröhlichen Frauen vielleicht besser gehen werde. Es war soeben der Geburtstag seines Herrn in Aussicht: zu dieser Feier veranstaltete er ein großes Festgelage; es war auch eine Bühnenvorstellung; ein Sinne reizendes Ballet mit tanzenden Nymphen, an denen einst der reiche Herr großes Gefallen gefunden hatte. Alles war vereinigt, was die Seele in Taumel wiegt. Als Ouvertüre des Ballet's ertönte die phantasiereichste Musik aus dem verborgenen Orchester, indem bei solchen Gelegenheiten die Bande der Blinden zu spielen pflegte.

„Was für ein Narr ist das?" fragte der Herr, der aus seiner Loge das feenhafte Zauberspiel ansah. „Hat dieser Kapellmeister den Verstand verloren, daß er mit einem Trauermarsch anfängt?"

Der Majordomus versicherte, daß dies, was man jetzt spiele, die schönste Balletmusik sei; Van Stratheden hörte darin nur einen Leichenmarsch. — Dann zog man den Vorhang auf, und sie schwebten hervor die lächelnden Feengestalten in nebelartigem Gewande, mit ihren verführerischen Tanzschritten.

„Hm!" sagte Herr Stratheden dem Majordomus, „wie schlecht doch diese Gestalten gekleidet sind."

Der Majordomus erwiderte ihm, daß dies beim Ballet so Gebrauch sei; zu dem nehme man nicht besonders viel Gewand auf sich.

„Aber diese vergaßen etwas auf sich zu nehmen, ohne welches es sich nicht ziemt, vor Menschen hinzutreten — ihre Haut — und ihr Fleisch."

Er sah nur tanzende Knochengerippe vor sich, und als die unbändigen, wirbelnden Schönheiten in bacchanalischem Galopp vor ihm vorübersausten und aus ihren sich auflösenden Haaren die Rosen, aus ihren Händen die Castagnetten und von ihren Füßen die Sandalen flogen, sah er auch, daß die wahnsinnig kreisenden Knochengerippe ihre Hände und Füße von sich wegwarfen. „Schrecklich! Schrecklich!" schrie er entsetzt auf und stürzte unter krampfhaften Zuckungen ohnmächtig zusammen. So trug man ihn von dort ohnmächtig in sein Schlafzimmer. Da mußte man ihn schon ernstlich unter ärztliche Pflege nehmen. In seinem Schlafzimmer waren fortwährend, Tag und Nacht, zwei Krankenwärter anwesend; aber selbst diese mußten sich hinter den spanischen Wänden halten, denn auch in ihnen sah er Gespenster. Er zitterte vor jedem lebenden Wesen. Er wagte nicht einzuschlafen, da er fürchtete, man würde ihn ermorden.

Zuletzt verschanzte er sich mit geladenen Pistolen, um in Sicherheit zu sein. So viel Verstand hatten seine Wächter, daß sie keine Kugel in die Pistole gaben. Im Finstern wagte er nicht zu bleiben, was jedoch Licht verbreitet, die Kerzenflamme, Lampenlicht, Kaminfeuer, all' dies gestaltete sich vor ihm zu lebenden Ungethümen; seine Wächter mußten darauf achten, daß keine Motte die Lampe umschwärme, denn das verursachte ihm Convulsionen.

Nur als des Morgens das Sonnenlicht durch die Fenster schien, da kam er zu sich, rief seine Wächter und seinen Majordomus zu seinem Bette und erzählte ihnen, was er die ganze Nacht hindurch gesehen und gehört habe, und er selbst bestrebte sich darüber zu lachen; doch glich dies vielmehr nur einem quälenden Schluchzen.

Eines Morgens indessen, eben zur Zeit des Sonnenaufganges, wurden die im Verstecke schlummernden Wächter durch den Schall von Schüssen aufgeschreckt; sie stürzten hinzu, der Kranke kniete, mit leichenblassem Gesichte und geisterstarren Augen, in seinem Bette und feuerte seine Pistolen in das leere nichts ab.

„Was ist das? Wer ist das?"

„Also seht Ihr es nicht? Ich bin schon gefangen! Man hat mich in mein Bett eingesperrt. Ich kann von hier nicht mehr weggehen!"

Da erst nahmen sie wahr, was ihn in solchen Schrecken versetzt hatte. In der Nacht hatte nämlich eine Kreuzspinne, die man sicherlich mit einem Blumenstraße in das Zimmer gebracht hatte, von einem Pfeiler des Betthimmels bis zum anderen ihr Netz gewoben, und sich selbst, nach ihrer Gewohnheit, in dessen Mitte niedergesetzt. Dies war das Ungethüm, das ihn zur Verzweiflung brachte; er fühlte sich von diesem Spinnennetze gefangen, feuerte auf jene Kreuzspinne, und konnte nicht einmal diese treffen, wo sie ihm doch so groß wie eine Hydra erschien.

Der Majordomus riß das schreckliche Spinnennetz hinunter; aber in dem Momente, als dessen Fäden abrissen, hörte der Kranke solche Töne, als ob man die Saiten von himmlischen Harfen gewaltsam zerrisse, und diese Töne durchbohrten sein Herz. Er wurde vollkommen wahnsinnig. Man nußte ihn aus seinem Palaste wegtragen, und er beschloß sein Leben dort im „Hause der Fik Verst", wie das Asyl der St. Petersburger Irrsinnigen heißt.

. . . .

„Das war wirklich eine genug traurige Geschichte: ich glaube es auch, daß sie sich so zutrug. Ich wundere mich auch nicht darüber. Da die Geister selbst ein sehr moralisches Leben führen, der Millionär aber dagegen vielfach sündigte, so ist es ganz eine ethische Folge, daß sie ihre alte Ruhestätte nicht durch Orgien entweihen ließen. Ich indessen habe mir in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen, führe einen vernünftigen Lebenswandel, und fürchte mich daher nicht vor der moralischen Antipathie der Geister".

. . . .

„Aber hören Sie nur weiter, was hernach mit dem auf den finnischen Friedhof gebauten Palaste geschah!

„Wohnen wollte niemand mehr darin, da die Poltergeister den ersten Hausherrn so zu Tode verfolgt hatten, doch es kam einst aus Paris ein französischer

Theaterdirector, der mit Freuden die Gelegenheit ergriff, einen Palast, in dem auch eine fertige Bühne sei, beinahe umsonst zu bekommen; — er kaufte ihn, schlug in ihm Thaliens Zelt auf und gab nach einander Molière's Lust- und Dumanoir's und Dennery's Schauspiele. Doch er ging innerhalb eines Jahres vollkommen zu Grunde; sein Theater war immer leer, und seine Künstler immer heiser. Nach einem Jahre konnte er froh sein, daß er seine gerettete Bagage auf dem Thespiskarren aus dem verlassenen Gespenster-Palaste weiterschieben konnte."

. . . .

„Das finde ich auch sehr natürlich. Die französischen Schauspiele sind voller Geist. Die eingeborenen Geister des Palastes auf dem finnischen Friedhofe befürchteten, daß jene, falls sie sich dort einnisten, sie selbst von ihrem Platze sämmtlich verdrängen würden. Ich aber betreibe das Advokaten-Handwerk, in dem ist gar kein Spiritus; ich befürchte daher nicht die Eifersucht der Geister"

. . . .

„No aber hören Sie nur weiter, denn die Geschichte des Palastes ist noch nicht zu Ende.

„Nachdem der Impresario aus seinem verwünschten Castell entsprungen war, gelangte dasselbe zur Versteigerung, und wurde um einen billigen Preis von einem belgischen Zuckerraffineur erstanden; der machte daraus eine Fabrik."

(„No und das Ende von dem war, daß aus dem Zucker in seinen Retorten lauter Bittersalz ward!")

„Die Sache ist nicht zum Spaßen, das Ende war noch schlimmer, in einer Nacht explodirte der Dampfkessel und stürzte den ganzen Palast in Trümmer. Auch jetzt noch liegt er so."

(Das finde ich auch ganz natürlich. Zur Zuckerraffinerie benutzte man Knochenmehl, und wegen dessen hatten die Geister wirklich vollkommen Recht, zu zürnen. Dann passirte es auch schon einem Anderen, der einen Dampfkessel in sein Haus trug, daß ihm dieser das Dach seines Hauses sprengte. Ich aber bin hinsichtlich meiner Tintenflasche ganz sicher, daß die nicht explodirt.)

„Also ist es Ihre entschiedene Absicht, morgen auf die Friedhofs-Hausplätze mitzubieten? No, wenn Sie es thun, so werde auch ich dort sein und biete mit."

(Am andern Tag war er der standhafteste Mitbieter auf die neuen Gründe, kaufte auch einige und baute darauf.

Die ganze Spukgeschichte hatte er nur deshalb erdichtet, damit sie jeden mitbietenden Genossen abschrecke und er selbst das Ganze billig erstehen könne).

* * *

Wir lachten ungemein beim Schluße der Spukgeschichte.

„No, und Dich haben die Poltergeister auf ihrer eroberten Ruhestätte nicht besucht?" fragte ich den herzlichen Hauswirth.

„Wie denn nicht! Nur befolgen sie mit ihrem Erscheinen bei mir eine ganz andere Methode, als bei dem Herrn Van Stratheden. Du siehst diese vielen kleinen Heiligen hier im Hause. Wer immer sich hier einquartirt, jedem wird dadurch seine Herberge zu enge. Nicht lange zog hier ein junges Ehepaar aus der Provinz, ein reicher Grundherr, ein, deren bereits achtjährige Ehe ungesegnet war,

wie sehr sie sich auch nach diesem Segen sehnten. Das Wohnen in meinem Hause beschenkte sie gleich im ersten Jahre mit Zwillingen. Auf zehn Jahre mietheten sie die Wohnung aus. Im zweiten Stocke hingegen wohnt ein junger Bekannter von mir: ein Professor der Naturlehre. Vor einigen Tagen kommt er zu mir hinunter, und zeigt mir an, daß er kündige und ausziehe. Ich frage ihn, was ihm denn bei meinem Hause mißfalle?

„Nun ich habe erst jetzt erfahren, daß Ihr Haus auf den alten evangelischen Friedhof gebaut ist."

„No! und ist hier Ihrer Familie irgend ein Malheur passirt? Ist vielleicht irgend eines Ihrer Kinder gestorben?"

„Im Gegentheil! Es ereignen sich bei uns blos glückliche Zufälle, und die Kinder hören nicht auf geboren zu werden. Ich wußte es nicht, daß ich in einem solchen Hause wohne, dessen Grund mit Poltergeistern imprägnirt ist, die nur auf die Art und Gelegenheit lauern, wie sie neuerdings auf die Welt zurückkommen könnten. — Das ist schon klar. — Ich rathe dem Herrn, treten Sie in Compagnie mit irgend einem Amerikaner, gründen Sie eine Actiengesellschaft zu einer derartigen zweckmäßigen Exploitation der Poltergeister: der Erfolg wird riesig sein! Ich aber verzichte im Voraus auf die mir für meine Studie gebührende Tantieme. Ich habe schon sieben! Acht Jahre sind es, daß ich hier wohne! — Und ich habe nicht mehr Gehalt als eintausend zweihundert Gulden. — Ich flüchte mich von hier!"

* * *

Die Damen fragten uns aus dem anstoßenden Zimmer, worüber wir denn so lachen?

Die kleinen Poltergeister aber, mit den krausen Locken, den üppigen rothen Gesichtchen und den lachenden Augen, sangen, in einen Cirkel geschlungen, dort unten im Hofe:

„Ringa Ringa Reia,
Wir sind unserer Dreia!"
(und sie waren ihrer zwanzig).

An dieser Entdeckung des Naturforschers kann wohl etwas Wahres sein.

(Ende.)

Erinnerungen aus den Jahren 1870 und 1871.

Aus den hinterlassenen Papieren
des
k. k. Botschafters Grafen **von Prokesch-Osten.** *)

Im Januar 1870 schloß Rußland mit der rumänischen Regierung, wie mit der eines völlig unabhängigen Landes, ein die Stellung seiner Unterthanen in den Fürstenthümern regelndes Uebereinkommen. Es zerriß dadurch die Bestimmung des Pariser Vertrags, dem zufolge die Pfortenverträge bindend für die Vasallenländer waren. Die Westmächte waren nicht berechtigt, ihm einen Vorwurf deshalb zu machen; Rußland hatte nur ihr Wirken gekrönt, Rumänien als unabhängigen

*) Siehe Heft 1. Jahrgang 4. Deutsche Revue.

Staat betrachtet und behandelt, und überdies einem allgemein anerkannten Bedürfnisse genügt: der Aufhebung oder wenigstens der wesentlichen Aenderung der Capitulationen. Es war Rußlands Verdienst, zuerst an dieses Hemmniß, wenigstens in den Fürstenthümern, zu greifen, und die Pforte konnte wohl gegen die Form aber nicht gegen die Sache selbst, die in ihren Wünschen lag, sich wenden, um so weniger als es ja doch möglich war, daß das Beispiel maßgebend für die anderen Mächte ihr gegenüber werden könnte. Frankreich fühlte sich durch den von Rußland den Fürstenthümern geleisteten Dienst betroffen; es frug an, wie die Pforte das russisch-rumänische Uebereinkommen beurtheile. Der Großvezir Aali-Pascha konnte ihm nichts anderes sagen als, es verletze den Pariser Vertrag, aber in allen Theilen des Reiches werde die Abänderung der Capitulationen als ein Bedürfniß gefühlt, und die Pforte sei bereit, darüber mit den Mächten zu verhandeln. Um diese zu bestimmen, über Aenderungen in den Verträgen, auch insofern sie Interessen der Fürstenthümer betrafen, in Konstantinopel zu verhandeln, versprach der Großvezir keinen Einspruch gegen die russisch-rumänische Abmachung zu erheben, wenn dieselbe der Gutheißung der Pforte unterlegt würde. Er sagte sogar anfangs Februar, nach neuem Drängen bezüglich der Aufschrift, welche die Mächte den Fürstenthümern und dem Fürstenstuhle gegeben wissen wollten, die Zustimmung der Pforte zu, wenn diese Aenderung zuvor durch ein in Konstantinopel zu unterzeichnendes Protocoll geregelt würde. Mir äußerte er damals: „ich betrachte die Mächte entschlossen, die Losreißung der vereinigten Fürstenthümer zu fördern. An sich ist dies kein Verlust für die Pforte, und wenn diese Länder heute an Oesterreich fielen, würde ich ihren Verlust sogar als Gewinn betrachten. Die Gefahr für uns liegt nur in der unfehlbaren Wirkung des Beispiels auf Serbien."

Die rumänische Titelfrage war noch in Verhandlung, als die rumänische Regierung mit einer weiteren Anmaßung auftrat, die zur nächsten Folge hatte, die dem Fürsten günstige Entscheidung in jener Frage zu verzögern. Die Pforte hatte ihm in der im Herbste 1866 unterzeichneten Uebereinkunft zugestanden, eigene Landesmünzen zu prägen, unter der Bedingung, daß dieselben ein Abzeichen der Oberherrlichkeit der Pforte trügen. — — — — Nun kam ihr aus Bukarest die Nachricht der im März stattgefundenen feierlichen Einweihung des Münzamtes, welches die neue Münze mit Bild und Umschrift des „Fürsten von Rumänien" ohne jedes Zeichen der Oberherrlichkeit der Pforte sogleich in Umlauf setzte. Der rumänische Geschäftsträger, Demeter Sturdza, ein ruhiger und verständiger Mann, gab diese Ueberstürzung für einen Mißgriff, dem Fürsten aufgeredet von den an seinem Sturze arbeitenden Gegnern. Der Großvezir schrieb an den Fürsten, ihn an die eingegangene Verpflichtung erinnernd. Diese Mahnung blieb vergeblich. Die Lage des Fürsten war übrigens wirklich eine solche, daß er selbst an der Möglichkeit zweifelte, im Lande verbleiben zu können. Obwohl er sich dem aus Berlin gekommenen Rathe gefügt und schon am Schlusse des abgelaufenen Jahres des Ministeriums J. Bratiano sich entledigt hatte, das die Fürstenthümer zu einem Herde der Verschwörung gegen Oesterreich und die Pforte zu gestalten bestrebt gewesen war, wirkte der anarchische Geist, die Verwaltung hemmend, fort. — — — Man glaubte damals allgemein, daß ihm, so wie seinem Vorgänger, der Boden unter den Füßen brechen werde. — — — —

Digitized by Google

Im Mai wurden diese Zustände so schlimm, daß man zwischen Wien und Paris die Möglichkeit bewaffneter Einmischung in Erwägung zog. Das Wiener Cabinet erklärte, daß im Falle russischen Einmarsches auch österreichische Truppen einrücken würden. Frankreich hielt an dem Artikel 27 des Pariser Vertrags und an Artikel 8 der Uebereinkunft vom Jahre 1858, der für den Fall des Angriffs von außen, die Vertheidigung dem Verständniß der Pforte mit der Regierung der Fürstenthümer überließ, für den Fall innerer Unruhen aber die Pforte verpflichtete, sich über die Mittel zur Herstellung der Ordnung vorerst mit den Mächten zu benehmen. — — — Anfangs Juli war die Lage des Fürsten Carl in seinen eigenen Augen so schlecht, daß er sich vertraulich an die Höfe wandte und ihre Hilfe zur Abänderung der Verfassung ansprach. Er erklärte, wie vor nicht langer Zeit Fürst Cuza, daß mit derselben das Land unregierbar sei, und drohte, wenn ihm die Hilfe nicht würde, dasselbe zu verlassen. Dieses Schreiben, das bald durch die Blätter bekannt wurde, konnte seine Lage nicht bessern. Die Aufregung der herrschenden Partei im Lande nahm den drohendsten Charakter an. Unerwartet kam mir aus dem Munde des russischen Botschafters Ignatieff in diesen Tagen, Anfang Juli, eine Aeußerung aus diesem Anlaß; er lobte die Einsicht des Fürsten und setzte bei: „Die Unbrauchbarkeit, ja Verderblichkeit der Verfassung der Fürstenthümer, überhaupt die Unhaltbarkeit der diesen Ländern gemachten Lage sei genügend nachgewiesen; es gebe nur einen Weg der Abhilfe, nämlich die Union, mit der man eine Nationalität, die gar nicht bestehe, zu schaffen bestrebt gewesen, aufzuheben, und der Moldau und Wallachai, wie früher, Hospodare zu geben." Könnte das Volk sprechen, behauptete er nun, nicht eine Stimme, mit Ausnahme der Rothen und Narren, spräche dagegen.

Am 8. Juli kamen aus Paris die ersten Anzeichen des Sturmes, der mit überstürzter Schnelligkeit ausbrechen und die Machtverhältnisse Europa's ändern sollte. — — Niemand konnte damals die Verblendung, den Dünkel voraussetzen, mit dem Frankreich den Krieg herbeiführte. — — — Sobald der Ausbruch desselben bekannt war, beschloß die Pforte eine neutrale Stellung einzuhalten, ihre Flotte zu waffnen und die Wehrkraft in den europäischen Provinzen auf 250 000 Mann zu bringen. Sie besorgte Aufstand in den Fürstenthümern, wo die Zuversicht in den Sieg der Franzosen die Stellung des Fürsten fast zu einer unmöglichen machte. Auch drängte der französische Botschafter, Herr Bourrée, obwohl er bereits seine Abberufung und Ersetzung durch Herrn Laguéronnière seit ein paar Wochen in Händen hatte, die Pforte, den Augenblick zu ergreifen, um sich des Fürsten Carl zu entledigen. So wenig die Pforte den Fürsten Carl zu halten geneigt war, so wies sie doch das Drängen des Herrn Bourrée entschieden zurück. „Es steht an den Mächten," sagte Aali Pascha, „die nun die Erfahrung auch in den Fürstenthümern gemacht haben, wie wenig die Sprache einzelner Schwindler die Sprache der Völker sei, zurückzukehren zu den altgewohnten Einrichtungen und den Versuch fallen zu lassen, die beiden Fürstenthümer unter dem Namen Rumänien unter einem fremden Fürsten zusammen zu fassen, ein Versuch, der nur ein Hebel für Rußland, und eine Bedrohung für Oesterreich und die Türkei ist. Frankreich, in seinem Wahne, daß die so verbundenen Länder einen Damm gegen Rußland zu bilden vermöchten, sah nicht, daß die Wallachen und Moldauer keine Schweizer sind, mit

Digitized by Google

ihren täglichen Interessen auseinander laufen, daß kaum eine Straße aus einem Lande in das andere führt, daß ihre Ackergesetze, ihre Gemeindeordnungen verschieden sind u. s. w. Paris gab die Losung, die anderen Staaten folgten nach. Nur Rußland sah klar, und darum unterstützte es seinerseits Frankreich." — — —

Mein Verhältniß mit der Pforte war so, daß im Falle der Noth, d. h. einer Bewegung von Seite Rußlands gegen sie oder uns, wenige Tage zur Verständigung über das Zusammenwirken hingereicht hätten. Auch aus London hatte die Pforte günstige Zusicherungen im Falle eines russischen Angriffs, und gleichzeitig hatte das englische Cabinet an Griechenland erklärt, daß es keine Beeinträchtigung der Pforte dulden werde. Die Sprache des Generals Ignatieff war die ruhigste; er billigte die Rüstungen der Pforte; er sprach von dem Wünschenswerthen einer Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich, belachte den Schwindel in Bukarest für Frankreich, und den daselbst herrschenden Wahn, sich Oesterreichs bedienen zu können, um als unabhängiges Königreich aus der heutigen Krise hervorzugehen.

Ende Juli traf Herr Laguéronnière in Constantinopel ein und führte, wie natürlich, die Sache seines Kaisers. Die Niederlagen der französischen Heerhaufen, mit welchen der Feldzug begonnen, suchte er nach Möglichkeit abzuschwächen. Er behandelte den Zweifel an dem endlichen Siege Frankreichs als ein Verbrechen am gesunden Menschenverstande und als ein Verkennen der Allmacht des Fortschritts, der in Frankreich seine edelste Verkörperung habe; er erklärte, daß Frankreich nach einer verlorenen Schlacht nie in eine Verhandlung sich einlassen, niemals einen Fuß breit Landes abtreten werde. Nach den Ereignissen von Sedan begehrte und erhielt er seine Abberufung.

Eine ernste Frage, die schon seit längerem aus den Aeußerungen des russischen Botschafters sich vorhersehen ließ, tauchte, während er auf kurzen Urlaub nach Petersburg gegangen war, im November auf: der Antrag Rußlands auf Aenderungen im Pariser Vertrage. Was die darin bedungene Sperre des Schwarzen Meeres Rußland leisten konnte, das hatte sie geleistet: die Kaukasusländer waren niedergeworfen und das bequemste Thor in das Herz von Vorderasien war geöffnet. Es stand nun an der Zeit, die Ehre Rußlands eines Makels zu entkleiden, den diese Sperre auf dieselbe warf. Am 1. November richtete das Petersburger Cabinet ein Umlaufschreiben an die Vertreter Rußlands bei den Mächten, worin es diesen erklären ließ, den Artikel 11 des Pariser Vertrags nicht länger für sich als bindend zu betrachten. Die erste Nachricht hiervon erhielt der Großvezir aus Wien. Er rief aus: „Also Verständniß zwischen Preußen und Rußland über die Fragen, die den Orient berühren!" Er war, nun Frankreich zu Boden lag, nicht überrascht durch die russische Erklärung, aber ihn beunruhigte, daß sie nicht gegeben sein konnte, ohne daß Rußland Preußens sicher war. Die Anmaßung, die in diesem Schritte lag, machte ihn weitere Gewaltschritte befürchten, z. B. die Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens, die eine von Preußen Rußland abgedrungene Zusage sein konnte; vielleicht auch diejenige Serbiens, für welche ja auch Ungarn schwärmte. — In Wien und in London hatte man einstweilen die Berechtigung Rußlands, den mit anderen Mächten unterzeichneten Vertrag einseitig zu brechen, für unzulässig erklärt.



Die amtliche Mittheilung des an die russischen Vertreter bei den europäischen Höfen erlassenen Umlaufschreibens geschah von Seite der russischen Botschaft an die Pforte am 16. November. Diese Erklärung war eine kühne und, aus russischem Standpunkte, richtig berechnete That. Sie hob Rußland aus dem Schlamm, in den es, wenn auch nicht in Wahrheit, doch in der öffentlichen Meinung, der Krimkrieg geworfen hatte, und gab seiner Macht, die durch denselben nicht gelitten, den entsprechenden Glanz wieder. Sie las den Mächten ihr Sündenregister, verläugnete allerdings mit kecker Unbefangenheit die eigene Mitschuld, doch was sie ihnen vorwarf, war wahr. Sie verletzte, aber sie wagte nichts dabei, denn Europa war nicht in der Lage, darauf mit den Waffen zu antworten. Sie nahm die seit dem Pariser Frieden geschehenen Thatsachen als das was sie waren, als Störungen des in diesem Frieden angeblich beabsichtigten Gleichgewichts und zog daraus die für Rußland entstandenen Folgen. Die Sperre der Dardanellen und die Beschränkung der russischen Streitkräfte im Schwarzen Meere, während der Schlüssel zur Sperre in die Hände der Pforte gegeben war, dieser das Recht verblieb, ihre Flotte nach Gutdünken zu mehren und den Westmächten den Eingang in den Pontus zu öffnen, erlaubten Rußland sich als bedroht zu betrachten. Die Fürstenthümer, dem Pariser Vertrage entgegen, hatten sich unter sich einigen und zu einem festen Körper unter einem aus der Fremde herbeigerufenen Fürsten bilden können, und zwar unter Mithilfe der Unterzeichner des Vertrags. Dieser Verletzung des Vertrags, die, wenn auch irrig, doch als Damm gegen Rußland gedacht war, waren andere gefolgt, die dem Petersburger Cabinete als Vorwände dienen konnten. Ueberhaupt die Bürgschaften für Rußland waren vielseitig und namentlich auch durch die seitdem erfundenen Panzerschiffe abgeschwächt, da Rußland, im Falle des Kriegs, den türkischen und denen der mit der Pforte etwa verbündeten Mächte keine im Schwarzen Meere entgegen zu stellen hatte. Auf diesen Wechsel in den thatsächlichen Verhältnissen fußte Rußland die Erklärung, daß es seine Sicherheit nicht länger durch ein halbeingerissenes Vertragsgebäude gewahrt sehen könne, also der im Vertrag vom 30. März 1856 eingegangenen Verpflichtungen, insofern sie seine Souveränität beschränkten, sich als enthoben betrachte, namentlich der Zusatzconvention, welche Zahl und Größe der Kriegsschiffe im Schwarzen Meere bestimmte, worüber es volle Freiheit dem Sultan zugestehe, aber die gleiche für sich beanspruche. Es erklärte sich am Schlusse bereit, mit den Mächten über die nöthigen Aenderungen des Vertrags in Verhandlung zu treten. Von einer Rückgabe des Stückchens von Bessarabien, das 1856 zur Moldau geschlagen worden war, geschah in dem Umlaufschreiben keine Erwähnung. Dieses im ersten Entwurfe einbegriffene Begehren hatte Fürst Gortschakoff, aus Rücksicht für Preußen, fallen lassen.

Kurz darauf kam General Ignatieff von seinem Urlaub zurück. Er läugnete jede andere Betheiligung an dem Schritte des Fürsten Gortschakoff, als daß er diesen vermocht habe, des Stückchens Bessarabien nicht zu erwähnen. Er nannte den Schritt seines Cabinets sogar einen unnöthigen, da seit 1859 alle Mächte zu verschiedenen malen die Neutralität des Schwarzen Meeres für eine unwürdige und zwecklose Beschränkung der Souveränität Rußlands sowohl als der Pforte zu betrachten gestimmt waren. Er führte dahin zielende Aeußerungen Lord Palmerstons, des Grafen Rechberg, sowie der französischen, preußischen und italienischen Minister

u. s. w. an. Die Form des Umlaufschreibens konnte er durch das Beispiel des Schicksals des Zürcher Vertrags vom Jahre 1859 entschuldigen, zu dem ganz Europa geschwiegen hatte. Er gab dem Großvezir das Umlaufschreiben für den klarsten Beweis der friedlichen Absichten seines Kaisers.

Preußen wurde im vollen Verständnisse mit Rußland vorausgesetzt. Frankreich zählte nicht. England, Oesterreich und die Pforte konnten nicht gewillt sein, einen europäischen Krieg hervorzurufen. Lord Granville stimmte für eine Besprechung der Cabinete in London, um für die Zustimmung die anständigste Form zu finden. Es wurde zwischen London, Wien und Konstantinopel vereinbart, daß man dem Umlaufschreiben nur den Werth eines von Rußland ausgesprochenen Wunsches geben, denselben in Erwägung ziehen, mit den nöthigen Aenderungen oder Zusätzen gewähren und den Rest des Pariser Vertrags als unberührt erklären werde. Herr Odo Russel ging nach Versailles, un Preußen für diesen Gang, welcher die Würde der Mächte retten sollte, zu gewinnen. Herr von Bismarck, der Rußland gern den Dienst leistete, auf friedlichem Wege zu seinem Ziele zu gelangen, beruhigte Lord Granville darüber, daß auch Preußen das Eigenmächtige in der Form der russischen Erklärung nicht verkenne, und es einigten sich nun das englische und das preußische Cabinet, um die Einladung zum Zusammentritt der Conferenz in London an die Mächte zu erlassen. — Es wurde allerseits angenommen, daß die Conferenz nur auf Grundlage des Vertrags, nicht aber auf Grundlage der russischen Erklärung verhandeln könne. Man bildete sich in den Cabineten außerhalb Petersburg ein, durch den Mantel, den man über die bereits beschlossene Zustimmung warf, nicht allein die Blöße zu decken, sondern auch die Wirkung des russischen Auftretens auf die Orthodoxen und Slaven im türkischen Reiche und anderwärts abzuschwächen. General Ignatieff, mit dem Tacte, der ihm nicht leicht fehlte, arbeitete zunächst für unmittelbares Verständniß zwischen Rußland und der Pforte, das man in Wien, troß meiner Versicherungen, als wahrscheinlich befürchtete. Die Pforte blieb aber fest im Entschlusse, mit den übrigen Mächten zusammenzustehen. Die Besorgniß des Krieges war auf wenige Tage hie und da in den Völkern aufgetaucht, in den Cabineten nirgends und nicht eine Stunde, obwohl man anstandshalber von Rüstungen sprach.

Das Jahr ging aber zu Ende, ehe die Mächte sich über die Bürgschaften klar wurden, welche die Aufhebung der Neutralität des Schwarzen Meeres ersetzen sollten. Die Pforte bestand nur auf zwei Punkten: daß der Pariser Vertrag in allen bis nun nicht verletzten Theilen unverletzt bleibe, und daß der Sultan bezüglich der Durchfahrt zwischen dem Archipel und dem Schwarzen Meere unbeschränkt in seine Rechte als Souverän des Landes zurücktrete, nämlich, daß er unbeschadet der von der Pforte von altersher als Grundsatz aufgestellten und durch die Verträge von 1840 und 1841 erneuerten Sperre der Meerengen, sie ausnahmsweise nach Maßgabe seiner Interessen öffnen könne. Der Pariser Vertrag hatte dieser Sperre den Charakter einer internationalen Verpflichtung und einer Bürgschaft für Rußland als Entschädigung für die ihm durch denselben Vertrag auferlegten Beschränkungen seiner Machtstellung im Schwarzen Meere gegeben. Die Pforte wünschte für sich die Aufhebung des internationalen Bandes und den einfachen Rücktritt in das Souveränitätsrecht des Sultans, sowie auch dem Souveränitätsrecht des Kaisers

von Rußland durch die Aufhebung der Beschränkung im Schwarzen Meere die Fessel genommen sein würde. Ich trat, nach meiner Ansicht nicht blos im Interesse der Mächte, sondern auch in dem der Pforte, diesem Wunsche der Pforte entgegen, da es offenbar eine stärkere Bürgschaft für sie war, wenn Rußland die Sperre des Bospors und der Dardanellen nicht verletzen konnte, ohne zugleich die Mitunterzeichner des Uebereinkommens zu verletzen.

Hätte man den Anlaß, den Rußland gegeben, ergreifen wollen, um ernstliche Bürgschaften für die Erhaltung der Türkei zu nehmen, so würde man nicht blos den Augenblick ins Auge gefaßt, sondern auch nach den Mitteln gesucht haben, der Pforte doch wenigstens für eine Reihe von Jahren den Frieden zu sichern, dessen sie bedurfte, um die Reform durchzuführen, ihre Mittel und Kräfte zu entwickeln, ihr Eisenbahnnetz auszubauen, ihr Vertheidigungsmittel in gehörigen Stand zu setzen, mit einem Worte, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Diese Nothwendigkeit schien damals anerkannt, als der Vertrag vom 15. April 1856 zwischen Oesterreich, England und Frankreich geschlossen worden war. Sie *schien* es nur, denn der französische Kaiser ging damals ganz andere Wege; aber der Vertrag konnte heute mit Ernst aufgenommen und in einen europäischen umgewandelt werden. Der Großvezir machte deshalb einen Anwurf in London. Lord Granville lehnte ihn ab. — — — Der Zusammentritt der Conferenz in London verzögerte sich Frankreichs wegen. Es hegte den in seiner bedrängten Lage natürlichen Wunsch dort, wo Europa zusammensitzen sollte, Hilfe zu suchen.

— — — — In den Fürstenthümern war von der Partei, die in Bukarest seit dem Pariser Frieden die Leitung an sich gerissen, die Niederwerfung Frankreichs, als wäre sie ihre eigene, empfunden, und wie in Paris die Verblendung über die Lage eine völlige gewesen, so war es auch in Bukarest die der Leute, die sich die Volkspartei nannten. Im Hasse gegen Fürsten Carl waren alle die mannigfaltig in ihren Ansichten auseinanderlaufenden Glieder dieser Partei unter sich einig. Dies bewog die sogenannten Anhänger des Fürsten, sich an die Spitze der Wünsche ihrer Gegner zu stellen. Der frühere Justizminister Boeresco veröffentlichte ein Programm, worin er den günstigen Augenblick zur Losreißung und Umwandlung Rumäniens in ein unabhängiges, von den Mächten gleich Belgien als neutral anzuerkennendes Königreich, für gekommen erklärte. Fürst Carl aber, in Erkenntniß der Schwäche des Bodens unter seinen Füßen, wiederholte den Höfen von Wien, Petersburg, London und Berlin, daß er, in der Unmöglichkeit, mit der bestehenden Verfassung das Land zu regieren, entschlossen sei, dasselbe zu verlassen, wenn die Mächte nicht seiner Lage durch zweckmäßige Aenderungen in der Verfassung, sowohl was das Innere, als das Verhältniß nach außen beträfe, zu Hilfe kämen; er fügte bei, daß ihm die Londoner Conferenz dazu die günstige Gelegenheit zu bieten scheine. Das Gleiche wollte er, mit Umgehung des Großvezirs, an den Sultan schreiben, und das Schreiben durch den englischen Botschafter übergeben machen. Dieser lehnte die Zumuthung ab. Der Großvezir konnte den Schritt des Fürsten auch in der Form nur als einen unberechtigten betrachten, da in einer Angelegenheit des Landes derselbe nur durch den Sultan mit fremden Souveränen verkehren durfte. Er beauftragte den Botschafter in London, den Saal zu verlassen, sowie man über die rumänische Frage dort verhandeln wollte. Die Pforte hatte kein Interesse, den

Fürsten Carl zu halten. Der Großvezir erklärte mir, da ich den Schritt des Fürsten entschuldigte und ihm ein nachträgliches Schreiben desselben an den Sultan zusagen konnte, daß Sultan und Pforte ohne Leidwesen den Prinzen gehen sehen würden, denn das allein Richtige, die Zukunft Verbürgende, sei die Rückkehr zur Trennung der Fürstenthümer. Die Souveräne antworteten dem Fürsten ausweichend. Der Fürst wechselte hierauf seine Minister, und ließ in Konstantinopel die ihm aufgebürdeten Losreißungswünsche für grundlos erklären, was geringen Eindruck auf den Großvezir machte. Der Ansicht desselben war eben nichts entgegenzusetzen; der Pariser Vertrag kannte nur die getrennten Fürstenthümer. General Ignatieff sprach sich ganz im Sinne des Großvezirs aus; es lag ihm unter den geänderten Verhältnissen daran, daß Rußland den Fürsten Carl los werde. Auch der englische Botschafter trat der Ansicht des Großvezirs bei. „Daß General Ignatieff derselben Ansicht, ist für mich kein Grund, die an sich richtige Idee zu verwerfen", äußerte Sir H. Elliot damals; „es kann dieselbe allerdings aus verschiedenen Beweggründen gutgeheißen werden." — — —

— — — — Rußland war die erste Macht, welche die Pforte über die Aufnahme des Schreibens des Fürsten Carl an die Souveräne beruhigte. Der Kaiser habe das Begehren der Zulassung eines rumänischen Abgeordneten bei den Londoner Conferenzen entschieden abgelehnt, äußerte General Ignatieff, der inneren Schwierigkeiten wegen aber dem Fürsten gerathen, sich an den Sultan zu wenden. — — — Das angekündigte Schreiben des Fürsten wurde am 19. Januar 1871 vom preußischen Gesandten übergeben. — — — Der Großvezir las mir dasselbe ohne Bemerkung. Ich malte die Gefahren aus, die der Rücktritt des Fürsten zur Folge haben würde und rieth, ihm durch Vorzeichnung von Aenderungen in der Verfassung, die, wenn möglich auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen wären, zu Hilfe zu kommen. Der Großvezir bezweifelte die Brauchbarkeit dieses Weges, da dem Fürsten jede Stütze im Lande selbst fehle. Er führte mir die Worte meiner Collegen von Rußland, England, ja selbst von Preußen an, die ihm, und auch mir, alle geäußert hatten: der Fürst habe nicht eine Stimme im Lande, nicht ein Bataillon, auf das er zählen könne. Der Hilferuf an die Souveräne und an die Pforte, dem unter John Ghica soeben gebildeten Ministerium mitgetheilt, könne seinen Fall nur beschleunigen. „Um nicht hinausgeworfen zu werden, wird er gehen," meinte Aali Pascha; „Weisungen der Mächte an ihre Consuln, ja selbst Abgeordnete, die sie etwa nach Bukarest schickten, würden die Bildung der rothen Republik nicht hindern." „Was dann?" frug ich; er kam nun auf die mir so oft ausgesprochene Erwartung: „die Mächte werden endlich erkennen, daß der Pforte Rechte zustehen und Pflichten obliegen; sie können die rothe Republik an der unteren Donau eben so wenig dulden, als wir. Wir werden einschreiten." Auf meine Zweifel, daß Rußland hierzu seine Zustimmung gebe, antwortete er: „Die Aeußerungen Ignatieff's sind der Art, mir die Besorgnisse zu nehmen. Er läßt mich errathen, daß Rußland unser Einschreiten gern sähe, um des eigenen Einschreitens enthoben zu sein."

Ganz in demselben Sinne sprach General Ignatieff auch zu mir; Kaiser Alexander habe ihm geäußert: „vor Allem kein bewaffnetes Einschreiten russischerseits; es würde das Miteinschreiten Oesterreichs zur Folge haben, und dieses will

ich nicht." — — — Alle meine Collegen sprachen sich gegen ihre Höfe dahin aus, daß, im gegebenen Falle, das Einschreiten der Pforte die wenigst gefährliche Maßregel sei.

Die Antwort der Pforte an den Fürsten war in der Fassung eine sehr artige. Sie sprach Zweifel über die Möglichkeit aus, ein Land zu regieren, in welchem Mißachtung der gesetzlichen Obergewalt bereits so hoch gesteigert sei, wie in den vereinigten Fürstenthümern, und sagte Rathschläge zu, die sie ihm zukommen lassen werde.

Die Conferenz in London, seit Anfang Januar im vollen Zuge, schritt nur langsam weiter. — — — — In den Fürstenthümern trat eine Art von Ruhe ein; die Bewegungspartei war durch die gänzliche Niederlage Frankreichs, die kein Trotz der Täuschung mehr läugnen konnte, wie in Betäubung geworfen. Dies änderte in den Ansichten Aali Pascha's nichts. Er wünschte und hoffte die Entfernung des Fürsten Carl, auf welche Weise sie auch geschehe, und war entschlossen, sobald sie geschehen sein würde, nicht abzuwarten bis eine handvoll Schwindler eine Thatsache hinstellte, die — wie bis jetzt immer geschehen — die Mächte sodann durch ein Protocoll gut hießen, ein Entschluß, in dem ihn General Ignatieff zu erhalten eifrig bestrebt war, selbst für die Trennung der Fürstenthümer wiederholt die Stimme Rußlands zusagend. — Anderorts sah man darin nicht den Wunsch Rußlands, die gewaffnete Einmischung von außen unnöthig zu machen, sondern Abhängigkeit des Großvezirs von russischen Einflüsterungen. — — —

Sir Henry Elliot und Graf Kayserling, der preußische Gesandte, glaubten nicht an die Möglichkeit des Verbleibens des Fürsten Carl; und auch alle meine Berichte aus Bukarest waren der Art, daß sie zu jener Ansicht völlig stimmten. Ich fuhr aber fort, das Verbleiben des Fürsten Carl bei der Pforte warm zu vertreten, theils weil ich dazu angewiesen war, theils in Voraussicht der Folgen, welche der Sturz der französischen Uebermacht durch Preußen nothwendig auf die Gestaltung der Zukunft haben würde.

In dieser Voraussicht fand ich mich bald mit dem Großvezir zusammenstimmend. Er hatte die Nachricht des Falles von Paris mit Befriedigung aufgenommen. Schnell erkannte er, daß aus dem über Frankreich ergangenen Gericht für die Pforte, zunächst wenigstens, kein Nachtheil erwachse. Die zweideutige Freundschaft Frankreichs los zu sein, erschien ihm baarer Gewinn. Er gefiel sich darin, mir zu entwickeln, wie seit Franz I. diese Freundschaft über das Reich der Sultane Uebel auf Uebel gebracht habe. Dessen angebliche Dienste seien schon zur Zeit der ungarischen Kriege nie etwas anderes gewesen, als Mittel sich der Pforte für Frankreichs Machterweiterung zu bedienen. Jeder Aufstand in den Ländern der Pforte habe in Frankreich Unterstützung gefunden. Frankreich sei der Wegmacher für Rußland gewesen.

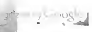
Als nun, es war am 17. März, Graf Kayserling dem Sultan von Seite seines Königs die Annahme der deutschen Kaiserwürde meldete, trat in der Gesinnung des Großvezirs in Bezug auf Fürsten Carl der entschiedenste Umschwung ein. Er fügte der Nachricht dieses Ereignisses, die ich zuerst durch ihn erhielt, die Worte bei: „nun halte ich Fürsten Carl". Sein Gedankengank war der folgende: für Preußen, der Gefahr aus Westen ledig, gewänne nun der Osten eine

veränderte Bedeutung. Es könne sich der Erwägung nicht entziehen, daß die russische Politik auch eine gegen Preußen feindselige werden könne, während Rußland auch seinerseits auf das mit Deutschland Eins gewordene Preußen nicht mehr mit dem alten Vertrauen blicken, sich nicht mehr im Besitze des alten Gewichtes in Berlin fühlen könne. Preußen sei nur als Deutschland eine wirkliche Großmacht, und der Hohenzoller in Rumänien nunmehr für die Pforte ein Pfand, denn Preußen würde seinen deutschen Beruf verläugnen, wenn es dieses Land in russische Hände fallen ließe. Auch habe Preußen für die nächsten Jahre genug in Deutschland zu thun. Das Verhältniß zwischen Rußland und Preußen werde in dieser Zeit nicht gewinnen. Das neue Deutschland habe kein Interesse, Oesterreich der russischen Macht verfallen zu sehen. Preußen werde also bemüht sein, sich in Oesterreich einen Verbündeten zu erwerben und es nach jeder Richtung über Gefahren zu beruhigen. Preußen bedürfe Oesterreichs, und Oesterreich bedürfe Preußens. Es sei nicht wahrscheinlich, daß die eine oder die andere der beiden Mächte das ihnen gemeinschaftliche Interesse verkenne und sich durch russische Lockungen davon ablenken lasse. Daraus aber ergebe sich für die Pforte der Schutz, dessen sie so lange entbehrt hätte.

Mit Vergnügen vernahm der Großvezier, daß Fürst Carl am 24. März aus eigener Machtvollkommenheit ein Ministerium ernannte; daß er den Muth hatte, die Kammer, die dieses Ministerium mit einem Mißtrauensvotum empfing, aufzulösen, und daß der Senat sich für den Fürsten erklärte. Ein freudiges Ereigniß für ihn war die am 1. April angelangte Erklärung des Fürsten Bismarck, daß Preußen die suzeräne Macht verantwortlich für die Ruhe in den Fürstenthümern betrachte. Das war es, was der Pforte zustand und was sie gern hörte. Der Großvezir, um Fürsten Carl eine Stütze gegen die Wühler im Innern zu geben, telegraphirte ihm sogleich, daß die Pforte Ruhe und Ordnung mit allen Mitteln in seinem Lande zu stützen gewillt sei. Bald darauf langte als Geschäftsträger der Fürstenthümer Herr Strat in Konstantinopel an, und wurde mit Vertrauen empfangen. Er gab die Versicherung, Fürst Carl habe den Gedanken, das Land zu verlassen, aufgegeben. Das Programm des neuen Ministeriums Castoforo sei: Ordnung und treue Ausführung der Gesetze im Innern, nach außen aber gewissenhafte Achtung der Verträge. Um der Umsturzpartei entgegenzutreten, bedürfe der Fürst keiner Hilfe. Dieser Umschwung in der Zuversicht des Fürsten bestätigte in der Ueberzeugung des Großvezirs den Willen Preußens, denselben dort zu halten, wo er stand, und so wurde dieser Umschwung auch im Lande verstanden. Das aber gab dem Fürsten Carl den Boden, dessen er bedurfte, und der Pforte das Vertrauen in die Kraft dieses Dammes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Juni erkrankte der Großvezir. Noch wohnte er am 25. dem Thronbesteigungsfeste bei, dem Tags darauf ein schwerer Rückfall folgte. Am 30. sollte er in ein Landhaus am asiatischen Gestade gegenüber den Prinzen-Inseln gebracht werden, um dort die im Bospor unmögliche Ruhe zu finden. Er ließ mich ersuchen, ihn noch zu sehen, denn er wußte, daß ich Urlaub angesprochen und erhalten. Um 7 Uhr früh war ich bei ihm in Bebek, fand ihn müde in seinem Lehnstuhl, aber heiteren Blickes im geistreichen schönen Auge. Er besprach noch



die Anstalten, die er für die Weltausstellung in Wien getroffen, um die Türkei dort würdig vertreten zu machen. Ich begleitete ihn die Treppe hinab bis an sein Boot. Mir ahnte damals nicht, daß ich ihn zum letzten male gesehen hatte.

Am 4. Juli reiste ich nach Wien ab. — — — —

Ich saß im Gasthof zu Palanza, vor meinen Augen das Lichtmeer des Lago maggiore und die Gebirgsmassen des Simplon mit ihren in die Wolken gehüllten Spitzen, da las ich in einem Blatte den Tod Aali Paschas. Er war am 6. September seinem Uebel erlegen. Ein edles Herz, ein reifer Geist, ein für sein Volk und Land unersetzlicher Staatsmann, mir ein milder, sicherer, warmer Freund war hinüber. In den fünfzehn Jahren, die ich mit ihm in fast täglichem Verkehr verlebte, war mir nie ein hartes Wort aus seinem Munde gekommen, nie ein unwürdiger Zweifel in mir aufgetaucht; nicht ein einziges mal, in den häßlichsten und schwierigsten Lagen, hatte er den Botschafter und den Menschen verwechselt.

Platens Briefe an Bunsen.

Platen schreibt seinem Freunde, dem Grafen Fugger, am 24. September 1829 aus Ravenna: „Ich habe eine Correspondenz mit dem Preußischen Gesandten in Rom angeknüpft, der mir einen artigen Brief des Kronprinzen übersandte." Der nachherige König Friedrich Wilhelm IV. hatte, wie wir aus Platens Briefen an die Gebrüder Frizzoni und an Fugger wissen, früher seinen Antheil an dem Dichter der Verhängnißvollen Gabel kundgegeben, und darauf im Juni 1829 ein Schreiben von Platen erhalten, welchem der Romantische Oedipus beigefügt war. Bunsen, der mit Rumohr bemüht war, Platen wieder dem Vaterlande zuzuwenden und nach Berlin zu ziehen, meldet an Niebuhr, der Kronprinz sei dafür gewonnen. (Bunsens Leben I. 359.) Zwar hatte Platen früher, wie uns Goedeke erzählt, einen Antrag abgelehnt, gegen ein jährliches Gehalt von 2500 Thalern in Berlin eine Zeitschrift über die Bühne herauszugeben; diesmal wies er indeß die dargebotene Hand zunächst nicht zurück, wie wir aus den hier zum ersten Male vollständig abgedruckten Briefen an Bunsen ersehen, aus denen nur einzelne Sätze (ib. p. 360) bisher veröffentlicht wurden. Woran der Plan schließlich scheiterte, erhellt zwar aus dem Briefwechsel nicht, indeß erregen gewisse Stellen bei uns den Verdacht, als habe das politische Glaubensbekenntniß des Dichters in Berlin Anstoß erregt. Der erste Brief ist vom 11. August 1829 aus Ancona datirt und lautet folgendermaßen:

Ew. Excellenz! Ihre gütige Zuschrift war mir um so erfreulicher, als ich schon längst eine Veranlassung wünschte, um mich Ihnen zu nähern und eine Verbindung mit Ihnen anzuknüpfen. Was den mir angekündigten Brief betrifft, den ich mit Sehnsucht erwarte, so bitte ich, mir denselben gütigst sicher nach Ancona zu senden, da ich noch bis gegen Ende dieses Monats hier zu bleiben gedenke.

Wie sehr ich bedauere, S. K. H. nicht persönlich zu kennen, mögen Sie selbst beurtheilen. Ich traf mit ihm in Bologna zusammen; allein, da ich nicht vermuthen konnte, daß er von mir Notiz nimmt, so hatte ich auch nicht den geringsten Vorwand, mich ihm vorstellen zu lassen. Ja, selbst auch im Falle persönlicher Bekanntschaft würde ich es bei dem äußerst kurzen Aufenthalte des Kronprinzen kaum

gewagt haben. Um ihn zu sehen, ging ich nach der Karthause, wohin er jenen Vormittag zu einer gewissen Stunde kommen sollte. Er kam aber nicht und reiste kurz darauf ab. Auch in Genua, wo ich zur Zeit des Erdbebens mit ihm zugleich war, bekam ich ihn nicht zu sehen.

Durch Ihre gütige Anerkennung meiner geringen Verdienste, durch Ihre zwar gerechte, aber für einen Preußen doch immer großmüthige Auslegung meiner Satyre, haben Sie mich ebenso sehr erfreut als verpflichtet und nicht weniger bitte ich Sie, in ihren Briefen an Niebuhr, demselben die lebhaftesten Gesinnungen meiner Verehrung und Dankbarkeit auszudrücken. An dem, was Sie über die hohe Bestimmung des preußischen Staats sagen, ist wohl kaum zu zweifeln, da es der einzige mächtige Staat in Deutschland ist, der höhere Geistesbildung befördert.

Ich werde in jedem Falle nächsten Winter nach Rom kommen; ob früh oder spät, hängt von meinem Aufenthalte in Venedig ab, wohin ich kommenden Herbst zu gehen gedenke. Durch die über Ferrara eingerichtete Diligence ist man auch bei geringen Mitteln im Stande, in kürzester Zeit von Venedig in Rom zu sein. Ehe ich die Reise nach Venedig antrete, werde ich gegen Ende dieses Monats noch einen Abstecher nach Ascoli, Spoleto und Todi machen und sodann über Gualdo und Fabriano sicher zurück kommen, wo ich meine Sachen zurücklasse.

Es thut mir leid, daß ich seit langer Zeit keine Nachrichten von Rumohr habe; doch weiß ich aus Briefen seiner Reisegefährten, daß er mit seinem Aufenthalte in Venedig sehr zufrieden war.

In der Hoffnung, über kurz oder lang mich Ihnen persönlich vorstellen zu können, verbleibe ich

Ew. Excellenz

gehorsamer

Gr. Platen.

Die Grüße von Röstell bitte ich auf das Freundlichste zu erwidern.

Platen war kein Freund des unumschränkten Königthums in Preußen und ein grimmiger Gegner der russischen Allianz. Er hielt sich für verkannt von dem Berliner Publikum und den dortigen Kunstkritikern, und der Pietismus daselbst erschien ihm reine Heuchelei. Schilderte er doch einflußreiche Kreise, wie wir sie auch in den fünfziger Jahren kennen gelernt haben, mit folgenden Worten:

Züchtig mit gebeugtem Nacken
Treten fromm wir zum Altar;
Uns am Busen ruhn Kosacken
Und im Weihrauch steht der Zar.

Und über die Freundschaft mit Rußland klagt er:

Der Bund, den jedes Herz verwarf,
Wie lange soll er währen?

So begegnen wir auch im Oedipus Stellen, welche seitens eines preußischen Gesandten einer „großmüthigen Auslegung" bedurften, z. B.

...... Wie breit der Latz
Am kurzen Gallahosenpaar des Oedipus
Gewesen ist, bleibt unentschieden; dieserhalb
Wies auch Berlin das Stück zurück, wiewohl der Staat
Von Theben nie ein freier Staat, und Oedipus
Ein legitimer Volkstyrann gewesen ist.

Und:

...... Aber sieh! Wer naht sich uns?
Ein Exilirter aus Berlin, er heißt Verstand.

Allein keineswegs verkannte er die Aufgabe Preußens, die deutschen Stämme zur Eintracht zu führen und gemeinsam mit Oesterreich dem russischen Uebermuthe entgegenzutreten. An Xylander schrieb er in patriotischer Zuversicht:

Und glaube, daß dem Norden
Sich unser Süden paart.

Und scheint er nicht bereits die Luft von 1880 zu athmen, wenn er in einem Festgesang vom Jahre 1835 sagt:

Ihr Deutschen, o flieht stets des öden Polargestads
Freche Sirene,
Und blickt mit doppeltem Antlitze, der Zeit Janusbild,
Ostwärts gewendet und westwärts umher!

Oder wenn er die Kassandra den deutschen Großmächten warnend zurufen läßt:

Sieh, da keimt schon unter dem Hauch des Nordpols
Frischen Unheils wuchernder Same leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dies
Riesige Scheusal!
Zwar der Hahn kräht, aber er weckt die Welt nicht;
Selbst des Einhorns Stachel vielleicht zersplittert.
Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n dir!

Der in der Nachschrift erwähnte Röstell ist der wohlbekannte, jetzt achtzigjährige Professor der Rechte in Marburg.

Am 17. August 1829 schreibt Platen wieder aus Ancona an Bunsen:

Verehrtester Freund!

Der Brief S. K. H. des Kronprinzen, den Sie mir gütigst zugeschickt, hat mich sehr erfreut. Da er jedoch keine Antwort erfordert, so würde es wohl unschicklich sein, etwas darauf zu erwidern, was Sie wohl am Besten werden beurtheilen können. Der Prinz, nachdem er seine Zufriedenheit mit dem ihm überschickten Oedipus bezeichnet, fährt fort, „er erwarte mit Ungeduld den einen ihm angekündigten Helden. Vielleicht werde mir dieser Gelegenheit geben, mich wieder dem Vaterlande zuzuwenden; ich solle dann auch Berlin nicht vorübergehen." Ich hatte nämlich am Schlusse meines Briefes gesagt, ich hoffe ihm einst einen besseren Helden vorzuführen, als diesen meinen Romantiker, mit dem er einstweilen vorlieb nehmen müsse. Wie der Kronprinz sich diese Stelle ausgelegt, weiß ich nicht; ich aber spielte damit auf ein episches Gedicht über die schwäbischen Kaiser an, von dem Ihnen vielleicht Rumohr gesprochen hat. Da dieses Gedicht jedoch seinen Schauplatz in Italien hat, so würde es mich wohl dem deutschen Vaterlande auf keine körperliche Weise annähern, so gern ich auch sonst Berlin und andere Gegenden desselben besuchen würde. Uebrigens ist es auch immer noch die Frage, ob diese Arbeit zu Stande kommt, und die Ausführung eines so großen Vorhabens erfordert nicht bloß geistige Hülfsmittel, sondern auch gesichertere Verhältnisse, als die meinigen sind. Gerade zu den Anfängen des Werks bedarf ich noch eine Reihe historischer Schriften, die ich mir vorerst nicht anschaffen, noch weniger kommen lassen kann. Läßt man auch wirklich etwas kommen, so wird es dann gewöhnlich

von der italienischen Dogana weggenommen.*) In Mailand sind mir meine eigenen Gedichte confiscirt worden, wiewohl sie nach Genua adressirt waren. Ich habe so viel Mühe mit der Dogana ausgestanden, daß ich fast ganz ohne Bücher reise, so nöthig ich sie hätte. Wer kann sich aber diesen ewigen Plackereien besonders im österreichischen Italien und in Neapel unterwerfen? Man ist in Italien, wenn man mit sehr mäßigen Mitteln und allein reist, schon mit den Vetturinen und Gastwirthen so vollauf geplagt und geprellt, daß man sich alles Anderweitige vom Halse zu schaffen sucht. Auch meine Verhältnisse mit Cotta sind sehr unangenehm. Selbst wenn er mir Geld schuldig ist, so ist es nicht möglich, es von ihm herauszupressen.**)

Was Rumohr betrifft, so konnte er nicht voraussehen, daß ich in Bologna zu gleicher Zeit mit dem Kronprinzen ankommen würde, um so weniger, da es meine Absicht war, von Modena gleich nach Lucca zu gehen; ich fand jedoch keine Gelegenheit. Wohl aber hatte er mir einen Wink gegeben; allein es ist die Gewohnheit der Mailänder Post, die Briefe zu öffnen und oft Monate lang zurückzubehalten. So erhielt ich einen Pack im October für mich in Mailand angekommener Briefe, worunter auch Rumohrs seiner, erst im December in Siena, und würde sie ohne die fortgesetzte Mühe einiger Mailänder Freunde wahrscheinlich gar nicht erhalten haben. Die Mailänder Post ist daher allein schuld, daß ich den Kronprinzen verfehlte.

Das archäologische Zutrauen, das Sie in mich setzen, ist mir schmeichelhaft; doch werde ich wohl auf dieser Reise, außer bekannten Sachen, wenig sehen. Auch reise ich nun über Jahr und Tag im nördlichen Italien, und mein Blick ist daher geübter, moderne Kunstwerke zu sehen, als antike. Wenn es mir einmal gelingt, Calabrien und Apulien bereisen zu können, werde ich wohl eher einige Ausbeute liefern. Nach Urbino komme ich auf jeden Fall von Pesaro aus, und gehe dann über S. Marino nach Rimini. In Rom bleiben mir noch sehr viele Excursionen übrig; denn außer Tivoli und Frascati kenne ich von der Campagna gar nichts.

Von Schelling wüßte ich Ihnen in diesem Augenblicke wenig zu sagen; er hat mir durch einen Freund einen Brief versprechen lassen, der aber noch nicht angekommen ist. Es wäre nur zu wünschen, daß er sein Werk nicht gar zu lange zurückhielte und auch einmal nach Italien käme.

Mit wahrer Ergebenheit

Ihr

Platen.

Sie sehen, daß ich die Excellenz weggelassen. Auf der Adresse müssen Sie sich dieselbe als Gesandter schon gefallen lassen; aber nicht ich, der ich keiner bin. Frankiren Sie doch Ihre Briefe nicht, da ich es auch nicht thue. Auch hat es Sie diesmal nichts genützt; denn ich habe den Brief doch bezahlen müssen. Hier scheint überhaupt eine eigene Brieftaxe für die Forestieri zu existiren.

---

*) Zollamt.

**) Wie Byron's Anschuldigungen gegen Murray sich später als grundlos erwiesen haben, so zweifeln wir auch nicht, daß Platens Vorwürfe gegen Cotta mindestens übertrieben waren. Die Natur des Dichters ist eben eine ungewöhnlich empfindliche, und Platens gräflicher Stand machte ihm den Druck von Nahrungssorgen noch besonders fühlbar.

In diesem Briefe erwähnt Platen ein wahrscheinlich nie begonnenes episches Gedicht auf die schwäbischen Kaiser. Da in dem Verzeichniß der noch ungedruckten Gedichte, welches Platen dem Grafen Fugger am 15. August 1835 einsandte, davon nicht die Rede ist, so möchte man annehmen, daß Platen nach Vollendung der Abassiden durch die Geschichte Neapels von seinem Vorhaben abgezogen wurde, die Hohenstaufen zu verherrlichen.

Der dritte Brief, vom 10. September 1829, ist wieder aus Ancona.

Ihren werthen Brief, verehrtester Freund, erhielt ich erst bei Zurückkunft von einer kleinen Reise, die ich übrigens nicht so weit ausdehnte, als mein Plan war; besonders da ich an Hämorrhoidalbeschwerden litt. Ich ging über Loreto nach Ascoli, und kehrte dann über Fermo und Macerata sicher zurück. Ascoli, wo ich fünf Tage zubrachte, ist eine sehr schön gelegene und schön gebildete Stadt auf einer Halbinsel zwischen zwei Flüssen. Die Gebäude sind fast alle aus dem besten Zeitalter der Kunst, weniger die öffentlichen, als die Privatpaläste. Die Kirchen sind weniger merkwürdig, da sie zum Theil verdorben, zum Theil aus der späteren Zeit sind. Die Spaziergänge sind unerschöpflich, und dem Landschaftsmaler ist die Gegend sehr anzurathen. Von Alterthümern haben sich eingemauerte Korinthische Säulen, wenige Rudera eines Amphitheaters, Theile der Stadtmauer u. s. w. erhalten. Dagegen besitzt Ascoli fünf Brücken, alle mehr oder weniger römischen Ursprungs, von denen immer eine schöner als die andere ist. Die vor der porta capucina gehört gewiß zu den schönsten in der Welt. Sie führt über den Tronto und besteht aus einem einzigen Bogen von den reinsten Verhältnissen.

Für das überschickte Heft bitte ich dem Professor Gerhard auf das Herzlichste zu danken. Es hat mich sehr interessirt, besonders dasjenige, was auf dem römischen Forum und in Pompeji geschehen ist. Wie sieht es gegenwärtig mit dem Forum aus?

Für Ihre gütigen Anerbietungen danke ich Ihnen, und werde zu seiner Zeit davon Gebrauch machen. An den Kronprinzen zu schreiben, hoffe ich in Venedig Gelegenheit zu finden, da ich sie doch nicht gar zu sehr vom Zaune brechen möchte. Sagen Sie mir gefälligst, wie man eigentlich adressiren muß? Da die venetianische Post wie die mailänder bestellt sein wird, so bitte ich Sie, mir nach Ferrara zu antworten, wo ich gegen Ende dieses Monats ankommen werde. Es freut mich, daß Rumohr eine würdige Thätigkeit gefunden hat. Es ist zwar natürlich, daß man diejenigen an die Spitze stellt, die etwas von den Sachen verstehen, es geschieht aber doch so selten. Ich wäre neugierig, den Katalog des Berliner Museums zu sehen.

Von der Einnahme von Constantinopel weiß man hier noch nichts Bestimmtes. Man spricht davon, daß sich der Sultan auf ein englisches Schiff geflüchtet habe. Wenn er auch Constantinopel verloren, so fürchte ich doch, daß er beim Friedensschluß wieder dahin zurückkehren wird, und daß man sich, wie gewöhnlich, mit einigen Abtretungen begnügt. Sollte die Sache wirklich eine großartigere Wendung nehmen, so hätte ich große Lust eine Ode an den Kaiser Nikolaus zu richten. Vielleicht wissen Sie einen sichern Canal, durch den sie an Ort und Stelle zu bringen wäre. Da Ihnen bessere Zeitungen zu Gebote stehen, als mir,

so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir weniger Bekanntes daraus mittheilen wollten, im Falle Constantinopel wirklich erobert ist.

Leben Sie wohl!

Karl Friedrich von Rumohr, der bekannte Kunstschriftsteller, war um diese Zeit mit Anordnung der Kunstsachen im Berliner Museum beauftragt worden. Hierauf spielt Platen im Briefe an, sowie auf die damals von Bunsen entwickelten Ansichten über die Lage des römischen Forum, welche, später in der „Beschreibung Roms“ niedergelegt, durch die Ausgrabungen der neuesten Zeit volle Bestätigung erhalten haben. Das Gerücht von der Einnahme Constantinopels keimte begreiflicherweise überall leicht empor, sobald die Welt erfahren, daß Diebitsch mit einem siegreichen Heere in Adrianopel stand. Vier Tage nach dem Datum dieses Briefes erfolgte jedoch, auf Müfflings Vermittlung, der Friedensschluß, zu dem sich beide Theile Glück wünschten; denn die russischen Truppen waren ohne Lebensmittel und keineswegs so furchtbar, wie die ängstliche Pforte sich einbildete. Erstaunlich mag den Kennern Platens sein Wunsch erscheinen, eine Ode an den Kaiser Nikolaus zu richten, dem er in seinen Polenliedern ein unvergängliches Denkmal des Hasses gesetzt hat. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß die Gräuel noch nicht stattgefunden hatten, welche den Haß des Dichters entflammten, und daß Platen den Türken nicht hold war (vgl. Verh. Gabel Akt III.: „wo sonst Heroen schritten, tummeln sich Barbarenhorden“). Der Christ konnte nur mit Begeisterung an das Wiederaufpflanzen des Kreuzes auf der Moschee der Hagia Sophia denken und der Dichter frohlockte im Hinblick auf eine historische That, die ihm einen so seltenen Stoff zur Ode gewähren werde.

Venedig, den 25. Oktober 1829.

Verehrtester Freund!

Ich weiß nicht, ob Sie meinen letzten Brief aus Ancona erhalten haben? Gegenwärtig habe ich, Ihrem gütigem Anerbieten gemäß, blos die Bitte an Sie zu richten, mir einen lascia passare zukommen zu lassen, damit ich sowohl an der päpstlichen Grenze als in Rom selbst ungeschoren bleibe. Die Reise gedenke ich bis Mitte November anzutreten, wenn ich bis dahin Antwort von Ihnen erhalte. Ich werde sie mit dem Postwagen, also sehr schnell machen; blos in Foligno werde ich einige Tage bleiben, um ein Paar Excursionen vorzunehmen. Venedig gefällt mir sehr; doch würde ich, wenn ich den Winter hier bliebe, zu sehr isolirt sein. In der Hoffnung bald etwas von Ihnen zu hören und Sie binnen 4 Wochen zu sehen, schließe ich.

Der fünfte Brief ist in Rom geschrieben, wo Platen den ganzen Winter 1829/30 verweilt hatte. Das darin besprochene Gedicht sind die Abassiden, von denen er in Rom die sechs ersten, in Neapel die drei letzten Gesänge verfaßte. Die von Bunsen gerügten Gleichnisse ließ Platen bei der Ueberarbeitung weg. Die Stelle über Tholuck findet sich im Oedipus am Schlusse des dritten Actes.

Ich schicke mich an, Ihren werthen Brief, verehrtester Freund, schriftlich zu beantworten, da es mit meiner Gesundheit noch nicht nach Wunsche geht, und ich

vorerst gezwungen sein werde, meine Abende zu Hause zuzubringen, so langweilig es ist, wenn man sich nur äußerst wenig beschäftigen kann.

Natürlich ist das vorgelesene Gedicht noch nicht in dem Zustande, wie es gedruckt werden soll, und selbst bei der ersten gedruckten Ausgabe wird es noch schwerlich so dastehen, wie ich wünschte, daß es auf die Nachwelt überginge. Die Gleichnisse vom Beichtvater und Bratspieß gefallen mir selbst nicht, und ich werde suchen sie mit anderen zu vertauschen, wiewohl dergleichen spätere Einschaltungen vielen Schwierigkeiten unterworfen sind. Sie mißfallen mir jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie anführen, sondern weil der Dichter genöthigt war, sie zu umschreiben, anstatt sie geradezu beim Namen zu nennen. Worin das Tadelhafte der übrigen genannten Gleichnisse besteht, ist mir bis jetzt nicht klar geworden, und ich kann das Princip, das Sie darüber aufstellen, eigentlich nicht anerkennen. Erstlich malt auch Homer seine meisten Gleichnisse, je nachdem es der Gegenstand erfordert, in 4 bis 5 und mehreren Versen aus. Zweitens ist das Gleichniß im Epischen, was die Parabase im Drama, ein lyrisches Hervortreten des Dichters. So sieht es wenigstens auch Goethe an, in einem Aufsatz über die homerischen Gleichnisse. Es ist ein Ruhepunkt in der Erzählung, eine Erholung des Dichters, die durch eine kurz hingeworfene Metapher noch nicht erreicht wird. Woher soll der Dichter die Gleichnisse nehmen, als aus seinen eigenen Anschauungen, welche nicht wohl mit denen der handelnden Personen übereintreffen können, insofern sie nicht von ihnen selbst ausgesprochen werden. In jedem Fall ist das Gleichniß eine Unterbrechung des historischen Ganges der Erzählung, und darf also auch als solche hervortreten. In meinem Gleichnisse den Muhamedaner zu fingiren, würde wohl ganz unpassend sein, um so mehr, als in dem Gedicht selbst drei verschiedene Religionen auftreten. Zu modern finde ich nicht einmal Beichtvater und Bratspieß, da beide Begriffe schon zu Harun's Zeit vorhanden waren. Der Ausdruck „Madonnenbild" kommt nicht vor, wohl aber Gottesbild, und zwar bei Gelegenheit Heliodora's, die selbst eine Christin ist. Dies sei aber nur im Allgemeinen gesagt — im Einzelnen mögen viele Gleichnisse schlecht sein, und ich hoffe noch Manches zu ändern, wenn einmal das Gedicht vollständig vor mir liegt. So wie es jetzt ist, existirt es eigentlich für mich noch gar nicht; wenn man einmal seiner Sache gewiß ist, ist man eher geneigt, etwas aufzuopfern, und Fehler zu verbessern. Es muß mir schmeichelhaft sein, wenn man meine Erzählung so lebendig findet, daß die Gleichnisse als etwas Hemmendes erscheinen, und ich bin Ihnen aufrichtig für Ihre Rüge verbunden, die ich nicht unbenutzt lassen werde.

Was Tholuck betrifft, so thut es mir herzlich leid, ihm Unrecht gethan zu haben; übrigens unter die Carricaturen der Zeit habe ich ihn nicht gestellt. Im Gegentheil wird er aufgefordert, diesen Carricaturen entgegen zu wirken, nur daß ihm bei dieser Gelegenheit eine zu calvinische Strenge vorgeworfen wird. Hart kann man blos den durch den Reim herbeigeführten Ausdruck „Kumpan" finden; in dem Wunsche, daß sich ihm die deutschen Fröste in einen Frühling Kanaans verwandeln möchten, liegt eher etwas Wohlwollendes, als etwas Hartes. In jedem Falle werde ich die Stelle in der nächsten Auflage abändern. Für das mitgetheilte Buch danke ich verbindlichst, und ich werde mich damit beschäftigen, sobald es meine Umstände erlauben. Zugleich bin ich so frei, Sie an ein früheres Versprechen zu erinnern

mir nämlich gelegentlich das Heft der indischen Bibliothek zu verschaffen, in welchem die Geschichte des Elephanten vorkommt.

Mit aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

d. 7. März 1830. Platen.

Der Dichter zog nun nach Neapel, von wo er am 9. Mai 1830 an Bunsen schreibt:

Nicht länger, verehrtester Freund, kann ich verschieben, Ihnen über meine glückliche Ankunft in Neapel Nachricht zu geben und Ihnen für die freundliche Aufnahme zu danken, die ich während meines römischen Aufenthalts in Ihrem Hause gefunden habe. Die ersten Tage befand ich mich hier sehr schlecht, sei es, daß die Seewinde meine Nerven angriffen, oder, was wahrscheinlicher ist, die Reise. Denn diese Postwagenexpeditionen sind für mich so rein unerträglich, daß ich meine zukünftigen allenfallsigen Reisen so viel als möglich zur See machen werde. Man behauptet hier, daß das Klima von Neapel für Nerven und Hämorrhoiden sehr schädlich sei. Doch glaube ich es nicht, wenn man die Vorsicht braucht, im Winter im Innern der Stadt und nicht am Meer zu wohnen, wie gewöhnlich die Forestieri thun; denn die heftigen Stürme müssen allerdings die Nerven erschüttern. . . . . .

Das Gewühl von Neapel ist für einen Kranken nicht angenehm; jedoch wird es schwer sein, in Sorrent oder anderwärts unterzukommen wegen der Menge von Fremden. Die Engländer haben sogar ihre Pferde nach Sorrent einschiffen lassen, so daß man also auch dort nicht mehr vor dem Staube sicher ist. Dies wäre noch das Wenigste, wenn sie nicht alles so außerordentlich vertheuerten.

Den Brief an Grafen Pourtales habe ich sogleich übergeben, ihn selbst jedoch noch nicht zu Hause getroffen. Auch Bellermann sah ich nur ganz kurz, da er eben im Begriff war, eine kleine Reise nach Benevent anzutreten. An Gesellschaft werde ich hier wahrscheinlich keinen Ueberfluß haben. Im Ganzen befinde ich mich in einer etwas unbehaglichen Stimmung, wie Sie auch aus diesem Briefe ersehen werden. Besonders quält es mich, daß ich mein Gedicht nicht vollenden konnte, wozu ich nun bessere Gesundheit und ländliche Einsamkeit werde abwarten müssen. Ich hätte es gerne bis künftigen Herbst herausgegeben, vorzüglich um es Ihrem Kronprinzen vorzulegen und auch um meinen Feinden für einige Zeit den Mund zu stopfen, da jetzt in Deutschland allgemein angenommen wird, ich hätte gar kein poetisches Talent und wäre blos ein gelehrter Bücherwurm. Der letztere Grund ist jedoch bei Weitem der schwächste; denn ich werde täglich gleichgültiger gegen das, was jenseits der Alpen vorgeht; und da keine andere Nation einen Ausdruck für das deutsche Wort „niederträchtig" besitzt, so würde es thöricht sein, den Deutschen eine so entschieden vaterländische Eigenthümlichkeit zu verübeln.

Es thut mir leid, daß ich von Kestner*) nicht mehr Abschied nehmen konnte, ich traf ihn nicht zu Hause. Doch wird er wahrscheinlich die Bücher, die ich ihm gebracht, erhalten haben? Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin und Schwester

---

*) Der Hannöversche Geschäftsträger in Rom, dem wir die Herausgabe des Briefwechsels seiner Mutter mit Goethe zu verdanken haben.

und anderen Hausgenossen auf's Beste zu empfehlen und mir Nachricht zu geben, sobald es Ihre Geschäfte zulassen.

Ganz der Ihrige

Platen.

Recht ersichtlich wird hier die tiefe Verstimmung, welche der hypochondrische Dichter darüber empfand, daß hämische Gegner, die er nicht achtete, wie Heine, mehr Anklang im Vaterlande fanden, als er. In diesem Jahre ließ er die Ode an August Kopisch in den Druck wandern:

Doch Dich locken indeß heimische Triebe bald
Fernhin (wo in des Nords Winter ein edler Fürst
Aussät ein Athen des Geistes)
An die scythische, kalte Spree.

Mir auch schien es vielleicht rühmlicher, hinzuziehn,
Wo hinweist der Magnet; aber dem trägen Fuß
Sind Brenner zugleich und Gotthardt
Unübersteigliche Berge längst.

sowie die Ode an die Gräfin Pieri, wo es heißt:

Schön ist's häuslichen Kreis sammeln umher, wiewohl
Schön nicht minder, sich selbst lebend und frei von Zwang
Anschaun Städte der Menschen,
Stehn auf hohem Verdeck zu Schiff.

Am 3. Juni schreibt Platen aus Sorrent:

Ich wollte nicht sogleich antworten, verehrtester Freund, um nicht zweima dasselbe sagen zu müssen, da mein Zustand im Ganzen sich wenig verändert hat. Heute kann ich wenigstens ankündigen, daß ich gestern in Sorrent angekommen bin, und eine Wohnung bezogen habe, an der sich nichts ausstellen läßt, als daß sie dreiviertel Stunden von der Marine entfernt liegt und unverschämt theuer ist, was vorauszusehen war, da wir armen Deutschen bestimmt sind, die Thorheiten der Engländer zu bezahlen. Ueberhaupt ist Neapel ein Aufenthalt für die Reichen, und ich weiß nicht, ob ich mich dort werde fixiren können, wie ich Anfangs vorhatte. Nächsten Monat werde ich wohl ein anderes Unterkommen suchen müssen, da ich in jedem Falle zu weit von den Seebädern entfernt bin. Das Meer ist zwar ganz in der Nähe und die schönsten Stufen führen hinab, aber da die Dogana die Zugänge der Grotten hat vermauern lassen, so muß man immer bis an den Hafen von Sorrent laufen. Ich bin nun schon geistig und leiblich bestimmt, ein Opfer der Dogana zu werden, in Bezug auf Bäder und Studien.

Da man hier zwischen lauter Mauern wandelt und ein anderer Garten, als ein arg benutzter Fruchtgarten, etwas Unerhörtes ist, so würde es wohl nicht schwer sein, die schönen tuskulanischen Villen der Campagna von Sorrent vorzuziehen, wenn die Seebäder nicht wären. Hier ist Alles dergestalt auf den Gewinn gestellt, daß es ein Verbrechen sein würde, einen Baum zu pflanzen oder stehen zu lassen, der keine Frucht trägt. Im Florentinischen ist es ebenso. Freilich sind hier die Anpflanzungen schöner; Orangen, Reben und Oelbäume verschlingen sich in ein unabsehliches Dickicht und die Aussichten auf den Golf, die man von Zeit zu Zeit

an einer offenen Stelle genießt, können wohl für die beispiellose Benutzung des Bodens entschädigen, die dem Spaziergänger so äußerst wenigen Spielraum läßt.

An mein Gedicht konnte ich noch nicht denken. Die poetische Anstrengung ist zwar eine, die man nicht merkt, aber vielleicht die größte von allen. Kann ich einmal daran gehen, so wird es wohl auch bald vollendet sein, da ich die ersten sechs Gesänge, die Sie kennen, in drei Wochen geschrieben habe.

Vom Scirocco können Sie nicht mehr gelitten haben, als wir in Neapel, wo der Himmel verfinstert und die Dächer mit afrikanischem Sand bedeckt waren. Man glaubte Anfangs, es wäre Asche vom Aetna. . . . . .

Es ist mir gelungen, mir einen Gibbon zu verschaffen, den ich vor allen Dingen wieder durchlesen wollte, so daß ich, mein Gedicht eingerechnet, für diesen Sommer und Herbst hinreichend beschäftigt bin. Auch wird Cornelius diesen Sommer Schlosser's Weltgeschichte für mich mitbringen, und ich bitte Sie, mir dieselbe auf demselben Wege zukommen zu lassen, wie das letzte Packet, für das ich Ihnen auf's Beste danke. . . . . .

Auch wünschte ich zu wissen, was Gerhard macht und wie Ihnen die Reise nach Civita Vecchia angeschlagen. An Ranke habe ich geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten.

Leben Sie wohl.

Voll Erkenntlichkeit und Freundschaft

Ihr

Platen.

Sollten Sie mir durch die Post schreiben, so bitte ich Sie, den Brief nach Neapel, an das Büreau von Rothschild, zu adressiren.

Im October 1830 trafen die Freunde zusammen und unternahmen eine zehntägige Reise nach den Inseln und den übrigen Umgebungen Neapels, von welcher Platen an Fugger schreibt:

> „So kurz nacheinander und bei so herrlichem Wetter, wie wir hatten, einen solchen Umkreis von Paradiesen zu sehen, versetzt wirklich in eine Art von Taumel. Ich glaube kaum, daß es eine Stadt in der Welt giebt, die so schöne Umgebungen hat, wie Neapel. Alle diese felsigen Küsten und Buchten, diese Inseln, diese weit in die Flut vorspringenden Landzungen, der Vesuv, der jetzt beständig raucht und Feuer zeigt; zwischen allem diesen das rauschende Meer und darüber der klare Himmel, welcher Beleuchtungen hervorzaubert, wovon man im Norden nicht die leiseste Ahnung hat; es kann kaum ein anderes Land gefallen, wenn man dieses gesehen hat."

Auf diesem Ausflug entstand in Ischia „der Tod des Kaisers Carus", während der Mittagsruhe gedichtet.

Neapel, den 25. December 1830.

Ich benutze einen freien Augenblick, um Ihnen, verehrter Freund, und den Ihrigen zum bevorstehenden Jahreswechsel Glück zu wünschen, und Ihnen zugleich für das durch Graf Lottum übersandte Felleisen meinen Dank abzustatten. Sie werden vor einigen Wochen einen Brief von mir erhalten haben, so wie auch


Digitized by Google

Gerhard ein kleines Packet durch einen Rothschild'schen Courier? Ich bin nun im Besitz der nöthigsten Bücher zur Ausführung meines größeren Gedichtes, und erwarte nur noch einiges aus Deutschland, wozu sich vielleicht Gelegenheit finden wird, wenn der König von Baiern nächstes Jahr hierher kommen sollte. —

Was das morgenländische Gedicht betrifft, so ist es seit 19. d. M. fix und fertig. Ich habe die drei letzten Gesänge in sieben Tagen geschrieben, und also die fast jahrelange Pause hinlänglich eingebracht. Ich denke nun daran, es durchzusehen und abzuschreiben, eine harte Arbeit. Der Bekanntmachung werden sich manche Schwierigkeiten entgegenstellen durch mein Verhältniß zu dem treulosen C. Nehme ich einen anderen Verleger, so chicanirt er mich um so mehr mit meinen früheren Sachen. Es thut mir leid, daß ich Ihnen damals den Brouillon der sechs ersten Gesänge vorgelesen, da das Gedicht eigentlich blos als Ganzes Effect macht, und erst am Schlusse sich zeigt, wenn die zerstreut scheinenden Märchen auf eine Art verbunden sind, wodurch eines das andere bedingt.

Ich bin gesund, doch etwas angegriffen. Müßiggang würde mir jetzt wohl thun; aber dazu gehören gute Freunde und gutes Wetter, welche hier nur im geringen Maß vorhanden sind. Empfehlen Sie mich gütigst bei Tippelskirch, bei Gräfin Egloffstein, Fräulein Binder, Kestner und Anderen; auch Herrn Gans, dem ich wünsche, daß es ihm in Rom wohl gehe. Ich wiederhole die Frage, ob in Rom Hagens Buch der Liebe zu haben sei, ebenso Böttigers Heinrich der Löwe? Die verflossenen Monate waren auch noch reich an Oden und Romanzen.

Ganz der Ihrige

Platen.

Sie werden gehört haben, daß De Matteis*) bei dem Regierungsantritt des Königs sogleich in Freiheit gesetzt wurde, wahrscheinlich als Commentar zur Proclamation.

Neapel, den 9. Juli 1831.

Wenn ich Ihren Brief, verehrtester Freund, nicht erst vorgestern erhalten hätte, so würde ich Ihnen gleich mit dem Courier geantwortet haben. Für die Sendung danke ich, wiewohl ich mich weidlich darüber geärgert. Jene Bücher, die ein so hohes Porto kosteten, habe ich weder gewollt noch bestellt. Ich wollte die prosaische Geschichte von Tristan und Isolde, welche aus Hagens Buch der Liebe herausgenommen, als geringe Bogenzahl, unter Kreuzband nur sehr wenig gekostet haben würde. Ohne Zweifel war die erste Sendung, die verloren gegangen, die richtige?? — Nun schickt man mir das Gedicht von Gottfried von Straßburg, das ich, da ich denselben Stoff bearbeiten will, auf keine Weise lesen möchte, so daß es mir also unter allen Büchern der Welt das allerunnützeste ist. Habe ich recht gesehen, so beträgt die Auslage 4 römische Scudi und 44 boj. Sagen Sie mir, wem ich sie abtragen soll. Zahn**) wird wohl am besten dazu geeignet sein, da er mit Ihnen wahrscheinlich in Geldverbindungen steht?

*) De Matteis, einer der berüchtigtsten Henkersknechte Franz des Ersten, war in Cosenza mit solcher Grausamkeit verfahren, daß er schließlich vor Gericht gestellt werden mußte und auch zu längerer Haft verurtheilt wurde.

**) Der Erfinder des lithographischen Farbendrucks, bekannt durch sein Prachtwerk über Pompeji.

Hier folgt das Polengedicht, welches übrigens nicht neu, sondern schon im Anfange des Jahres entstanden ist. Doch, nach den Vorgängen zu urtheilen, muß ich wohl verzweifeln, daß Ihnen ein Gedicht von mir gefällt. Die Ode wird wohl nicht Allen so maliziös vorkommen, als Ihnen. Zum Dank verlange ich, daß Sie mir nächstens wieder etwas schicken, entweder den Calderon oder die Dionysiaca.

Diesen Herbst oder nächsten Frühling werde ich wohl in jedem Fall eine Reise nach Deutschland unternehmen. Es ist der Wunsch meiner Mutter; denn ich habe seitdem einen schweren Schlag erlitten. Mein Vater ist am 8. Juni gestorben. Einiger Trost ist es noch, daß er in einem Alter von 83 Jahren, ohne Krankheit, durch einen sanften Schlaf hinweg genommen wurde. Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen Wohlergehen. Wir haben hier sehr mäßige Hitze, und vom Scirocco verspürt man wenig. Die Seebäder bekommen mir jedes Jahr besser. Möchten Sie doch dieses schöne Land bald noch einmal besuchen!

Der Ihrige

Platen.

Ueber die erfolgte Bearbeitung des Stoffes Tristan und Isolde haben wir ebensowenig Nachricht, wie über die Besingung der schwäbischen Kaiser oder über die im nachfolgenden Briefe angeführte Arbeit aus der Geschichte Venedigs, es müßte denn unter letzterer das 1832 verfaßte geschichtliche Drama „Die Liga von Cambrai“ zu verstehen sein. Sollte noch Jemand im Besitz derartiger Arbeiten Platens sein, (ein „Satyrischer Briefwechsel zwischen einem Deutschen und einem Berliner“ wird in einem Schreiben an Fugger erwähnt), so hoffen wir, daß sie bald einen Verleger finden mögen. Da die vor allen anderen Gedichten Platens an Leidenschaft und Kraft hervorragenden Polenlieder erst in allerneuester Zeit unter die „Gesammelten Werke“ aufgenommen und daher weit weniger bekannt sind, als sie es verdienen, so mag das dem vorigen Briefe in Platens eigener Handschrift beigefügte hier folgen:

Gesang der Polen
bei dem Vernichtungsfest des Selbstherrschers.

Mächtiger, der Du als Empörer
Uns verdammst und weit und breit
Würger sammelst und Zerstörer,
Heischend Unterwürfigkeit:
Deine heiligen Herrscherrechte,
Legst Du nicht zuvor sie dar?
Sind wir wirklich Deine Knechte
Sind wir Deine Sklaven, Czar?

Wähnst Du so die Schuld zu sühnen,
Die an uns, o Autokrat,
An den ach! vergeblich Kühnen,
Jene Frau begangen hat?
Weil wir innern Streit gefristet,
Welcher stets Verderben kocht,
Hat ein Weib uns überlistet,
Hat ein Weib uns unterjocht!

Sendend ihre Mordgesellen,
Die geschlachtet Alt und Jung,
Ließ sie mit Geschütz umstellen
Unsere Reichsversammelung!
Schweigend saßen unsere Väter
In dem ringsbedrohten Haus:
Sei es früher, sei es später,
Rache sann sich Jeder aus.

Brüder, kommt! Es sei versammelt
Jedes Alter, jeder Stand,
Jeder, dessen Lippe stammelt
Deinen Namen „Vaterland!“
Sei's, daß unsres Rechts Verpöner
Tausend über Tausend wirbt,
Stirbt sich's nicht in Waffen schöner,
Als sich's auf der Folter stirbt?

Digitized by Google

Weil der Docht nicht ewig lodert,
Den ein Gott dem Menschen gab,
Weil ja Poniatowski modert,
Weil Kosciusko liegt im Grab:
Möchten wir, wie Jene, trinken,
Ruhm noch aus dem Kelch der Not:
Soll der Freiheit Sonne sinken,
Folgt ein langes Abendrot!

Deutsches Volk, das kalt und müßig
Unsern Untergang beschaut,
Mache Deine Seele flüssig,
Deren Eis noch nie gethaut!
Deines eignen Reichs Ruine
Stürzte bald dem unsern nach,
Eine künftige Katharine
Wird vollenden Deine Schmach!

Sei dem Leben hold der Feige,
Aber, wer den Tod begehrt,
Flicht mit Muth Cypressenzweige
Um das vaterländische Schwert!
Während unsre Feinde schießen,
Werden froh wir sein und frei,
Während unsre Wunden fließen,
Jubelt unser Schlachtgeschrei!

Aber als vor jenem Throne
Tiefgebückt wir uns gesträubt,
Stets belauert durch Spione,
Durch der Ketten Klang betäubt:
Da verzagten wir, es schmeckte
Bitter jeder Bissen Brod,
Mitten zwar im Frieden weckte
Stets die Furcht uns vor dem Tod.

Könnt' ein Autokrat vermuten,
Wie der Tod dem Helden lacht,
Der, für's Vaterland zu bluten,
Wandelt durch die Männerschlacht,
Ach, er würde bald empfinden,
Wie vergeblich ein Tyrann
Strebt im Kampf zu überwinden,
Was er nie besiegen kann!

Mag zu Staub uns auch zerschmettern
Jener Sklaven Legion,
Unter morscher Särge Brettern
Keimt die neue Blume schon.
Wann das letzte Schwert zerbrochen,
Laßt zu Grab uns freudig gehn,
Aber einst aus unsern Knochen,
Wird ein Rächer auferstehn!

Bei den drei nächsten Briefen fehlt die Zeit- und Ortsangabe. Mehr als ein Grund spricht dafür, denjenigen, wo von Romanzen in der Nachschrift die Rede ist, in den Januar 1832 zu verweisen. Während der Wendt'sche Musen-Almanach von 1831 nur Oden enthält, bringt der von 1832 den Tod des Carus, Harmosan, Luca Signorelli und Zobir, Balladen, die Platen in seinen Briefen wiederholt als Romanzen bezeichnet, obwohl ihm Minckwitz eine besonders strenge Unterscheidung der beiden Gattungsausdrücke zuschreiben möchte. Der zweite Brief muß bald darauf geschrieben sein, da er sich auf Bunsen's inzwischen eingegangene Beurtheilung des Gedichtes „An einen deutschen Fürsten" bezieht. Der letzte Brief dürfte etwa im Mai aus Neapel geschrieben sein, denn am 17. Juli befand sich Platen bereits in Fano auf dem Wege nach Venedig.

Verehrter Freund!

Ich benütze den abgehenden Courier, um Ihnen für Ihre Sendung zu danken, und Sie zu bitten, mich einstweilen bei Graf Groeben*) zu entschuldigen, wenn ich nicht sogleich antworte. Sind einmal die Abassiden gedruckt, so denke ich ihm dieselben für den Kronprinzen zu übersenden und bei einem von aller Politik fernen Gedicht wird sich eher ein Vereinigungspunkt finden lassen als in einem politischen Briefwechsel. Dann werde ich auch meine Dankbarkeit für die Mittheilungen des Kronprinzen aussprechen. — Gegenwärtig wüßte ich nichts vorzubringen, was man in Berlin gerne hören würde; nicht, weil sich so wenig, sondern weil sich viel zu viel zu Gunsten der Wiederherstellung Polens sagen läßt. Soll Europa nicht in einem allgemeinen Kosaken-Despotismus endigen, so wird es sich entschließen müssen, in seine natürlichen Verhältnisse zurückzukehren, und die Russen werden gezwungen werden, Russen zu bleiben, da sie ebensowenig Recht

*) Carl Graf Groeben-Neudörfchen, Adjutant des Kronprinzen.

auf Warschau haben, als auf Constantinopel. Ob sie ihre Eroberungen südlich oder westlich wenden, ist gleich schlimm für Europa. Bis jetzt haben sie ihre westlichen Grenzen sowenig als ihre südlichen verschont, und ich will nicht entscheiden, ob es eine kluge Politik ist, sich ein ex professo eroberndes Volk mit Gewalt zum Nachbar machen zu wollen. In einem neulichen Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" hieß es, der Weg der Russen ginge über Paris nach Constantinopel. Es könnte übrigens auch der Fall eintreten, daß er über Constantinopel nach Berlin ginge. Wollte Gott, daß Constantinopel erobert würde, aber von den Griechen, denen es gehört. Napoleon, der mit dem Willen des französischen Volkes den Thron bestieg, soll ein Usurpator gewesen sein, und der sogenannte König von Polen, den ganz Polen verabscheut, wäre legitim? Wenn die Wiener Verträge eine solche bindende Kraft haben, so hat sie am Ende auch der Friede von Tilsit? —

Doch hierüber genug. Um Sie nicht zu compromittiren, habe ich Ihnen von jenem Gedicht an den Kronprinzen nicht das Geringste gesagt; jetzt aber, da Sie davon unterrichtet sind, will ich es beilegen. Fahren Sie gütigst fort, mir die übrigen Bände von Calderon zu schicken. Auf der Post in Rom oder auf dem Caffe greco soll ein Brief für mich liegen. Wollten Sie wohl so gut sein, mir denselben zukommen zu lassen? . . . . . Von Ihrer Fräulein Schwester höre ich, daß ihr das Münchener Klima sehr gut bekommt. Ich wünsche Ihnen viel Glück zur Vermehrung Ihrer Familie und bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin aufs Beste zu empfehlen.

Der Ihrige

Platen.

Dr. Thomson soll auf der Straße erstochen worden sein? Was macht die geistreiche Gräfin? Lassen Sie mich doch hierüber etwas wissen, wenn Sie auch nicht selbst schreiben wollen. Hier weiß man weniger von Rom als von Indien. Haben Sie die Gedichte im Almanache gelesen? Vielleicht werden Ihnen wenigstens die Romanzen gefallen haben? —

An einen deutschen Fürsten.

O Fürst aus einem Stamm von Weisen,
Den Alle mild und edel preisen
Vereint und laut:
Ist mir's vergönnt ein Wort zu wagen,
Wiewohl ich Dich in meinen Tagen
Von Angesichte nie geschaut?

Zwar werd' ich Deine Gunst verlieren,
Wofern sie je, dies Haupt zu zieren,
Mir ward zu Theil:
Du neigtest einst Dich meinen Scherzen,
Ich bringe jetzt ein Lied der Schmerzen,
Doch such' ich nicht mein eigen Heil!

Ich flehe für das Volk der Leiden,
Das aus der Heimat abzuscheiden
Gedrängt die Zeit;
Ich flehe für umsonst ermannte,
Für flüchtige Helden und verbannte
Um einen Funken Menschlichkeit!

Sie sei'n der Rache nicht verfallen!
Schon ist das Herz im Busen Allen
Genug beschwert,
Um's Vaterland genug bekümmert:
Vom Henker werde nicht zertrümmert
Ihr edles und berühmtes Schwert!

Wie auch des Gegners Groll sich steigert,
Werd' ihnen kein Asyl verweigert,
Kein Trost im Schmerz!
Und wo ein Gast sich eingefunden,
Beträufle Balsam seine Wunden,
So lange schlägt ein deutsches Herz!

Und könnten Fürsten dies verneinen,
So möcht' ein Phalaris erscheinen,
Von Schaam entblößt,
Der Die, die seinen Schutz erküren,
Die seine Hölle helfen schüren,
In ihren eigenen Ofen stößt!

Wie Mancher wähnt den Feind zersplittert,
Indeß die Nemesis umwittert
Des Siegers Zelt!
Triumphe sind wie Niederlagen,
Wenn ihre Frucht besteht in Klagen,
Im grenzenlosen Haß der Welt!

Und sei's, und soll die Welt es glauben
Der Mächtige darf sich kühn erlauben
Jedwede That;
Er wetze hunderttausend Klingen,
Und lasse sein Tedeum singen
Vom Volke, das er niedertrat!

Nur borg' er nicht den Schein des Rechtes,
Er flehe nicht zu Gott für Schlechtes
Um Schutz und Wehr!
Er trage frei das offene Laster
Und seine Stirn von Alabaster
Beflecke kein Erröten mehr!

Nur rühm' er nicht sich — und erdichte
Ein göttlich Recht! Es ruft Geschichte
Ihr lautes Nein!
Wie Manche, deren Gräber sprechen,
Erlangten Kronen durch Verbrechen:
Kann ein Verbrechen göttlich sein?

Manch Reich entstand durch Schwert und Flamme,
Es ist von manchem hohen Stamme
Die Wurzel faul,
Und seit es Könige hat gegeben,
So rief sie nur das Volk in's Leben
Seit jenem ersten König Saul.

Blos um des Volkes Wunsch zu stillen,
Hat ihn gesalbt mit Widerwillen
Des Herrn Prophet. —
O möchten Fürsten stets empfinden,
Daß Erdentage schnell verschwinden,
Und nur des Namens Ruhm besteht!

Digitized by Google

Daß der Kronprinz dieses Gedicht „in rechtem Sinne aufnahm", wie uns Minckwitz erzählt (Nachlaß des Grafen August von Platen I. 31. Anm.) und huldreich beantwortete, gereicht dem Fürsten sehr zur Ehre. Dagegen erstaunen wir über die ihm vom Dichter zugemutete Probe. Daß er keinen Schmeichler um sich haben werde, wenn er Platen nach Berlin zöge, mußte dem Fürsten allerdings überzeugend klar werden. Aus dem folgenden Briefe scheint übrigens hervorzugehen, daß Graf Gröben die Uebersendung eines die Monarchie so wenig verherrlichenden Gedichtes — officiös oder aus eigenem Antriebe — getadelt hatte.

Ehe ich, verehrtester Freund, die Beantwortung Ihrer Einwürfe übernehme, muß ich Sie erst auf eine große Inconsequenz aufmerksam machen. Sie verdammen meine Polenlieder und wünschen Griechenlieder von mir zu sehen; als ob die Polen nicht tausendmal mehr Recht an unsere Theilnahme und Recht auf ihre eigene Wiederherstellung hätten, als die Griechen. Erstlich sind auch die Russen ein asiatisches Volk, bloß durch das Christenthum modifizirt; aber der russische Despotismus ist unendlich unerträglicher, als der türkische. Ich wenigstens würde mich entschließen können, in der Türkei zu leben, in Rußland niemals. Das griechische Reich ging durch eigene Entnervung und Corruption zu Grunde; nicht so die Polen, die kaum aufgehört haben zu existiren, während die Griechen seit Jahrhunderten Sklaven sind. Dies soll ihnen keineswegs das Recht rauben, sich wieder herzustellen, aber mit den Polen dürfen sie sich auf keine Weise vergleichen. Außerdem haben die Polen noch einen außerordentlichen Vortheil vor den Griechen voraus. Sie sind ein europäisches Volk, was leider die Griechen nicht sind. Denn das griechische Reich war rein asiatisch, so gut wie Rußland und die Türkei. Die Polen hatten bereits im Mittelalter Staatsgesetze und eine legitime Verfassung, so gut wie die übrigen europäischen Völker. Deshalb wird gerade der größere Dichter, der sich nicht durch antike Erinnerungen und durch die Schönheit eines Namens verblenden läßt, mehr für die Polen begeistert sein, als für die Griechen, wiewohl es weit leichter wäre, die letzteren zu besingen. Es giebt nicht bloß fansculottische, es giebt auch behoste, ja bekrönte Jacobiner. Und Jacobiner sind alle Diejenigen, welche Staaten und Staatsgesetze umstürzen und sich ihrer Wiederherstellung widersetzen. Von der Rache oder Nichtrache des Kaisers kann wenig die Rede sein, er müßte denn an den Polen seine eigenen Verbrechen sechsfach rächen wollen. Wer einen Meineid durch einen Völkermord wieder gut macht, ein König von Polen, der eine Medaille prägen läßt, um die Russen (die Todfeinde der Polen) für die Einnahme von Warschau zu belohnen, der hat schon weit mehr gethan, als das Gewissen eines Caligula über sich nehmen würde. Wer zwei Völker beherrscht, um eines aufs andere zu hetzen, der ist für mich das größte Ungeheuer, das die Weltgeschichte aufweist, und kann bloß in Philipp II. ein Pendant finden, wiewohl die Ansprüche des Letzteren gerechter waren.

In den polnischen Manifesten finde ich nichts Jacobinisches, im Gegentheil finde ich sie ebenso gemäßigt, als die Kaiserlichen Ukase gemein und geistlos sind. Was wollten die Polen im Anfang anders, als die Aufrechthaltung ihrer Verfassung, die ihnen noch dazu Alexander gegeben hatte? Warum hat der König den Polen nicht nachgegeben, wo er Unrecht hatte, wo er hätte nachgeben müssen, wenn er

nicht Kaiser von Rußland gewesen wäre? Wo man nur hinblickt, sieht man in einen Abgrund von Ungerechtigkeit. Ob die Regierungen älter sind als die Völker, will ich nicht entscheiden; aber soviel ist gewiß, daß die Kaiserin Katharina und ihre Enkel nicht älter sind, als die polnische Nation. Daher ist das Paradoxon über das göttliche Recht (das Sie in meinem Gedicht tadeln) in diesem Falle gar wohl zu vertheidigen. Was Sie übertrieben nennen, ist blos die natürliche Energie der poetischen Darstellung, ohne welche sie überhaupt unmöglich wäre. Sie nennen das Gedicht prosaisch; aber gerade durch Ihre Ausstellungen würde es prosaisch werden. Einzelne Worte und Ausdrücke lassen sich in einem Gedichte nicht so leicht abwägen, und ob ein Gedicht, welches sich unmittelbar auf die Gegenwart bezieht, prosaisch ist oder nicht, darüber müssen wir eine künftige Zeit urtheilen lassen; denn ein homerischer Maßstab läßt sich hier nicht anlegen. — Ich bin weit entfernt, auf dieses Gedicht einen besonderen Werth zu setzen, und ich beantworte Ihre Einwürfe nur insofern, als Sie es der Mühe werth hielten, dieselben zu machen. Was den Ruhm in der Schlußzeile betrifft, so wird ein Fürst, der einen guten Nachruhm hinterläßt, doch wohl auch ein reines Gewissen gehabt haben. Was ich aber wünschte, daß Sie dem Grafen Gröben mittheilten (wenn Sie es nicht für besser halten, daß ich selbst auf der Stelle antworte), wäre dieses, daß man ein solches Gedicht nur an einen großen Fürsten richten kann, und daß es mehr werth ist, als Schmeichelei.

Wenn Sie übrigens einmal Muße finden, meine Abassiden zu lesen, so werden Sie bemerken können, wie vielen Werth ich auf Ihre Kritik lege, da Sie keine einzige der von Ihnen getadelten Stellen wieder darin finden werden. Die lange Verzögerung der Bekanntmachung dieses Gedichts ist mir unangenehm. Meine Abreise nach Deutschland wird gegenwärtig vorzüglich durch meine historischen Arbeiten verzögert, da ich hier nun gerade die Materialien beisammen und auch den Muratori gekauft habe. Durch die Anwesenheit der Prinzen werde ich nun abermals gestört werden.

Für den Calderon danke ich. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und Roestell'n.

Ihr

Platen.

Den Brief in Rom hat mir Haller mitgebracht.

Verehrtester Freund!

Herr Milnes hat mir Ihren Brief überbracht. Wiewohl gegenwärtig sehr überhäuft, hoffe ich doch ein Paar Spaziergänge mit ihm machen zu können. Ueber meine Abreise kann ich nichts Bestimmtes sagen, ich werde mich aber wohl in Manfredonia nach Venedig einschiffen. Zu Land zu reisen, ist mir in diesem Augenblicke zu weitläufig und kostspielig. Auch ist es allenthalben im Kirchenstaat unsicher. Meine Geschichte Neapels von 1414—1443 habe ich vollendet; doch wünschte ich, sie vorher noch in's Reine zu schreiben. Möchten doch einstweilen die Abassiden gedruckt werden! Einen Brief von Röstell erhielt ich so spät, daß ich ihn vor seiner Abreise nicht mehr beantworten konnte. Er wünscht die Weglassung des Prologs. Ich habe nichts dagegen, (wenn Sie ihm das gelegentlich schreiben wollen oder mir seine Adresse mittheilen), nur soll er die Blätter aufbewahren.

Noch habe ich eine Bitte. In dem Packet, das die Werke von Goethe enthielt, die Sie mir sendeten, lagen 2 Pläne, einer von Mailand und einer von Venedig. Wenn sich dieselben noch vorfinden, so bitte ich Sie, dieselben Herrn Haller mitzugeben, der gegenwärtig in Rom ist. Nach Venedig will ich vorzüglich, weil ich noch ein anderes historisches Werk vorhabe, das sich auf jene Gegenden bezieht. Ich hoffe, daß Sie meine Geschichte einst mit Vergnügen lesen sollen. Es ist eine sehr interessante und romantische Epoche, die ich mit allen noch aufzutreibenden Details dargestellt.

Es soll mir sehr leid thun, wenn ich Sie und die Ihrigen nicht mehr sollte sehen können; doch wird es sich nicht anders machen lassen. Röstell meine Adresse zu geben, ist in diesem Augenblicke nicht wohl möglich. Er soll sich an meinen Freund, den Professor Puchta in München wenden, der Alles besorgen wird. Dieß für den Fall, als Sie ihm schreiben. Von der glücklichen Ankunft und Besorgung des Manuscripts hätte ich wohl bald gern Nachricht.

Leben Sie einstweilen wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin auf's Beste. Ganz der Ihrige

Platen.

Der hier erwähnte Milnes wird wohl kein anderer sein, als der Dichter und Staatsmann Monckton Milnes, gegenwärtig Lord Houghton.

Nicht lange nach Absendung dieses Briefes verließ Platen den „Garten Europas, der schadlos ihn für manchen Verlust, für manches verkannte Gedicht hielt" (Oedipus am Schluß) und brachte einen Winter in München zu.

Hat die Achtung, welche uns Platens ungewöhnliche Begabung abzwingt, uns vermocht, über die hier und da hervorquellende, theilweise auf körperliche Leiden zurückzuführende Verstimmung des Dichters hinwegzusehen, so werden wir gewiß die Lesung dieser Briefe mit der Empfindung beendigen, daß ein auf den Fortschritt der Menschheit zum Idealen gerichteter, über alles Unedle ergrimmender Sinn auch hier zu Tage tritt, und daß der leider allzufrüh verstorbene Dichter sich weder mit einigen unserer großen Männer in eine Gleichgültigkeit gegen die Politik des Tages zurückzog, noch in pessimistischen Gegensatz gegen das Bestehende verfiel, sondern der freiheitlichen Entwickelung Europas lebhaft zugethan blieb. Wollen wir ihm heut verübeln, wenn er über die Kurzsichtigkeit Derjenigen zürnte, die er in den Zeilen schildert:

Ach wir schwelgen im Genusse,
Daß bereits zu dieser Frist
Jener vielgeliebte Russe
Unser nächster Nachbar ist.

Daß sein Verhältniß zu Bunsen ungestört blieb, schließen wir u. A. aus einem Briefe an seine Mutter vom 19. September 1833, wo er „viele Grüße an Freund Bunsen" bestellt. Am 5. December 1835 ereilte ihn der Tod in Syrakus, ehe er die Abschaffung der Censur und den Anbruch einer Zeit erleben konnte, die ihm gestattet hätte, ihre Thorheiten und Mängel mit der Aristophanischen Geißel zu züchtigen, die ihr noth thut und zu deren Führung seit Molière's Tod vielleicht kein Geeigneterer geboren worden ist, als Platen.

Theodor von Bunsen.

Digitized by Google

Die polare Kälte und ihre Eindrücke.

Von
Schiffslieutenant Weyprecht.
Wien.

Nach der Rückkehr in die Heimat ergießt sich über den Polarreisenden ein endloser Strom von Fragen nach den erhaltenen Eindrücken. Darunter ist eine der am häufigsten wiederkehrenden die Frage, wie es möglich sei, so extrem niedrige Temperaturen zu ertragen. Die einfachste und kürzeste Antwort wäre wohl das körperliche Wohlbefinden des Gefragten.

Die Schilderungen der Reisenden leiden vielfach unter einem Umstande, dessen sich weder der Frager noch der Gefragte bewußt sind, der aber sehr in Betracht gezogen werden muß, wenn man ein wahres Bild des Erlebten erhalten will. Der Reisende erzählt nämlich fast immer vor einem von Mitgefühl strotzenden Publicum, welches wünscht, daß ihm ein wenig „grusele", und diesem allgemein menschlichen Drange nach möglichst Unerhörtem und Spannendem giebt er unwillkürlich nach. Ohne zu übertreiben verleiht er unter dem Eindrucke der Umgebung seiner Erzählung doch eine gewisse Färbung. Es kommen ihm in Folge des allseitig entgegengebrachten Mitleides und der allgemeinen Bewunderung, an deren Berechtigung er bald nicht mehr zweifelt, die ursprünglichen Eindrücke abhanden. Unbewußt und allmälig verliert er den Maßstab, den er an seine Empfindungen zu legen gewohnt war, als er sich noch in den geschilderten Situationen befand und ihn die eiserne Nothwendigkeit zwang, sich den Verhältnissen anzubequemen ohne lange darüber nachzudenken, ob sie ihm genehm seien oder nicht.

Spricht man von fünfzig Grad Kälte und darunter — Temperaturen, die ja häufig in höheren Breiten vorkommen — so schaudert den Zuhörern einfach die Haut. Bei fünfzig Grad Kälte ist es gewiß kalt, es ist kalt unter allen Umständen und für Jedermann. Der Eindruck vom Hörensagen ist aber doch ein ganz anderer beim warmen Ofen im gemäßigten Klima als in der Wirklichkeit in den Regionen des ewigen Eises. Und dies hervorzuheben vergißt der Reisende in vielen Fällen.

Das, was wir im gewöhnlichen Leben unter Kälte verstehen, ist ein ganz relativer Begriff, denn die gleiche Temperatur kann einmal bitterkalt erscheinen und ein anderes Mal verhältnißmäßig warm. In dem Bewohner der Tropen rufen wenige Grade über Null das gleich unangenehme Gefühl der Kälte hervor wie im Bewohner der mittleren Breiten im Winter vielleicht die dreifache Anzahl Grade unter dem Gefrierpunkte. Dasselbe Verhältniß findet wiederum statt zwischen dem letzteren und dem Bewohner des hohen Nordens.

Ganz dieselbe Erfahrung machen wir in unseren Gegenden, wenn nach einem drückend heißen Sommertage ein Hagelwetter plötzlichen Umschlag bringt und wir trotz Ueberrock und Shawl bei der nämlichen Temperatur frösteln, die uns im Winter angenehm warm und milde erscheint.

Es ist deshalb ganz falsch, den Eindruck jener allerniedrigsten Temperaturen, von denen uns die Beobachtungsjournale aus den Gebieten des ewigen Eises erzählen, nach der Anzahl der Grade abzuschätzen, welche das Thermometer

unterhalb des Gefrierpunktes weist. Das Gefühl der Kälte hängt in hohem Maße ab von der Gewohnheit, der Kleidung, der Nahrung, der persönlichen Disposition und dem Zustande der Atmosphäre.

Bis zu einem gewissen Grade kann man sich jedenfalls an die Kälte gewöhnen, d. h. man kann sich daran gewöhnen, ohne zu leiden einen höheren Kältegrad zu ertragen wie ein Anderer, der seinen Körper sorgfältig der Einwirkung der Kälte entzieht. Darin liegt eben der Unterschied zwischen abgehärteten und verweichlichten Menschen. Es wäre sicherlich absurd, wenn man den gleichen Maßstab legen wollte an die Empfindungen des Jakuten, der sich bei den strengsten Wintertemperaturen auf den Boden wirft, das Gesicht in den Schnee gräbt und sich mit dem eigenen Rücken zudeckt, wie Middendorf erzählt, und an diejenigen des Muttersöhnchens, wenn es direct aus dem teppichbelegten Salon in den hohen Norden versetzt würde. In einen ähnlichen Fehler verfällt man aber, wenn man die Anzahl der Thermometergrade als Maßstab der Gefühle des arctischen Reisenden betrachtet. Der civilisirte Polarfahrer ist zwar kein Jakute, aber er nähert sich — wenn er seiner Aufgabe gerecht werden will — in seinen Empfindungen sicherlich mehr diesem als dem Muttersöhnchen.

Nicht so sehr die Kälte ist es, welche uns Bewohnern der gemäßigten Zone den Aufenthalt in den höchsten Breiten erschwert, sondern weit mehr die gänzliche Aenderung unserer Lebensweise, zu welcher wir gezwungen sind, der Mangel an menschlichem Umgange und der damit verbundene Mangel an materiellen und geistigen Genüssen. Wir sehen, daß der Europäer auch in der Polarzone gedeiht und sich körperlichen Wohlseins erfreut, wo immer die Verhältnisse seinem Leben Interesse zu verleihen mögen. In Sibirien und im arctischen America bis zu den Gestaden des Eismeeres, in Westgrönland am Abhange und zwischen den Ausflüssen eines gänzlich öden, alles Lebens baren, continentalen Eisplateaus. Erlaubten die Verhältnisse eine regelmäßige Communication mit dem civilisirten Leben und Ersatz der von der Natur an Ort und Stelle verweigerten Lebensmittel, so würden wir sicherlich unsere Ansiedelungen bis zu den Polen selbst vorschieben, wenn uns ein mehr als vorübergehendes Interesse dahin zöge. Die Kälte ist es nicht, welche uns davon abhält, sondern erst ihre Wirkung auf das Thier- und Pflanzenleben.

Welche extreme Temperaturen der Mensch auch auf die Dauer zu ertragen vermag, beweist uns die Lebensgeschichte der bekannteren arctischen Reisenden. Die meisten derselben haben Jahre lang in den Tropen und in den höchsten Breiten zugebracht. In einzelnen Fällen befanden sich sogar Neger unter den Schiffsbemannungen, so z. B. bei der Expedition von M'Clure, welche vier Winter im arctischen Eise unter höchst erschwerenden Umständen verbrachte.

Ein auffallendes Beispiel liefern uns auch die Bewohner des inneren Sibiriens. In Jakutsk auf 62° Breite ist die mittlere Temperatur des Januar — 43,0°*), d. h. noch um drei Grad niedriger als die mittlere Temperatur des kältesten Monates auf 82½° Breite, dem nördlichsten Punkte, wo bis jetzt überwintert wurde. Dagegen ist ebendaselbst die Temperatur des Juli + 16,9°,

*) Stets Celsius.

d. h. nur um 1,3° weniger als die Temperatur des heißesten Monates in München. Wohlgemerkt, diese Zahlen bedeuten nicht vereinzelte extreme Beobachtungen, sondern langjährige Mittelwerthe ganzer Monate. Die dort lebenden europäischen Beamten und Kaufleute ertragen diese so extremen Temperaturen ohne Schädigung der Gesundheit.

Man ist sehr allgemein geneigt zu glauben, daß der in die Heimat zurückgekehrte Polarfahrer bei unseren Wintertemperaturen nicht friere. Allein dies ist durchaus nicht der Fall. Schon der erste Sommer verwischt die durch Gewohnheit erlangte Abhärtung und man wird dem Kältegefühl wiederum ebenso zugänglich wie vorher. Hält man sich dann nicht die gänzlich geänderten Lebensbedingungen und Anschauungen vor Augen, so schaudert man selbst, wenn man an die extremen Temperaturen zurückdenkt, die man seinerzeit mit Gleichmuth ertragen hat. Man versteht nicht mehr, wie man mit Genuß eine Cigarre im Freien rauchen konnte, deren feuchtes Ende zum Eisklotze wurde, sobald man sie aus dem Munde nahm, wie man bei 30—40° unter Null stundenlang nahezu regungslos vor seinen magnetischen oder astronomischen Instrumenten sitzen oder während der Schlittenreisen unter einem Leinwandzelte im Sacke schlafen konnte. Und doch hat man es gethan und hat es gethan ohne allzusehr darunter zu leiden.

Ein großer Theil aller körperlichen Leiden beruht sicherlich auf der Einbildung. Würden wir inmitten der durch die Cultur gebotenen Bequemlichkeiten zu den Strapazen des Polarreisenden verurtheilt werden, so würden sie uns ganz unerträglich vorkommen. Wenn man aber weiß, daß sich die Situation nicht ändern läßt, wenn man sich bewußt ist, daß es nicht anders sein kann, so ist der Eindruck ein total verschiedener. Jeder Polarreisende muß wissen was ihm bevorsteht und die vierzig oder fünfzig Grad Kälte als etwas Natürliches und Unvermeidliches hinnehmen, ohne dabei an den warmen Ofen zu Hause zu denken.

Die Temperaturunterschiede sind überhaupt bei ganz niedrigen Temperaturen nicht mehr so fühlbar wie bei den hohen. Eine Temperatnr von vierzig Grad über Null lastet derart auf dem Menschen, daß er sowohl zu geistiger als zu körperlicher Arbeit nicht mehr recht tauglich ist. Zwanzig Grad über Null sind dagegen — immer von uns Bewohnern mittlerer Breiten gesprochen — die angenehmste Temperatur. Bei hohen Temperaturen versetzt uns also ein Unterschied von zwanzig Graden vom vollkommensten Wohlsein zur Unerträglichkeit.

Weit langsamer steigert sich dagegen die Kälteempfindung von zwanzig bis vierzig Grad unter Null. Man friert wohl etwas mehr, aber der Unterschied in der Empfindung ist weit weniger einschneidend.

Bei sonst gleichen Bedingungen der Atmosphäre vermögen wir die Temperatur in der Wärme nach dem Gefühle bis auf wenige Grade genau zu unterscheiden. Bei sehr tiefen Temperaturen ist dies aber nicht mehr möglich. Der Eindruck von dreißig Grad Kälte ist bei Windstille sehr nahe gleich demjenigen von vierzig und darunter. Welchen Unterschied in der Empfindung machen dagegen nur ein oder zwei Grade, wenn die Hitze einmal dreißig Grad erreicht hat!

Jedermann weiß, daß sich die Kälte besonders an den an Blutgefäßen ärmeren Extremitäten bemerkbar macht, an den Händen, den Füßen, den Ohren und der Nase, und daß diese zumeist dem Erfrieren ausgesetzt sind. Werden diese

gut geschützt, so leidet der Körper verhältnißmäßig wenig. Die ausgeathmete Feuchtigkeit condensirt sich in den Haaren des Bartes, der sich bei verlängertem Aufenthalte im Freien zu einem schützenden Eisklotze verwandelt. Schnurrbart und Kinnbart frieren zusammen und bilden einen natürlichen Respirator, welcher die das Athmen vermittelnden Organe vor dem directen Contacte mit der kalten Luft bewahrt. In geringerem Maße geschieht dies auch vor den Augen bei den Wimpern. Die Ohren stecken in der Pelzkapuze, die Hände lassen sich bei allzu intensivem Kältegefühle in den Fingerspitzen durch reibende oder schlagende Bewegung erwärmen. Sorgfalt muß man nur auf die Füße und auf die Nase verwenden. Nimmt das sich vorher rasch steigernde Kältegefühl in denselben ebenso rasch ab und tritt an seine Stelle ein angenehmes Gefühl, nicht der Wärme, sondern der Indifferenz, so ist dies ein Zeichen, daß das betreffende Glied gefühllos geworden, daß es erfroren ist. Wer diese wohlthuende Mahnung übersieht, setzt sich ernster Gefahr aus.

Bei Windstille und wenn man sich in Bewegung erhält, wird man aber auch bei den allerniedrigsten Temperaturen kaum in solche Gelegenheit kommen.

Das Tragen von Gesichtsmasken ist nicht allein unnöthig, sondern auch im höchsten Grade unbequem. Man sieht nichts unter denselben und ist sehr im Athmen behindert.

Manche Reisende erzählen, daß bei den intensivsten Kältegraden das Einathmen Stechen in den Lungen verursache und daß das Ausathmen mit hörbarem rasselndem Geräusche verbunden sei, einer Folge der sich augenblicklich zu Eisnadeln condensirenden ausgeathmeten Feuchtigkeit. Von solchen Wirkungen haben wir niemals etwas bemerkt. Allerdings fiel die Temperatur bei der österreichisch-ungarischen Expedition niemals unter fünfzig Grade.

Um den Eindruck der Kälte in den Polargegenden richtig auffassen zu können, darf man nicht darauf vergessen, daß die Kleidung eine gänzlich geänderte ist. Die gewöhnlichen Winterkleider sind selbstverständlich bei so niedrigen Temperaturen nicht mehr ausreichend. Auf Leinwand- oder Baumwollwäsche muß man ganz verzichten, an ihre Stelle treten die gewirkten Wollstoffe und der Flanell als Unterkleider, der Pelz als Ueberkleid. Letzterer jedoch nicht in der Form langer Mäntel, da solche den Reisenden zu unbehülflich machen würden, sondern als passende Hosen und Rock mit fest aufsitzender Kapuze. Der Eingeborene trägt weichen Pelz unterhalb und steiferen darüber.

Am meisten Schwierigkeiten macht der Schutz der Füße. Ein vortreffliches Material für die Beschuhung bildet der Filz.

Von sehr bedeutendem Einfluß auf die Empfindlichkeit des Körpers gegen die Kälte ist die Nahrung, ist dieselbe ja doch gleichbedeutend mit Heizung. Nicht umsonst ist der Eskimo ein Vielfresser, der bei ergiebiger Jagd bis zu 10 Pfund Fett und Fleisch im Tage verzehrt. Bei ihm ist das Fressen anerzogene, vielleicht auch schon vererbte Gewohnheit, die aber ihre wohlbegründete Berechtigung besitzt. Durch die Verbindung des dem Körper mit den Speisen zugeführten Kohlenstoffes mit dem Sauerstoff der eingeathmeten Luft wird Wärme erzeugt. Fette Speisen, die viel Kohlenstoff enthalten, besitzen die größte Heizkraft und es vermag schon aus diesem Grunde — abgesehen von der Gewohnheit — der hauptsächlich

von Thranthieren lebende Bewohner der höchsten Breiten die Kälte leichter zu ertragen als der an solche Nahrung nicht gewöhnte Europäer. Wenn uns Bewohnern der gemäßigten Zone allenfalls etwas an der Akklimatisation in der Polarzone hindert, so ist es sicher nur die Unfähigkeit unseres civilisirten Magens, so bedeutende Quantitäten Nahrung aufzunehmen und zu verdauen.

Der ungenügend ernährte Körper leidet mehr unter der Kälte als der wohlgenährte, und es ist deshalb stets ein schlechtes Zeichen für den Gesundheitszustand der Bemannung einer Polarexpedition, wenn der Appetit zu schwinden beginnt, anstatt sich zu vermehren.

Solche Erfahrung hat schon Jedermann in seinem Leben gemacht. Man klagt über Kälte bei nüchternem Magen und das Kältegefühl verschwindet, sobald dem Körper Speise zugeführt wird.

Ebenso wie die ungenügende Ernährung wirkt die momentane Indisposition. Ein Körper, in welchem die Organe nicht regelmäßig functioniren, ist der Kälte ebenso zugänglich wie ein Körper, der zwar regelmäßig arbeitet, dem aber das genügende Arbeitsmaterial fehlt. Ein geschwächter Organismus, sei es nun durch Krankheit, durch Ueberanstrengung, durch Mangel an Schlaf oder Nahrung, fühlt die Kälte weit mehr als ein anderer in normalem Zustande.

Wie ganz verschieden die Kälteempfindung unter verschiedenen Bedingungen ist, möge folgendes Beispiel beweisen. Auf unserer Rückreise mit den Schlittenbooten mußten wir häufig wegen allzu ungünstiger Eisverhältnisse liegen bleiben und Veränderung abwarten. Die trostlose in solchen Fällen herrschende Langeweile brachte auf allerlei Zeitvertreib, an welchen man unter anderen Umständen niemals denken würde. Unter Anderem verfiel ich darauf, meinen Puls zu untersuchen und fand, daß derselbe am Morgen nach dem Erwachen bis auf 60 Schläge in der Minute herabgesunken war. Kurz nach dem Frühstück stieg er wieder auf seine normale Höhe von 76—80 Schlägen in der Minute. Der erstgenannte Zustand war von intensivem Kältegefühl begleitet, was leicht begreiflich ist, wenn man die so ungemein verlangsamte Blutcirculation erwägt. Mit dem letzteren trat ein Gefühl des behaglichsten Wohlseins ein und eine oder zwei Stunden Schlaf in diesem Zustande gestalteten sich zu einem der vollkommensten Genüsse, die man sich denken kann.

In diesen Verhältnissen liegt auch die Ursache, warum die Kälte auf Schlittenreisen mehr fühlbar wird, obwohl dieselben, wenigstens der Hauptsache nach, zu einer Jahreszeit ausgeführt werden, in welcher die intensive Winterkälte schon gebrochen ist. Schlaf und Ernährung sind in den meisten Fällen der schweren Arbeit nicht entsprechend, der Körper wird geschwächt und ist in Folge dessen der Kälte zugänglicher. Der Eskimo oder der Bewohner des arctischen Sibiriens trotzt mit geringeren Hülfsmitteln und mit schwächlicherem Körperbau, aber bei vollkommenerer Ernährung und geringerer Arbeit den niedrigsten Wintertemperaturen.

Entscheidend für den Eindruck der Kälte auf den Körper ist ferner der Zustand der Atmosphäre. Feuchte Kälte wirkt unangenehmer als trockene, denn es wird dem Körper durch die in der Luft schwebenden Wassertheilchen, welche sich auf den Kleidern und am Körper ansetzen und unter der höheren Körpertemperatur verdunsten, Wärme entzogen.

Von weit größerem Einfluß ist aber der Wind. Zwischen dem Körper und den Kleidern und in letzteren selbst bildet sich eine durch den Körper erwärmte Luftschicht, deren Wechsel mit der äußeren Luft bei Windstille nur langsam, bei Wind aber rasch vor sich geht. Je rascher der Wechsel, desto größer ist natürlich der Wärmeverbrauch. Ueberdies findet bei Wind raschere Verdunstung statt.

In Folge dessen sind die extremsten Temperaturen bei Windstille viel leichter zu ertragen, als weit höhere bei einigermaßen frischem Winde. Im ersteren Falle kann man sich bei den niedrigsten beobachteten Temperaturen, ohne zu leiden, im Freien bewegen und seiner Beschäftigung nachgehen. Mit heftigem Winde wird aber der verlängerte Aufenthalt außerhalb des schützenden Schiffes, des Zeltes oder des Schneehauses auch in der besten Kleidung unmöglich. Dieselbe Kälte, in Graden ausgedrückt, bei welcher man mit Windstille, fast ohne zu frieren, spazieren geht, kann bei heftigem Wind tödtlich werden. Schon eine leichte Brise genügt, um in den Spitzen der Finger und der Nase Kältegefühl hervorzurufen.

Allein mit der Zunahme des Windes steigt auch stets die Temperatur. Fünfzig Grad unter Null bei Sturmwind sind nicht mehr zu ertragen. Während der winterlichen Schneestürme wird der verlängerte Aufenthalt im Freien unmöglich.

Hauptsächlich aus diesem Grunde und weniger wegen der größeren Anzahl von Kältegraden müssen die Schlittenreisen im Frühjahre verschoben werden, bis wenigstens die ärgste Wuth der Winterstürme gebrochen ist. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß sogar kurze, vorzeitig unternommene Schlittenreisen zu einem fatalen Ausgange führen können, wenn die Reisenden nicht mit dem Bau von Schneehäusern vertraut sind und ohne solche vom Schneesturme überrascht werden. Zelt und Schlafsack gewähren dann nicht mehr genügenden Schutz.

Auch in unseren Gegenden treten Temperaturen ein, welche in einzelnen Fällen den hochnordischen nahekommen. Vierzig Grad unter Null sind z. B. in Galizien, in einzelnen Gegenden Böhmens und der Alpenländer schon beobachtet worden. Der Unterschied liegt aber darin, daß solche abnormale Temperaturen hier ausnahmlos bei completer Windstille eintreten, während sie in den Polargebieten auch noch mit frischem Winde verbunden sein können. Ebenso wie die extremsten Temperaturen bei uns finden aber auch dort die extremsten Temperaturen bei Windstille statt.

Daß bei den richtigen Vorsichtsmaßregeln auch die intensivste Kälte ertragen werden kann, wenigstens ohne momentane Schädigung der Gesundheit, beweisen die Verlustlisten der vielen arctischen und antarctischen Expeditionen. Es kommen darin allerdings Verluste einzelner Gliedmaßen vor, wie Zehen, Finger, Füße oder Hände, auch vereinzelte Todesfälle in Folge vorgenommener Amputationen oder während der Krankheit hinzugetretenen Scorbutes, allein die Ursache derselben kann fast immer in Nachlässigkeiten gefunden werden. Todesfälle durch Erfrieren sind wenigstens bei den Expeditionen dieses Jahrhunderts kaum vorgekommen. Und die englischen Expeditionen zur Aufsuchung des verschollenen Franklin haben wahrlich ihre Mannschaften auf die härteste Probe gestellt, als in den fünfziger Jahren jene Schlittenreisen ausgeführt wurden, die an Ausdauer und Energie alles Dagewesene übertrafen. Die wenigen Katastrophen, welche die Geschichte der arctischen

Expeditionen zu verzeichnen hat, lassen sich auf mangelhafte oder ungenügende Ernährung zurückführen.

Dagegen übt der verlängerte Aufenthalt in intensiver Kälte allmälig einen schwächenden Einfluß auf den menschlichen Organismus aus. Diese Wirkung läßt sich daran erkennen, daß man im ersten Jahre die Kälte weniger fühlt als in dem folgenden, während man doch grade das Umgekehrte erwarten sollte. Ferner daran, daß der arctische Reisende namentlich im Winter an zunehmender Schlafsucht leidet, gegen die er mit allen Mitteln ankämpfen muß. Giebt er ihr nach, so leidet der Appetit und die Ernährung darunter und er wird der Kälte um so zugänglicher.

Will sich der Europäer in den Gebieten der intensiven Kälte vollständig akklimatisiren, so muß er vor Allem trachten, seine Nahrung zu vermehren und wenn er sich dazu zwingen müßte. Man kann wohl annehmen, daß sich ein gesunder Magen allmälig daran gewöhnen läßt, größere Quantitäten aufzunehmen und zu verarbeiten.

Die Gefahr für die Gesundheit liegt nicht in dem momentanen Eindrucke der Kälte, denn dieser ist, wie schon im Eingange gesagt, bei Weitem nicht so arg, als man sich vorstellt. Sie liegt in der kaum bemerkbaren, langsam vor sich gehenden Schwächung des Körpers und deren endlicher Folgekrankheit, dem Scorbute.

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

IV.

Am 6. April 1199 n. Chr. im 41. Jahre seines Alters und im zehnten Jahre seiner Regierung beschloß Richard seine ruhmvolle Laufbahn. Unter seinem Nachfolger, König John, der gleichfalls die Wichtigkeit einer Flotte für Englands Machtstellung im vollen Maße anerkannte, erschien in den frühesten Jahren seiner Regierung, 1202, folgendes Edict: „Jeder Commandeur im Dienst der königlichen Marine, welcher auf hoher See mit Schiffen oder Fahrzeugen einer fremden Nation zusammentrifft, soll das Recht haben, wenn die Führer derselben sich weigern, vor der britischen Flagge die ihrige zu streichen, dieselben anzugreifen und wenn sie genommen worden, solche als gesetzliche Prise zu betrachten, auch sogar in dem Falle, wenn sie Nationen angehören, die mit England in Freundschaft oder im Bündniß leben; die an Bord befindlichen Individuen sollen als Strafe für ihre Widersetzlichkeit mit Einkerkerung nach Belieben belegt werden."

Ein so absoluter Anspruch auf seemännische Ueberlegenheit und argwöhnischer Zwang zu Unterwürfigkeit war für die englische Marine von weittragender Bedeutung und legte in die Hand des Oberbefehlshabers der Flotte, zu welchem William Graf von Salisbury mit dem Beinamen Longsword zunächst ernannt wurde, eine ungewöhnliche Machtbefugniß.

Digitized by Google

Diese Suprematie Englands zur See muß aber nicht allein zu jener Zeit, sondern auch viel später allgemein empfunden worden sein, denn es machte sich eine bedingungslos geforderte Anerkennung der Oberherrschaft der englischen Flotte auf dem Meere beispielsweise in sehr crasser Form noch im Jahre 1554 n. Chr. bemerklich, als Philipp II. von Spanien, der erwählte Gemahl der Königin Mary von England (Tudor) mit einer Flotte von 160 Segeln in die Nordsee steuerte und die spanische Flagge im Großtop führte. Der Groß-Admiral von England, Lord William Howard, Graf von Effingham, welcher ihm zur Bewillkommnung entgegengeschickt wurde, empört darüber, daß der englischen Flagge nicht die gebührende Hochachtung gezollt und bei dem Herannahen die spanische Flagge sofort gestrichen wurde, begrüßte die ankommende Flotte mit einem scharfen Schuß und zwang den Fürsten, seine Flagge niederzuholen, bevor er ihm seine Aufwartung machen wollte.

Gleiche Ansprüche erhob im Jahre 1570 der englische Flottenbefehlshaber Hawkins, welcher mit einem kleinen Geschwader vor Plymouth lag, als ein spanischer Admiral auf seinem Wege von Flandern mit Anna von Oesterreich, der letzten Gemahlin Philipps II., am Bord, es wagte, zwischen Catwater und der englischen Escadre durchzusegeln, ohne der englischen Flagge die gebräuchlichen Ehrenbezeugungen zu zollen und die Flagge zu streichen. Hawkins ließ erst einen scharfen Schuß durch die Takelage, den zweiten aber in den Rumpf des spanischen Flaggenschiffes feuern und wies, obgleich sodann die Flagge gestrichen wurde, den spanischen Admiral an, binnen 12 Stunden das englische Territorium zu verlassen, widrigenfalls er ihn als Feind behandeln würde.

Im Jahre 1206 finden wir eine englische Flotte von, wie uns überliefert wird, 1400 Segeln unter Befehl des Grafen von Salisbury in Irland vereinigt, von welcher 500 Schiffe gegen eine viel stärkere französische Flotte im Jahre 1213 nach Flandern dirigirt wurden. Im Hafen von Dam (Dammel) in Flandern traf oben genannter Admiral die französische Flotte vor Anker liegend, griff dieselbe entschlossen an, nahm dreihundert feindliche Schiffe und zerstörte hundert derselben; der Rest der französischen Flotte wurde auf Befehl König Philipps von Frankreich verbrannt, um sie vor der Wegnahme zu schützen. Diese Action, wenngleich kühn und energisch durchgeführt, hat eigentlich keinen Anspruch auf die Bezeichnung einer Seeschlacht. Die Engländer überfielen die feindlichen Schiffe, von denen die Mannschaft zum großen Theil ans Land gegangen war und erreichten auf diese Weise mit geringer Mühe einen bedeutenden Erfolg.

Im Jahre 1217 n. Chr. am 24. August finden wir wiederum ein Seetreffen zwischen einer französischen Flotte von achtzig großen und einer Menge kleiner Fahrzeuge und einer englischen Flotte von nur vierzig Schiffen unter Hubert de Burgh, Graf von Kent in den Annalen der Geschichte verzeichnet. Die Inferiorität und die geringe Zahl der letzteren gestattete dem commandirenden Admiral nicht, den Feind in der gewöhnlichen Manier anzugreifen, sondern er kreuzte sich windwärts auf, hielt dann auf den Feind ab und wußte so geschickt zu manövriren, daß die mit eisernen Vordertheilen und Schnäbeln versehenen englischen Schiffe beim ersten Zusammenstoß die Gegner theils versenkten, theils arg beschädigten. Während des Durchrennens der feindlichen Linien wurde Seitens der Engländer


Digitized by Google

im geeigneten Moment pulverisirter Kalk auf die feindlichen Schiffe geworfen, so daß die Leute momentan geblendet wurden und trug außerdem die Ueberlegenheit der englischen Bogenschützen sehr viel zum Siege bei. Trotz der an Zahl weit geringeren englischen Flotte blieb dieselbe dennoch vollkommen Sieger.

Am 14. April 1293 fand wiederum ein Seegefecht zwischen Engländern und Normannen im englischen Canal statt, in welchem die ersteren zweihundertvierzig Schiffe des Gegners erbeuteten. Nähere Angaben über das Gefecht finden wir jedoch nicht, nur daß mit großer Erbitterung bei diesem Seeturniere, als welches wir dasselbe bezeichnen möchten, auf beiden Seiten gekämpft wurde und der Kampf bei sehr stürmischer Witterung unter Schnee und Hagelböen ausgefochten wurde.

Die übrigen zwischen Engländern und Schotten, sowie zwischen Engländern und Franzosen resp. Normannen gelieferten kleineren Treffen und Actionen zur See übergehend, bietet uns die im Jahre 1340 n. Chr. vor dem Hafen von Sluys*) gelieferte Seeschlacht, eine der bedeutendsten jener Zeit, zwischen Eduard III. von England und den Franzosen während der Regierung Philipps VI. in sofern einiges Interesse, als in derselben eine gewisse tactische Formation Seitens der Engländer unter Segel beobachtet wurde. Der Hergang ist folgender: Philipp hatte eine bedeutende Heeresmacht in Flandern concentrirt, sowie eine Flotte von etwa 300 Segeln im Hafen von Sluys gesammelt, welche letztere von zwei erfahrenen Admiralen Quièret und Bachuchet commandirt wurde. Die englische Flotte, deren Ausrüstung und Bemannung in zehn Tagen bewerkstelligt wurde,**) war 260 Segel stark und wurde von den Admirälen Morley und Huntingdon befehligt, während Eduard selbst die Truppen an Bord unter sein specielles Commando nahm. Am 22. Juni 1340 segelte das englische Geschwader von England ab. Vor dem Hafen von Sluys angekommen, ließ Eduard die Stärke des Feindes durch Lord Cobham recognosciren und entschloß sich, trotzdem die französische Flotte der seinigen an Zahl bedeutend überlegen war, derselben dennoch eine Schlacht anzubieten. Die Engländer hatten die Absicht, ähnlich wie im Jahre 1213 unter Longsword den Feind im Hafen anzugreifen, mußten jedoch davon abstehen, als sie bemerkten, daß die feindlichen Schiffe mit Ketten so fest an einander vertaut waren, daß ein Durchbrechen ihrer Linien unausführbar war. Sie zogen sich daher zurück und standen nach See zu.

Dies Manöver führte zwischen den beiden französischen Admirälen zu Meinungsverschiedenheiten ernster Art. Quièret von der Ansicht geleitet, Morley fliehe aus Furcht vor der Uebermacht, die hier versammelt war, erachtete es von seinem Standpunkte für geboten hinaus zu gehen und in offener See den Kampf auf-

*) Sluys jetzt eine holländische Binnenstadt.

**) Zu jener Zeit besaß England noch keine stehende Flotte, die Zusammenziehung von Schiffen und Mannschaften geschah durch eine königliche Proclamation, welcher alle Schiffe und Seeleute Englands, wo sie sich auch befinden mochten, folgen und sich an einem bestimmten Rendezvousorte zusammenfinden mußten. So stellte z. B. einige Jahre später zur Belagerung von Calais der König selbst 25 Schiffe und 419 Seeleute, zu denen noch 38 fremde Fahrzeuge hinzukamen, die er auf seine Kosten gemiethet hatte. Die Stadt London rüstete 25 Schiffe aus mit 662 Mann, Foway in Cornwall 47 Fahrzeuge mit 770 Mann, Bristol 24 Schiffe mit 608 Mann, Shoreham 26 Fahrzeuge mit 329 Mann 2c. (cfr. Hakluyt's Geschichte Englands, Theil 1, pag. 118).

zunehmen, während Bachuchet bei der Ansicht verharrte, es sei besser, zur Vertheidigung des Hafens zu bleiben. Quièret folgte indeß der Eingabe seiner Kampfslust und ging aus der Rhede, während Bachuchet im Hafen blieb, bis er später, als er hinaus wollte, nicht mehr im Stande war, denselben zu verlassen. Als Morley die französische Flotte vor dem Hafen sich entwickeln sah, gelang es ihm, derselben den Wind abzuschneiden, und was noch von gleicher Wichtigkeit war, hierdurch den Vortheil zu erreichen, daß er während des Gefechtes die Sonne im Rücken behielt und durch die blendenden Strahlen derselben nicht belästigt wurde.

Die englische Flotte war in zwei Treffen geordnet, deren erstes aus den stärksten Fahrzeugen bestand, die so rangirt waren, daß zwischen je zwei Schiffen mit Bogenschützen sich eins mit schwer bewaffneten Streitern befand, die den Feind entern sollten; die Schiffe auf den Flügeln waren ebenfalls mit Bogenschützen bemannt. Das zweite Treffen bestand aus Transportschiffen, und blieb unter Bedeckung in entsprechender Entfernung.

Am 24. Juni Morgens begann der Kampf, und zwar erfolgte der Angriff von den Franzosen, indem sie ein den Engländern im Jahre vorher abgenommenes Schiff voranschickten, und mit Gesang und Geschrei die englische Schlachtlinie zu durchbrechen suchten. Näheres über den Gang des Gefechtes ist nicht angegeben, nur scheint aus den einzelnen Momenten hervorzugehen daß die französische Flotte, mit Ausnahme einer Division genuesischer Galeeren unter Admiral Barbarini, welche nach See stand und die Engländer im gegebenen Moment heftig angriff, vor Anker gewesen ist. Es zeigte sich in diesem Falle die Ueberlegenheit einer Flotte in Bewegung gegenüber einer solchen vor Anker. Die Engländer, geschickt im Manövriren unter Segel, griffen mit zwei Schiffen und zwar eins mit Bogenschützen, das andere mit Schwerbewaffneten je ein feindliches an, nahmen es oder vernichteten dasselbe und stürzten sich dann auf ein anderes. Bemerkenswerth ist, daß die Engländer in dieser Schlacht sich nur wenig der Riemen bedienten, vielmehr ausschließlich unter Segel manövrirten. Nach einem höchst hartnäckigen Kampfe, der bis Abends dauerte, war die französische Flotte total geschlagen und 200 Schiffe in die Hände der Sieger gefallen. Der Verlust der Franzosen belief sich auf 30,000 Mann, während der der Engländer nur 4000 betrug. Drei englische Schiffe wurden durch große Steine und Felsstücke, welche aus Wurfmaschinen von den feindlichen Schiffen auf dieselben geschleudert wurden, versenkt, so daß fast die ganze Besatzung ein Raub der Wellen wurde. Die obigen zuletzt erwähnten Seegefechte lassen erkennen, daß man sich während der Aktion zwar größtentheils der Segel zum Manövriren bediente, die Riemen jedoch, weil die Takellage noch im höchsten Grade unvollkommen war, nicht ganz entbehrt werden konnten. Wir dürfen also hier noch nicht von Segelschiffen, die zu Kriegszwecken ausschließlich gebraucht wurden, sprechen; vielmehr greifen wir wohl nicht fehl, wenn wir behaupten, daß mit dem Ende des 15. Jahrhunderts, dem Zeitalter der Entdeckungen, erst die Kindheit der Segel-Kriegsschiffe überhaupt beginnt, d. h. die Zeit, in der eine in ihren Grundzügen der modernen ähnliche Takellage eingeführt wird, und wo die Aufstellung einer größeren Zahl von Geschützen schweren Calibers in der Breitseite Platz greift. Die Schiffe von Columbus, John Cabot und Amerigo Vespucci waren zwar noch klein und unvollkommen, aber mit der Entdeckung Amerika's und Ostindiens trat

an die betreffenden Seestaaten mehr als je die Nothwendigkeit heran, tüchtige Flotten zu schaffen, um den soweit vom Mutterlande entfernten Ländereien mit ihren Handelsbeziehungen jenseits der Oceane den nöthigen Schutz zu gewähren. Gleichzeitig aber mußten sie Bedacht darauf nehmen, den Motor ihrer Schiffe, den weiten Seereisen, welche dieselben zurückzulegen hatten, entsprechend, nach Möglichkeit zu vervollkommnen.

Die Kriegsschiffe der Völker des Mittelmeeres, der Genueser, Venetianer, Sarazenen rc. hatten zu dieser Zeit größere Dimensionen als die im Norden von Europa, allein die der letzteren waren nicht allein stärker, sondern auch seetüchtiger, wie es ja die Gefahren des Oceans erheischten. Ein venetianisches Schiff, die „Santa Maria", das im 13. Jahrhundert wegen seiner Größe berühmt war, hatte z. B. eine Länge von 125 Fuß. Ferner waren im 14. Jahrhundert die Spanier wegen ihrer großen Schiffe bekannt, einige derselben sollen zwei und drei Decke gehabt haben und wurden 1334 vier catalonische Schiffe mit zusammen 1980 Mann Besatzung von zehn genuesischen Galeeren genommen, welche Zahl als Maßstab für die Stärke der Bemannung dienen mag. Bezüglich der Verwendung der Artillerie auf Schiffen wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß nach Dr. Moritz Meyer's Geschichte der Feuerwaffen-Technik im Jahre 1085 n. Chr. die Tuneser auf ihren Schiffen Maschinen gehabt haben sollen, mit denen sie Feuer auswarfen, und zwar wird dabei ausdrücklich das donnernde Geräusch erwähnt. Ferner sollen in einem Seetreffen mit den Pisanern die Griechen, unter Alexius Commenus Feuerrohre an den Enden der Schiffe in Gestalt von Thierköpfen geführt haben. Es dürfte ferner nicht uninteressant sein aus derselben Quelle hier anzuführen, daß das „griechische Feuer" schon Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr. bei einem Seegefechte mit den Sarazenen am Hellespont zur Verwendung gekommen sein soll, in welchem 30,000 Mann durch dasselbe umgekommen sind, und ebenso 1193 n. Chr. „griechisches Feuer" im Hafen von Dieppe gegen englische Kriegsschiffe angewendet worden ist.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts machte jedoch die Schiffs-Artillerie bedeutende Fortschritte. Es entstanden kupferne und eiserne Kanonen von 50 bis 100 Pfund Geschoßgewicht und darüber, welche jedoch bis Ende des 14. Jahrhunderts n. Chr. und noch später resp. so lange noch Ruderschiffe vorhanden waren, meistens quer über dem Verdeck der Schiffe so aufgestellt waren, daß sie fast nur parallel mit der Längenachse der Schiffe feuerten. Nach Angabe des Dr. Moritz Meyer sollen die Engländer schon 1347 n. Chr. auf ihren Schiffen eiserne Kanonen geführt und 1359 n. Chr. Peter von Aragonien auf seinen Schiffen Bombarden gehabt haben, mit denen er die Masten eines castilianischen Schiffes zerschoß. Ferner erfahren wir aus obiger Quelle, daß die Venetianer im Jahre 1378 n. Chr. sich gegen die Genueser Bombarden von 140 resp. 195 Pfund schweren Steingeschossen bedienten.

Aus den obigen Angaben dürfte somit unzweifelhaft hervorgehen, daß schon zu dieser Zeit die Schiffsartillerie sowohl auf den Kriegsfahrzeugen der Völker des Nordens wie des Südens in Europa allgemein Eingang gefunden hatte, jedoch ist anzunehmen, daß bis zum Jahre 1400 n. Chr. überall fast ausschließlich Stein-

Google

geschosse im Gebrauch waren, und erst von dieser Zeit an die Verwendung eiserner Geschosse auf den Schiffen sich Bahn gebrochen hat.

Wie schon oben bemerkt, gelangte mit der Vervollkommnung der Segeleigenschaften der Schiffe die Aufstellung der Geschütze in der Breitseite erst vom Jahre 1500 n. Chr. ab zur Ausführung, eine Einrichtung, die für die Kampfweise zur See von entschiedener Bedeutung wurde. Diese Neuerung ging zuerst von dem französischen Schiffbauer Decharges in Brest aus, der sie vorläufig erst bei zwei großen Kriegsschiffen, welche mit je 14 Kanonen in Breitseitpforten armirt waren, einführte. Die Engländer, nicht gewillt, sich in dieser Beziehung den Rang streitig machen zu lassen, blieben ebensowenig zurück und so finden wir im Jahre 1512 n. Chr. vor Brest eine englische Flotte von 45 Segeln unter Sir Thomas Knevet und eine französische Escadre von 39 Fahrzeugen unter Admiral Primoget im Kampf mit einander, bei welcher Gelegenheit das Feuergefecht eine große Rolle spielte. Das französische Admiralschiff, welches den Kampf begann, gerieth bald nach Aufnahme des Geschützkampfes in Brand, und hielt der Admiral, als er seinen Untergang vor Augen sah, auf das englische Admiralsschiff „Sovereign" ab, in der Absicht, demselben ein gleiches Schicksal zu bereiten. Beide Flotten wurden nun erwartungsvolle Zuschauer eines schrecklichen Ringens. Die Wuth der Flammen, das Verzweiflungsgeschrei der Kämpfenden und die Bestürzung der sie umringenden Schiffsbesatzungen, welche Zeugen der schrecklichen Katastrophe waren, bildeten zusammen eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung, bis das französische Schiff endlich in die Luft flog und gleichzeitig das englische mit zerstörte; die Ueberbleibsel der französischen Flotte flüchteten sich in ihre verschiedenen Häfen.

Jetzt begann zwischen England, Frankreich und Spanien ein Wettkampf im Schiffbau, ähnlich wie er zwischen den beiden erstgenannten Ländern in neuester Zeit bei der Herstellung von Panzerschiffen eingetreten ist, indem man sich bezüglich ihrer Dimensionen zu überbieten suchte.

Der um 1513 n. Chr. unter der Regierung Heinrich's VIII. gebaute Henry Grâce à dieu hatte z. B. 1000 Tonnen Gehalt, außer einer Anzahl kleiner Kanonen 54 große Geschütze 18- und 9-Pfünder in zwei Batterien und eine Besatzung von 700 Mann. Die Formen des Schiffes waren aber noch plump, die Takellage, obwohl die Riemen verschwunden und die Segel der alleinige Motor geworden sind, noch ziemlich mangelhaft. Die vier Masten sind scheinbar ohne Verständniß der Segelwirkung gestellt; das Bugspriet noch ein loser Baum, an dem der vordere Mast keine Stütze findet. Dagegen zeigt der „Große Harry" aus dem Jahre 1550 schon bedeutende Fortschritte sowohl hinsichtlich seiner gefälligeren Formen als auch seiner besseren Betakelung &c.

Die Regierung Heinrich's VIII. ist überhaupt für die englische Flotte insofern von außerordentlicher Wichtigkeit, als während derselben ein stehendes Seeofficiercorps und eine feste Centralbehörde unter dem Titel „Admiralität" gebildet wurde, so daß jener Fürst wohl als der eigentliche Schöpfer der englischen Seemacht der Neuzeit zu bezeichnen ist. Zum Chef der Admiralität ernannte er im März 1513 Sir Eduard Howard unter dem Titel „Lord High Admiral" (Lord Groß-Admiral).

Die kriegerischen Actionen jener Zeit sind jedoch, bis auf den Angriff Franz I. von Frankreich auf England und zwar zu Ende der Regierung Heinrichs VIII. (gestorben 1547), weniger von Bedeutung; wir wollen daher auch nur dieser Expedition Erwähnung thun.

Die Engländer hatten im September 1544 mit Hülfe ihrer Flotte unter Befehl ihres Groß-Admirals Vicomte Lisle Boulogne genommen. Der König von Frankreich, über diese Niederlage entrüstet, ließ im Jahre 1545 eine Flotte von 100 Segeln und darüber ausrüsten, stellte sie unter den Oberbefehl des Admiral d'Annebault, und gab demselben die Ordre, sich mit den aus dem Mittelmeer zu erwartenden 25 Galeeren zu vereinigen, die englische Flotte zu schlagen und, um den Verlust von Boulogne zu rächen, festen Fuß in England selbst zu fassen. Kaum aber war diese Flotte in See gegangen, so flog das Admiralschiff*) in die Luft. Die Franzosen ließen sich durch diesen Unfall jedoch nicht abschrecken, sondern verfolgten ihr Ziel unbeirrt weiter, obgleich die ganze Expedition schließlich nur wenig vom Glücke begünstigt werden sollte.

Die französische Flotte wandte sich zunächst nach der Südküste Englands und zwar dahin, wo die Insel Wight ihr Schutz gegen Sturm gewährte, und führte dort eine Landung in der Gegend von Portsmouth aus, wo nach Gefallen geplündert und gebrandschatzt wurde, während der Admiral die Galeeren nach der Rhede von Spithead beorderte.

Die englische Flotte, zu Anfang wenig gerüstet, war nicht geneigt, die Offensive zu ergreifen. Bei den kleineren Engagements, namentlich bei stillem Wetter und leichten Winden waren die Galeeren, ihrer größern Manövrirfähigkeit halber, den Segelschiffen bedeutend überlegen, so daß die Engländer häufig empfindliche Verluste erlitten. Sobald aber Wind und Seegang aufkam, war der Vortheil wiederum auf Seite der Segelschiffe und wurden die Galeeren alsdann von diesen überflügelt.

Nachdem die Franzosen auf der Insel Wight in der Absicht gelandet waren, dieselbe als Faustpfand zu nehmen, glaubten sie doch nach reiflicher Erwägung, hiervon wieder abstehen zu müssen und wendeten sich mit ihrer Flotte nach der Ostküste Englands, gefolgt und unter fortwährenden Scharmützeln Seitens der englischen. Doch auch hier sollten sie keine Lorbeeren ernten; wohl aber zeigte sich bei dieser Gelegenheit die Verwendbarkeit der Galeeren für diese Gewässer als im höchsten Grade zweifelhaft, da sie, bei nur einigermaßen stürmischem Wetter, Schutz unter der Küste suchen mußten und dem Befehlshaber der Flotte mehr Sorge als Nutzen bereiteten.

Eine große entscheidende Action ist während dieses Streifzuges nicht zu verzeichnen, doch bietet die Expedition in taktischer Beziehung insofern einiges Interesse, als der französische Admiral die Segelschiffe in drei Geschwader von annähernd gleicher Stärke getheilt hatte, während die Galeeren eine selbstständige

*) Dieses Schiff „Carracon" genannt, führte 100 Metallgeschütze, die aber nur von geringen Dimensionen gewesen sein können, da das Schiff selbst nur eine Größe von 800 Tons hatte. Es war allerdings das größte Schiff der französischen Flotte, und hieß es von demselben: „Der Carracon erschien unter den übrigen Schiffen der Flotte wie ein Castell, und hatte auf See weiter nichts zu fürchten als Feuer und Klippe."

Digitized by Google

Flottenabtheilung bildeten. Den Oberbefehl leitete er vom mittleren Geschwader. Die Flotte resp. die einzelnen Geschwader waren ferner in drei Colonnen getheilt, welche auch für das Gefecht beizubehalten beabsichtigt war. Es ist daher anzunehmen, daß sich von dieser Zeit an die Rangirung der Flotten in Kiellinie als Schlachtordnung hauptsächlich datirt, wenngleich andere Nationen die Aufstellung aus der Zeit der Ruderschiffe noch nicht ganz aufgaben, diese vielmehr sich noch stellenweise bis zum 18. Jahrhundert im Gebrauch erhalten hat.

Wir kommen jetzt zu der Zeit der Regierung der Königin Elisabeth von England (1558—1603). Ihr gelang es durch Klugheit, gepaart mit Energie und festem Willen, England aus einem Zustande der Verzagtheit und Muthlosigkeit zu reißen, den althergebrachten Geist ihres Volkes wieder zu beleben und aufzurichten und die Wohlfahrt, das Ansehen des Landes außerordentlich zu heben. Ihre Regierung ist durch eine Reihe berühmter Seehelden, wie Drake, Howard, Hawkins, Raleigh 2c. genugsam ausgezeichnet, so daß ihr mit Recht der glorreiche Name der Wiederherstellerin der Seemacht Englands und der Souveränin des nördlichen Meeres gebührt. Als eines der größten Ereignisse unter ihrer Regierung ist wohl die Zerstörung der spanischen Armada zu betrachten, deren geschichtliche Darstellung wir hier zunächst folgen lassen, während wir die Expeditionen von Drake, Hawkins, Raleigh 2c. um die Welt, resp. nach West-Indien und Amerika unberücksichtigt lassen, weil sie weder Schlachten noch größere Gefechte aufzuweisen haben, ihre Hauptaufgabe vielmehr darin bestand, dem Handel Spaniens zu schaden und größtentheils auf die Wegnahme einer großen Zahl reich beladener Handelsschiffe hinauslief.

Das Verhältniß der jungen Königin zu Philipp II. von Spanien, dem Gemahl ihrer Vorgängerin war nichts weniger als freundlich und suchten die Engländer unter Drake daher den Spaniern sowohl in Westindien als in Nordamerika nach Möglichkeit zu schaden; ja der Admiral erhielt sogar im Jahre 1587 den Befehl, mit 28 Schiffen Cadix anzugreifen, die dort befindlichen Schiffe zu zerstören, und auch die spanische Flotte in Lissabon zu beunruhigen. Beides gelang, denn in Cadix wurden von ihm eine größere Zahl Kriegsschiffe verbrannt und auch in Lissabon ein Theil der dort vereinigten Flotte schwer geschädigt.

Philipp beschloß daher, eine mächtige Flotte auszurüsten und England nicht allein zu züchtigen, sondern auch festen Fuß dort zu fassen resp. dasselbe zu erobern. Die Flotte, welche er ausrüstete, bestand aus 130 Schiffen mit circa 30 000 Mann Besatzung (19 300 Soldaten, 8500 Seeleute, 125 Freiwillige höherer Stände, 2100 Sklaven, 180 Mönche). Dieselben waren durchschnittlich 450 Tons groß, führten jedes etwa 230 Mann Besatzung und 20 Geschütze; doch befanden sich auch unter den Schiffen größere, hochbordige, sogenannte Gallionen mit hohem Vor- und Hinterkastell. Die meisten Schiffe waren mit Rudern (Riemen) ausgerüstet, von denen die Gallionen deren 300 zählten. Zu dieser Flotte gehörten ferner eine bedeutende Anzahl Transportschiffe, die Waffen 2c. in großer Zahl an Bord hatten und für Mannschaften bestimmt waren, die sich der Expedition anzuschließen beabsichtigten. Gegen Ende des Monats Mai 1588 gingen Offiziere und Mannschaften in Lissabon an Bord der Armada und schon nach wenigen Tagen war die ganze Flotte segelfertig. Der Führer der Expedition,

Digitized by Google

Herzog von Medina Sidonia, erhielt den Auftrag: Unter Berücksichtigung von Wind und Wetter sich auf kürzestem Wege nach Calais' Rhede zu begeben, einen Angriff auf die englische Flotte aber zu vermeiden, vielmehr seinen Cours an der Küste der Normandie und Bretagne entlang zu nehmen. In Calais würde ein Heer aus den Niederlanden unter dem Herzog von Parma bereit sein, welches er an Bord nehmen und nach England übersetzen sollte, um dort festen Fuß zu fassen.

Am 1. Juni 1588 verließ die mächtige Armada Lissabon. Sie hatte in jedem Spanier Hoffnungen erregt, wie sie nur durch einen maßlosen Ehrgeiz erzeugt werden konnten, so daß, als die Schiffe mit großem Pomp den Hafen verließen, der Enthusiasmus ein kaum zu beschreibender war. Kaum aber hatte die Flotte ihre Reise angetreten und war bis Cap Finisterrae gekommen, als sie durch Sturm und schlechtes Wetter gezwungen wurde, sich nach Corunna zu flüchten, — ein böses Omen. —

Die königliche englische Marine zählte im Jahre 1558 nicht mehr als 26 Schiffe verschiedener Größen mit circa 7100 Tonnengehalt, unter denen der etwa 1000 Tons große „Triumph“ mit 44 Kanonen das größte war, während die kleinsten dieser Fahrzeuge weniger als 60 Tons Tragfähigkeit hatten. Die Zahl aller übrigen Schiffe, die für den königlichen Marinedienst gestellt und 100 Tons und darüber groß waren, belief sich auf nur 135 und derer von 40—100 Tons auf 600 etwa.

Die Königin selbst war thätig, diese Macht nach Kräften zu verstärken und dennoch stand sie im Verhältniß zur feindlichen Flotte sehr zurück. Auf Grund der Erfolge Drake's im vorigen Jahre hatte man nämlich an eine spanische Expedition gegen England nicht geglaubt und thatsächlich verabsäumt, entsprechende Gegenmaßregeln zu ergreifen. Erst auf die Nachricht, daß die Armada ausgelaufen sei, wurde auch englischerseits die Ausrüstung einer Flotte mit Energie betrieben und dieselbe unter Commando Lord Howard's von Effingham gestellt, der neben anderen erfahrenen Officieren den Vice-Admiral Sir Francis Drake und Contre-Admiral Sir John Hawkins zur Seite hatte. Der Groß-Admiral Lord Howard erhielt die Ordre, mit seinem aus nur 20 Schiffen bestehenden Geschwader an der Westküste Englands dem Feinde entgegenzugehen, während an der Küste von Flandern Lord Henry Seymour kreuzte, um die Bewegungen des Prinzen von Parma zu beobachten. Beim Eintreffen der Nachricht vom Auslaufen der spanischen Armada aus Lissabon erließ die Königin Elisabeth gleichzeitig einen Aufruf an das Land zur Stellung von Schiffen und Bewaffneten. Eine wohlgerüstete und geschickt vertheilte Armee von 80 000 Mann war unter den vereinten Commandos des Grafen von Leicester und Lord Hunsdon in drei Heeren an drei verschiedenen Punkten des Landes zur Abwehr des Feindes aufgestellt. Der Lord Groß-Admiral zog inzwischen eine Flotte, aus 90 Segeln bestehend, zusammen, verproviantirte dieselbe in Plymouth, ging mit den Schiffen in See und kreuzte im Canal zwischen Quessant und den Scilly Islands; lief aber, als er erfahren hatte, daß die spanische Armada in Corunna eingelaufen und für dies Jahr die Expedition aufgegeben sei, wieder nach Plymouth zurück, und war schon im Begriff einen Theil der Mannschaft zu entlassen. Die Armada war am 12. Juni jedoch von Corunna wieder ausgelaufen und erreichte am Abend des 19. Lizzard, das man irrthümlich

für Ramhead bei Plymouth hielt und steuerte während der Nacht wieder nach See, indem der Oberbefehlshaber, als er erfahren hatte, die englische Flotte liege noch in Plymouth, sich entschloß, dieselbe anzugreifen und zu vernichten.

Es war am 19. Juli 1588 Nachmittags, als Admiral Howard die Nachricht von der Annäherung des Feindes erhielt. Noch in derselben Nacht ging er mit 6 Schiffen aus Plymouth und am nächsten Morgen schon, wenn auch nur durch andere kleinere Schiffe verstärkt, bekam er die spanische Flotte zu Gesicht, welche, in Halbmondform rangirt, die beiden äußersten Flügel 7 Seemeilen von einander entfernt, in den Canal hineinsegelte. Lord Howard, der sich auf dem „Triumph" eingeschifft hatte, vermied den ersten Anprall des Feindes, indem er beim Winde (westwärts) steuernd die Luvseite der feindlichen Linie erreichte, dann aber der spanischen Flotte folgte, sich an die Fersen der Nachhut heftete, dieselbe hart bedrängte und sie am 21. Juli sehr wirksam beschoß. Eins der spanischen Admiralschiffe flog dabei in die Luft, während ein anderes so stark in der Takellage beschädigt wurde, daß es zurückblieb, am folgenden Tage umringt wurde, und trotz der tapfersten Gegenwehr des Don Martinez de Riealdo sich ergeben mußte.

Am 22. Juli wurde das Gefecht in ähnlicher Weise fortgesetzt und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, daß die spanische Flotte sich von der an Zahl bedeutend schwächeren englischen auf eine solche Weise verfolgen und beschädigen ließ. Am 23. Juli war der Wind östlich und hatten die Spanier die Luvseite, weshalb die Engländer einem Gefecht auszuweichen suchten, gleichzeitig aber so geschickt zu manövriren wußten, daß sie die Ergänzung ihrer Munition bewerkstelligten. Später trat Windstille ein und mittlerweile hatte Lord Howard Verstärkung bis zu 100 Segeln erhalten, die er in 4 Geschwader theilte. Während des 26. Juli wurde auf beiden Seiten hartnäckig gekämpft, ohne daß entsprechende Erfolge von dem einen oder dem anderen Theile errungen wurden, jedoch kamen auf beiden Seiten nicht unbedeutende Beschädigungen der Schiffe vor. Beide Flotten verfolgten hierbei ihren Cours nach Osten und so ankerte am 27. Juli 1588 die spanische Armada vor Calais, nicht allein bedeutend geschwächt, sondern auch theilweise schon entmuthigt. Die Entmuthigung steigerte sich aber noch mehr, als der Herzog von Parma meldete, daß er wegen Blockirung der Scheldemündung nicht in Calais eintreffen könne. Die englische Flotte hatte unter Lord Henry Seymour und Sir William Winter bedeutende Verstärkung erhalten, so daß Lord Howard mit 140 Schiffen unweit Calais ebenfalls ankern konnte.

Am 28. Juli*) sollte eine englischerseits lange vorher ersonnene List, von welcher man sich großen Erfolg versprach, gegen die feindliche Flotte zur Ausführung gebracht werden. Auf besonderen Wunsch der Königin ließ nämlich Admiral Howard 8 seiner schlechtesten Schiffe in der Themse als Brander herrichten, d. h. große Massen von Theer, Pech, Harz und anderen leicht feuerfangenden Stoffen an Bord schaffen und wurden außerdem ihre Geschütze mit Steinen und Kettenenden geladen. Diese sogenannten Branderschiffe oder Brander wurden dann unter Führung zweier

*) Zur Erinnerung an diesen Tag wurden Medaillen geprägt; eine derselben der Königin zu Ehren, auf der ein Brander und eine Flotte in Verwirrung mit der Inschrift: „dux femina facti" geprägt waren; auf der anderen, der Marine zu Ehren, war eine fliehende Flotte unter vollen Segeln mit dem Motto: „venit, vidit, fugit."



schneidiger Offiziere (Young und Prowse) gegen Mitternacht windwärts und oberhalb des Stromes gerade vor die Mitte der spanischen Flotte geschleppt, dort losgelassen und angezündet, so daß sie mit dem Strom brennend durch die Reihen der spanischen Flotte getrieben wurden. Die Gelegenheit zu einem derartigen Unternehmen war so günstig wie selten und wurde dasselbe dementsprechend von außerordentlichem Erfolge gekrönt. Denn kaum war die Annäherung der Brander von den Spaniern bemerkt worden, als eine fürchterliche Bestürzung und Verwirrung auf der ganzen Flotte Platz griff, und zwar theilweise hervorgerufen von Offizieren und Soldaten, die bei der Belagerung von Antwerpen s. Zt. Zeugen der Zerstörung gewesen waren, welche ähnliche Maschinen angerichtet hatten. Es ist daher wohl erklärlich, daß, als bereits Himmel und Wasser in ein Feuermeer verwandelt zu sein schien, die Furcht in ihnen rege wurde, in wenigen Minuten vielleicht einem ähnlichen furchtbaren Feuertode rettungslos verfallen zu sein. Ein allgemeiner gewaltiger Schrei: „Kappt die Taue, schleppt die Anker"! erging durch die Flotte, und bei der sonstigen Finsterniß der Nacht war die Verwirrung und Entmuthigung erschreckend. Ein Theil der Schiffe suchten Hals über Kopf und so eilig als sie es irgend vermochten, der Gefahr zu entrinnen, indem sie in See gingen, jedoch wurde ein großer Theil von den Brandern erfaßt und eine Beute der verheerenden Flamme; andere wurden dagegen nolens volens auf den Strand gesetzt, während noch andere sich nach Gravelines flüchteten. Mit Tagesanbruch wurden von den Engländern noch 2 Schiffe genommen und 3 versenkt, andere auf den Strand getrieben. Die große Expedition hatte somit ihren nächsten Zweck, das Uebersetzen der Armee nach England zu bewirken, verfehlt. Die Flotte war außerdem zum großen Theil derart beschädigt, ihre Besatzung so entmuthigt, daß man nur coute qui coute auf eine schleunige Rückkehr nach Spanien denken konnte und auf jede weitere Offensive verzichtete. Zwar bemühte sich der spanische Oberbefehlshaber aufs eifrigste, die Ueberreste seiner Flotte noch bei Gravelines zu sammeln, allein da auch dort die vom Prinzen von Parma gehoffte Hülfe ausblieb, das Feuer der Engländer ihn auch bis dahin verfolgte, so machte er einen resoluten Versuch, sich durch die Straße von Dover zurückzuziehen. Aber auch dieser Versuch sollte mißlingen, da der jetzt aus Nordwest wehende Wind in einen Sturm ausartete, wodurch die Spanier nach der Küste von Zeeland getrieben wurden. Nur durch die unerwartet plötzliche Veränderung des Windes von NW. auf SW. entgingen sie dem sichern Untergange.

Man sagt, als der spanische Oberbefehlshaber bei Anblick der Brander das Signal zum Ankerlichten gab, wollte er dadurch nur bezwecken, daß die betreffenden Schiffe der augenblicklichen Gefahr aus dem Wege gehen und dann wieder auf ihren Ankerplatz zurückkehren sollten.

Er selbst handelte auch nach dieser Idee und ließ, sobald er der Gefahr der Brander entronnen war, zum Zeichen des Rendez-vous einen Schuß abfeuern, damit die Schiffe sich um ihn sammeln sollten. Allein dies Signal war theils vorsätzlich mißverstanden, theils konnte es von andern Schiffen, die entfernter von ihm waren, nicht gehört werden, so daß, als er endlich den Rest seiner Schiffe bei Gravelines wieder gesammelt hatte, er zu seiner großen Bestürzung wahrnahm, daß seine Streitkräfte sich außerordentlich verringert hatten.

Ein vom spanischen Oberbefehlshaber zusammenberufener Kriegsrath entschied sich dahin, daß mit Rücksicht auf die erlittenen schweren Verluste und in Anbetracht der geringen Aussicht auf Erfolg, das Vorhaben der projectirten Landung in England aufzugeben, und nur noch der Versuch zu machen sei, soviel Schiffe als möglich durch die Flucht zu retten. Die Ausführung dieses Beschlusses erforderte aber Eile, deßhalb sollte, da man bei der Fahrt durch den Canal die Belästigung der Engländer befürchtete, die Rückkehr um Schottland nach Spanien erfolgen, und demnach steuerten die Ueberbleibsel der noch vor wenigen Wochen so stolzen spanischen Armada mit vollen Segeln in die Nordsee. Admiral Howard folgte mit einem Theil seiner Flotte ohne indeß von Neuem anzugreifen, da er hoffte bis zur Grenze Schottlands noch Gelegenheit zu haben, sie gänzlich zu vernichten. Als er aber sah, daß die spanischen Schiffe nur auf ihre eigene Rettung bedacht, und des Kämpfens müde waren, stand auch er von der weiteren Verfolgung ab, da er ohnehin selbst nur sehr dürftig mit Munition und Proviant versehen, seine Schiffe aber gleichfalls in solchem Zustande waren, daß er auf eine wirksame Verfolgung des Feindes nicht rechnen durfte.

Ein Theil der spanischen Flotte steuerte, mit dem Herzog von Medina Sidonia am Bord, direct durch die Orkney-Inseln nach der Bay von Biscaya. Was aber von den Händen Lord Howards verschont geblieben war, wurde dort am 2. September und den folgenden Tagen von der Wuth der Elemente zerstört.

Man hatte drei lange Jahre gebraucht, um eine so stolze Flotte von 130 Segeln auszurüsten und wenige Wochen reichten hin, um sie successive von der Oberfläche verschwinden zu sehen, denn nur 35 Schiffe waren übrig; viele in vollständig unbrauchbarem, alle aber in einem höchst dürftigen Zustande, und diese nur erreichten die spanische Küste; 20 000 Menschen hatten bei dieser Expedition ihr Leben verloren. Die Armada verließ Spanien mit dem Beinamen „der Unbesiegbaren"; ihr Auslaufen schien ganz Europa um das Schicksal der britischen Inseln besorgt zu machen. Nach wenigen Wochen schon kehrten die Trümmer derselben nach Spanien zurück und was kurz vorher noch das Entsetzen der Welt erregt hatte, wurde jetzt zum Hohn derselben.

Betrachten wir die für diese Expedition getroffenen Dispositionen näher, so muß es in erster Linie befremden, den spanischen Oberbefehlshaber mit einer Landung in England beauftragt zu sehen, ohne vorher sich die Herrschaft zur See gesichert und die feindliche Flotte von derselben verdrängt zu haben. Es ist aber auch andererseits unbegreiflich, wie der spanische Admiral sich mehrere Tage hindurch mit der englischen, an Zahl weit geringern Escadre, in ein Ferngefecht einlassen konnte, statt mit seiner Flotte beizubrehen, Schlachtlinie zu formiren und dem Gegner auf den Leib zu gehen resp. ihn zu schlagen. Denn er durfte wohl annehmen, daß ein mit solchem Aplomb in Scene gesetztes Unternehmen, wie die Ausrüstung der Armada, in England nicht unbekannt bleiben, und man angesichts solcher außerordentlichen Rüstung wohl nicht die Hände in den Schoß legen würde; vielmehr in den fünf Häfen des Canals (cinq ports) resp. bei Dover eine nicht unbedeutende Flotte zu erwarten war. Ob es daher lediglich seine Instructionen*)

*) Der nicht stricten Durchführung dieser Instructionen schrieb die spanische Regierung das Mißlingen der Unternehmung zu.

waren, welche ihm einen energischen Angriff auf die am westlichen Ende des Canals sich ihm entgegenstellende feindliche Flotte verboten, oder ob seine Flotte zu viel Truppen an Bord hatte, um sich mit Erfolg selbst gegen einen schwächeren Feind schlagen zu können, darüber sind wohl die Ansichten getheilt. Der Fehler ist aber begangen und die Thatsachen sprechen.*)

In taktischer Beziehung finden wir von den Spaniern noch die alte Schlachtordnung (Halbmondform) angewendet. Ueber die Formation der englischen Flotte dagegen finden wir nichts Näheres, jedoch ist anzunehmen, daß sie in der Verfolgung des Gegners entsprechende Aufstellung gewählt hat.

Dem ersten Anprall der ihm an Zahl weit überlegenen spanischen Flotte wußte der englische Admiral mit Geschick zu begegnen, indem er die Luvseite (Windseite) des Feindes zu erreichen strebte, ihn dann aber verfolgte und die Nachhut desselben fortwährend belästigte. War aber ein feindliches Schiff in der Takelage so beschädigt, daß es dem Gros nicht mehr zu folgen im Stande war, so wurde es umringt und eine sichere Beute der Engländer. Durch solche, mehrere Tage hindurch fortgesetzten Gefechte, vereint mit den mannigfachen Strapazen und Beschwerden der Reise, wurde die spanische Flotte nicht allein bedeutend geschwächt, sondern auch die Aussicht auf das Gelingen der Expedition mit jedem Tage verringert. In dem Maße aber, wie die Kräfte der Spanier successive schwanden, verstärkte sich die englische Flotte durch Heranziehung armirter Handelsschiffe und Piratenfahrzeuge, welche letzere in jenen Zeiten keine ungewöhnlichen Erscheinungen waren, sodaß bei der Ankunft beider Flotten vor Calais die englische schon 140 Segel zählte.

Die Hauptursache der Zerstörung und des kläglichen Endes der spanischen Armada ist demnach weder im Geschützkampf noch im Kampf Mann gegen Mann zu suchen; sie liegt vielmehr in erster Linie in den unrichtig getroffenen Dispositionen, in der mangelhaften Leitung und in den Anstrengungen und Strapazen einer langen Seereise mit soviel Mannschaften an Bord. Als aber dann auch die in Calais erwartete Hilfe ausblieb, statt deren aber der spanischen Flotte eine neue, bis dahin noch wenig gekannte oder angewendete, fürchterliche Waffe in der geschickten Verwendung von Brandern unerwartet entgegentrat, da war die Panik und Verwirrung allgemein, und das schon durch Unfälle, Strapazen und tagelange Gefechte mit dem Feinde gelockerte Vertrauen der Spanier artete in Entmuthigung und Verzweiflung aus.

Mit dem Untergange der Armada aber ging das Prestige, die bis dahin von Spanien mit gewissem Recht beanspruchte Rivalität an der Seeherrschaft zum großen Theil verloren, während der Einfluß Englands und später Hollands zur See in bedeutendem Maße wuchs, sodaß sich die beiden letzteren, wenn auch in viel späterer Zeit, die Herrschaft des Meeres sowohl im Osten als im Westen des Erdballes durch eine Reihe blutiger Kriege zur See streitig machten. Doch wollen wir der Geschichte nicht vorgreifen.

*) Der Herzog von Medina Sidonia entging durch den Einfluß seiner Gemahlin der gerechten Strafe, aber Don Diego Flores de Valdez, der den Herzog besonders zu dem Abweichen von seiner Ordre überredet hatte, wurde internirt und hat man von ihm nie wieder etwas gehört.

Digitized by Google

Ehe wir uns nämlich weiter mit den kriegerischen Operationen der Völker im Norden von Europa beschäftigen, müssen wir, indem wir 17 Jahre zurückblicken, uns zunächst nach Süden wenden, wo, wie schon früher bemerkt, Venedig um diese Zeit eine ausgedehnte Macht besaß und mit seiner bedeutenden Flotte den östlichen Theil des Mittelmeeres beherrschte, ja seine Niederlassungen sogar bis zu den Ufern des Pontus Euxinus ausdehnte. Jedoch war es Venedig nicht möglich, sich auf die Dauer ohne Bundesgenossen gegen die Türken zu halten, bis später das Bündniß zwischen dem Papst, Spanien und Venedig zu Stande kam. Dies Bündniß, zur Bekriegung der Ungläubigen geschlossen, führte zur Seeschlacht resp. dem Siege bei Lepanto am 7. October 1571, welchen die vereinigte italienische, spanische, venetianische Flotte unter dem Oberbefehl Don Juan d'Austria's über die Türken bei den Curzolarischen Inseln, nördlich am Westeingange des Meerbusens von Patras, erfocht, die aber nach Lepanto benannt wird, weil die türkische Flotte dort stationirt war. Diese letztere zählte 250 Galeeren, 70 kleinere Schiffe und Transportfahrzeuge; die combinirte Flotte unter Don Juan d'Austria, Marco Antonio Colonna und General-Kapitain Sebastian Veniero, 210 Galeeren, 23 Transportschiffe und 6 venetianische Galeassen. Die Armirung der Schiffe beider Flotten bestand meistens aus Geschützen größeren oder kleineren Kalibers, aus denen Vollgeschosse gefeuert wurden, wenngleich nach den Angaben von Dr. Moritz Meyer im Jahre 1522 n. Chr. von den Türken vor Rhodus bronzene Mörser, aus denen kupferne Bomben geworfen wurden, verwendet sein sollen. Die Geschütze auf den Galeassen waren schwerer als auf den Galeeren, bei beiden aber waren dieselben, wie schon früher bemerkt, der Riemen halber im Bug aufgestellt, so daß sie meistens nur parallel mit der Kiellinie feuerten.

Die von den resp. Flotten gewählte Schlachtordnung war die alte Halbmondform mit vorgezogenen Flügeln, jedoch wichen sie in der Eintheilung von der frühern in sofern ab, als bei beiden hinter dem Centrum noch eine Reserveabtheilung formirt war, bei der combinirten christlichen außerdem noch die venetianischen Galeassen vor dem Centrum eine Aufstellung nebeneinander, mit dem Bug dem Feinde zugekehrt, erhielten.

Der gegenseitige Angriff wurde durch Geschützfeuer eingeleitet, indem man von beiden Seiten eine Umklammerung der Flügel anzubahnen versuchte. Hier waren die Türken, vermöge ihrer größeren Zahl an Schiffen, anfangs im Vortheil, bis das starke Centrum der christlichen Flotte sich endlich Bahn brach, indem es muthig auf das des Gegners losging, das Feuergefecht in den Hintergrund trat, und man, wie in alten Zeiten zum Entern, d. h. zum Kampf Mann gegen Mann überging. Die Schlachtlinien wurden durchbrochen und erfolgte wie früher in den Gefechten der Griechen und Römer ein formloses Durcheinander, in welchem die Gegner sich in blinder Wuth aufeinander stürzten und so lange kämpften, bis der schwächere unterlag. Lange wogte der Kampf hin und her, bis endlich die Fahne des Kreuzes über den Halbmond triumphirte.

Der Verlust der Türken war sehr bedeutend, denn nur etwa 30 Schiffe des linken Flügels entkamen, während 130 im Triumph nach Messina gebracht wurden, der Rest aber versenkt oder zerstört wurde. Etwa 30 000 Türken kamen um, 5000 christliche Sklaven wurden befreit. Die vereinigten Flotten dagegen verloren 8 bis

Digitized by Google

10 000 Mann, und 15 Schiffe, mithin war dies, wie aus den obigen Zahlen ersichtlich, eine der blutigsten Schlachten der neueren Zeit.

Doch gehen wir wieder zurück zu den Völkern des Nordens von Europa. Die Segelschifffahrt hatte ihre Kindheit überstanden und überhaupt gelangte das ganze Seewesen Ende des 16. und Anfangs des 17. Jahrhunderts zur größeren Vollkommenheit. Englische, spanische, holländische und andere Schiffe durchfurchten die Meere, Franz Drake verließ am 15. November 1577 mit 5 kleinen Schiffen Plymouth, umsegelte via Magellansstraße, Californien, Molukken, Celebes, Java, Cap der guten Hoffnung den Erdball, und traf reich beladen am 26. September 1580 wiederum in Plymouth ein. Durch die weiten Wege über See war man aber gezwungen, sowohl den Schiffen bessere Formen zu geben, als auch die Segeleigenschaften derselben zu verbessern, und man beginnt den Boden derjenigen Fahrzeuge, welche tropische Meere zu befahren hatten, zum Schutz gegen Anwuchs und Bohrwurm mit Kupferplatten zu beschlagen. Die Unterscheidung der Kriegs- und Handelsschiffe tritt sowohl in Form als Einrichtung successive deutlicher hervor, obgleich ja noch bis in eine viel spätere Zeit die Schiffe der großen englischen und holländischen Handelskompagnien für Ost- und Westindien stark bemannt und so eingerichtet waren, daß sie zu jeder Zeit armirt werden und eventuell als Kriegsschiffe Verwendung finden konnten. Durch die so ausgebreiteten Handelsverbindungen wurde aber auch die Nothwendigkeit großer Flotten bedingt. Wenn z. B. im Jahre 1521 unter Heinrich VIII. England nur 16 Kriegsschiffe mit 7260 Tonnengehalt besaß, so steigerte sich diese Zahl bis zum Jahre 1633 unter Carl I. auf 50 mit 23 595 Tonnengehalt; 1685 unter Carl II. auf 179 mit 103 558 Tonnengehalt und 1789 unter Georg III. auf 452 mit 413 677 Tonnengehalt u. s. w.

Im Jahre 1610 wurde in Woolwich der erste Zweidecker*), Prince Royal, von 64 Geschützen gebaut. Das berühmteste Schiff jener Periode ist jedoch der im Jahre 1637 erbaute erste englische Dreidecker „Royal Sovereign". Seine Länge zwischen den Perpendikeln betrug 170, seine Totallänge 232 Fuß; seine größte Breite 48 Fuß. Er führte 112 Geschütze, von denen je 30 in den unteren Batterien, 26 auf Deck, die übrigen auf Back und Schanze placirt waren. Die Geschütze der untersten Batterie ragten jedoch nur wenige Fuß über dem Wasserspiegel hervor, so daß bei nur mäßig bewegter See die unteren Pforten geschlossen werden mußten, ein Uebelstand, welcher sich bei diesen großen Schiffen selbst bis in die neueste Zeit noch häufig geltend gemacht hat, denn es gab in der Mitte des 19. Jahrhunderts

*) Es dürfte hier vielleicht zum besseren Verständniß am Platze sein, dem geehrten Leser in kurzen Umrissen die folgenden Erläuterungen über die Bezeichnungen der resp. Schlachtschiffe zu geben. Spricht man z. B. von einem Linienschiffe resp. Zweidecker von 74 Kanonen, so wird hiermit ein Kriegsschiff bezeichnet, welches 74 schwere Geschütze auf zwei über einander liegenden Decks resp. in zwei gedeckten Batterien, außerdem aber noch eine Anzahl leichter Geschütze auf dem Oberdeck resp. Back und Schanze führt. Dagegen heißt ein Schiff, auf welchem z. B. 90 oder 120 Geschütze in drei gedeckten Batterien aufgestellt sind und welches außerdem noch eine Anzahl kleinerer Geschütze auf dem Oberdeck pp. führt, auch ein Linienschiff, aber ein „Dreidecker". „Fregatten" sind Kriegsschiffe, die außer einer Reihe schwerer Geschütze in einer gedeckten Batterie eine Anzahl Geschütze kleineren Kalibers auf dem Oberdeck führen. „Corvetten" dagegen führen nur Geschütze auf dem Oberdeck und haben keine gedeckte Batterie.

Digitized by Google

in der englischen, französischen und anderen Marinen Linienschiffe, wo die untersten Pforten kaum 5 Fuß über Wasser lagen, die Verwendung der gerade in der untersten Batterie aufgestellten schwersten Geschütze unter Umständen daher nur eine bedingte war; und mußte man sich bei den französischen Panzerlinienschiffen Magenta und Solferino aus diesem Grunde sogar entschließen, die Pforten der untersten Batterie ganz eingehen zu lassen und aus den Linienschiffen Panzerfregatten machen.

Die Stabilität des „Royal Sovereign“ war bei der großen Zahl Geschütze und dem hohen Oberbau nur äußerst gering, so daß man sich bald genöthigt sah, das Schiff zum Zweidecker zu rasiren. Als solcher hat er aber bei vielen Schlachten noch thätig mitgewirkt, bis er im Jahre 1696 verbrannte.

Schiffe von den Dimensionen des „Royal Sovereign“ waren jedoch zu jener Zeit eine Seltenheit und wurden von den andern Nationen nicht nachgeahmt; vielmehr hielt man es den Anforderungen entsprechender, sich mit kleineren Schiffen zu begnügen, und kam es namentlich in Holland vor, daß eine Anzahl armirter Handelsschiffe von entsprechender Größe und Einrichtung mit ins Gefecht geführt wurden. Erst einer bedeutend späteren Zeit war es vorbehalten, die Bezeichnung der Schlacht- oder Linienschiffe nach Größe und Geschützzahl zu präcisiren, und zur Zeit des zweiten Krieges zwischen England und Holland wurden nur Schiffe von mindestens 50 Kanonen als zu Schlachtschiffen geeignet angesehen.

Im Jahre 1640 wurde in England die erste Fregatte „Speaker“ gebaut; sie hatte einen Tonnengehalt von 400 und führte 26 Geschütze. Die Wasserlinien waren sehr scharf gehalten, so daß die Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit eine bedeutende war. Sie fand in Folge dessen einen solchen Anklang, daß in kurzer Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl dieser Klasse von Schiffen, die zu ähnlichen Zwecken wie die schnellen Galeeren im Mittelmeere verwendet wurden, im Bau folgten.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sind die Fortschritte des Schiffbaues nicht sehr bedeutend; nur verändert sich das Verhältniß zwischen Breite und Länge der Art, daß es z. B. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts 1 : 3, fünfzig Jahre später 1 : $3^1/_2$ und Ausgang des 17. Jahrhunderts 1 : 4 betrug, denn in letztgenannter Periode finden wir z. B. Dreidecker von 80 Kanonen von 156 Fuß Länge zwischen den Perpendikeln bei 40 Fuß Breite. Ebenso wird die Zahl der Geschütze geringer, dagegen das Kaliber derselben größer.

Gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts scheint England in Bezug auf Schiffbau von anderen Nationen überflügelt worden zu sein, namentlich aber von Franzosen und Spaniern, deren Schiffe nicht allein größer waren, sondern auch besser segelten und mehr Seetüchtigkeit besaßen. Die Bekupferung der Schiffsböden wird allgemeiner und dadurch auch die Verwendung von Kupferbolzen bedingt, weil Kupfer und Eisen im Seewasser einen galvanischen Strom erzeugen, der das Eisen bekanntlich sehr schnell verzehrt.

Wenn wir früher gesagt haben, daß die Zeit von 1500 n. Chr. als die Kindheit der Segelschiffe bezeichnet werden kann, so möchten wir die Zeit von Mitte des 17. bis etwa Mitte des 18. Jahrhunderts (1740) als die erste Periode der Linienschiffe und Fregatten bezeichnen, ähnlich wie wir sie bis zur Einführung des Dampfes

und theilweise auch noch heute kennen, mit einer Vollschiff- oder Fregatten-Takellage und mit schweren Geschützen in der Breitseite armirt.

An Geschützarten, wie sie in der Mitte des 16. und 17. Jahrhunderts in der britischen Marine gebräuchlich waren, finden wir Kanonen von $8\frac{1}{2}''$ Seelendurchmesser, 8000 Pfund Rohrgewicht, 66 Pfund Geschoßgewicht und 30 Pfund Pulverladung (Canon-royal): Karthaunen; ferner Kanonen von $5\frac{1}{2}''$ Seelendurchmesser, 4500 Pfund Rohrgewicht, $17\frac{1}{2}$ Pfund Geschoßgewicht und 12 Pfund Pulverladung (Culverin) (Feldschlange) ꝛc. bis herunter zu 1" Seelendurchmesser, 300 Pfund Rohrgewicht $\frac{1}{2}$ Pfund Geschoßgewicht und $\frac{1}{2}$ Pfund Pulverladung.

Die größte Zahl der Schiffsgeschütze schweren Kalibers bestand seiner Zeit aus 18-Pfündern. Nach den Mittheilungen von Dr. Moritz Meyer wurden die Engländer bereits im Jahre 1471 mit dem Gebrauch der Handfeuerwaffen bekannt, doch wurden dieselben, in Anbetracht ihrer geringeren Schußweiten als die Bogen und der längeren Zeit des Ladens, vorläufig nicht beachtet und kamen erst im Jahre 1521 wieder vor (cfr. United Service Journal 1832). Nach derselben Quelle haben um dieselbe Zeit die Franzosen eiserne Kugeln eingeführt, im Allgemeinen 56 Pfund schwer, doch gab es auch deren von 192 Pfund. Ferner zählte im Jahre 1544 die französische Flotte eine Anzahl Schiffe, die 100 bronzene Geschütze führten, und sollen sich 1661 auf der französischen Flotte 570 metallene und 471 eiserne dienstfähige Kanonen befunden haben. Im Jahre 1680 wurden in Frankreich Mortierschiffe (Mörserboote, Bombarden — galliotes à Bombes) gebaut, ein jedes solcher Schiffe führte 2 Mortiere, der vordere hatte 14 Zoll im Kaliber bei einem Gewicht der Bombe von 140 Pfund, mit einer Wurfweite von 1900 Toisen. Nach einer Ordonnanz des Jahres 1691 sollten die französischen Kriegsschiffe 1. bis 3. Ranges ganz mit Bronzegeschützen armirt werden, die des 4. Ranges mit $\frac{1}{3}$ von Bronze und $\frac{2}{3}$ von Eisen, die vom 5. Rang $\frac{1}{5}$ von Bronze; die Fregatten nur mit eisernem Geschütz. Im Jahre 1691 zählte die französische Flotte 5136, die englische 8396 Kanonen ꝛc. *).

Bezüglich der Taktik sind bis Mitte des 17. Jahrhunderts nur geringe Normen erkennbar; es kommt beim Angriff sowohl als bei der Marschordnung die Kiellinie (der Gänsemarsch) und ebenso die Eintheilung der Geschwader in drei Kolonnen allgemein zur Anwendung. Von Mitte bis Ende des 17. Jahrhunderts dagegen nehmen diese Normen festere Gestalt an.

*) Wir glaubten diese Beschreibung der Schiffe mit ihrer Armirung und sonstigen Einrichtungen hier etwas detaillirt einschalten zu müssen, um unsere geehrten Leser mit der successive sich herausbildenden Vervollkommnung, welche die Schiffe im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben, bekannt zu machen, und hielten es hier um so mehr für angezeigt, als wir am Eingange unserer Betrachtungen nachzuweisen suchten, wie die schiffbautechnischen Erfindungen und die Art der Kriegführung in Beziehung zu einander stehen und die Schiffbautechnik ein Faktor ist, den keine Marine unterschätzen darf, mit dem aber alle Marinen zu rechnen haben.

Rundschau über das nationale Leben.

Nochmals der Reichstag und die Marine.

Wir glaubten in unserem letzten Bericht im vorigen (März-) Heft dieser Zeitschrift noch Hoffnung auf die Zukunft setzen zu dürfen, indem auch wir von einer Initiative des Reichstages wenigstens das erhofften, was die ganze deutsche Nation sehnlichst erwartete: eine Vorlegung des Actenmaterials über den entsetzlichen Vorgang der Katastrophe des „Großer Kurfürst." Diese Hoffnung ist zerstört: was als nicht-officielle Darstellung im Beiblatt des Marine-Verordnungsblattes veröffentlicht uns Anlaß zur Kritik gab, bei der wir besonders die Dürftigkeit des Gebotenen hervorhoben — es ist nunmehr als die offizielle Kundgebung des Marine-Ministeriums publicirt — es ist die Einlösung des s. Z. von dem Chef der Admiralität gegebenen Versprechens.

Der Reichstag hat gesprochen, die Regierung hat geantwortet, der „Große Kurfürst" wird nunmehr Ruhe haben in seinem feuchten Grabe und das „System Stosch" — hat Zeit und Gelegenheit, sich weiter zu bewähren.

Uns erübrigt nur, in kurzem auf die Verhandlungen im Reichstage zurückzugreifen, weil sie den Beweis des von uns Gesagten in überzeugender, ja überraschender Weise geliefert haben.

Die Darstellung des Vorganges und die daran angeknüpfte Kritik der Verwaltung Seitens des Abg. Lasker entspricht im Wesentlichen unserer im letzten Heft der Revue gegebenen Darstellung — auch seine Beweisführung gipfelte in dem Nachweis, daß die Katastrophe die Folge eines „Systems" sei, das trotz vielfacher Warnungen unbeirrt einen falschen Weg verfolge.

Was antwortete darauf der Träger des „Systems"?

Er antwortete vor allen Dingen in gedrängter Kürze, ging daher auf die wesentlichsten Momente der Lasker'schen Rede gar nicht ein — widerlegte nichts — sondern gab einige Erklärungen, deren Halbheit bei dem Mangel an Technikern im Reichstage leider nicht bemerkt wurde und die daher als „Berichtigungen" passirten.

Eine gewisse dialektische Gewandtheit ermöglichte es übrigens dem Chef der Admiralität, die Meinung des Reichstags zu captiviren, und bot dem Abg. v. Bunsen

willkommene Gelegenheit, einen rednerischen Eiertanz aufzuführen, in welchem geschickt alles Thatsächliche vermieden wurde, was zum Anstoß hätte dienen können.

Wir wenden uns zuerst zu der Rede des Marineministers, in der wir uns einige Punkte richtig zu stellen erlauben, da sonst unsere Angaben als ungenau oder unwahr gelten müßten.

Im Eingang seiner Rede erhebt der Chef der Admiralität eine bittere Anklage: „die Ehre der Truppe hat dem nicht am Herzen gelegen, der in der Art vorgegangen und die Oeffentlichkeit benutzt hat, um der Marine Flecken auf Flecken aufzuerlegen."

L'Etat c'est moi, die Marine bin ich, man hat mich angegriffen, man hat an meiner Verwaltung Flecken gezeigt — ergo ist die Marine befleckt. Wer sich daher erkühnt, Schäden meiner Verwaltung an die Oeffentlichkeit zu ziehen, „dem hat die Ehre der Truppe nicht am Herzen gelegen".

Nach dieser Maxime wären selbst Katastrophen wie die bei Folkestone kein hinreichender Grund, um über ihre Entstehungsursache nachdenken zu dürfen, geschweige denn die Resultate dieses Nachdenkens in Form von Kritiken der Verwaltung zu veröffentlichen — natürlich, wenn die Kritik ungünstig lautet, über den entgegengesetzten Fall wird nichts vorgeschrieben.

Im Fortgange seiner Rede erwähnt der Minister die Stellung des Prinzen Adalbert als General-Inspecteur der Marine — die er als absolut einflußlos charakterisirt und geht mit den Worten:

> „Als nun der Prinz starb, entstand sofort die Frage, ob ein Grund vorhanden sei, einen Nachfolger zu ernennen, und hier aus dem Hause wurde zuerst die Forderung gestellt, den Posten zu streichen. So ist die heutige Organisation entstanden."

über die Frage hinweg, ob zu seiner Zeit noch andre Inspectionsposten bestanden. Daß der Admiral Jachmann im Jahre 1872 die sehr wichtige Stellung eines Inspecteurs der in Dienst gestellten Schiffe erhielt und sie so lange bekleidete — nun, bis er eben ging — das erwähnt der Chef der Admiralität nicht.

Er wendet sich nun zu dem Vergleich der deutschen mit der englischen und französischen Marine, den er als schmeichelhaft bezeichnet. Die Zulässigkeit dieses Vergleichs erachtet er umsomehr für eine Ehre, als die deutsche Marine gegen die anderen ein Zwerg sei. Er fährt dann wörtlich fort:

> „Es ist deshalb auch so wunderbar, daß man eine Organisation des Admiralitätsrathes von dorther citirt. Der Admiralitätsrath hat doch nur dann Sinn, wenn er aus Leuten besteht, welche die Ausführung nicht unter sich haben. Die deutsche Marine hat heute drei Admiräle, und es kann in derselben garnichts vorkommen, ohne daß diese Instanzen bei jeder einzelnen Maßregel gehört werden."

Active Admiräle hat heute die deutsche Marine allerdings nur 3 — aber sie hat 6 inactive Admiräle, welche sämmtlich den Dienst quittirten, weil ihre Ansichten nicht die des Chefs waren. Die Logik der Thatsachen ist also die: die inactiven Admiräle höre ich nicht, denn sie sind eben nicht mehr im Dienst, weil wir verschiedener Meinung waren, die activen höre ich nicht, denn wir sind einer Meinung, wir müssen einer Meinung sein.

Giebt es wohl einen klareren Beweis für unsere Behauptung, daß der Minister eine autokratische Stellung habe, dem Lande und seiner Vertretung gegenüber völlig unverantwortlich und uncontrolirbar?

Wie löst sich außerdem der Widerspruch in den Aeußerungen des Ministers vom 13. September 1878, wo er zugiebt, den Admiralitätsrath nie gehört zu haben, und vom 4. März 1880, wo er sagt: „Der Vorwurf, den Admiralitätsrath nicht berufen zu haben, beruht allein auf voller Unkenntniß der Personen und Dinge?"

Wir wagen hier die Behauptung aufzustellen: Hätte ein Admiralitätsrath existirt, vielleicht zusammengesetzt aus den activen und inactiven Admirälen, welcher hätte gehört werden müssen, das Unglück von Folkestone wäre nicht vorgekommen.

Ueber die Bereitstellung des „Großer Kurfürst" geht der Minister unter Berufung auf den Ausspruch des Kriegsgerichts, wonach das Schiff nach allen Richtungen hin seeklar gewesen sei, hinweg, „wie in einem neuen Hause sei auch in einem neuen Schiffe immer noch viel zu thun, ehe es wohnlich sei".

Auf den schweren Vorwurf, daß das Schiff ausging, ohne gefahren zu sein (bis auf die Fahrt zur Probe der Maschine), daß es ausging, ohne daß die Mannschaft irgendwie erprobt war — antwortet er nicht. —

Die Fahrordnung übergeht er mit Hinweis auf die Veröffentlichung ganz. „Ueber eine technische Frage zu streiten, dazu kann ich mich hier nicht verstehen." Streiten? Der Ausspruch der Kriegsgerichts lautet ganz klar und deutlich: „daß die enggeschlossene Formation des Geschwaders — — zu dem unglücklichen Schlußact der Katastrophe beigetragen hat, kann füglich nicht negirt werden."

Wir meinen, hier ist ein Streit nicht mehr nöthig. —

Ueber die Frage der Steuerleute wollen wir hinweggehen, obgleich die Aeußerung des Chefs auch hier in dialektischer Gewandtheit die Verantwortung auf „eine ganz untergeordnete Instanz" abwälzt. Es handelte sich allerdings nicht darum, wer die Ablösung kommandirte, das Punctum saliens ist: wer suchte die für das Steuer bestimmten Mannschaften aus dem vorhandenen Personale aus? —

In Sachen der „Preußen" wendet sich Herr v. Stosch sehr heftig gegen den Abgeordneten Lasker, indem er schließlich betont, „daß dieser Offizier (Herr v. Blanc) seine Schuldigkeit gethan hat". Daran hat nun wohl noch niemand gezweifelt. Ob aber die „Schuldigkeit", das absolute Befolgen des Reglements eben hier am Platze war, — das ist eine andere Frage.

Die vorangegangenen Kollisionen thut Herr v. Stosch in Kürze ab, „ich glaube das Haus damit zu ermüden". Er widerlegt auch hier — Nichts. Er behauptet dagegen, daß die Zahl der Unglücksfälle und Collisionen der deutschen Marine „— statistisch gering gegen die Zahlen anderer Marinen sind".

Einen Beweis für diese Behauptung giebt der Minister nicht, ein solcher wurde auch vom Reichstage leider nicht beansprucht. Ihn zu führen dürfte seine Schwierigkeiten haben.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin auf eine höchst merkwürdige Tags vorher in der „Nordd. Allg. Ztg." enthaltene offiziöse Berichtigung unserer Schilderung der Collision im Mittelmeer zurückzukommen. Sie lautete:

Digitized by Google

„Es hat eine Collision im Mittelmeere weder zwischen den Fregatten „Preußen“ und „Kaiser“, noch überhaupt stattgefunden. Das ausgesprengte Gerücht hinsichtlich einer Collision beruhte auf folgendem Thatbestand: Die vier Kriegsschiffe des Geschwaders (im Jahre 1876) bewegten sich in enggeschlossener Formation in Dwarslinie, einer Formation, in der die Schiffe in gleichem Kurse neben einander laufen. „Preußen“, welches den linken Flügel hatte, war Nachbarschiff von „Deutschland“. Bei der großen Nähe der Raaen faßte die Steuerbordraenok der Fregatte „Preußen“ durch zu frühes Einschwenken eine Signalleine des „Deutschland“ und zerriß dieselbe, wobei die vorstehende Commandobrücke des ersteren Schiffes den Krahnbalken, in dem ein Kutter des „Deutschland“ hing, streifte. Dieses Ereigniß entzog sich durch seine Bedeutungslosigkeit einer Meldung, die kein Object gehabt hätte.“

Aus dieser „Berichtigung“ geht hervor, daß erstens über diesen Vorgang, den der Chef der Admiralität am 13. September 1878 nur aus Zeitungsnachrichten kannte, inzwischen genauere Ermittlungen angestellt sind, daß aber ferner eine Collision stattgefunden hat, bei der es nur dem Umstande zu danken ist, daß die Schiffe mit den Breitseiten aneinanderrannten, daß nicht eine Katastrophe wie bei Folkestone erfolgte. Denn was heißt die offiziöse Darstellung anders? Die Schiffe befanden sich in solcher Nähe, daß die Raaen aneinander stießen, ja, daß die Commandobrücke der „Preußen“ den Krahnbalken des „Deutschland“ streifte; d. h. also sie waren 15 bis 20 Fuß höchstens von einander entfernt — ein jedes Versehen am Ruder mußte verderbenbringend wirken.

Dieses Ereigniß, das sich „durch seine Bedeutungslosigkeit einer Meldung entzog“ war das warnende Mene Tekel — es war das Vorspiel der Tragödie von Folkestone!

Am Schlusse seiner Rede betont der Chef der Admiralität das Vertrauen des Officiercorps zu seiner Leitung, freut sich Veranlassung zu haben, einen Antrag auf Verlängerung der Dienstzeit der Matrosen einbringen zu können und „nimmt den Vorwurf gegen die deutsche Marine wegen ihrer Unfertigkeit und der Schnelligkeit, mit der sie vorgegangen ist, ruhig hin“.

Es folgte die Rede des Abgeordneten v. Bunsen, ein Meisterstück der Kunst, mit vielen Worten Nichts zu sagen. Er charakterisirt seine Stellung zur Sache mit den Worten: „Alle technischen Fragen, welche der Herr Abgeordnete Lasker berührt hat, sind bis auf wenige ausführlich von dem Herrn Chef der Admiralität behandelt worden. Es wäre eine Anmaßung von mir, über dasjenige hinauszugehen, was er gesprochen hat, er hat ohne Zweifel seine Gründe, warum er auf einzelne Anklagen nicht näher eingegangen ist.“

Der Meinung sind wir auch. Allerdings haben wir uns angemaßt, über das hinauszugehen, was der Herr Chef der Admiralität zu besprechen für gut befand — wir thaten es, weil sich eben daraus diese Gründe von selbst ergeben, die es demselben inopportun erscheinen ließen, darauf zu antworten.

Im Uebrigen lohnt es nicht der Mühe, die Aeußerungen des Herrn v. Bunsen zu kritisiren; er bringt nichts vor, was nicht von Vertheidigern des

„System Stosch“ gesagt worden wäre, er ist zudem so vorsichtig, einer jeden Behauptung durch ein „ich glaube“ „ich meine“ „so viel ich weiß“ jede Spitze abzubrechen. Erwähnt sei nur seine Darstellung der Hilfeleistung der „Preußen“, in welcher er es klar macht, daß man um geradeaus zu gelangen eine Kreiswendung machen müsse, sowie sein Geständniß, daß er im Verlauf vieler Jahre mit Aufwendung aller Denkkraft zu dem Resultate gekommen sei, daß das ganze „System Stosch“ „nichts anderes gewesen ist oder ist, als das Streben, mit mächtigen Mitteln in einer unmächtig geringen Zeit das möglichste zu leisten, um aus einer sehr kleinen Flotte eine mittelgroße europäische Flotte zu bilden“.

Diesem Denkresultat vieler Jahre noch eine Bemerkung hinzuzufügen, sind wir nicht anmaßend genug.

Es trug dem Redner den Dank des Herrn v. Stosch ein.

Die nun folgenden Reden der Herren Dr. Hänel und Windthorst können wir übergehen, da sie neue Gesichtspunkte nicht entwickelten. Die folgende Rede des Herrn von Ohlen-Adlerscron fußte auf der von uns angeführten Broschüre „Unsere Marine“, Verlag von Pfeil in Leipzig, — auch er mußte wesentlich Neues nicht anzuführen. Die Ablehnung des Antrages Hänel, des Antrages von Ohlen auf Creirung eines Inspecteurpostens, ist bekannt, — damit schloß die erste Debatte.

In der Sitzung vom folgenden Tage kam der Abgeordnete H. H. Meier ausführlicher auf die Anlagen der zweiten Hafeneinfahrt in Wilhelmshaven zu sprechen. Er führte detaillirt aus, was wir in unserer Darstellung im Märzheft dieser Zeitschrift andeuteten, er lieferte den Beweis, den der Regierungskommissar umzustoßen sich vergeblich bemühte, daß hier bei absoluter Nichtachtung der Urtheile von Technikern, entgegengesetzt dem ausdrücklichen Votum derselben, ja im Widerspruch mit den Allerhöchsten Bestimmungen, nach denen der Admiralitätsrath gehört werden mußte, mit dem Bau der verfehlten Schleusenanlage ruhig fortgefahren wurde, bis es zu spät war, bis, wie der Regierungskommissar erklärte, „die Arbeiten der Bauausführung schon so erheblich vorgeschritten waren, daß die in Anschlag gebrachten großen Mehrkosten der so äußerst weitgehenden Aenderung des Projektes nicht gerechtfertigt erschienen“.

Sapienti sat! Der Reichstag hat sich hierbei beruhigt und damit den Beweis geliefert, daß uns Fachmänner in der Volksvertretung dringend Noth thun.

Eine Vertheidigung des „System Stosch“, einen Panegyricus auf den verdienten General der Infanterie — eine Eigenschaft, die wohl niemals Herrn von Stosch streitig gemacht oder angezweifelt worden ist, — müssen wir hier noch erwähnen, da sie mit ebenso starkem, als unberechtigtem Selbstbewußtsein auftritt. Wir meinen den von G. F. unterzeichneten Artikel in der Zeitschrift „Im neuen Reich“.

Einiges ist allerdings auch aus diesem Artikel zu lernen.

Erstens erfahren wir, daß souveräne Striche einer Feder in der Denkschrift gekürzt haben — daß dies Schriftstück in einer Weise offiziell sei, wie wenig ähnliche Aktenstücke.

Wir erfahren zweitens, „daß Herr von Stosch mit wahrer Freundeswärme bis aufs Blut vor höheren Instanzen Die vertreten habe, die in der Gefahr oder Fremden gegenüber Festigkeit und Kraft bewiesen hatten: so den damaligen Kapitän Werner in den spanischen Gewässern gegen Bismarck“.

Wenn dies nicht vom Fürsten selbst inspirirt sein sollte, dann ist es uns unbegreiflich, woher der Verfasser des Artikels zu solcher Kenntniß kommen kann, welche der Natur der Sache nach mit dem tiefsten Schleier des Dienstgeheimnisses verhüllt sein mußte.

Im Uebrigen wollen wir keine Kritik an zahlreiche Behauptungen legen, die mit Emphase in die Welt geschleudert werden, z. B. „daß Herr v. Stosch Schiffe baute nach festem Plane und nach Modellen, welche bald auch von den großen Seemächten mit Anerkennung und hohem Interesse betrachtet wurden", daß er „mit zwei preußischen Infanteriedivisionen und einem sehr geschwächten baierischen Corps im December 1870 den Andrang der großen französischen Loire-Armee mit unübertrefflicher Zähigkeit brach" ꝛc. Wir wollen aber durch wörtliche Anführung einer Stelle beweisen, wie es mit den nautischen Kenntnissen des Herrn G. F. steht. Er sagt:

„Längst hatte man z. B. mit Sorgen beobachtet, daß das Offenlassen einer Thür im unteren Raume des Schiffes in jedem Augenblick den Verlust von mehreren Hundert Menschen und von einem Kapital, das nach Millionen zählt, veranlassen konnte, und seit Jahren hatte man immer wieder bei Inspectionen die Erfahrung gemacht, daß trotz der strengen Reglements eine gewisse untilgbare Sorglosigkeit und Eigenwilligkeit der Leute solchen Verschluß außer Acht ließ."

Wer das sagen konnte, beweist, daß er von den einfachsten Grundbegriffen der Schiffsbautechnik auch nicht die entfernteste Ahnung hat. Herr G. F. urtheilt über Verhältnisse, die er eben nicht versteht, um so mehr thut er Unrecht, die fachverständige Presse der Parteilichkeit zu beschuldigen! — Die übrigens in dem angeführten Passus liegende Kritik des Wahrspruches des Kriegsgerichtes, den Grafen Monts betreffend, richtet sich zwar von selbst, doch muß sie ausdrücklich hervorgehoben werden, da sie den Beweis liefert, mit welchen Mitteln die Vertheidiger des „System Stosch" agiren.

Wir sind am Schlusse unserer Erörterungen. Wir glauben allerdings nicht, daß sie noch irgend einen praktischen Nutzen haben können, nachdem der Reichstag sich so ablehnend verhalten. Und so bleibt uns denn nur der Trost

„In magnis et voluisse sat est!"

Politische Briefe.

Berlin, 23. März.

Der Reichstag ist in die Ferien gegangen, nachdem das Schicksal der Militärvorlage, des wichtigsten Berathungsgegenstandes dieser Session, durch den Verlauf der ersten Lesung im Plenum und der Commissions-Verhandlungen entschieden worden. Nur allzu sehr ward durch die Art, wie es geschehen, die von uns im März-Hefte dieser Zeitschrift ausgesprochene Besorgniß bestätigt, daß auch hier wieder die Politik der nationalliberalen Fraction, bei welcher die Entscheidung lag, sich in bloße parlamentarische Taktik auflösen würde. Man hat keinerlei Erleichterung, wodurch die in einer Beziehung — durch die Erhöhung der jährlichen Aushebung — unvermeidliche Mehrbelastung zum Theil auszugleichen wäre, erlangt oder auch nur ernstlich erstrebt, aber man hat (welches Glück!) keinen Augenblick die „ausschlaggebende Stellung" in der Militärfrage verloren

In einem seiner Gedichte erzählt Heinrich Heine von dem Freunde aus der Knabenzeit, der einst ein in's Wasser gefallenes Kätzchen herausziehen wollte; das gelang ihm auch, aber der Knabe hatte sich dabei zu tief zum Strom hinabgebeugt, er stürzte selber hinein und ertrank — „doch die Katze, die Katz' ist gerettet". Dieser Vers kommt uns immer wieder in den Sinn bei all' den taktischen Erfolgen, deren unsere parlamentarischen Freunde sich seit Jahr und Tag zu rühmen haben.

Niemals, seit es in Berlin Volksvertretungen giebt, waren die Verhältnisse für die ruhige, rein sachliche Prüfung militärischer Mehrforderungen so günstig, wie diesmal — und in keinem früheren Falle ist so unsachlich verfahren worden, wie gegenüber der Militärvorlage von 1880. Der hervorragendste Redner der Majorität erledigte die militärische Seite der Controverse durch die gewiß nicht vielsagende Versicherung, daß Moltke eine höhere militärische Autorität sei, als Eugen Richter; die großen Organe der liberalen Tagespresse brachten kaum einen Artikel, der näher auf die Frage der Dienstzeit eingegangen wäre. Wir wollen dem gegenüber nicht an die militärisch-technischen Erörterungen des Abgeordnetenhauses während des Verfassungsstreites erinnern; auch wenn man nur mit den früheren Militärdebatten des Reichstags, welche nach den großen Leistungen des Heeres von 1866 und 1870 stattfanden, vergleicht, erkennt man, wie sehr die parlamentarische Mitwirkung bei der Entscheidung großer Fragen unseres öffentlichen Lebens zum bloßen Schein herabsinkt. Die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse aber mahnten gerade jetzt, Ernst damit zu machen. Gerade während der Verhandlungen über die Militärvorlage berichteten die Zeitungen von einer außerordentlichen Zunahme der Auswanderung; sie war während der letzten Jahre auf ein Minimum herabgesunken, weil die wirthschaftlichen Zustände Nordamerikas sich ungünstig gestaltet hatten, und wenn nun die Zahl derjenigen, welche dem Vaterlande den Rücken kehren, wieder stark anwächst, so ist diese Erscheinung ohne Zweifel theilweise dem Aufschwung der Geschäfte jenseit des Oceans zuzuschreiben, den dadurch erweckten Hoffnungen, welche sich vielleicht als trügerisch erweisen; doch dieselben würden minder verlockend wirken, wenn der kleine Mann in Stadt und Land den Druck der Zeit in der Heimat nicht hart empfände. Selbst unmittelbar nach dem patriotischen Aufschwung des deutsch-französischen Krieges, nach dem Siegesjubel und der Erneuerung von Kaiser und Reich, wies die Statistik eine bedeutende Zunahme der Auswanderung nach: selbst damals, inmitten der stolzesten Erhebung der Nation, fanden viele Tausende, unter denen die Meisten sich gewiß nicht leicht von dem Lande ihrer Geburt losrissen, daß dieses alte Europa sich die Güter seiner vielgestaltigen Cultur allzu theuer von seinen Kindern bezahlen lasse durch Steuerdruck, Militairdienst, beständige Sorge vor neuen Kriegen — allzu theuer besonders von denen, welche in ihrem mühseligen und beladenen Dasein von den goldenen Sonnenstrahlen jener Cultur selten erreicht werden. Um so begreiflicher, wenn der Strom der Auswanderung nun von Neuem anschwillt, nachdem die nationalen Errungenschaften von 1870/71 uns Allen zu einem gewohnten, fast selbstverständlichen Besitz geworden, eine verhängnißvolle Abirrung von den besten Ueberlieferungen unserer Staatswirthschaft aber die Lasten in ungeahntem Maße erschwert hat. Freilich, Letzteres konnte nur geschehen, weil die Wahlen seit Jahren überwiegend gouvernemental ausgefallen — und dies wieder ist ein durchschlagender



Beweggrund zur Genehmigung jeder vom Kanzler mit Nachdruck betriebenen Forderung für Volksvertreter, welche das ironische „ich bin ihr Führer, ich muß ihnen folgen" in allem Ernst zur ersten Regel politischen Verhaltens erheben. Aber wie mancher von den Bauern, die jetzt in Bremen und Hamburg die Auswandererschiffe besteigen, mag für Herrn von Minnigerode oder einen seiner Freunde, wie mancher von den Kleinbürgern und Arbeitern, die jetzt ihr Heil in Amerika suchen wollen, für Herrn von Varnbüler, Herrn Stumm oder einen andern Beschützer der nationalen Arbeit gestimmt haben! Der anonyme Wähler ist in dem unbefangenen Gebrauch, welchen er von dem modernsten politischen Grundrecht, dem der Inconsequenz, macht, auch den opportunistischsten Zweckmäßigkeits-Politikern des Parlaments immer noch überlegen — was vermuthlich schon die nächsten Wahlen noch eindringlicher beweisen werden, als jetzt die Auswanderer-Ziffern. Doch dafür, daß die wirthschaftlichen Kräfte des deutschen Volkes gegenwärtig die ernsteste Schonung verlangen, bedarf es ja überhaupt keines Beweises: Niemand bestreitet es, vielmehr ist gerade unter dem motivirenden Hinweis auf diese Nothwendigkeit die neue Wirthschaftspolitik eröffnet worden, und selbst die Anhänger derselben werden nicht zu behaupten wagen, sie habe bereits so reiche Früchte getragen, daß man eine neue Verringerung der erwerbenden Köpfe und Hände, eine neue Erhöhung der Staatsausgaben leicht nehmen könnte.

Dringender, als bei irgend einem früheren ähnlichen Anlaß, war also die strengste Unterscheidung zwischen dem Nothwendigen und dem Entbehrlichen; und günstiger als jemals früher Angesichts militärischer Forderungen waren — wir sagten es bereits — die Umstände für eine solche Unterscheidung. Denn bis auf den letzten Rest ist das Mißtrauen zwischen Parlament und Militärverwaltung geschwunden, das ehedem solche Verhandlungen erschwerte und verbitterte; selbst die Erinnerung an den preußischen Militärconflict ist für einen großen Theil der heutigen Generation nicht mehr vorhanden. Vertrauensvoll konnte der Kriegsminister — wie er es, constitutioneller auftretend, als mancher liberale Redner, that — dem Reichstage die sorgfältige sachliche Prüfung der Militärvorlage anheimstellen. Von vornherein war die Möglichkeit der Meinungsverschiedenheit auf einen einzigen Punkt beschränkt: auf die Frage der Compensation durch Verkürzung der Dienstzeit. Denn über die Räthlichkeit einer Verstärkung unserer Artillerie, welche in der Zahl der Geschütze hinter der Artillerie der Franzosen seit einigen Jahren zurücksteht, bestand keine Verschiedenheit der Ansichten. Fast ebenso wenig über die Erhöhung der jährlichen Aushebung als das Mittel zur Erhöhung der Kriegsstärke. Im Gegentheil, insofern die allgemeine Wehrpflicht erst dann eine Wahrheit sein wird, wenn alle dienstfähigen Mannschaften die militärische Schulung in den Cadres des Friedensheeres erhalten, und da der altpreußische Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in kurzer Zeit sich die gesammte Nation erobert hat, ist die Erhöhung der jährlichen Aushebung bis zur Einstellung aller tauglichen und nicht unabkömmlichen jungen Leute geradezu populär. Und daß wir in nicht ferner Zukunft irgendwie dazu gelangen werden, kann kaum bezweifeln, wer das in allen Ländern hervortretende, gegenseitige Sichüberbieten in der Friedensrüstung für den Krieg erwägt. Es hilft nichts, diese unselige Lage der europäischen Dinge zu beklagen, wir müssen uns darin einrichten, und gerade wir können es, wenn die rechten Mittel ergriffen

werden, mit einer gewissen Gelassenheit. Die militärische Ausbildung aller waffenfähigen Mannschaften ist die unübersteigliche Grenze, über welche das Bestreben, den Nachbarn in der Verstärkung der Wehrkraft zu übertreffen, nirgends hinaus kann; ist sie aber erst überall erreicht, dann sind gerade wir jedem Gegner gewachsen, denn an Volkszahl übertrifft uns keine Nation, Rußland ausgenommen, dessen numerische Ueberlegenheit noch auf alle absehbare Zeit hinaus durch die enorme Ausdehnung des Reiches, die mangelhaften Communicationen, die nimmer endenden Kämpfe an seinen asiatischen Grenzen ausgeglichen wird. Das äußerste Extrem, zu welchem die Rüstungen der europäischen Völker gelangen können, ist in der Anwendung auf unsere Wehrverfassung die natürliche Consequenz derselben. Und nicht minder eine Consequenz derselben ist die Voraussetzung, unter welcher die erstere freilich allein ausführbar und erträglich wird: die Verkürzung der Dienstzeit des Einzelnen, wodurch die Kosten der Staatskasse und der Verlust werbender wirthschaftlicher Kräfte für Land und Volk eingeschränkt wird. Den Hinweis darauf, daß trotz „allgemeiner Wehrpflicht" andere Völker eine längere gesetzliche Dienstzeit haben, als die dreijährige des deutschen Militärgesetzes, dürfen wir auch den höchsten militärischen Autoritäten gegenüber ablehnen durch die Erinnerung, daß die relativ kurze Dienstzeit immer eines der wesentlichen Merkmale war, welche die preußisch-deutsche Heeresverfassung von den Armee-Einrichtungen des Auslandes unterschieden. Daß der Begründer der ersteren, daß Scharnhorst die Veteranen Bonaparte's zu bekämpfen unternahm mit Soldaten, welche großentheils nur wenige Monate militärischer Lehrzeit in den Cadres des Friedensheeres durchgemacht hatten, wäre ein sehr verfehltes Argument, wenn dadurch in der Herabsetzung der Dienstzeit auch nur eine Annäherung an jenes Minimum empfohlen werden sollte, das der Argwohn des Imperators dem Schöpfer der neuen preußischen Armee aufzwang: der Heldenzorn, welcher der Noth, der Schmach und der Erbitterung der Fremdherrschaft entsprang, ist kein Rechnungsfactor für gewöhnliche Zeiten. Aber die Erinnerung daran, bis zu welchem heute ja gar nicht in Frage kommenden Extrem Scharnhorst in der Gesinnung einer nationalen Armee einen Ersatz für manche Vorzüge langer Ausbildung erblickte, ist nicht ohne jede Bedeutung für die Gegenwart.

Wir würden derartigen allgemeinen Erwägungen dennoch unsererseits keinerlei Gewicht für die Entscheidung der concreten Frage einer Herabsetzung der gegenwärtig im deutschen Heere bestehenden Dienstzeit beimessen, wenn es nicht notorisch wäre, daß die letztere auch Fachmännern als militärisch zulässig gilt. Die größte Autorität auf diesem Gebiete, Feldmarschall Moltke, erklärt sich freilich nach wie vor dagegen; die ohnehin geringe Versuchung zu einer militärisch-technischen Discussion mit ihm wird ausgeschlossen durch den Umstand, daß der große Schlachtenlenker sich bisher im Wesentlichen darauf beschränkt hat, seine Ueberzeugung zu constatiren, ohne auf die von anderen Technikern für die Möglichkeit einer verkürzten Dienstzeit angeführten Gründe näher einzugehen. Als durch Moltke widerlegt, brauchen sie daher nicht zu gelten; und wir hoffen, nicht gegen den Respect zu fehlen, dessen wir uns in keinem Augenblicke gegen eine der größten und zugleich sympathischsten Gestalten der deutschen Geschichte zu entschlagen wünschen, wenn wir daran erinnern, wie menschlich natürlich es ist, nicht an dem Werkzeug ändern zu wollen, mit welchem man in verantwortungsvollster Stellung

das Größte geleistet hat; aber daraus folgt nicht nothwendig, daß diese Leistungen wesentlich bedingt waren gerade durch diejenige Einzelheit der Heereseinrichtung, welche hier in Frage steht, noch weniger, daß nicht an diesem Punkte neue Verhältnisse — die bereits eingetretene und für die Zukunft weiter drohende Nothwendigkeit verstärkter Einstellung von Dienstpflichtigen in die Friedenscadres — eine Veränderung erheischen können. In der Ueberzeugung von der Unerläßlichkeit derselben sind, wenn nicht bemerkenswerthe Anzeichen trügen, manche militärische Kreise der öffentlichen Meinung sogar voraus. Gegen eine Ansicht, zu deren Vertretern der Chef des Generalstabes gehört, hätte sich der auch während der jüngsten Debatten wieder mehrfach genannte Generalstabsofficier Freiherr v. d. Goltz vor drei Jahren schwerlich öffentlich erklärt, wenn er mit seiner Auffassung unter seinen Fachgenossen allein stände; mehr als dies: er wäre schwerlich, wie es geschehen ist, nach kurzer Wegversetzung aus dem Generalstab wieder in diesen berufen worden, wenn nicht auch in unseren höchsten militärischen Kreisen, und selbst den erklärten Gegnern der Goltz'schen Ansicht dieselbe als eine relativ berechtigte gälte, worüber die Akten noch nicht geschlossen sind und von deren weiterer fachmäßiger Erwägung man daher mindestens nicht unbedingt abschrecken will. Daß der Verfasser des Buches „Leon Gambetta und seine Armeen" im Officiercorps Meinungsgenossen hat, darüber wird, wie uns, so auch manchen anderen Beobachter die eigene Erfahrung belehrt haben; u. A. legt dafür eine, erst nach der ersten Lesung der Militärvorlage erschienene, aber großentheils schon vor dem Bekanntwerden derselben ohne besonderen äußeren Anlaß niedergeschriebene Broschüre eines Officiers*) Zeugniß ab. Sprach doch auch ein so conservativer und gouvernementaler Mann, wie Herr v. Maltzahn-Gültz, obwohl er sich mit Rücksicht auf die Auffassung der Militärverwaltung zur Zeit gegen die zweijährige Dienstzeit erklärte, mit sichtlicher Zurückhaltung über diese Frage.

An die kurze Dienstzeit des Scharnhorst'schen Heeres, welches den Bezwinger Europas schlug, haben wir oben nur erinnert, um eine Autorität, die auch neben Moltke genannt werden darf, anzuführen für eine Auffassung, welche bei Erörterungen über die deutsche Heeresordnung für die moralischen Kräfte einen Platz neben den militärisch-technischen Gesichtspunkten beansprucht. Von unmittelbarer Bedeutung für die Gegenwart aber ist doch wohl die Thatsache, daß in den Jahren, welche den Kriegen von 1866 und 1870 vorangingen, die thatsächliche Dienstzeit aus finanziellen Gründen um mehrere Monate kürzer war, als gegenwärtig. Auch jetzt haben wir, wie Jedermann weiß, die gesetzliche dreijährige Dienstzeit bei der Infanterie nicht in der Wirklichkeit; ein Theil der Mannschaften — die oben genannte, anonyme Broschüre giebt ihn für die Gegenwart auf 35 Procent eines Jahrganges an — wird bereits nach zweijähriger Ausbildung entlassen, während dadurch, daß die Rekruten stets erst einige Wochen nach der Entlassung der Reserven eingestellt werden, die Dienstzeit sich für alle Mannschaften der Fußtruppen um diesen Zeitraum verringert. Bis zum Jahre 1875, also auch während der Jahre der Vorbereitung für die großen Entscheidungskämpfe mit Oesterreich und Frankreich, ist durch die Anwendung beider Mittel die Dienstzeit, wie gesagt, erheblicher hinter den gesetzlichen

* Die neue Reichs-Militärvorlage. Unparteiische Betrachtungen von einem Fachmanne. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

drei Jahren zurückgeblieben, als seitdem und neuerdings. Stets aber hat es als militärisch thunlich gegolten, einen sehr bedeutenden Theil der Dienstpflichtigen in zwei Jahren auszubilden; nicht ob eine zweijährige Dienstzeit überhaupt ausreiche, um einen tüchtigen Soldaten zu erziehen, ist also die Frage — diese wird von unseren höchsten militärischen Autoritäten unbedingt bejaht —, sondern ob das dritte Jahr nicht auch für denjenigen Theil der Mannschaften entbehrlich zu machen ist, für welchen es bisher noch festgehalten wird. Eine solche Formulirung der Frage wird allerdings von den Vertheidigern der gesetzlichen dreijährigen Dienstzeit bestritten; wir brauchen, sagen sie, das dritte Jahr als Drohung resp. als Belohnung während der beiden ersten Jahre auch für diejenigen Mannschaften, welche nach Maßgabe ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit wol im Stande sind, in zwei Jahren tüchtige Soldaten zu werden; man erreicht das Ziel mit ihnen in diesem Zeitraum, weil sie wissen, daß sie durch Eifer und gute Führung ihre Dienstzeit um ein Jahr abzukürzen vermögen. Die Aussicht hierauf mag in der That kein gleichgiltiger Factor sein; daß er unentbehrlich wäre, wird man bestreiten dürfen. In der Aussicht auf das Avancement zum Gefreiten und Unterofficier mit den damit verbundenen dienstlichen Erleichterungen für das Reserve- und Landwehr-Verhältniß, liegt ein anderer Antrieb, und die militärischen Strafen enthalten andere Abschreckungsmittel; stellt man außerdem eine mehrwöchentliche Einziehung zu Reservisten-Uebungen für das erste Jahr nach der Entlassung denjenigen Mannschaften in drohende Aussicht, welche beim Abschluß der zweijährigen Dienstzeit nicht die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten sollten erworben haben, so dürfte auf das dritte Jahr als bloßen Sporn zu tüchtigen Leistungen wol zu verzichten sein. Niemand aber wird den wichtigen Unterschied zwischen gesetzlichem Anspruch auf Entlassung nach zweijährigem Dienst und einer Vergünstigung bestreiten, welche immer von subjectivem Ermessen abhängig ist.

Doch wie steht es um die Nothwendigkeit des dritten Dienstjahres für die Ausbildung derjenigen Mannschaften, welche jetzt thatsächlich zur Ableistung desselben bei der Fahne behalten werden? Man hat in dieser Beziehung zuweilen gehört, das dritte Jahr sei unentbehrlich, um sie in der Disciplin zu befestigen. Allein es ist eine Thatsache, welche auch von dem ungenannten Fachmann wieder bestätigt wird, daß von den Leuten des dritten Jahrganges der größte Theil sich gar nicht im Frontdienst befindet, den zweimal durchgemachten Jahrescursus der technischen Ausbildung keineswegs zum dritten Mal absolvirt, sondern — als „Burschen" der Offiziere, als Oekonomiehandwerker bei der Anfertigung der Bekleidungsgegenstände, als Arbeiter für militairische Zwecke, als Ordonnanzen u. s. w. Dienste thut. Wie weit diese eingeschränkt oder auf andere Weise ersetzt werden könnten, gehört nicht hierher; genug, daß sich das dritte Dienstjahr auch für einen erheblichen, vielleicht für den größten Theil der Mannschaften desselben als entbehrlich zu den Zwecken der militairischen Ausbildung durch die unleugbare Thatsache erweist, daß es auch gegenwärtig nicht dazu verwendet wird. So bleibt nur ein sehr mäßiger Procentsatz einer Jahresaushebung übrig, für welchen das dritte Dienstjahr wirklich ein drittes Ausbildungsjahr ist; um so mehr Gewicht gewinnen die Darlegungen von militairischer Seite, wonach durch gewisse Reformen in zwei Dienstjahren sich so viel effective, ununterbrochene Ausbildungszeit ge-

winnen ließe, wie jetzt in drei Dienstjahren zur Verfügung zu stehen pflegt: durch Befreiung des Compagniechefs von allerlei, ihm jetzt obliegenden Verwaltungsgeschäften; durch Aufgabe der kleinen Garnisonen und Zusammenziehung der Mannschaften an Orten, wo in Exerzierhäusern 2c. die Ausbildung auch bei ungünstigen Witterungsverhältnissen nicht unterbrochen zu werden braucht; durch Verlegung des Einstellungstermins auf eine Jahreszeit, welche, anders als jetzt, gleich zu Anfang die Ausbildung der Rekruten begünstigt u. s. w. Allerdings, ein wichtiges Argument der Vertheidiger der dreijährigen Dienstzeit bleibt bei alledem noch unerledigt: daß nämlich, wenn die Bataillone resp. Compagnien bei zweijähriger Dienstzeit ihre jetzige Kopfstärke behalten sollen, die jährliche Einstellung von Rekruten erhöht werden müßte, wodurch zwar nicht für den einzelnen Dienstpflichtigen, wohl aber für das Land als Gesammtheit der von der Verkürzung der Dienstzeit erhoffte Gewinn wieder illusorisch würde — während, wenn es bei der jetzigen Zahl der für die Compagnie alljährlich zu überweisenden Rekruten bleiben soll, dieselbe bei nur zwei Jahrgängen auf dem Friedensfuß nicht stark genug sei, um alle für den Krieg erforderlichen Uebungen anstellen, den Mannschaften die Kriegsformationen vor Augen führen zu können. Nun hat allerdings, wer die zweijährige Dienstzeit der Infanterie befürwortet, die Herabsetzung der Friedensstärke der Compagnie im Sinne; aber er darf sich auf militairische Stimmen berufen, welche dieselbe, auch wenn sie künftig nur aus zwei Jahrgängen ihres jetzigen Rekruten-Contingents und der prima plana bestände, dennoch ihrer Aufgabe als Schule für den Krieg gewachsen erachten — unter der Voraussetzung einzelner Reformen. Daß thatsächlich nur ein geringer Theil der Mannschaften des dritten Jahrganges regelmäßig am Frontdienst Theil nimmt, ward bereits hervorgehoben; es erscheint wohl glaublich, daß der Verzicht auf diese geringe Anzahl durch gewisse Veränderungen des Reglements, welche längst von den Technikern eingehend erwogen worden, sich ausgleichen ließe. Die jetzige Kopfstärke wird als nothwendig bezeichnet zur Herstellung der Formation in drei Gliedern; aber diese ist gegenwärtig nur noch beim Schulexercieren und Paradiren im Gebrauch, während die zweigliedrige Formation die Grundlage aller Gefechtsübungen ist, für welche die Compagnie in der Kopfstärke, welche sie durch zwei Jahrgänge der gegenwärtigen Rekruten-Einstellung erhielte, ausreichend wäre. „Die Umformation von der einen in die andere," sagt die oben erwähnte Schrift, „ist eine Uebungslast, und der durch diese zwei nebeneinander noch in Gebrauch befindlichen Formationen bedingte Stellenwechsel der Mannschaften in einer Compagnie schon bei den Friedensübungen, mehr aber noch im Ernstfall ein Nachtheil."

Diese Bemerkungen erheben nicht den Anspruch, für irgend jemanden, der den vieljährigen Erörterungen über die Frage der Dienstzeit gefolgt ist, etwas Neues zu enthalten, noch weniger den, die Controverse abzuschließen; worauf es uns ankam, das war, daran zu erinnern, wie diese Frage in der That durch jahrelange Diskussion in den Parlamenten, der politischen und der Fachpresse weit genug gefördert war, um vor der abermaligen Feststellung einer Friedenspräsenz auf sieben — von jetzt an gerechnet, auf acht Jahre — eine eingehende Untersuchung seitens der bewilligenden Majorität zu gestatten und zu erheischen. Was

wir dieser und ihren Führern zum Vorwurf machen, ist, daß sie gar keinen Versuch unternahmen, die Ergebnisse jener Untersuchungen für eine Verringerung der Militärlast zu verwerthen. Wir stimmen durchaus dem Freiherrn von Stauffenberg darin bei, daß gegen eine feste Ueberzeugung der Militärverwaltung eine Frage wie diese bei der heutigen Gestaltung der Weltverhältnisse nicht entschieden werden dürfte, selbst wenn es constitutionell möglich wäre; aber man hat gar keinen Versuch gemacht, zu ermitteln, ob eine solche unerschütterliche Ueberzeugung der Militärverwaltung betreffs der Länge der Dienstzeit denn wirklich besteht, ein Versuch, der in einer eingehenden Erörterung der verschiedenen oben berührten Specialpunkte, aus denen die Controverse sich zusammensetzt, zu bestehen hätte. Wenn die Majorität des Reichstags das geflissentlich unterläßt, wenn sie gar nicht rasch genug, durch eine spöttische Gegenüberstellung der Namen Moltke und Eugen Richter, über den Anlaß dazu hinwegschlüpfen kann, so hat freilich die Militärverwaltung allen Grund, die ihr auf diese Weise bereitete bequeme Position festzuhalten; man kann ihr von keinem Gesichtspunkte aus einen Vorwurf daraus machen, denn immerhin handelt es sich um eine unter den Technikern streitige Frage.

Kaum durch irgend einen Vorgang konnte so drastisch, wie durch diesen Verlauf der Militärdebatte im Reichstag, die Richtigkeit der vor einem Monat an dieser Stelle ausgesprochenen Ansicht erhärtet werden, daß gegenwärtig in unseren Parlamenten die nothwendige Aufgabe aller parlamentarischen Opposition nicht zu ihrem Rechte kommt: die Aufgabe, unbefangene, ja durch das Parteiinteresse geschärfte Kritik an den Ansichten und Forderungen der Regierung zu üben, diejenigen Gesichtspunkte, welche von ihr unbeachtet gelassen werden, zur Geltung zu bringen. Wir unterschätzen durchaus nicht, was in dieser Beziehung von der Fortschrittspartei, insbesondere von ihrer bedeutendsten Kraft, dem Abgeordneten E. Richter, geleistet wird; aber die Fortschrittspartei ist nach ihrer Vergangenheit und nach ihrer Stellung zu den radikalen Elementen der großstädtischen Bevölkerungen zuweilen zu einem Verhalten genöthigt, welches nicht billigen kann, wer in der Opposition nur das für zulässig hält, wofür er seine Partei in der Macht die Verantwortlichkeit ohne Sorge würde übernehmen sehen. Uebrigens ist die Fortschrittspartei auch zu schwach, um selbst nur als Opposition ein erhebliches Gewicht in die Wagschale werfen zu können. Außer ihr aber werben alle Parteien um die Ehre, ministeriell zu sein, woraus von selbst die Unfähigkeit jeder von ihnen, sachlich unbefangene Kritik zu üben, folgt. Diese Behauptung wird nicht widerlegt, sondern die Situation wird nur in einer für augenblickliche rednerische Erfolge in Parteiversammlungen vielleicht nützlichen Manier verhüllt, wenn man darauf hinweist, daß auch die größere der beiden liberalen Fractionen doch manche Regierungsvorlage, soeben z. B. noch die über die Erhöhung der Brausteuer, bekämpft habe. Diese Tapferkeit innerhalb eines durch die relative Gleichgiltigkeit des Kanzlers gegen dieses oder jenes von ihm eingebrachte Project abgesteckten Kreises ist nach den Erfahrungen des vorigen Sommers eher besorgnißerregend, als beruhigend. Auch früher hat man fast Jahr um Jahr ein paar kleine Steuervorlagen verworfen; aber indem man gleichzeitig das Seinige that, um die Abhängigkeit der öffentlichen Meinung von dem großen Staatsmanne immer mehr

zu befestigen, setzte man ihn in den Stand, in der vorigen Session im Sturm Bewilligungen zu erobern, neben denen die mehrmalige Verwerfung einer Börsensteuer wirklich nicht der Erwähnung werth ist. Daß dieses Schauspiel sich nur nicht wiederholt! Daß man durch den Heroismus, mit welchem man jetzt die Erhöhung der Brausteuer und die Quittungssteuer verwirft, während man zugleich im Allgemeinen die Erziehung des Volkes zur Gouvernementalität vollendet, nur nicht die Wege ebnet für das — Tabaksmonopol!

Was in unserm politischen Leben am dringendsten Noth thut, das ist: die Selbstständigkeit des Urtheils über öffentliche Angelegenheiten wieder zu Ehren zu bringen. Darum begrüßen wir mit lebhafter Genugthuung den Entschluß Dr. Lasker's, aus der nationalliberalen Fraktion auszutreten. Ein treffendes Wort Pascal's lautet: „Wenn Alle in die Irre gehen, scheint keiner zu gehen; nur wer etwa anhält, macht wie ein fester Punkt das Abirren der Anderen bemerkbar.“ Seit längerer Zeit war für den gemäßigten Liberalismus ein solcher „fester Punkt“ nur allzu nothwendig geworden. Liest man die Commentare, mit denen der Entschluß des Abgeordneten für den II. meiningenschen Wahlkreis von einem großen Theil der Presse, scheinbaren Freunden und erklärten Gegnern, begleitet worden, so sollte man freilich meinen, nicht die Partei, aus welcher Herr Lasker nunmehr ausgetreten, sei von ihren ursprünglichen Wegen abgeirrt, sondern dieser Politiker habe vermöge seines „unpraktischen Idealismus“ eigentlich niemals recht zu ihr gehört, jedenfalls sich schon lange immer mehr von ihren Tendenzen entfernt, bis er sich isolirt fand. Kurzes Gedächtniß ist ein Hauptrequisit aller dermaligen politischen Erörterungen; aber bei einer solchen Darstellung der bisherigen Stellung Lasker's in der nationalliberalen Fraktion wird doch gar zu sehr auf das mangelhafte Erinnerungsvermögen gerechnet. Herr Lasker war nicht nur einer der Begründer der nationalliberalen Partei, und als solcher ist er sicherlich einigermaßen zum Interpreten des Geistes, in welchem dieselbe gestiftet ward, zu einem Zeugniß darüber, ob sie demselben treu geblieben, berufen; er war während des Jahrzehnts schöpferischer Wirksamkeit dieser Partei keineswegs bloß der Führer ihres „linken Flügels“, mit welchem sich die weiter rechts stehenden Elemente der Partei durch Compromisse abzufinden hatten; er war vielmehr der Fortschrittspartei, dem Centrum, den Conservativen und der Regierung gegenüber in fast allen wichtigen politischen Augenblicken der zehn Jahre 1867—1877 der am meisten hervortretende Träger der nationalliberalen Politik; er hat an der Gesetzgebung dieses Decenniums einen hervorragenderen Antheil, als irgend ein anderer einzelner Mann in Deutschland, womit schon gesagt ist, daß er als ein praktischer Politiker im vollsten Sinne des Wortes gewirkt hat: idealistische Sonderlinge drücken nicht dem öffentlichen Rechte ihres Landes so tief und dauernd den Stempel ihrer Auffassung vom Staate auf. Diese Stellung innerhalb der nationalliberalen Partei hat Herr Lasker so lange behauptet, wie diese in der Lage war, schöpferisch zu wirken, d. h. zu thun, wozu sie begründet worden. Sie war begründet im vollen Bewußtsein des Gegensatzes der allgemeinen politischen Anschauungen, welcher auch nach der großen Wandlung von 1866 zwischen Bismarck und dem Liberalismus bestand, zu dem Zwecke, dem Kanzler die ihm damals unentbehrliche Unterstützung der Liberalen behufs Vollendung des nationalen Staates zu gewähren, indem man zugleich diese

zeitweilige Unentbehrlichkeit verwerthete im Sinne möglichster Durchführung der liberalen Forderungen des Rechtsstaates, des parlamentarischen Einflusses, der Freiheit des Individuums. So lange derart praktische Politik möglich war, ist Niemand in höherem Grade ein praktischer Politiker gewesen, als Lasker. Im Jahre 1878 trat — durch das Scheitern der Varziner Verhandlung, die Attentate und die Annäherung zwischen dem Kanzler und dem Centrum — die Wendung ein, welche man kurz so kennzeichnen kann: während bis dahin die Nationalliberalen mit dem Kanzler zusammengegangen waren, um die Staatsauffassung des Liberalismus zu verwirklichen, gingen die meisten von ihnen nachher, da die „liberale Aera" zu Ende war, mit ihm lediglich um der äußerlichen Gemeinschaft willen; das Mittel war zum Zweck geworden. Man schlage die stenographischen Berichte unserer Parlamente aus den Jahren 1867 bis 1872 auf, also aus den Jahren, da der Eindruck von Bismarck's Thaten und Errungenschaften für Deutschland naturgemäß sogar noch frischer und unmittelbarer als heute war, und man wird sich überzeugen, wieviel mehr Selbstständigkeit der Gesinnung und des Auftretens die Liberalen damals, trotz der Gemeinschaft positiven Wirkens, die sie mit dem Kanzler verband, diesem gegenüber zeigten im Vergleich mit der Gegenwart. Soll der praktische Liberalismus zurückgelangen auf den Weg, auf welchem er ehedem seine Ziele verfolgen konnte, ohne daß er Grundsatz und Charakter daranzugeben brauchte, so mußte „ein fester Punkt das Abirren der Anderen bemerkbar machen"; vielleicht genügt es dazu nach dem Pascal'schen Worte, daß „einer anhielt", und dann wird Dr. Lasker, dann wird der „Idealist" sich abermals als praktischer Politiker bewährt haben.

X.

Ein Blick in das Staatsleben Oesterreich-Ungarns.

Von
Dr. R. Nowak, Hof- und Gerichtsadvocat.
Wien.

Das Leben der modernen Staaten zeigt, gleich dem Pendel einer Uhr, ein fortwährendes Bewegen von links nach rechts und wieder von rechts nach links; ob man dabei vorwärts kommt? Mag sein, merkbar kaum, und, wenn ja, doch nur so langsam, wie die Menschheit selbst, deren Fortschritt ja bestenfalls nur einem Rückblick auf Jahrhunderte erkennbar wird. Soll Oesterreich-Ungarn hiervon eine Ausnahme bilden? Niemand wird das annehmen können und dem oberflächlichsten Beobachter wird bald klar werden, daß in dem Staatengebilde, das man österreichisch-ungarische Monarchie nennt, jene Bewegung sechsfach zur Erscheinung kommt, je zweimal in den Vertretungskörpern jedes der zwei Staaten, aus denen die Monarchie besteht, und dann wieder in jeder der beiden Delegationen, welche, entsendet aus den Vertretungskörpern beider Staaten, die von den letzteren als gemeinsam anerkannten Angelegenheiten zu besorgen haben. Diese Bewegung setzt sich fort zwischen den beiden Regierungen, die jeder der zwei Staaten sein specielles Eigenthum nennt und ist selbst in jener Oberregierung noch bemerkbar, welche man als die gemeinsame bezeichnet. Diese besteht wohl nur aus drei Köpfen, aber trotzdem konnte man bei den vorjährigen Delegationssitzungen bemerken, daß der eine jener

Köpfe durch entsprechendes Schütteln nein zu dem sagte, was der Mund des anderen eben entschiedenst mit ja beantwortet hatte. Wenn nun Bewegung Leben ist, so herrscht in Oesterreich-Ungarn wohl ein Ueberfluß an Leben und vielleicht mehr als genug. Trotzdem wird aber, wer auch nur halbwegs die eigenthümliche Natur dieser Monarchie kennt, zugeben müssen, daß jene, anscheinend versechsfachte Bewegung, in Wahrheit doch nichts anderes ist, als eine Theilung und Abschwächung jener fürchterlichen Bewegung, die sich entfalten würde, wenn die gesammte bewegende Kraft auf einem Punkt concentrirt wäre. Man denke sich nur die Magyaren, die auf ihrem Pester Reichstage, wo sie doch in der That lediglich unter sich sind, bei Erörterung ihrer Angelegenheiten eine Leidenschaftlichkeit entwickeln, die selbst den gewiß auch leicht erregbaren Deutsch-Oesterreichern als heller Wahnsinn erscheint; man denke sich diese Ungarn, welche, eben weil sie fühlen, wie sehr die Unabhängigkeit ihres so inbrünstig geliebten Vaterlandes von allen Seiten bedroht ist, gegenüber dem bloßen Scheine einer Gefährdung derselben, sofort zu den Waffen zu greifen und zum erbittersten Kampfe zu schreiten geneigt sind; man denke sich diese Magyaren mit den sicherlich nicht minder leidenschaftlichen Czechen; den, trotz aller äußerlichen Glätte, doch vom wildesten Schmerze und von der heißesten Sehnsucht nach Wiedererlangung ihres Vaterlandes, ihrer Unabhängigkeit durchglühten Polen; den bei all ihrer hohen Cultur doch leicht gereizten, kampfmuthigen Deutschösterreicher und Italiäner, den halbwilden Südslaven in einen Vertretungskörper vereint, und man wird bald begreifen, daß es in dieser Versammlung, wenn das gelten soll, was eine einfache Majorität beschließt, nicht zu einer parlamentarischen Erörterung und Beschlußfassung über die Angelegenheiten des Reiches, sondern zu einer Völkerschlacht kommen müßte, die, in ihrem Verlaufe, wohl nicht nur den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern vielleicht mehr noch den Bestand der meisten Staaten Europas gefährden würde. Alle diese Völkerschaften beugen sich wol, in inniger Liebe und Verehrung, willig vor dem gemeinsamen Herrscher; keine derselben verträgt aber das, was man eine Majorisirung des einen Volkes durch das andere nennt, und selbst jener kleine Anklang an eine gemeinsame Reichsvertretung, der darin liegt, daß die beiden Delegationen, wenn sie über ein bestimmtes Thema mittelst der zwischen ihnen gewechselten Nuntien und des von ihnen bestellten Comitees nicht einig werden können, nun nicht etwa zu einer gemeinsamen Debatte, sondern nur zu einer gemeinsamen Abstimmung zusammentreten und einen Majoritätsbeschluß fassen, wird von den Ueberstimmten hart empfunden, die, wie man vielfach hören kann, es vorziehen möchten, wenn in solchen Fällen, statt jener gemeinsamen Abstimmung, sofort der Wille des Monarchen entscheiden würde. Heute sieht wohl auch jeder Unbefangene ein, daß der alte Ungar recht hatte, der für die Bestrebungen Schmerling's, in den ersten Sechzigerjahren eine alle Völker des weiten Reiches umfassende Vertretung derselben zu Stande zu bringen, nur den heißen Wunsch hatte, daß dieselben mißlängen, denn ein Gelingen wäre soviel wie finis Austriae. Nach einem Jahrhundert schon ist vielleicht, wie er meinte, von selbst geworden, was ein patriotischer Oesterreicher wünschen mag, daß es heute schon wäre; der Staatsmann aber, dessen einzige Aufgabe die ist, den Staat zu erhalten, darf nie auf das Mittel, das er als hierzu geeignet hält, versessen sein, sondern muß mit jenen Mitteln, die gegeben sind, seine Zwecke erreichen und darf nie vergessen, daß

Staaten niemals Treibhauspflanzen waren, sondern in der freien Natur herangewachsene Bäume. Daß die Ungarn nach der Eruption des Jahres 48 die absolute Herrschaft jahrelang ertrugen, kann dafür, daß sie bei entschiedenem Willen des Herrschers auch in die gemeinsame Vertretung des Reiches gewilligt und die unter deren Mitwirkung entstandenen Gesetze sich hätten gefallen lassen, gewiß nicht angeführt werden. Die Treue und Ergebenheit gegen seinen angestammten König wird der richtige Ungar nie verletzen, war ja auch die Revolution des Jahres 1848 nur möglich, weil die meisten, wie sie thatsächlich den Befehlen der vom König eingesetzten Regierung gehorchten, immer für dessen Befreiung von einer ihn gefangen haltenden Clique zu kämpfen meinten; er wird dem Willen seines Königs, wenn dieser auch die Rechte des Volkes verletzt, sicherlich folgen und nur bei jeder Gelegenheit die „Bitte um sein Recht" unterbreiten; aber nie kann er glauben, daß der König von Ungarn wirklich des Willens sei, sein Volk der Majorisirung durch andere Völker auszusetzen und derart unter das Dictat derselben zu beugen.

Kann es dann aber auch nur denkbar sein, daß Oesterreich-Ungarn jemals zu einer vollständigen, auch in seiner Vertretung sich manifestirenden Realunion gelange? Nur die Geschichte, die uns über das Werden der Staaten Auskunft giebt, kann diese Frage beantworten, und gestützt auf die Lehren derselben sagt Lazarus in seiner kürzlich erschienenen, wider Treitschke gerichteten Broschüre: „Weder Sprache noch Abstammung sind für die Nationalität entscheidend, sondern gemeinsame, staatliche, wirthschaftliche und sociale Interessen". Geht man an der Hand dieses Satzes, dessen schon oft erwiesene, übrigens augenscheinliche Richtigkeit wol kein Geschichtskundiger bezweifeln wird, an die Erwägung der eben gestellten Frage, so wird man bald erkennen, daß das, was die Völker Oesterreich-Ungarns heute noch hindert, die innigste staatliche Vereinigung zu bilden eben nur die Sprache und die Abstammung ist, während jene Elemente, nämlich gemeinsame staatliche, wirthschaftliche und sociale Interessen, schon gegenwärtig gegeben sind und mit unbedingter Nothwendigkeit herrschen. Mag heute die Sorge um die Sprache, jenes zwar kostbare Mittel zum Zweck, niemals aber selbst Zweck der Menschheit, und um die bei der fortwährenden Vermischung immer mehr problematisch werdende Abstammung, die Völker Oesterreich-Ungarns noch so sehr beschäftigen und scheinbar von einander trennen, so wird doch gerade die Leidenschaftlichkeit, mit welcher diese aufs höchste übertriebene Sorge zum Ausdruck gelangt, gewiß nur einerseits für die Nichtigkeit des Gegenstandes der Sorge, sowie für die Vergeblichkeit der letzteren selbst Zeugniß geben und anderseits gerade wieder zu dem führen, was die eigentlich für die Nationalität wie für den Staat entscheidenden Elemente schon an und für sich gebieterisch fordern. Wie könnten auch, inmitten der großen Staatengebilde Europas, an Zahl so geringfügige Völkerstämme wie sie, möglichst untereinander geworfen, das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie bewohnen, ihre Individualität anders bewahren, als durch den innigsten Anschluß aneinander, und wie wäre dieser Anschluß möglich ohne gegenseitiges Nachgeben, wie könnte die aus diesem Anschluß resultirende Vereinigung ihren Zweck erfüllen, wenn man ihr die hierzu absolut nothwendigen Voraussetzungen nicht gewähren wollte. Diese Voraussetzungen sind aber jene Elemente, welche den Staat bilden, und wie sehr auch einzelne Völker Oesterreich-Ungarns sich um ihrer Selbsterhaltung willen gegen jenes Gewähren

sträuben mögen, gerade das Streben nach Selbsterhaltung, soll es auch nur innerhalb der vernünftigen und gerechtfertigten Grenzen Erfüllung finden, zwingt sie, dieselben zu gewähren. Alle diese, scheinbar dem Staatsgedanken widerstrebenden Völker müssen daher ein Centrum suchen, alle müssen sie centripetal sein und wer die heutigen Zustände, welche nicht blos durch die Thatsache der Person des gemeinsamen Monarchen, sondern grundgesetzlich die Monarchie nach Außen als ein einheitliches Machtgebiet hinstellen, und demzufolge für die gemeinsame Vertretung und Vertheidigung des Reiches grundgesetzlich Vorsorge treffen; welche Oesterreich-Ungarn als ein einheitliches Wirthschaftsgebiet erscheinen und in den erwähnten Delegationen selbst den Keim einer einheitlichen Reichsvertretung erkennen lassen, mit den Zuständen zur Zeit der großen Maria Theresia und ihres genialen Sohnes Josef, ja selbst noch mit denen vor dem Jahre 1848 vergleicht, wo der Monarch nicht nur in Ungarn und Böhmen als König gekrönt wurde und in jedem Lande des Reiches die separate Huldigung entgegennahm; wo Ungarn nicht nur nach anderen Grundsätzen regiert wurde, als die übrigen Länder der Monarchie, sondern auch ein separates Zollgebiet bildete, der wird zugeben, daß jenes nothwendige centripetale Streben, obgleich das, was früher einfach Oesterreich hieß, nun Oesterreich-Ungarn heißt, doch in der entschiedensten Weise und immer mehr zum Vorschein kommt. An Centrifugalität könnte höchstens, jedoch auch nur unter der Voraussetzung, daß er jene seiner Stammesgenossen, die zerstreut im ganzen Reiche wohnen, völlig preisgeben will, der Deutschösterreicher denken; dieser aber liebt sein großes Vaterland, kennt die weltgeschichtliche Aufgabe, die ihm zu Theil wurde, er will sie erfüllen und wird derselben umsoweniger untreu werden, je mehr er sich dessen bewußt ist, daß er nicht nothgedrungen, sondern freien Willens die unsäglichen Hindernisse bekämpft, welche ihm die, immerhin begreifliche, jedoch ganz und gar zweckwidrige Leidenschaft seiner anderssprachigen Vaterlandsgenossen entgegenstellen. Sein Ziel ist die Erhaltung und Förderung dessen, was die Vorfahren in Jahrhunderte langer Arbeit geschaffen haben; sein Streben auf die Macht und Größe des Ganzen gerichtet, als dessen machtvolle Stütze auch sein Stamm blühen und gedeihen soll. Die Ueberzeugung, daß das, was er will, nur durch die Eintracht der Völker Oesterreich-Ungarns, diese Eintracht aber nur durch die Gewährung der lediglich durch die unbedingte Staatsnothwendigkeit beschränkten Freiheit erreicht werden kann, hat ihn mehr noch als die Höhe seiner Cultur, zum Liberalen gemacht, und ebenso willig wie unverdrossen, trägt er die schweren Lasten seines Willens zumeist auf den eigenen Schultern. Manchmal, wenn seine, allzusehr von kurzsichtiger Sorge um die Integrität ihres Stammes beeinflußten, Vaterlandsgenossen, gar zu viel Selbstverleugnung, gar zu viele Opfer von ihm verlangen, wird wohl auch er in Zornesmuth sich erheben und machtvoll seine Glieder regen, so daß das ganze Staatsgebäude in seinen Grundfesten erdröhnt und Schrecken und Angst Alle erfaßt, die in selben wohnen; man zeige ihm aber nur, daß das Reich es ist, welches das neue Opfer von ihm verlangt und er wird sich zur Ruhe geben, und willig dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Bedauerlich, wenn auch begreiflich ist nur das Eine, das der Deutschösterreicher, neben allen Tugenden, trotz aller Blutsvermengung, auch den Erbfehler seines Stammes sich erhalten hat. Er wird gerade wenn er die Macht durch

längere Zeit in Händen hat, gar so leicht eigenwillig und geneigt, nicht über die Hauptsache — über die wäre man ja einig — aber über Nebensachen den heftigsten, unfruchtbarsten Streit mit den eigenen Stammes- und Parteigenossen zu entwickeln, und, unbekümmert darum, was daraus werden möge, das unerreichbare Besser den Feind des möglichen Guten werden zu lassen. Diese Wahnsinnsperiode könnte nun nicht blos für ihn, sondern auch für das Reich höchst verderblich werden, wenn nicht der Furor bald jene Höhe erreichen würde, auf welcher der Deutsche selbst die, gierig von seinen Gegnern aufgegriffene Macht von sich würfe und in den Tagen, die nun seiner harren, nicht nur seiner Kampfeslust genügen kann, sondern auch Zeit gewinnt, allmälig wieder zur Vernunft zu kommen, sowie jene Einsicht und Mäßigung wieder zu erlangen, die ihn befähigt, zum Heile des Ganzen, die Führung der Geschäfte wieder zu übernehmen. In einer solchen Periode der Ernüchterung befindet sich der Deutschösterreicher eben jetzt wieder; das allgemeine Schicksal der Liberalen hat sich wieder einmal auch an den Liberalen Oesterreichs, die sich, weil an der liberalen Verfassung festhaltend, mit Vorliebe „Verfassungstreue" nennen, vollzogen; sie befinden sich im Stadium der Minorität. Voll Schaffensfreude und voll Opfermuth hatten sie im November 1871 aus den Händen des Kaisers die Regierungsgewalt und damit Pflichten übernommen, die wol auch den Muthigsten hätten erschrecken können. Die „Conservativen" waren ja auch diesmal wieder und zwar mit bestem Erfolg bestrebt gewesen, das zu leisten, was sie wenigstens am Continente immer und überall zu Stande bringen, wo sie, wenn auch noch so kurze Zeit, herrschen. Statt der Ruhe, die sie ins Reich zu bringen versprachen, herrschte in allen Ländern desselben die größte Erregung und Erbitterung, die Forderungen der „Nationalen" waren aufs Höchste gesteigert, die Geschäfte in der unglaublichsten Verwirrung und, was das Entsetzlichste war, das Ansehen der Krone selbst war durch ihre thörichten Machinationen in der empfindlichsten Weise geschädigt, damit aber auch Alles in Frage gestellt. In solcher Lage übernahm der liberale Deutschösterreicher im Bunde mit den jederzeit raisonnablen Polen und verstärkt durch die Einsichtigen aller anderen Nationalitäten die Regierung; die Tüchtigsten seiner Partei bildeten das Ministerium, und bald war die Erregung gesunken, bald waren die Geschäfte in ordentlichem Gange, bald auch die gefahrdrohende Wolke geschwunden, welche den wohlthätigen Glanz der Krone verdunkelte. Unter dem charakterfesten, energischen Fürsten Adolph Auersperg, leitete der vielgewandte Lasser, in dem der Verstand so zu sagen Mensch geworden war, die Politik; besorgte mit glänzendem Erfolge der tactvolle Stremayer unter den schwierigsten Verhältnissen die Angelegenheiten des Cultus und Unterrichtes; wirkten die genialen Juristen Unger und Glaser; arbeiteten unerschrocken und sich selbst aufopfernd die geistvollen Männer Pretis und Chlumecky und hielt der feine Ziemialkowski die Bande fest, welche die Partei mit den Polen vereinten. Lasser schuf unter schweren Mühen die directen Wahlen in den Reichsrath, welche Oesterreichs Gesammtvertretung dadurch sichern, daß dieselbe nun nicht mehr auf den Willen der bestehenden 19 Landtage und der zufälligen Majorität derselben basirt ist. Glaser brachte, als das Resultat zwanzigjähriger Studien und Kämpfe, die längst ersehnte, auf freie Beweiswürdigung und Unmittelbarkeit, sowie auf das Institut der Geschworenen gestützte „Straf-

proceßordnung" zu Stande, in der das so schwer zu lösende Anklageprincip wol geradezu musterhaft durchgeführt und ein Werk geboten ist, das man in Paris auf Staatskosten übersetzen und drucken ließ und von dem der Italiener Carara sagt, es sei l'ultima parola, ch' abbia detta la scienza; er bot durch die im „Bagatellverfahren" eingeführte Vernehmung der Parteien als Zeugen das Mittel, den Haupteid, jenes schreckliche Residuum des alten Gottesurtheiles, aus dem Civilprocesse zu beseitigen und schuf mit dem jetzt auch in Deutschland als Vorbild benützten „Curatorengesetz" in der Zeit, als die wirthschaftliche Bedrängniß am höchsten stand, den Besitzern von Theilschuldverschreibungen — Pfandbriefen, Prioritäten — jenen Schutz, dessen sie längst theilhaftig zu sein wähnten. Unger creirte den Verwaltungsgerichtshof und legte damit den Keim zum Werden der österreichischen Administrativjustiz, Pretis und Chlumecky bekämpften im engen Bunde die Verderben drohende, wirthschaftliche Krisis mit muthvoller Entschlossenheit und erhielten, alle ihre Kraft aufbietend, den arg gefährdeten Staats-Credit unbeschadet aufrecht; überdies schuf der Eine die Entwürfe zur vollständigen Reform unseres ganzen Steuerwesens, während der Andere die Möglichkeit einer rationellen Behandlung der Verkehrsmittel, insbesondere der Eisenbahnen, anbahnte, alle zusammen aber die Wiener Weltausstellung, jenes Riesenwerk, dessen segensreiche Wirkung in Oesterreich immer mehr fühlbar wird, zu Stande brachten und als höchste ihrer Leistungen durch ihre Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung jene liebevolle Verehrung des Monarchen zu Tage förderten, die im April des abgelaufenen Jahres so herrlichen, alle Welt begeisternden Ausdruck fand. Die Partei hielt, was kaum glaublich schien, durch Jahre an diesem aus ihrer Mitte gebildeten Ministerium fest und die Stimmen des Ehrgeizes, des Neides und des Eigennutzes, die sich im Jahre 1875 bemerklich machten, verhallten damals noch erfolglos. Aber gerade, als das Ministerium daran ging, die finanziellen und wirthschaftlichen Abmachungen mit Ungarn zu erneuern, welche die Deutschösterreicher im Jahre 1867 nur auf 10 Jahre hatten schließen wollen; also gerade in der Zeit, wo die Einigkeit der Partei am nothwendigsten gewesen wäre, kam jenes Erbübel zum Ausbruch. Nun waren die Minister auf ein Mal, wenn auch nicht Verräther, so doch Stümper, die ganz ungeeignet seien, der großen Aufgabe zu genügen, die sie lösen sollen; fast jedes Mitglied der Partei wußte die Sache besser zu machen und sehr gering war die Zahl derjenigen Parteimitglieder, die soviel Besonnenheit sich bewahrt hatten, um begreifen zu können, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei, als die Ohnmacht der zerfallenden Partei. Die Minister, welche anfänglich meinten, daß sie das Hinderniß einer Einigung der Partei seien, baten wiederholt um ihre Entlassung; konnten dieselbe aber, obwohl sie autorisirt wurden, die Annahme ihrer Demission dem Parlamente anzuzeigen, endgiltig doch nicht erhalten, weil Alle, welche um den Grund der Zerfahrenheit an entscheidender Stelle gefragt wurden, Nichts zu sagen wußten, und nicht einmal darüber, was man eigentlich wolle, Auskunft zu geben in der Lage waren. Unter unsäglichen Anstrengungen, aber nicht mehr von der eigenen Partei unterstützt, brachte das Ministerium jene unter dem Namen „Ausgleich" inbegriffenen Abmachungen und die in Folge des Berliner Vertrages nothwendig gewordenen Vorlagen durchs Parlament, um dann erschöpft — Lasser büßte seine Anstrengungen sogar mit dem Leben — zusammen-

zubrechen. Aber noch hielt die Krone fest an der Partei, die so Großes geleistet. Der alte, allmälig wieder zur vollen Geltung gelangte Führer der Partei, Herbst, jene zur Person gewordene Negation, die aber, leider, durchaus nicht „stets das Gute schafft", wurde zum Kaiser beschieden und sollte sagen, wem die Partei vertrauen, wem sie folgen wolle. Er nannte den Finanzminister Pretis, dessen Programm: Bewilligung der Kriegsstärke der Armee für 10 Jahre und Durchführung der Steuerreform, Jedermann kannte. Pretis wurde mit der Bildung eines Ministeriums betraut; fand aber, als er den Führern der Partei sein Programm officiell bekannt gab, gerade in Herbst, der ihn empfohlen hatte, den entschiedensten Widersacher. Er mußte die erhaltene Vollmacht zurücklegen und das Ministerium wurde, nachdem Auersperg und Unger definitiv zurückgetreten waren, aus den zurückgebliebenen Männern des eben entlassenen Ministeriums, denen der allzeit bereite Nothhelfer Taaffe, dem Parteistandpunkt und Parteigesinnung unbekannte Dinge sind, als Minister des Innern sich gesellte, unter Stremayers Präsidium reconstruirt. Die Abgeordneten verbrachten nun die Zeit, die ihnen bis zum Ablaufe der Mandatsdauer noch gegönnt war, mit endlosen, an den Ministern geübten Nergeleien, sowie mit ebenso erregten, als resultatlosen Debatten; waren aber um keinen Preis mehr dazu zu bringen, auch nur eine der großen Vorlagen, welche der Erledigung harrten, ernstlich in Verhandlung zu nehmen. Nicht einmal der im Ausschusse längst durchberathene Entwurf eines neuen Strafgesetzes, dessen man dringend bedarf, gelangte, obwol wiederholt auf die Tagesordnung gestellt, zur Discussion im Hause. Endlich kam die erlösende Stunde, die Neuwahlen wurden ausgeschrieben. Die Liberalen, unter denen die Enthusiasten, die sich hier Fortschrittsmänner nennen, längst schon die Oberhand erhalten hatten, entwarfen nun ein Programm, in dem sie, unbekümmert um die Sachlage und die Bedürfnisse des Reiches, jede Mehrbelastung des Volkes principiell ausschlossen; bezüglich des Heeres aber eine Verminderung des Kriegsstandes und damit auch des für diesen Dienstzweig erforderlichen Aufwandes statuirten. Um die besonnenen Elemente möglichst zu reduciren, beschlossen sie ferner die Beseitigung des constitutionellen Wahlrechtes der Großgrundbesitzer, die in jedem Kronlande separate Wahlkörper bilden, und inscenirten noch überdies den erbittertsten Wahlkampf gegen die tüchtigsten Mitglieder der eigenen Partei. Das Resultat dieses, allen Verständigen unbegreiflichen, Vorganges konnte nicht ausbleiben. Die liberalen Großgrundbesitzer schlossen, soweit dies möglich war, Wahlcompromisse mit ihren conservativen Gegnern und die Liberalen kamen hierdurch und in Folge sonstiger Niederlagen, die sie zumeist durch die Widersinnigkeit ihres Programmes sich zugezogen hatten, in die Minorität, die, weil die angesehensten Mitglieder den Machinationen der eigenen Parteigenossen wirklich erlagen, nicht einmal durch das Gewicht derer, die ihr angehören, imposant ist. So haben sie, sobald die Gelegenheit hierzu geboten war, die Worte Lassers wahr gemacht, der, als jemand nach Durchsetzung der erwähnten Wahlreform meinte, nun könnten die Liberalen nie mehr in die Minorität kommen, erwiderte, daß Dr. Herbst auch dies zu Stande bringen werde. Das für unmöglich Gehaltene ist gelungen und die Liberalen befinden sich nun in jener, wie Herbst öffentlich sagte, angenehmen Lage, der Majorität die Sorge für die Bedürfnisse des Staates überlassen und zu

allen Vorschlägen der Regierung Nein sagen zu können. Dieses Wahlresultat hatte den definitiven Rücktritt der Minister Glaser, Chlumecky, Pretis und den Eintritt des ultramontanen Falkenhayn, des national-czechischen Prazak, sowie des besonnen-liberalen Korb in das jetzt unter Taaffe's Präsidium amtirende Cabinet zur nächsten Folge; unbesetzt blieben die Posten des Unterrichts- und des Finanzministers. Das Parlament zeigte bei seinem Zusammentritte im Abgeordnetenhause eine aus Feudalen, Ultramontanen, Nationalen und diversen Stellenjägern combinirte Majorität der „Conservativen" und im Herrenhause, trotz des vorgenommenen Pairschubes, eine unter Schmerlings Führung stehende Majorität der liberalen Herrenhausmitglieder. Die einzige That dieses Parlamentes, das nun schon seit October des vergangenen Jahres arbeitet, ist die Bewilligung des Wehrgesetzes, welches in der beantragten, verfassungsmäßig nur mit einer Zwei-Drittel-Majorität beschließbaren Giltigkeitsdauer von 10 Jahren, seitens der Liberalen im Abgeordnetenhause zwar abgelehnt, im Herrenhause aber in wiederholter Abstimmung angenommen, schließlich nur dadurch zu Stande kam, daß die besonnenen Elemente der Liberalen um des Reiches willen auch im Abgeordnetenhause für dasselbe stimmten. Daß diese Männer, deren Opfermuth alle Anerkennung verdient, nun von den negirenden Liberalen als Abtrünnige behandelt werden, darf nicht Wunder nehmen; daß aber auch die Conservativen sie mit ihrer Verachtung ehren, ist nur dadurch erklärlich, daß durch eben jene Abstimmung die Pläne der Letzteren empfindlich durchkreuzt wurden. Diese rechneten darauf, daß jeder Liberale das von seinen Parteigenossen, wenn auch gegen seine Meinung, aufgestellte Programm höher achten werde, als das klare Reichs-Interesse; daß in Folge dessen das Wehrgesetz nicht zu Stande kommen und dies wieder zunächst den Rücktritt des ihnen gründlich verhaßten Stremayer, der als Justizminister auch das Ministerium für Cultus und Unterricht leitete, sowie des Handelsministers Korb, dann aber einen erklecklichen Pairschub und endlich die Auflösung des Abgeordnetenhauses sammt einer tief gehenden Discreditirung der Partei der Liberalen zur Folge haben werde. All' das wurde vereitelt durch die „Charakterlosigkeit" jener Liberalen. Die liberalen Minister verblieben im Cabinette, und wenn sie auch nicht hindern konnten, daß die Leitung des Ministeriums für Cultus und Unterricht Stremayer abgenommen werde, so waren sie doch stark genug zu verhindern, daß dieses den Conservativen wegen der beabsichtigten Corrumpirung der liberalen Schulgesetze höchst interessante Ministerium an einen ausgesprochenen Anhänger der letzteren ausgeliefert werde. Der von den „Conservativen" hierfür auserſehene Kriegsau, der schon einmal vor geraumer Zeit in dem ihm zugedachten Ministerium als Sections-Chef gewirthschaftet hatte, erhielt statt dieses Portefeuilles das sehr bedenkliche Finanzministerium zugewiesen und hat nun als Finanzminister Gelegenheit, durch die chevalereske Unbefangenheit, mit welcher er die in sein Ressort gehörigen Creditgeschäfte abthun zu können vermeint, nicht blos die Heiterkeit, sondern auch die ernstlichsten Besorgnisse aller Sachverständigen vor den Folgen seiner Finanzwirthschaft hervorgerufen; zum Unterrichtsminister wurde aber der keine Parteifarbe tragende Statthalter von Niederösterreich ernannt, der zwar für das Stellenbedürfniß der „Conservativen" einiges Gefühl verräth, jedoch keine Lust zu haben scheint, sich an den Schulgesetzen ernstlich zu versündigen,

ohne gerade ihre Erhaltung der seinigen vorzuziehen. Mit nervöser Ungeduld harren nun unsere „Conservativen" eines neuerlichen Anlasses, der ihnen zu einem vollen ungeschmälerten Siege, einem lediglich ihrer Partei angehörigen Ministerium und der zu einer Verfassungsänderung erforderlichen Zwei-Drittel-Majorität in beiden Häusern des Reichsraths verhelfen könnte. Wäre dann das Ministerium ausschließlich mit Männern ihrer Farbe besetzt, hätten sie die ersehnte Zwei-Drittel-Majorität, dann wäre, wie sie meinen, die Zeit gekommen, wo wieder einmal ihr Weizen blüht, wo sie die Macht hätten, ihre Pläne durchzusetzen, und deren Durchführung, wenn nöthig, wie ehedem, der Krone abzuringen. Nach diesen Plänen soll nun Oesterreich allerdings nicht mehr, wie noch im Jahre 1871, in fünf oder sechs Staaten zerlegt werden und einschließlich des in drei Staaten zersetzten Ungarns etwa eine durch die Person des Herrschers zusammengehaltene Ennarchie bilden — die Undurchführbarkeit dieses Traumes ist jetzt selbst unseren Föderalisten schon ziemlich klar geworden — es sollen auch sonst tiefeingreifende Aenderungen der Staatsgrundgesetze möglichst vermieden werden; man will nur zunächst auf dem Wege der Executive, und nicht blos unbeirrt, sondern wenn nöthig, unterstützt durch die Legislative den liberalen Deutschen endgiltig in den Hintergrund drängen, den Slaven aber, der, besorgt um seine, zwar nicht durch die Deutschen, wol aber durch die Sachlage bedrohte, Nationalität, zum Werkzeug ihrer schon Eingangs geschilderten „conservativen" Pläne sich hergiebt, in den Vordergrund stellen. Deshalb verlangt man als ein Postulat der staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung, daß vorläufig wenigstens der Czeche, der nun wieder in den seit 1864 von ihm gemiedenen Reichsrath eingetreten ist, mindestens in seinen Heimatländern Böhmen und Mähren, allerorts in seiner Sprache ausgebildet werde und in czechischer Sprache seine Angelegenheiten betreiben könne, die, wenn in unterster Instanz czechisch begonnen, auch bei der Centralbehörde in dieser Sprache behandelt und erledigt werden müßten. Selbstverständlich müßte dann auch dafür gesorgt werden, daß das nationale Gefühl der Czechen hierbei nicht etwa durch einen Deutschen verletzt werde, der mit seinem mühsam erlernten Czechisch dieses Idiom nur verunstaltet; in reinem classischen Czechisch müßte vielmehr, sei es mündlich, sei es schriftlich, amtirt werden, wenn der nationalen Gleichberechtigung Genüge geschehen soll. Man hat daher auch gegen drei Richter, die zu Prager Obergerichtsräthen ernannt wurden, selbst in der Legislative Einspruch erhoben, weil man sie als classische Czechen nicht gelten lassen will, und konnte sich die längste Zeit über die Besetzung der seit September v. J. erledigten Stelle des Prager Obergerichtspräsidenten nicht einigen, weil kaum einer der möglichen Candidaten dem Minister Pražak genugsam Czeche zu sein schien. Hätte man auf diesem Wege die Schule und die Aemter im Heimatlande und obendrein die Centralstellen in der erforderlichen Zahl mit Czechen versehen, dann wäre nicht blos für die stellenbedürftigen Anhänger der eigenen Partei, sondern auch dafür bestens gesorgt, daß Oesterreich, allmälig slavisirt, dem Bündnisse mit Deutschland entsage und zum Heloten Rußlands, des geheiligten Hortes aller „Conservativen" werde. So wenigstens hat der schlaue Diplomat, den die „Conservativen" im vergangenen Jahre in's Herrenhaus gebracht hatten, jüngst in seiner redseligen Herzensfreude die letzten Ziele seiner Partei ausgeplaudert. Während man nun ruhig und still nach diesen Zielen steuert, kann man

aber auch, im Besitze der legislativen und executiven Macht, möglichst für den eigenen Vortheil sorgen. Das Wehrgesetz bewilligt man, die Steuerreform und insbesondere die vor mehr als 10 Jahren in Angriff genommene Reform der Grundsteuer, die man, so weit es sich um die Veranlagung handelte, ohnedies schon möglichst in den Landescommissionen verschleppt hat, schiebt man unter den nichtigsten Vorwänden in's Unabsehbare hinaus und sichert dadurch zumeist den Latifundien besitzenden Feudalen den in Folge mangelhafter und veralteter Katasterirung unversteuerten Besitz mehrerer Tausend Joch fruchtbringenden Bodens.

Muß endlich der Steuereingang wirklich gehoben werden, dann kann man ja die bestehenden Steuern, die den betriebsamen Deutschen ohnehin schon zu Boden drücken, noch weiter erhöhen und auf diese Art auch erreichen, daß der Liberale noch mehr gedrängt werde, seine ganze Kraft ausschließlich der Erhaltung seiner wirthschaftlichen Existenz zu widmen. Da man einsieht, daß man solche Ziele nur unter dem Schutze der Krone erreichen könne, nimmt man gar keinen Anstand, den erhabenen Träger derselben für die, angeblich den inneren Frieden schaffende, Action zu interessiren; ja wenn möglich an die Spitze derselben zu stellen. Die Feudalen haben nämlich, von ihren Bundesgenossen, den Ultramontanen, belehrt, die Stellung gegenüber ihrem Dominus, die sie einstens verpflichtete, eher Mann für Mann zu fallen, als man an diesen gelangen kann, so auffassen gelernt, wie man in Rom die Stellung des Kaisers als advocatus ecclesiae zu verstehen gewohnt war. Der oberste Kirchenvogt soll allerdings gewisse Ehrenrechte genießen, dafür aber gehalten sein, für die Zwecke seines Schützlings mit aller seiner Kraft einzutreten und für deren Erreichung selbst bis zum Erliegen zu kämpfen. Es haben daher auch die böhmischen Czechen sofort nach ihrem Wiedereintritt in den Reichsrath der Krone ein Memorandum überreicht, in dem sie ihre Postulate bekannt geben. Diesmal aber war der Erfolg ein anderer, als im Jahre 1871, wo sie auf ihre Forderungen ein, später von ihnen abscheulich mißbrauchtes, allerhöchstes Rescript als Antwort erhielten; diesmal ging ihr Memorandum auf streng verfassungsmäßigem Wege ans Ministerium und wird jetzt von einer unter Pražak's Vorsitze gebildeten Commission berathen. Eines besseren Erfolges erfreuten sich die Conservativen allerdings bei einigen Mitgliedern des Kaiserhauses, die, zur allgemeinen Ueberraschung, gelegentlich der Adreßdebatte ihre seit dem Jahre 1871 leer gebliebenen Sitze im Herrenhause einnahmen und mit der „conservativen" Minorität stimmten. Offenbar hatte man darauf gerechnet, daß die Verehrung, welche die Liberalen Mitgliedern des Kaiserhauses jederzeit erwiesen, sie hindern werde, gegen den Adreßentwurf der Minorität zu stimmen; erreicht wurde aber nur die jedem Patrioten widerliche Thatsache, daß der Antrag, für den Mitglieder des Kaiserhauses offenkundig eingetreten waren, in der Minorität blieb und vor aller Welt Augen sechs hervorragende Generäle gegen ihren verehrten Führer, den greisen Erzherzog-Feldmarschall, ihre Stimme abgaben. Die Liberalen baten, als sie im Jahre 1871 die Regierung übernommen hatten, ausdrücklich darum, daß der Kaiser und die Mitglieder seines Hauses, nicht einmal im Wahlkampfe, geschweige denn in einer Parlamentssitzung, eine Parteistellung einnehmen mögen, obwol ihnen die Wahlstimmen, auf welche sie damit verzichteten, so trefflich zu statten gekommen wären. Die ungetrübte allseitige Verehrung des Kaiserhauses, aus welcher

der Staat die größten Vortheile zog, war die Folge hiervon, und dieser Erfolg zeugte am besten dafür, wie richtig es war, hierin das Parteiinteresse dem gemeinsamen Staatsinteresse zu unterordnen. Die „Conservativen" gehen aber auch in diesem Punkte nach anderen Grundsätzen vor. Nach ihrem Recepte soll die Regierung immerhin proclamiren, daß sie über den Parteien stehe; der Kaiser aber und die Mitglieder seines Hauses sollen nur tüchtig in die Action eingreifen und ihnen zum Siege verhelfen. Daß sie, sobald solche Maximen auch nur halbwegs erkennbar werden, jeden, der sein Vaterland liebt, von sich abdrängen müssen, dafür fehlt ihnen ebenso jedes Verständniß, wie dafür, daß sie durch solches Beginnen nur den einen Wunsch immer allgemeiner machen, es mögen doch endlich die Liberalen, die nun schon so weit ernüchtert sind, daß sie, aus Rücksicht auf das Staatsinteresse, für die früher von ihnen perhorrescirte Steuerreform gegen die Verschleppungstendenzen der Conservativen eintreten, vollends wieder zur Vernunft kommem, ihre Reihen ordnen, und ihre berufenen Führer an die Spitze stellen, um wieder die Regierung übernehmen zu können. Bis dahin muß Oesterreich allerdings die Experimente der Conservativen nothgedrungen über sich ergehen lassen; länger aber, als bis dahin, wird auch die Herrschaft der Conservativen sicherlich nicht dauern, und der Schaden, den sie in der Zwischenzeit dem Staate zufügen können, doch nur in dem Verluste der kostbaren Zeit bestehen, die aber, so lange die Zerfahrenheit der Liberalen währt, ohnehin verloren ist.

Während derart in Oesterreich die Conservativen bemüht sind, der Welt zu zeigen, daß sie nicht nur die Fehler der Liberalen in erhöhtem Maße, sondern auch keine ihrer Tugenden besitzen, sind in Ungarn die Letzteren seit dem Wiederbeginn der parlamentarischen Aera an der Regierung und fungirt seit dem Jahre 1875 jener talentvolle Mann, welcher im Jahre 1867 und später die reale Union mit Oesterreich, als Verrath am Vaterlande, entschiedenst bekämpft hatte, als Minister-Präsident, der selbstverständlich die Gemeinschaft mit Oesterreich nicht mehr bestreitet, sondern bei der Erneuerung des „Ausgleiches" die gemeinsamen Angelegenheiten um die des Geldwesens, sowie durch die gemeinsame Occupation Bosniens und der Herzegowina vermehren half. Mit ihm haben die „Independenten" den einzigen Führer verloren, den sie hatten, und üben nun, an Zahl arg reducirt, in einer zwar höchst turbulenten aber geistlosen Weise dasjenige, was sie von ihrem geschiedenen Meister gelernt. Neben ihnen, aber streng von ihnen gesondert, besorgt eine Vereinigung abgewirthschafteter Minister und solcher, die es gerne werden möchten, schon aus diesem Grunde aber auch entfernt nicht Gegner der realen Union mit Oesterreich sind, die Geschäfte einer principienlosen Opposition.

So zeigt denn Oesterreich-Ungarn zunächst in jedem der beiden Staaten, dann aber auch in der Monarchie selbst, ein durch die unbesiegbare Macht der Verhältnisse — der gemeinsamen, staatlichen, wirthschaftlichen und socialen Interessen — gebotenes, trotz aller widerstrebenden Bewegung stetig fortschreitendes Zusammenfassen der gesammten Macht des Reiches der ehrwürdigen Habsburger, die einst die Welt beherrschten und nun durch furchtbare Schläge eines in dem Keime ihrer Macht begründeten Schicksales, durch Katastrophen, die wol jedes weniger naturnothwendige Staatsgefüge zerschellt hätten, zum Heile der Menschheit wieder zur alten Aufgabe der vor nahezu 1000 Jahren gestifteten Ostmark zurückgeführt

sind. Zum Schutze gegen die von Osten heranbringenden Horden war die Ostmark gestiftet; als gewaltiges Bollwerk der Civilisation gegen die von Osten und Norden drohende Barbarei soll die 35 Millionen der tüchtigsten Menschen umfassende österr.-ung. Monarchie heute bestehen. Furchtbar groß ist diese Aufgabe; die muthigen Völker Oesterreich-Ungarns werden ihr aber genügen, unterstützt von der thatkräftigen Sympathie, nicht blos des mächtigen Deutschland, sondern aller Mächte Westeuropas. Italien*), dieses Verlegenheitsgeschöpf Napoleon's III, dessen unbefriedigte Tollköpfe sehnsüchtig nach einer neuen Niederlage ausschauen, die sie gegen eine blühende Provinz Oesterreich-Ungarns umzutauschen gewohnt wurden, kann hierbei füglich außer Betracht bleiben. Als Macht kommt es ja, für sich allein, trotz aller Großmachtstellung, doch nicht in Betracht, sondern besten Falles als Beleg für die Falschheit des von seinem Schöpfer zum eigenen Verderben ersonnenen Satzes, daß Sprache und Abstammung die einen Staat bildenden Elemente seien. Kann doch Italien, obwol auf Sprache und Abstammung neuerlich begründet, ein Staat, eine Macht, mit der man rechnet, nicht werden, während Oesterreich-Ungarn trotz aller Verschiedenheit seiner Völker in Sprache und Abstammung als aller Welt imponirendes Staatsgefüge besteht, dessen machtvolle Entwicklung die gesammte Civilisation mit ihren Sympathieen begleitet und fördert.

Gott segne zum Heile der Menschheit diese Entwicklung und wehe dem, der sie stört.

Bei unseren südlichsten Landsleuten.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Das Deutsche Reich übertrifft in der Anzahl seiner jährlichen Auswanderer jedes andere Staatsgebiet des europäischen Festlandes; es ist in dieser Hinsicht das China Europas. Immer unabweislicher drängt sich uns darum die Frage auf: ist das Ziel, welches der durch nichts zu hemmende deutsche Auswanderungsstrom verfolgt, ein ersprießliches für die Auswanderer selbst und für die Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes? Zwischen 3 und 4 Millionen unserer Landsleute sind im Verlauf der letzten fünfzig Jahre theilweise über die trockenen Grenzen (nach den Niederlanden und Rußland zumal), ganz überwiegend aber über das Weltmeer gezogen, besonders nach den lockenden Räumen der beiden menschenleersten und doch so mannigfach begüterten Erdtheile. Die Einwohnerzahl ganzer europäischer Königreiche wird von diesen dichten Schaaren unserer Abtrünnigen überboten. Zugegeben nun, daß ihnen die Zustände daheim ganz unleidlich geworden oder daß so mancher unter ihnen gezwungen war, seine geistige und körperliche Kraft als das einzige ihm vererbte Vermögen da anzulegen, wo Landerwerb billiger und Arbeitslohn höher ist als bei uns, — wer hat sie berathen, um den für ihre Leistungsfähigkeit zweckmäßigsten Schauplatz zu wählen, wer vollends stand ihnen bei der verhängnißvollen Entscheidung als Berather mit weiterem national-patriotischem Weltblick zur Seite, um zu verhüten, daß sie gänzlich den geistigen und wirthschaftlichen Zusammen-

*) Die Vertretung der hier folgenden Ausführungen müssen wir selbstverständlich dem Herrn Verfasser überlassen, da wir seine Ansicht durchaus nicht theilen. Red. d. D. R.



hang mit der alten Heimat verloren, ja den gefährlichsten Nebenbuhlern Deutschlands um den Erwerb einer breiten Grundlage des eigenen Wohlstandes durch Antheilschaft an Welthandel und Weltindustrie, dem kühn um sich greifenden Engländer und Angloamerikaner ins Garn liefen, unbewußte harmlose Vaterlandsverräther, die selbst und in ihren Nachkommen ein unermeßliches Gut an Arbeits- und Kapitalkraft Deutschland völlig entfremdeten?

Das junge Deutsche Reich hat sich zunächst in seinen vier Pfählen tüchtig einzurichten; stürmisches Verlangen nach überseeischem Besitz, wie es ihm einst fast noch in der Stunde seiner Geburt eine hinterindische Colonie in die Wiege legen wollte, hat es verständig außer Acht gelassen. Indessen die staatliche Förderung, die wir gelegentlich der Gefährdung der zweifellos bestehenden Hegemonie des deutschen Handels in der Südsee dem Zustandekommen nicht einer Südsee-, sondern einer „Deutschen Seehandels-Gesellschaft" seitens unserer Reichsregierung widerfahren sahen, berechtigt uns wol heute zu der frohen Hoffnung, daß die Pflege der deutschen Auswanderungsverhältnisse nun auch bald in umfassenderer Weise vom Reich in die Hand genommen werde. Denn hier gilt es, wie man sieht, nicht minder wichtige, ja noch näher liegende nationale Interessen zu vertreten, welche uns mit der außerdeutschen Welt sehr innig verflechten und doch so lange vernachlässigt wurden; es gilt dem faulen laisser aller ein Ende zu bereiten, was entschieden nicht durch ein gelegentliches Einschreiten gegen gaunerische Schliche gewissenloser Auswanderungsagenten zur Genüge geschehen kann.

Es wird sich vielmehr um die äußerst schwierige Frage handeln: welche überseeischen Länder sind physisch und wirthschaftlich geeignet, den kostbaren Ueberschuß unserer einheimischen Volkskraft in ihnen als ein uns dauernd zinsendes Capital zu veranlagen? Erst nach gründlicher Beantwortung dieser Frage wird eine gesunde, von Leichtsinn und Engherzigkeit gleich weit entfernte Auswanderungspolitik ihre Thätigkeit mit gutem Erfolg im Lande beginnen können, um zuvörderst in Schrift und Wort die Thoren eines besseren zu belehren, welche da meinen, es gäbe auf Erden wirklich die ersehnten Ruhesitze für das selige Schlaraffenleben des Märchens, aber auch darzuthun, wo der Deutsche in der weiten Ferne seine Arbeit gut gelohnt erwarten darf; denn wer schon mit dem Wanderstab unter der Thür steht, dem ist nicht genug gethan mit Warnworten über die Wege, die er vermeiden soll.

In Ermangelung einer vergleichenden Studie über den so sehr ungleichen Verlauf, den die deutsche Ansiedelung in den sämmtlichen von ihr erkorenen außereuropäischen Ländern genommen hat, wird es nicht ohne Nutzen sein, diejenigen Verhältnisse zunächst zu erwägen, unter denen der Deutsche entschieden schnell und mit Glück sich ein Heim in der Fremde gewonnen hat, voll froher Aussicht, auch Deutscher zu bleiben, wenn anders der Nachschub von Deutschland nicht bei der grundsatzlosen Zersplitterung unserer Auswanderungsbewegung unterbleibt und somit das jugendliche Deutschthum in der Ueberzahl der Nachbarn fremder Zunge mit der Zeit erstickt wird. Kaum irgend eine andere Gegend möchte aber für solche Betrachtung einladender sein als das südliche Chile.

Wir befinden uns hier, wie der Blick auf Globus oder Landkarte zeigt, bei unseren am weitesten gen Süden ausgezogenen Volksgenossen, abgesehen von den wenigen Deutschen, welche in dem erst 1853 an der Magellanischen Straße

begründeten chilenischen Oertchen Punta Arenas, der südlichsten Stadt der Erde, wohnen. Ein recht natürlich umgrenzter Raum dieses Süd-Chile: im Osten die hohe Mauer der Cordilleren, im Westen das offene Meer, im Süden der schon patagonisch unwirthliche, nimmermehr dicht bewohnbare Zug der Inseln und Halbinseln, in welche dort das Südhorn Amerikas zertrennt ist, endlich im Norden das Land der Araukaner oder Pehuenche (d. h. Pehuen-Leute, wie sie sich selbst nennen nach der nur bei ihnen in stolzen Wäldern wachsenden Araucaria- oder Pehuen-Conifere), das einzige Land der Westfeste, welches standhaft und ehrenvoll seine Selbständigkeit gegen die spanischen Eindringlinge behauptet hat und auch mit dem heutigen chilenischen Freistaat nur im Freundschaftsvertrag verbunden ist.

Dem Königreich Dänemark an Areal nahe kommend, gliedert sich Süd-Chile in drei nordsüdlich verlaufende Streifen. Die Küstenkette begleitet mit ihren Glimmerschieferkämmen das westliche Gestade ganz dicht, erhebt sich aber durchschnittlich nur auf 600 m, auch mit den höchsten Kuppen selten etwas über 900 m; der dem härteren Fels auflagernde Cancagua, ein geschichteter thonhaltiger Sandstein, bietet ein leicht zu bearbeitendes Baumaterial und schließt hie und da eine vorzügliche, fast steinkohlenartige Braunkohle in sich, die schon an mehreren Küstenpunkten erschürft wurde. Nur in seinem mittleren Drittel schiebt dieses Küstengebirge breitere Hochflächen ins Innere, welches sonst durchweg eine nur wellige Niederung darstellt, nicht von Gebirgsschranken, sondern von tief eingeschnittenen Flußthälern durchsetzt. Ueberall macht der binnenländische Raum den Eindruck einer erst späteren Entstehung; im Süden besteht sein Boden aus Cancagua-Lagen, die nur geringfügig höher liegen als die Meeresfläche, unter welcher sie im Tertiäralter abgesetzt wurden, und weiterhin liegt unter der lockeren Erdkrume lauter Geröll der Hochcordilleren, zerkleinerte Gebirgstrümmer, wol von der Brandung über die Fläche ausgebreitet, ehe sie dem Meer entstiegen. Daß vollends recht spät und langsam auch die Küstenkette aufgefaltet sein muß, lehren uns alle größeren Flüsse, welche ohne ihre Westrichtung von der Andenkette her zu verlassen das quer vorliegende Küstengebirge offenbar gleichzeitig mit seiner Aufrichtung durchsägt haben. In einem Abstand zwischen 20 und 25 Meilen vom Seestrand schließt das schroff zu ewig schneebedeckten Höhen ansteigende Alpengebirge den Gesichtskreis gen Morgen; selbst die niedrigsten Uebergangsstellen über seine kühn geschwungene Kammfirste liegen in der Höhe der so viel sanfter gerundeten Gipfel der Küstenkette. Den höchsten Reiz indessen gewährt der südchilenischen Landschaft die stattliche Reihe hoher Vulkane und der ihnen vorgelagerten Seen noch diesseit der Grenzcordilleren und ihr wie eine Perlenschnur angesäumt, von der mit ihrem glänzenden Schneemantel weit über das Meer hin leuchtenden vollkommenen Kegelgestalt des 2300 m hohen Osorno bis zu dem ihn um mehr als seine Hälfte überragenden Vulcan von Villa Rica im äußersten Nordosten. Ueber ein halbes Dutzend prächtiger Seespiegel lagert sich so zwischen Ebene und Gebirge, die meisten von ihnen füllen breite nach Westen offene Nischen des letzteren, und alle entsenden Flußwasser nach dem Meer. So ausschließlich südchilenisch sind diese Seebecken, daß genau mit dem nördlichsten, dem von Villa Rica, und seinem langen westlichen Ausfluß, dem Tolten, Süd-Chile von Arauco sich abgrenzt. Der große Ranco-See giebt dem das Land quer halbirenden Rio Bueno den Ursprung; dem in die

gebirgsfreie Südküste tief einschneidenden Busen von Reloncavi [relonkawi] liegt nordwärts benachbart der Llanquihue [jankihue], dessen Ausfluß, der Maullin, gen Südwest noch das offene Meer erreicht. Dieser mächtigste der chilenischen Seen, die Laguna de Llanquihue, mehr wie doppelt so groß als unser Bodensee, lagert seine azurblaue Fläche, die nur an den seichteren Rändern der Kesseltiefe smaragden schimmert, freier in der Ebene, im Südost überragt von dem wenigstens vulkanähnlichen Calbuco, im Nordost von dem hehren Osorno, dessen ungeheure Lavaergüsse sich mehr als einmal in ihm kühlten, dessen Dampfwolken aus dem fortarbeitenden Krater seinen Himmel noch jetzt mitunter ruhig durchschweben, dessen nächtlicher Feuerschein gar oft die Sterne erbleichen machte.

Die Breitenlage zwischen dem 39. und dem 42. Parallelkreis der südlichen Erdhälfte (entsprechend der süditalienischen) bedingt zusammen mit der Nähe des Meeres eine außerordentliche Milde der Temperatur. Der Jahreskreislauf verharrt fast stets bei der Wärme eines schönen deutschen Frühlingstages; Schnee also fällt außerhalb des östlichen Gebirges nur ganz ausnahmsweise und ohne jemals eine haltbare Schneedecke zu ergeben; die seltene Erscheinung von Reif und über Nacht gefrorenem Wasser erfolgt regelmäßig nur dann, wenn in sternenklarer Winternacht der mit dem Seehauch des Tages abwechselnde Luftzug von der Cordillere sich einmal schneidiger als gewöhnlich über das Land ergoß. Die Stadt Valdivia mag uns eine Vorstellung von dem Gleichmuth der südchilenischen Luftwärme überhaupt geben: ihre Mitteltemperatur ist gleich der von Mailand, diejenige ihres kältesten Monats, des Juli, stimmt überein mit der mittleren Januartemperatur von Rom, diejenige ihres wärmsten Monats, des Januar, mit der mittleren Julitemperatur Christianias. An die völlig genügende Befeuchtung des Landes erwecken schon seine dauernd sichtbaren Wasserschätze in Gebirgsschnee, Seen und Flüssen vollen Glauben. Genaue Messungen bestätigen ihn gründlich; über 2½ Meter Höhe erreicht der Jahresniederschlag wenigstens an den Küsten, und zwar auch an der nicht von höherem Gebirg umgürteten des Südens! Bei solcher Massenhaftigkeit bedroht die allerdings echt sicilianisch-subtropische Vertheilung des Niederschlags über das Jahr auch die niederschlagsärmeren Sommermonate keineswegs mit Dürre. Wehen nämlich zu dieser Zeit auch vorwiegend südliche Winde, welche, aus kühleren Breiten kommend, naturgemäß zur Aufheiterung des Himmels über Chiles Fluren beitragen müssen, so ist ihre vom Weltmeer mitgebrachte Feuchtigkeit dennoch groß genug, um schon bei geringfügiger Abkühlung durch Mischung mit kälteren Luftschichten und ansteigende Bewegung nicht allein das Hochgebirge mit Gewölk zu überziehen; selbst der regenärmste Monat Valdivias, der Januar, bringt daher ebenso viel Regen wie der regenreichste Monat mancher mitteldeutschen Stadt. Setzt aber zur Winterzeit der gegenpassatische Luftstrom seine Düsen mit voller Kraft schon auf die niederen Breiten dieses Küstenlandes an, und zwar in Folge der Cordillerenablenkung mehr aus Nord statt aus Nordwest, so erlebt man fast sündfluthliche Ergüsse, die mitunter Wochen lang anhalten. Versicherungsgesellschaften gegen Hagel- und Blitzschäden würden in Süd-Chile dagegen schlechte Geschäfte machen, da Gewitter merkwürdig selten auftreten, viel seltener als Erdbebenstöße; man hört wohl einmal zur Regenzeit den Donner vom Gebirge her grollen, kann aber in der Ebene alt werden ohne einen Blitzstrahl gesehen zu haben. Einen recht

augenfälligen Beweis von der Oceanität dieses Klimas gibt uns die niedrige Lage der Schneelinie, welche sich fast nur halb so hoch als in unseren europäischen Alpen über den Meeresspiegel erhebt, da die Menge des Hochgebirgsschnees größer, die Sommerwärme aber geringer ist als bei uns. Unsern dem Busen von Reloncavi müßte bereits unsere Schneekoppe die Schneehaube Jahr aus Jahr ein tragen, denn auf dem Osorno reicht ewiger Schnee bis zu 1400 m herab.

Ein ewig grünender Wald schmückte einst und schmückt mit wenigen Unterbrechungen noch gegenwärtig das Land, sogar bis an die Schneegrenze hinan, wo wie nirgends auf Erden außerhalb der chilenisch-patagonischen Anden, Dank der Wintermilde Waldwuchs und Blumenpracht — darunter die in Chile heimische Fuchsia — an stete Schneelandschaft dicht heranreicht. Im Norden hebt das chilenische Gebiet nahe dem Wendekreis mit einer völlig baumlosen Wüste an; dann folgt der immer noch äußerst holzarme, weil sommerdürre Mitteltheil mit seinem feurigen Wein, seinen Südfrüchten und der fiederblättrigen Jubäapalme, die bis an den 37. Parallelkreis sich verbreitet; hier endlich — der Regel zuwider im äquatorfernsten Landestheil — ist unter dem kaum eine Woche den Regen versagenden Himmel des Südens dem Reich der Gewächse eine so liebe Stätte bereitet, daß üppiges Grün die Kahlheit des Nordens gänzlich verbannt. Ohne winterliches Schutzdach gedeiht da Orange und Citrone im Freien; jedoch man pflegt sie nicht, weil ihre Früchte gleich den Trauben der Rebe dort die ihnen zusagende Wärme- und Lichtfülle des wolkenfreien süditalienischen Sommers vermissen. Was Tacitus von Britannien sagte, gilt auch von Süd-Chile: Weinstock wie Oelbaum meiden dies mildfeuchte oceanische Klima. Die Natur, die durchweg den tropennahen Saum des gemäßigten Erdgürtels auf der Südhalbkugel mit einem anderen Pflanzenkleid versehen hat wie auf der nördlichen, zeigt uns hier so wenig wie in der ursprünglichen Flora des Caplandes oder Süd-Australiens die Gewächsformen des südlichen Europa. Gleichwohl erinnern Myrten und Lorbeeren an ihre Verwandten in Italien; die Luft füllt sich von duftigem Gehölz mit Wohlgeruch, sobald man mit dem Hiebmesser einen Weg durch den südchilenischen Urwald zu bahnen versucht. Denn wie im Tropenwald sind auch hier die Baumstämme von Schlinggewächsen mit oft gluthroth leuchtenden Blumen, um welche bunte Kolibris schwirren, vielfach verstrickt; kreischende Schaaren grüner Papageien und die großen schieferfarbenen Wildtauben finden vor dem Wettersturm immer in einem nahen Laubdickicht ersehnten Schutz. Die Roble-Buche mit kleinerem und dunklerem Laub als unsere Rothbuche, doch gleichfalls wie sie im Winter die Blätter verlierend, waltet vor; und als Unterholz hemmt den Eindringenden zumeist eine ästige Rohrart, die den Bambusen nicht unverwandte Quila von doppelter Mannshöhe, ja bis noch einmal so hoch in die Baumwipfel als lebendige Takelage emporkletternd. In seltsamer Scheu vor dem Meeresstrand und von ihm doch nicht auf viele Meilen sich entfernend, wächst in Einzelgruppen, gewöhnlich auf moorigem Grund, von der Mündungsgegend des Valdivia-Flusses gen Süden, dann um den Reloncavi-Busen herum in das Gebirge hinauf die mächtige Alerce, eine schlankpyramidale Conifere mit cypressenartiger Krone und röthlichem Holz, welches neben dem zur Zimmerung vortrefflichen Roble-Holz bei seiner ausgezeichneten Spaltbarkeit in kaum fingerstarke Bretter sehr gesucht ist. Alle deutschen Obstarten schlagen auf

diesem von unzähligen Waldgenerationen gedüngten Boden vortrefflich an, zumal der Apfelbaum ist da schnell verwildert und wuchert nun in weiten Fruchthainen. Ab und zu räumt in der trockneren Jahreszeit ein Waldbrand in dem kaum durchdringbaren Gewüchs auf und macht die überfruchtbare Erde frei für menschliche Nutzung; so jener monatelange Brand im Sommer 1850 zu 51, durch welchen vom Ufer des Llanquihue-Sees nach Nord und Nordost eine ihm selbst an Umfang wohl nicht nachstehende Fläche vom Dickicht gesäubert wurde. Unsichtbar schleicht der mähnenlose südamerikanische Löwe, der Puma, in dem Zweig- und Blättergewühl; erst wenn der Condorgeier mit seinen Riesenfittigen niederrauscht, ahnt man, daß dort im grünen Versteck der nicht sehr grimmige Räuber ein Kälbchen oder ein Fohlen zerfleischt hat. Hirsche und ganz kleine Rehe vertreten das nicht häufige Rothwild, flinke Rudel feinwolliger Guanacos jagen nur im Hochgebirge. Am reichsten an Thierleben ist das Meer mit seinen Delphinen und Robben, seinen zahllosen Fischen und Muscheln, welche letzteren nicht nur schmackhaften Mundvorrath, sondern in ihren Schalen auch den dem Lande mangelnden Kalk liefern.

Bis um die Mitte unseres Jahrhunderts sah Süd-Chile noch fast so aus, als wäre es eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Namentlich unter die Urwaldwipfel seiner südlicheren Striche hatte beinahe überall höchstens der braune Eingeborene den Fuß gesetzt. Tiefes Schweigen lag über der Gegend; ungestört brüteten die wilden Enten und die Möven am Rande der spiegelnden Seen, Fischottern und Raubvögel theilten sich noch allein in die schwimmende Beute, nur Gekrächz der Seeraben oder Klageruf der Haubentaucher durchtönte dann und wann die Todtenstille. Zwar hatte Pedro de Valdivia den Norden des Landes einst für die spanische Krone erobert und oberhalb der seeartig sich verbreiternden Schlauchmündung des Callecalle seine Stadt gegründet; die „reiche Stadt“ (villa rica) am schon erwähnten See führte den Namen nach dem dort aus dem Boden gewaschenem Gold, und nachdem Don Pedro von den Araukanern erschlagen, noch unter seinem Nachfolger 1557 Osorno (fernab von dem darauf getauften Vulkan an einem linken Nebenfluß des Rio Bueno) erbaut worden, marterte man zur Beschickung der Münze von Osorno auch in dortiger Gegend die Indianer mit harter Goldwäscherarbeit. Dann aber vernichtete ein dreijähriger Rachekrieg die spanische Zwingherrschaft; seit 1602 lagen die spanischen Städte in Trümmern, aus denen Villa Rica nie wieder erstand. Valdivia fristete nachmals als eine kleine spanische Befestigung ein unbedeutendes Dasein, während über Osornos Schutt so üppig der Wald wucherte, daß man seine Stätte erst mit Hülfe einiger befreundeten Häuptlinge auffand, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich bereit zeigten, den Spaniern freiwillig Land abzutreten, denn sie gehörten dem minder freiheitsstolzen Stamm der Cuncos an. Wohl sandte nun der Vice-König von Peru einige Hunderte als Besatzung in die neu erbaute Osorno-Feste, lockte auch andere durch unentgeltliche Landaustheilung nach und leitete so deren Verschmelzung mit den Eingeborenen ein; es ging jedoch schwach voran mit der Ausbreitung dieser spanisch redenden Bevölkerung von Süd-Chile, da auch nach Chile's Freierklärung im Jahr 1826 das walderfüllte Transaraucanien dem Chileno der Mitte ein halbes Sibirien dünkte.

Da war es der glückliche Gedanke, Deutsche herbeizurufen, der den unerwartetsten Aufschwung brachte. Bernhard Philippi, Oberst-Lieutenant im Ingenieurcorps der chilenischen Armee, Bruder des verdienstreichen Professors der Naturgeschichte an der Universität der Hauptstadt Santiago de Chile, bleibt uns dadurch unvergeßlich, daß er diesen Gedanken faßte und, unterstützt von der Einsicht und dem guten Willen seiner Regierung, auch verwirklichte, ehe die Patagonier seinem Leben ein grausiges Ende bereiteten. Seine kurz vorher (1848—51) im deutschen Vaterland von ihm betriebene Agitation erzielte einen glänzenden Erfolg: bereits in den Jahren 1850—52 landeten mehr als tausend Deutsche in der Hafenbai Corral vor der Mündung des Valdiviastroms, nachdem ihnen 1846 neun Handwerkerfamilien als erste deutsche Einwanderer in Süd-Chile vorangezogen waren.

Ein freies Land empfing unsere Landsleute mit edler Freiheitsluft, jedem rüstigen Schaffen den gebührenden Lohn sicher verheißend. Der zum Empfang der ersten Einwanderungszüge (1850) vom Ministerium nach Valdivia gesandte chilenische Gouverneur bot den nach Landerwerb Verlangenden sogleich die Quadrat-Cuadra (6¾ Morgen) Staatsländerei zu 1—3 Pesos an (also von 4 Mark*) ab), und zwar mit ausgiebiger Stundungsfrist der Kaufsumme, sicherte allen volle Glaubensfreiheit zu, trotz vorläufiger Entbindung vom Bürgergardendienst und zwanzigjähriger Abgabenfreiheit desgleichen volle bürgerliche Gleichberechtigung mit allen übrigen Chilenen, denn ohne Weiteres, erklärte er ihnen, sei jeder durch Beobachten der Gesetze des Freistaats auf chilenischer Erde chilenischer Bürger. Und unsere Braven haben in Erfüllung gehen lassen, was die aus ihrer Mitte Abgeordneten damals dem Bevollmächtigten ihrer nunmehrigen Obrigkeit bewegten Herzens erwiderten: „Niemals soll das Land, welches uns vertrauensvoll als Söhne aufnimmt, Grund haben, sein großmüthiges und menschenfreundliches Verfahren gegen uns zu bereuen!“

Hier soll nicht versucht werden, ausführlich zu erzählen, wie nun die deutschen Bauern und Gewerbetreibenden sich über diese Lande verbreiteten, wie alsbald ihre schmucken Holzhäuser mit Garten und Feld, Park und rindernährender Weide sich umgaben, wo vordem kaum ein paar Schmutzhütten am Rande düsterer Waldung gestanden, wie sie aus dem elenden Dörfchen Corral durch ihre Betriebsamkeit den heute so freundlich den Seefahrer einladenden Hafenort schufen, Valdivia zum Rang der regsten Handels- und Industriestadt des südlichsten Amerika emporförderten, Osorno mit neuem Leben füllten, die offenen Gebreite dahinter, die eben jener große Waldbrand gelichtet hatte, unter den Pflug nahmen, um den herrlichen Llanquihue-Spiegel den Wald zu fleißiger Bodenbestellung ein erstes Mal rodeten und am innersten Strand des südlichen Meerbusens 1853 dem Land eine zweite blühende Hafenstadt gründen halfen, die man nach dem regierenden Präsidenten der Republik Puerto Montt nannte. Betrachten wollen wir nur kurz ihr Treiben in dieser neuen Heimat und was die wesentliche Grundlage ihres fröhlichen Gedeihens an dieser Stätte sein mag.

Der weite Weg auf dem Segelschiff um's Kap Hoorn wurde von unseren Landsleuten regelmäßig gut überstanden. Viele fuhren auf Godeffroy'schen Schiffen,

*) Auch im Folgenden ist der chilenische Peso stets zu 4 Mark gerechnet, obwohl er nach jetziger Währung höchstens 3,5 Mark gleichzusetzen wäre.

die dann etwa Kupfererz von Valdivia in Rückfracht nahmen; da kostete der Zwischendeckplatz mit guter Verpflegung nicht mehr als 70 Thaler, für Kinder nur die Hälfte. Hatte man dann die Sturm- und Nebelküste Patagoniens hinter sich, so lachte einen beim Landen in Corral das freundlichste Landschaftsbild entgegen. Noch galt's von dort einen mehrstündigen Weg den Strom entlang nach Valdivia; wie im Paradies wuchsen einem unterwegs die Aepfel in den Mund, man lud sich wohl bei jenem „Gastwirth wundermild“ zu Gaste und träumte sich die erste Nacht auf dem Boden des Apfelwaldes in das Wunderland seiner neuen Bestimmung hinein, sein Bündel als Kopfkissen benutzend, die sonstige Habe vertrauensvoll neben sich gelegt, denn „hier giebt's keine Polizei, man lebt einfach nach den zehn Geboten“, wie einer der Auswanderer an die Seinen schrieb. So eine Stadt wie Valdivia hatte noch keiner von ihnen gesehen: ganz im Grün gelegen, an einem Strom so gewaltig wie der Rhein, die Häuser aber lauter niedere Holzhütten, mit Brettern auch gedeckt oder mit Stroh; auf den Straßen statt der Wagen nur Karren mit klobigen, speichenlosen Rädern, nichts wie Scheiben, aus einem dicken Baumstamm geschnitten; phantastisch gekleidete Menschen begegneten in spitzen Filzhüten, öfter barfuß und doch stolz zu Roß, mächtige Rädersporen an den nackten Fuß geschnallt; sie sahen ihnen wie Juden aus und flossen über von freundlichen Redensarten, die man auch zur Noth verstand, wenn man auf der monatelangen Schiffsreise sein spanisches Lehrbüchlein fleißig studirt hatte. Die Stadt im Rücken, konnte man auf den schlechten Wegen, den schlimmsten deutschen Feldwegen nur vergleichbar, weit wandern durch den endlosen Wald, bis man an eingezäunte Viehweiden (Potreros) und eine Hacienda, ein Gehöft aus Blockhäusern, gelangte. Man lauschte auf die Stimmen all der noch nie gehörten Singvögel im Dickicht, nichts kannte man von all dem massenhaften Gewächs als die prachtvollen Fuchsien; Kartoffeln mannigfachster Sorte, ganz große und ganz kleine, wuchsen hier in ihrer Urheimat lange nicht so gut wie in Deutschland, aber freilich wie bestellte man das Feld! Mit einem hakigen Baumast wurde gepflügt, mit Dorngestrüpp geeggt; dem deutschen Bauer wollte das Herz bluten, wenn er den herrlichen Fruchtboden nur so zerkratzt sah („als hätten ihn die Schweine umgewühlt“), um darauf Weizen oder Gerste auszusäen! Gemüsebau bemerkte man kaum, höchstens Erbsen oder Bufbohnen bei der Hacienda. Gänzlich ungepflegte feurige Rößlein und großmächtige Rinder suchten sich ihr Futter im Freien, Schafheerden mit grober Wolle wurden nur von Hunden gehütet. Verschlossen dann wieder die lianendurchflochtenen Wipfel den Gesichtskreis, so hörte man mitunter aus der Ferne das Gebrüll verwilderten Rindviehs, das in kleinen Rudeln im Urwald streifte, oder das Schellengeklingel einer Leitmula, die den langen Zug der mit Kisten und Lederfäcken bepackten Maulthiere anführte — denn außerdem gab's nur noch Transport auf ochsenbespannten Schleifen —; auch Indianer kamen dahergeritten, die sporenumschnallten bloßen Füße in hölzernen Steigbügelkasten, auf silbergebuckeltem Sattel, schweren Silberschmuck nicht minder am Hals und an den Ohren, das lange schwarze Haar mit einem Kopfband zusammengehalten, gekleidet in den allgemein landesüblichen Poncho (das rechteckige Wollentuch, durch dessen mittlere Oeffnung der Kopf gesteckt wird), dabei demüthig grüßend in spanischer Zunge.

Als Landmann kam der Deutsche hier aller Orten vortrefflich fort. Wie mit

Zauberschlag wurde dem jungfräulichen Boden goldner Erntesegen enthoben, seitdem der deutsche Pflug, die eisenbespitzte Egge, der deutsche Dreschflegel, vor allem aber die Sorgsalt der deutschen Bauernarbeit hier eingeführt worden. Eine Anzahl der Unsrigen wurde allein durch Apfelgärtnerei wohlhabend, die sie auf einer Flußinsel dicht bei der Hauptstadt betrieben, wo ihnen der Boden für einen Spottpreis verpachtet worden; denn Apfelwein (chicha) ist in Süd-Chile das Allerweltsgetränk, es ersetzt den Traubenwein wie der Paraguai-Thee den Kaffee; auch die Deutschen, anfangs ganz verlassen von dem lieben Bier, gewöhnten sich bald an diesen Sorgenbrecher und machten sich das barbarische „tschitscha" mundgerecht als „Sietscher". Man brauchte nur einen der armdicken Aeste vom Apfelbaum zu lösen und in die Erde zu senken, so wurzelte er sich fest und trug schon nach ein oder zwei Jahren gute Frucht. Sonst war der Höhenboden um Valdivia eben nicht der fruchtbarste, was vermuthlich auf dem ganzen Glimmerschieferzug der Küste der Fall sein wird, wo noch heute meist ganz unangetastet der Urwald grünt. Anderwärts dagegen bringt in diesem Süden das chilenische Brotkorn, d. h. der Weizen, mindestens das 20., nicht gar selten das 40. Korn und noch darüber; entsprechend trägt die Gerste sowie der erst durch die Deutschen dorthin verpflanzte Roggen und Hafer, letzterer durchschnittlich 30- bis 40-fältig; die Metze Saatkartoffeln aber lohnte sich dem deutschen Ansiedler 10- bis 12-fach, und jeden Kohlkopf brachte er auf dem städtischen Markt für 20 Pfennig an den Mann. Mit einem Stück Geld, das daheim eben ausgereicht hätte, um die sauer erübrigte Jahrespacht zu zahlen, wurde der deutsche Bauer hier mit einem Schlag großer Grundbesitzer. Die chilenische Regierung wußte wohl, warum sie den Morgen des schönsten Ackerlandes dem Deutschen oft für noch nicht 50 Pfennige verkaufte, ihm wo möglich noch obendrein die nöthigen Zugthiere geradezu schenkte: die harte Mühe, den filzig verwachsenen Wald niederzuhauen, so erst aus Waldboden Ackerboden zu machen, war der wichtigere Kaufschilling, den der Alemano für das ihm überlassene Land zahlte, der wichtigste aber das Beispiel seines Fleißes, seines haushälterischen Sinnes, seiner speculativen Betriebsamkeit, wodurch auf den gutmüthig schlaffen Chileno anspornend gewirkt werden sollte. Wenn nach gehöriger Bestellung im Herbst zur Erntezeit d. h. im Februar die hochbeladenen Getreidewagen mit deutscher Sangeslust einfuhren, so schauten die Chilenen freilich mit großen Augen auf diese neuen Mitbürger, die dem Erntefest auch nicht die bisher in Chile geübte Verschleuderung des Körnersegens durch den Hufschlag über die ausgebreiteten Garben hingaloppirender Stuten folgen ließen, sondern ordentliches Ausdreschen.

Wie wohlfeil man mit seinen ersten Ersparnissen vom Verkauf des zumeist weit über den eigenen Bedarf geernteten Getreides einen glänzenden Viehstand sich schaffen konnte, mögen folgende Ziffern beweisen. Man zahlte im Beginn der fünfziger Jahre:

für eine Kuh nebst Kalb	30—32	Mark
„ einen Zugochsen . . .	36	„
„ ein Reitpferd	60—90	„
„ eine Stute	12—18	„
„ ein Schwein	9—12	„
„ ein Schaf	1.6—3	„

Und wie leicht war es, seine Stammheerde großartig zu mehren! Der Stallung bedurfte es gar nicht; Winter wie Sommer verweilt ja in diesem glücklichen Klima das Vieh draußen und nährt sich von dem nie unter Schnee begrabenen Gras und Kraut, das Rindvieh zumal von den Blättern des Quilarohrs, die immer erst nach zwanzig Jahren (nämlich nach erfolgtem Fruchtansatz der Pflanze) verdorren. Rationellere Milchwirthschaft führten auch erst die Deutschen ein, und überhaupt bethätigte sich die unseren Bauern eigene Neigung zu pflegsamer Behandlung des lieben Viehs auf diesem neuen Boden glänzend. Schon im vierten Jahre konnte man ein Stück Rindvieh für denselben Preis verkaufen, für welchen man es als Kalb sammt der Mutterkuh gekauft hatte. Schafe warfen innerhalb zwei Jahren dreimal Junge und zwar sehr häufig Zwillinge; das Anlagecapital vermochte sich also in der Schafzucht ähnlich zu verzinsen wie in der Rinderzucht, und erst die Deutschen hoben jene durch Kreuzung mit Merinos. Am gesuchtesten aber war der junge Nachwuchs an Pferden, da bei dem traurigen Zustand der Wege wie in Island alles reitet, selbst der Bettler zu Pferd um ein Almosen anspricht. Die Stuten werden nie geritten, die männlichen Fohlen erst vierjährig in Dienst genommen, indem man ihnen zum ersten Mal den Lasso über den Hals wirft. Man sollte meinen, solche Thiere müßten, da sie auch nach dem Einreiten immer wieder der vollsten Freiheit genießen, die Wildheit selbst sein. Es offenbart sich indessen eine auch in Südafrika unter dem mild stimmenden Subtropenhimmel beobachtete Sanftmuth der Thiere ohne gleichen: wie die Hunde dort zu Lande nie der Tollwuth verfallen, so vermag ein Kind diese muthigen Rosse mit dem funkelnden Auge zu zähmen, die trotz ihrer Kleinheit in stetem Trab oder Galopp auf zwanzigstündigem Tageweg den Reiter tragen, ohne zur späten Rast etwas anderes zu verlangen, als einen kühlen Trunk aus Quell oder Bach und das Grünfutter aus der Hand der Natur.

Kein Wunder, wenn unsere ganz arm eingewanderten Bauern unter solchen Umständen bald ihr Sümmchen auszuleihen hatten, schmunzelnd sich eines Jahreszinses von 10, ja 12 pCt. erfreuend! Die Butterpreise standen sechsmal so hoch auf dem Markt als die Fleischpreise; dafür sättigte man sich selbst um so reichlicher an dem billigen Fleisch, handelte sich das verhältnißmäßig theure, weil nicht inländisch gewonnene Salz Pfund für Pfund um ein Huhn ein und schoß sich seinen leckeren Taubenbraten im Wald; man mußte ja gegen das zudringliche Geflügel die Aehren hüten, und es kam vor, daß auf eine gute Schrotladung 14 der großen Tauben fielen. Selbstverständlich wurde Brot- und Kuchenbäckerei nach deutscher Art betrieben; man mochte sich doch nicht an die in der Asche gebackenen ungesäuerten Fladen der Chilenen gewöhnen, welche selbst die Indianersitte sich angeeignet hatten, die Weizenkörner mit heißem Sand durchmengt zu rösten, dann zwischen Steinen mit der Hand zu zermahlen und endlich als Brei oder in Chicha eingerührt zu genießen.

„Daß solche caballeros wie diese Alemanos arbeiten!" — so hörte man wohl die Chilenen verwundert ausrufen. Aber eben daß man nicht wie diese andere für sich scharwerken ließ, war der schlichte Ursprung des Wohlstandes der Deutschen. Die indianischen Knechte, die Peone, waren bei all ihrer Harmlosigkeit wenig zu gebrauchen, ohne stete Aufsicht gar nicht. Und bessere Arbeitskräfte kosteten heilloses Geld. Der Deutsche mochte sich in Valdivia für 180 Mark ein ganz wohnliches

Haus mit sauberem Alercegetäfel bauen, vorausgesetzt, daß er selbst bei allem die Hand ans Werk legte, womöglich Schlösser und Fensterbeschläge aus der Heimat dazu mitgebracht hatte nebst dem Eisenöfchen, um nicht wie die Spanischen im Regenwinter beim Kohlenbecken zu hocken und zu frösteln. Der Tagelohn für einen Zimmermann oder einen Tischler betrug 6 Mark, d. h. so viel wie 60 Pfund Fleisch kosteten; Schuhe und Stiefel waren so theuer (bis über 24 Mark), daß die Chilenen lieber keine trugen und darum bei Frühfrost im Winter nicht gern die Wohnung verließen. Da fand denn der rührige deutsche Handwerker sein rechtes Feld, falls er nur nicht versäumt hatte, gutes Handwerkszeug von daheim mitzunehmen, denn diese Hinterwäldler dort schufen sich am liebsten noch die Hacke wie die Urmenschen aus einem Baumast, an dessen Ende sie das Schulterblatt eines Rindes oder Pferdes banden. Unseren südchilenischen Landsleuten gebührt das Verdienst, die unentbehrlichsten und die der Erzeugungskraft dortiger Gegend am naturgemäßesten sich anschließenden Gewerbe fast durchweg daselbst erst begründet zu haben. Vorher beschaffte sich der zum Arbeiten zu vornehme Südchilene die Strümpfe, wenn anders er sich den Luxus gestattete solche zu tragen, vom Ausland, kaufte mit seinem Getreide fremdes Mehl, schämte sich nicht, in seinem wollreichen Lande, wo das vormalige Osorno der besseren altspanischen Zeit doch schon Tuchweberei betrieben hatte, alle besseren Kleidungsstoffe aus England oder Deutschland zu beziehen, ja, bis der Hamburger Fehland seine Großgerberei in Valdivia eröffnete, führte man hier, wo es Häute und ausgezeichnet gerbstoffhaltige Rinden in unbegrenztem Ueberfluß gab, alles Leder von auswärts ein!

Noch zur Stunde möchte es keinen Fleck Erde außerhalb Deutschlands geben, wo gute Gewerbserzeugnisse so ganz überwiegend von deutscher Hand erschaffen werden wie in Süd-Chile. Mit der Zeit legten sich dort die Eingewanderten auch auf größere industrielle Unternehmungen, bauten und betrieben Mahl- und Schneidemühlen, Brauereien und Chicha-Destillationen. Sobald sie nur der spanischen Sprache hinlänglich mächtig waren, wurden sie zu Ingenieur- und anderen Verwaltungsstellen auch seitens der Regierung gern geworben, da die einheimischen Chilenen bei all ihrem formgewandten Benehmen in tiefer Bildungslosigkeit lebten, durchaus nicht regelmäßig auch nur des Lesens und Schreibens kundig. Eine junge Deutsche, einem der ersten Einwanderungszüge von 1850 angehörig, fand auf der Stelle ihren Platz als Lehrerin für weibliche Handarbeiten in einer Mädchenschule zu Osorno mit einem Jahresgehalt von 690 Mark; man sah sie schon beim ersten Weihnachtsfest über die sommerlich im Blumenschmuck lachende Flur lustig nach Landessitte ihr Roß tummeln, was sie sich unter den gedrückten Verhältnissen in der alten Heimat kaum hätte träumen lassen können. Nur wessen Beruf auf die höheren künstlerischen Ideale der Menschheit gerichtet, der fand gleich dem Tagedieb oder dem, der ohne Vermögen und Talent Kaufmann spielen will, sein Brot hier nicht; Schwindeljünger des Mercur ersehnt man nirgends, und Maler wie Bildhauer auch nicht, wo es gilt dem gesitteten Menschenleben erst die Grundlage zu erringen durch Bändigung und Veredelung der Natur.

Die einsichtsvolle und wohlwollende Fürsorge des chilenischen General-Consuls Vicente Perez Rosales steigerte noch einmal die deutsche Zuwanderung nach Süd-Chile beträchtlich, so daß sie 1856 die Kopfzahl von 763 und auch noch

im Folgejahr die von 404 erreichte. Bei Beginn der sechziger Jahre durfte man die Summe der deutschen Einwanderer jedenfalls bereits auf mehr als 3000 veranschlagen, die der Deutschen überhaupt aber auf noch weit mehr, da die Sterblichkeit durch das gesunde Klima sich stark vermindert zeigte, die Geburtenzahl bei der großen Leichtigkeit, schon in jugendlichem Alter zur Gründung eines eigenen Heerdes genug zu verdienen, hingegen vermehrt gegenüber den Verhältnißwerthen in der Heimat. Wenn es wahr ist, was eine amtliche Erhebung aus dem Jahre 1851 versichert, es seien damals in Süd-Chile auf einen Todesfall drei Geburten zu zählen gewesen, so dürfen wir gewiß der Mittheilung eines um den südchilenischen Protestantismus wohlverdienten Geistlichen*) Glauben schenken, daß sich z. B. um den Llanquihue-See sogar die Familienzahl der deutschen Kolonisten innerhalb weniger Jahre verdoppelt habe. Die 80—90 000 Bewohner Süd-Chiles vertheilen sich ungleich auf die beiden Provinzen, in welche gegenwärtig das Land zerfällt: die Einwohnerzahl der etwas größeren Nordprovinz Valdivia verhält sich zu derjenigen der Südprovinz Llanquihue wie 5 : 8. Und gerade auf diese seit dreißig Jahren erst der Kultur gewonnene Südhälfte fällt der Hauptantheil der deutschen Bevölkerung, die man eben zur Durchführung der endlichen Cultivirung regierungsseitig dahin lenkte. Wie von Anfang an bilden überwiegend Hessen, gebürtig zumeist aus dem Städtchen Rothenburg, die deutsche Gemeinde des froh genießenden Osorno; im Mittelpunkt der Stadt, an der Plaza, haben sie sich eine deutsche Schule und eine protestantische Kirche gebaut, zur Bestreitung der Schulkosten tragen neben ihnen sogar die katholischen Chilenen bei. Confessioneller Hader ist ungeachtet der neuerlichen Umtriebe südchilenischer Jesuiten, sogar solcher von deutscher Abkunft, kaum irgendwo zu verspüren, es sei denn, daß sich die westfälischen Ansiedler von einem schleichenden Pater fanatisiren lassen, wozu der Chilene sich viel zu indolent und leichtlebig erweist. Die Staatsregierung erkennt allerdings nur die katholische Religion staatlich an, doch läßt sie z. B. in stärker von Evangelischen besuchten Staats- (sogenannten Fiscal-) Schulen nichtkatholische Lehrer unterrichten; zu Schulgründungen überhaupt aber ist sie überall verfassungsmäßig verpflichtet, wo sich 25 Schulkinder zusammenfinden. Durch Zuzug aus Westpreußen, Schlesien, Westfalen und Süddeutschland, letzter Zeit auch aus Deutschböhmen, ist übrigens das Deutschthum Süd-Chiles ein mehr katholisches geworden; gleichwohl wirft nur ein Bubenstück einen flüchtigen schwarzen Schatten auf den confessionellen Frieden der Deutschen dort am Fuße der Anden, nämlich die nächtliche Feuersbrunst im September 1871, durch welche eine ruchlose Hand das protestantische Gotteshaus zu Puerto Montt vernichtete, das die deutsche Gemeinde mit Aufwenden ansehnlicher Geldmittel kurz vorher erst errichtet hatte. Puerto Montt, ein zur Ausbesserung der Schiffe gern aufgesuchter Hafen, da beim täglichen Ansteigen der Fluth bis über 5 m bestens Gelegenheit gegeben ist, die Schiffe zur Ebbezeit wie in einem natürlichen Trockendock zu behandeln, besonders aber ein vortrefflich gelegener Holzausfuhr-Hafen, zählt mit seinen 2000 Bewohnern zwar nur ungefähr $^2/_3$ der Bevölkerung Osornos, ist aber wohl zu rascherem Aufschwung berufen wie diese gemächliche Binnenstadt; halbkreisförmig umzieht es die Golfküste,

*) Es ist der fünf Jahre mit der dortigen Seelsorge betraut gewesene Herr Pfarrer Franz Renz, der uns seine amtlichen Aufzeichnungen gütigst hat einsehen lassen.



angeschmiegt an die Steilterrassen mit den Gärten der zahlreichen deutschen Ansiedler, und friedlich ruhen daneben auf der Höhe im Osten die Todten, nur ein niederer Zaun scheidet die Gräber von Protestanten und Katholiken. Durch die „Schwabenkolonie" der Württemberger führt der Weg von Montt zur „Lagune", an deren Ufern ein junges Deutschland aus zartem Keim erwächst. Da schlägt Nieder- und Oberdeutsch in echtesten Heimatsklängen an unser Ohr, die pausbäckigen Buben und Mädchen reden genau so wie es die Alten in Lauban und Zittau, in Stendal oder an der Fulda gelernt haben; sogar schlesische Tiroler haben sich hier eine dritte Heimat erworben. Ein biederer Llanquihue-Hesse, der sein Kind nicht gleich einem Heidenkind aufwachsen lassen wollte, hat es da wohl von einem Jesuiten taufen lassen, weil er meinte, in diese Waldöde käme nimmer ein Sendling seiner Kirche; und dennoch dehnte bald der Pfarrer der Montter Protestantengemeinde auch hierhin seine beschwerlichen Amtsreisen aus, um in zerstreuten Capellen am See zu taufen, zu trauen, zu confirmiren, bisweilen auch bei längst Verheiratheten die Confirmation nachzuholen. Endlich stellt nun auch ein Dampfer die Verbindung über den blauen See hinweg zwischen unseren Colonisten her, die sich vordem bei grundlos gewordenen Wegen im Winter kaum unter einander besuchen konnten, des Sommers aber immer schon guten Absatz ihrer Landwirthschaftserzeugnisse fanden, wenn nach alter Sitte die langen Züge der Insulaner von Chiloe ankamen, um hier die Alercebäume zu fällen und mit vererbter Geschicklichkeit die Unzahl von Brettern zu zerspalten.

Bedenkt man, was aus diesem Süd-Chile noch gemacht werden kann bei seinen nie zu erschöpfenden Frucht- und Viehschätzen, seinem fossilen Vorrath an Kupfer und Kohle, vor allem auch seinem Reichthum an den mannigfaltigsten Nutzhölzern neben dem weiten völlig baumleeren Küstenzug des westlichen Südamerika, der erst bei Guayaquil endet, sobald nur erst das Innere mit seinen schiffbaren Strömen durch Wegebau allseitig erschlossen und in Berührung mit der überall so nahen Küste des großen Weltmeers gebracht wird, — da muß man wahrlich die gefährliche Theilnamlosigkeit anklagen, welche unter uns herrscht gegenüber den dort von den Unseren erzielten Erfolgen. Bleibt es bei der neuerlichen Abnahme der deutschen Einwanderung nach diesem verheißungsvollen Strand von Montt und Valdivia, sorgen wir nicht thatkräftig dafür, daß wenigstens ein kleiner Seitenarm unseres nordamerikanischen Auswanderungsstroms in jenen schönen Süden abzweigt, so werden auch dort die Deutschen nur für die Fremden gearbeitet haben; deutsche Sprache und Sitte des südlichen Chile wird dann sammt allen näheren Handelsbeziehungen zum deutschen Vaterland durch unvermeidliche Blutmischung mit der an Zahl gewaltig überlegenen fremden Rasse dem sicheren Untergang verfallen sein in dem nämlichen Zeitalter, wo die Durchstechung der mittelamerikanischen Landenge uns die Westseite Südamerikas Hunderte von Meilen näher rückt, ja fast in gerader Linie von Hamburg oder Bremen aus erreichen läßt!

Das Dargelegte aber enthält manche stille Antwort auf die aufgeworfene Frage weit allgemeinerer Bedeutung, aus welchen Quellen das Gedeihen der ins Ausland verpflanzten Deutschen am sichersten sich leitet? Wir sehen, es gelingt dem Deutschen recht gut, selbst die härteste Rodungsarbeit im halbtropischen Urwald,

falls nur die Fiebermiasmen heißfeuchten Bodens ihn nicht befallen; er arbeitet sich so wacker wie einer auf dem vorher noch nie seßhaft bewohnten Wildland zu Bauernwohlstand empor, er vermag ebenso tüchtig als Handwerker mit dem daheim ihm angestammten Fleiß und Sparsinn den Sieg über den Mitbewerb der Fremden zu erringen, vollends wenn sie der Feuerenergie des Yankee so fern stehen, wie die spanischen Creolen; er schreitet auch im natürlichen Fortgang des Segens stetiger Arbeit rüstig weiter, um aus dem kleinen Mann ein unternehmender Großwirth auf den verschiedensten Gebieten des praktischen Lebens zu werden, wie ihn von vornherein seine bessere Schulbildung zur Uebernahme von Stellen befähigt, bei denen es auf wissenschaftliche Kenntniß und Sorgfalt ankommt. Er hat noch kürzlich in Süd-Chile bewiesen, daß er keineswegs mit dem Sklavenmal gezeichnet ist, in der Fremde sich wegzuwerfen, daß er im Gegentheil politische Führerrolle im neuen Staatswesen kraft- und würdevoll zu versehen weiß, ohne seine Nationalität preiszugeben. Doch zweierlei ist ihm zu alle dem Bedürfniß: freisinnige Gesetzgebung und dauernder Nachschub von daheim.

Die Sonne und die Erscheinungen in der Sonnen-Atmosphäre.

Von
Prof. Dr. Vogel,
Astronom am Astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam.

Wenn wir uns anschicken, über die Sonne zu reden und etwas von den Geheimnissen auszuplaudern, welche die stolze Tageskönigin dem immer schärfer bewaffneten und immer methodischer eindringenden Auge der Wissenschaft allmälig entschleiert hat, so dürfen wir uns wohl des entgegenkommenden Interesses unserer Leser versichert halten. Handelt es sich doch um den großartigsten und gewaltigsten Körper unseres Planetensystems, der nicht blos an sich selbst die wunderbarste Organisation zeigt, sondern auch eine Fülle und Mächtigkeit der Wirkungen offenbart, wie sie keinem anderen Naturkörper zugeschrieben werden kann. Jedermann weiß ja, in welch inniger Beziehung die Sonne zu uns und unserem Erdenleben steht, daß die meisten Erscheinungen, die wir auf unserem Planeten beobachten und bewundern, auf sie als die erste Ursache und Quelle zurückweisen. Für die Macht und den Einfluß der Sonne zeugen die brausenden Winde wie die rauschenden Wellen des Oceans. Die Sonne ist es, welche die Vegetation auf der Erde hervorzaubert und das ganze animalische Leben bedingt und beherrscht. Als ganz besonders zeitgemäß aber erscheint unser Thema jetzt, wo wir in der Lage sind, eine Reihe von wichtigen Entdeckungen mitzutheilen, die als glänzende Resultate der mühevollen Forschungen gerade aus den letzten Jahren sich darstellen. Denn lebhafter als je hat die Sonnenfrage jetzt die Köpfe unserer Astronomen beschäftigt, und Dank der verbesserten Beobachtungsmethode und den verfeinerten Instrumenten ist man zu Ergebnissen gelangt, die in ihrer Bedeutung das früher Geleistete weit hinter sich lassen und wohl im Stande sind, den rastlos weiterdringenden Forschergeist mit berechtigtem Selbstgefühl zu erfüllen. Es versteht sich natürlich von selbst, daß wir in dem beschränkten Raume, der uns hier zugemessen ist, nicht ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild von dem Umfang unserer heutigen Kenntnisse

von der Sonne zu geben vermögen. Was wir bieten, ist nur eine auf das Verständniß möglichst weiter Kreise berechnete Uebersicht über die wichtigsten Entdeckungen und die darauf basirenden Folgerungen. Dabei möge man jedoch nicht außer Acht lassen, daß zwar Vieles von dem, was im Folgenden zur Erörterung kommt, als durchaus feststehende wissenschaftliche Thatsache zu betrachten ist, daß aber auch gar manche Anschauung von der Natur des Sonnenkörpers, welche lediglich auf Schlüssen und Folgerungen beruht, vorerst nur hypothetische Geltung beanspruchen darf, also im Laufe der Zeit und nach Maßgabe weiterer Forschungen leicht Modificationen nach der einen oder anderen Richtung hin erfahren kann.

Die erste Aufgabe, welche dem Astronomen bei der wissenschaftlichen Erforschung jedes Himmelskörpers gestellt wird, ist die, zu untersuchen, wie weit der betreffende Körper von der Erde entfernt ist. Denn nur auf Grund dieser Untersuchung vermag er die wirkliche Größe und das Gewicht des Körpers zu bestimmen, und dies wieder ist die unerläßliche Voraussetzung zur Lösung der wichtigsten und schwierigsten Fragen nach der physischen Beschaffenheit des Körpers, nach der Mächtigkeit seiner Wirkungen, der Größe der an ihm selbst wahrnehmbaren Bewegungen u. s. w. Also auch bei der Sonne gilt es zunächst zu erforschen: wie groß ist ihre Entfernung von der Erde? Die Antwort auf diese Grundfrage ist auf sehr verschiedenen Wegen gesucht worden, die alle einzeln hier zu charakterisiren zu weit führen würde. Wir müssen uns damit begnügen, auf eine der wichtigsten Methoden hinzuweisen: auf die Beobachtung der Vorübergänge der Venus vor der Sonne. Diese Vorübergänge nämlich, die nur zweimal in jedem Jahrhundert sich ereignen, erscheinen vorzugsweise dazu geeignet, die Parallaxe der Sonne, d. h. den Winkel, unter welchem der Halbmesser der Erde, von der Sonne aus gesehen, sich darstellt, zu finden, und erst durch die Bestimmung dieser Parallaxe wird die Berechnung der Sonnenentfernung ermöglicht. Es ist ja nun Allen noch in guter Erinnerung, daß im Jahre 1874 der erste Venus-Vorübergang dieses Jahrhunderts stattgefunden hat; der zweite wird 1882 nachfolgen. Ebenso ist bekannt, daß vor 5 Jahren zahlreiche Expeditionen aus allen Ländern abgesandt wurden, um die seltene und hochwichtige Erscheinung zu beobachten. Die Resultate dieser Beobachtungen, soweit sie bis jetzt veröffentlicht worden sind, stimmen nun darin überein, daß die schon früher gewonnene Ueberzeugung von der Sonnenferne sich im Wesentlichen als richtig herausstellt. Demnach beträgt die mittlere Entfernung der Sonne ca. 20 Millionen geograph. Meilen, und zwar ist die Distanz im Winter am kleinsten (19,7 Mill. g. M.), im Sommer am größten (20,4 Mill. g. M.) Diese Zahlen sind nun so enorme, daß sie über unsere Vorstellungskraft weit hinausgehen. Man gewinnt jedoch ein ungefähres Bild, wenn man sich das Zeitmaß berechnet, das ein in schnellster Bewegung befindlicher Körper brauchen würde, um den riesigen Raum zu durchmessen. So würde z. B. ein Courierzug, der von der Erde aus mit der größten Geschwindigkeit und ohne jeden Aufenthalt nach der Sonne führe, erst in ca. 300 Jahren an seinem Ziel anlangen; eine auf der Erde abgeschossene Kanonenkugel würde 9 Jahre bis zur Sonne fliegen müssen; der Schall endlich, wenn er überhaupt bis zur Sonne sich fortpflanzen könnte, würde erst in 14 Jahren den Weg vollenden, den das Licht mit seiner enormen Geschwindigkeit schon in 8 Min. 18 Sec. zurücklegt.

Google

Weiß man aber die Entfernung der Sonne, so ist zunächst die Größe derselben leicht zu bestimmen. Der Durchmesser der Sonne beträgt 187 000 geogr. Meilen, ist also ca. 109 Mal größer als der der Erde. Auch hier müssen wir der verzweifelnden Phantasie durch Vergleichungen nachhelfen. Denken wir uns z. B. die Erde als eine ganz kleine Kugel von nur 1 Zoll Durchmesser, so würde ihr gegenüber die Sonne als ein gewaltiger Ball von etwas über 9 Fuß Durchmesser erscheinen. Oder: man denke sich die Erde im Mittelpunkte der als hohl angenommenen Sonne ruhen, so würde der Mond seine Bahn nicht blos völlig ungehindert um die Erde beschreiben können, sondern sogar von der Oberfläche der Sonnen-Hohlkugel noch sehr weit entfernt bleiben. Oder: gesetzt man könnte aus der Sonne Kugeln von der Größe der Erde verfertigen, so würden sich nicht weniger als 1¼ Millionen Kugeln herstellen lassen.

Aus der Distanz von Sonne und Mond, sowie aus der Kenntniß der Länge von Jahr und Monat ergibt sich weiter die Bestimmung der Sonnenmasse. Das gewonnene Resultat lautet: die Sonne wiegt 320 000 Mal so viel als die Erde. Hält man aber diese Zahl mit der oben angegebenen Berechnung zusammen, wonach man 1¼ Millionen Erden aus der Sonne machen kann, so ergibt sich sofort, daß die aus der Sonne hergestellten Erdkugeln viel leichter sein müssen als die Erde selbst oder, mit anderen Worten, daß die Dichtigkeit der Sonne viel geringer ist als die der Erde. Genauer ist das Verhältniß so, daß die Sonne nur ¼ so dicht ist als die Erde und nur ungefähr 1½ Mal dichter als das Wasser.

Diese auffällige Leichtigkeit der Sonnensubstanz führte nun zu naheliegenden Schlüssen über die innere Beschaffenheit des Sonnenkörpers, die jedoch sehr problematischer Natur sind. Man kam auf den Gedanken, daß der Sonnenball eine Gasmasse sein müsse. Der Erste, der diesen Satz ernsthaft aufstellte und zu begründen unternahm, war der vor Kurzem gestorbene römische Astronom Pater Secchi. Ihm nachgehend hat dann der Franzose Faye die Hypothese noch sorgfältiger ausgeführt und überzeugender dargestellt. Indessen hat die Sache doch vieles gegen sich, da zahlreiche Erscheinungen sich mit jener Annahme nicht wohl in Einklang bringen lassen. Mit Recht sind daher auch viele namhafte Gelehrte der Secchi'schen Aufstellung nicht beigetreten. Eine alle Zweifel beseitigende Lösung des Problems haben freilich auch sie nicht geben können. Wir wollen daher nur noch der beiden Hypothesen Erwähnung thun, welche den bekannten Professor Zöllner in Leipzig zum Urheber haben. Dieser stellte zuerst den Satz auf, daß die Sonne nur theilweise gasförmig und mit einer flüssigen Schale umgeben sei. Später modificirte er seine Ansicht dahin, daß die Sonne flüssig, aber mit Gasen geschwängert sei, die zeitweilig in Form von sogenannten Protuberanzen (von diesen wird weiter unten die Rede sein) aus dem Inneren hervorbrächen. Hierdurch schien ihm das geringe specifische Gewicht der Sonne hinreichend erklärt.

Auf Grund von angestellten Versuchen auf der Erde ist kaum anzunehmen, daß die die Sonne bildende Materie in Gasform bestehen kann, wegen des enormen Druckes in Folge der starken Attraction der Sonne; da nun aber doch andererseits wieder zugegeben werden muß, daß die auf der Sonne herrschende enorm hohe Temperatur eine Verwandelung flüssiger Körper in gasförmige nothwendig


Digitized by Google

zur Folge haben muß, so bleibt uns nichts weiter übrig, als zunächst die ars nesciendi zu üben, d. h. zuzugestehen, daß wir über das Innere des Sonnenkörpers noch vollständig im Unklaren sind.

Was dagegen die hohe Temperatur der Sonne anlangt, so kann darüber kein Zweifel herrschen. Sind wir doch im Stande trotz der großen Entfernung der Sonne vermittelst Sammellinsen (Brenngläsern) eine Hitze zu erzeugen, welche vollkommen ausreicht, um selbst schwer schmelzbare Metalle zu schmelzen, ja sogar zu verflüchtigen. Eine schwierige Aufgabe freilich ist es, die wirkliche Temperatur der Sonne zu bestimmen. Wenigstens haben die bisher angewandten Methoden, welche sich auf ziemlich unsichere und fast durchweg etwas gekünstelte Hypothesen über die strahlende Wärme gründen, zu sehr verschiedenen Resultaten geführt. So nimmt z. B. Secchi die Temperatur der Sonne zu 10 Mill. Grad an, Ericsson nur zu 2 bis 3 Millionen. Nach Zöllner bewegen sich die Sonnentemperaturen zwischen 50 000 und 100 000 Grad, während wieder die neuesten Bestimmungen von Langley zunächst auf ein Minimum von 200 000 Grad führen, als wahrscheinlichen Werth der Sonnentemperatur aber 10 Millionen Grad ergeben haben. Mag aber auch das sichere Endresultat sein, welches es wolle, soviel steht fest, daß die Sonnentemperatur kolossal ist im Vergleich mit der größten Hitze, die wir auf der Erde künstlich zu erzeugen im Stande sind und die nur etwa 4000 Grad beträgt.

Wie wir aber in Hinsicht auf die Temperaturhöhe der Sonne ein ehrliches non liquet aussprechen müssen, so auch rücksichtlich der sehr naheliegenden Frage, ob die Sonne stets ein und dieselbe Temperatur gehabt habe oder ob sich eine Zu- oder Abnahme derselben constatiren lasse. Fest steht nur das Eine, daß allerdings die auf Grund der Beobachtungen über die geographische Verbreitung und das Wachsthum der Pflanzen, vornehmlich des Weines und der Cerealien, angestellten Vergleichungen zwischen unserem jetzigen Klima und dem vor etwa 2000 Jahren ergeben haben, daß keine wesentliche Veränderung der jährlich von der Sonne uns zugehenden Wärme bemerkbar ist. Nehmen wir aber einmal diese scheinbare Constanz der Sonnentemperatur an, so erscheint die Voraussetzung natürlich, daß die Sonne wenigstens in unseren Zeiten ebensoviel Wärme empfängt als sie aussendet. Man hat sich daher auch wirklich darum bemüht, solche Quellen zu finden, welche im Stande seien, den durch Ausstrahlung fortwährend stattfindenden Wärmeverlust der Sonne zu compensiren. Wir müssen es uns jedoch hier versagen, des Näheren auf die zum Theil recht wunderlichen Hypothesen einzugehen, die man zu diesem Zweck aufgestellt hat. Viel wichtiger ist die Bemerkung, daß es allerdings möglich erscheint, daß die Sonne zwar einerseits fortwährend Wärme verliert, andererseits aber ihre Temperatur für lange Zeitabschnitte nahezu constant erhalten kann, ohne den geringsten Zuwachs von Außen zu empfangen. Diese Möglichkeit gründet sich nämlich sehr einfach auf Veränderungen, welche die moleculare Beschaffenheit der die Sonne bildenden Materie erfährt, oder auf eine Verdichtung derselben. So behauptet z. B. Helmholtz, daß in der glühenden Gaskugel der Sonne noch heute dieselbe Verdichtung vor sich geht, welche einst im Laufe der Zeiten eingetreten sei und bewirkt habe, daß die Sonnenmaterie aus einem Zustande der höchsten Verdünnung in den jener bedeutenden Dichtigkeit übergegangen sei, welche die Dichtigkeit des

Google

Wassers schon fast um die Hälfte übersteigt. Und ebenso weist er nach, daß, wenn die Verdichtung der Sonnenmasse bis zu dem Grade weiter fortschreite, daß die Dichtigkeit der Sonne schließlich die der Erde erreiche, die dadurch entwickelte Wärme genügen werde, um den Verlust ihrer Ausstrahlung für 17 Millionen Jahre zu ersetzen. Doch möge dem sein wie ihm wolle, soviel erscheint unzweifelhaft, daß eine solche Entwickelung unmöglich auf ewige Zeiten fortgehen kann, und daß wir uns also doch zu der Annahme bequemen müssen, daß die Sonne stetig dem wenn auch noch so fern liegenden Ende der Verlöschung entgegengeht.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung der einzelnen Erscheinungen, welche wir an der Oberfläche der Sonne wahrnehmen. Beobachten wir die Sonne durch ein gutes Fernrohr, so erscheint sie als eine runde, scharf abgegrenzte Lichtscheibe, deren Intensität in der Mitte heller ist als am Rande. Es begreift sich, daß diese Intensität des Sonnenlichtes, die schon für das bloße Auge so gewaltig ist, bei Anwendung des Fernrohres aber noch bedeutend gesteigert wird, jeder weiteren Beobachtung im höchsten Grade hinderlich ist, daher genügend abgeschwächt werden muß. Das gewöhnliche Mittel, dessen man sich zu diesem Zweck bedient, ist die Einfügung von Blendgläsern in das Fernrohr. Diese haben nun freilich das Unangenehme, daß sie immer etwas farbig sind, so daß man nie im Stande ist, die Sonne in ihrer wirklichen Färbung zu erblicken. Rothe Gläser, die man früher vielfach anwandte, halten zwar die Lichtstrahlen genügend ab, bieten aber keine Schutzwehr gegen die Wärmestrahlen und können in Folge dessen dem Auge höchst gefährlich werden. Unter diesen Umständen hilft man sich jetzt bei größeren Fernröhren damit, daß man innerhalb derselben das Sonnenlicht mehrfach an plangeschliffenen Glasflächen reflectiren läßt. Dadurch erzielt man eine theilweise Polarisation des Lichtes und ist hierdurch im Stande, jede beliebige Schwächung des Lichtes eintreten zu lassen, ohne daß die Sonnenfärbung irgendwie beeinträchtigt wird.

Durch ein so construirtes Fernrohr erscheint nun die Sonnenscheibe als eine körnige Fläche, die etwa denselben Eindruck macht wie eine Schale geronnener Milch. Wendet man starke Vergrößerungen an, so sieht man deutlich, daß die Oberfläche aus lauter scharf von einander getrennten Körnern besteht, welche meist rundlich, an einzelnen Stellen aber länglich gezogen und an zwei Seiten etwas zugespitzt erscheinen. Die Engländer, welche die Ersten waren, die sich mit dem Studium der Sonnenoberfläche gründlicher befaßten, haben den rundlichen Körnern wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit Reiskörnern den Namen rice granes gegeben, den anderen langgezogenen Gebilden den Namen willow leaves (Weidenblätter). Mehr an den Rändern der Scheibe zeigen sich gewöhnlich hellere Partien von unregelmäßiger Form, die man „Fackeln" nennt. Die auffallendsten Objecte auf der Scheibe aber sind dunkle Flecken von eigenthümlicher, meist unregelmäßiger Form, die vielbesprochenen Sonnenflecke.

Wie haben wir uns nun die Beschaffenheit der Oberfläche der Sonne zu denken? Die Ansichten der Gelehrten gingen früher auseinander. Die Einen nahmen an, die Oberfläche sei flüssig, und die Poren und Körner rührten theils von kleinen Flecken und Streifen auf der Oberfläche selbst her, theils von Wolken, die von anderer Beschaffenheit seien und in einer über der flüssigen Schicht liegenden Atmosphäre lagerten. Eine andere Ansicht war die, daß die Sonnenoberfläche gas-

förmig, d. h. durch ein intensiv erhitztes Gas, das unter starkem Druck sich befinde, gebildet worden sei. Keine von beiden Theorien hat durchgeschlagen, wohl aber eine dritte, welche eine Art Mittelstellung zwischen den beiden genannten einnimmt und sich rasch Bahn gebrochen hat. Dieselbe lautet so: Die Photosphäre, wie man die leuchtende Oberfläche der Sonne zu nennen pflegt, ist weder flüssig noch gasförmig, sondern besteht aus einer Schicht leuchtender Wolken, deren Existenz sich einfach dadurch erklärt, daß die Dämpfe der verschiedenen Substanzen, welche in der Sonnenatmosphäre enthalten sind, in den äußeren kälteren Schichten derselben zum Theil condensirt werden. Wir haben also hier denselben Vorgang, wie in unserer Atmosphäre, nur mit dem Unterschiede, daß die Wolken unserer Atmosphäre aus kleinen Wassertröpfchen oder Wasserbläschen gebildet werden, während die Tropfen, welche die Wolken der Sonnenatmosphäre erzeugen, glühendflüssige Metalle, wie Eisen, Magnesium, Natrium u. s. w. sind, welche etwas stärker leuchten als die Gase, aus denen sie durch Condensirung entstehen, und, indem sie durch die in der Sonnenatmosphäre herrschenden Winde hin und her getrieben werden, ihre Gestalt und ihr Aussehen fortwährend verändern. Wie dick jene leuchtende Wolkendecke ist, läßt sich schwer sagen. Man schätzt sie jedoch auf Grund von Beobachtungen über gewisse Eigenthümlichkeiten in der Bewegung und dem Aussehen der Sonnenflecke auf ca. 1000 Meilen.

Was die oben erwähnten „Fackeln" betrifft, so erklären sich diese ohne Zweifel als Erhebungen über dem allgemeinen Niveau der Photosphäre, welche deswegen glänzender hervortreten, weil die über ihnen liegende absorbirende atmosphärische Schicht geringer an Stärke ist. Mit dieser Annahme erklärt sich auch ganz ungezwungen die Beobachtung, daß die Fackeln am Sonnenrande besonders hell erscheinen.

Bei weitem die interessanteste Erscheinung auf der Sonnenoberfläche sind aber die Sonnenflecke, von denen wir nun ausführlicher reden müssen. Diese stellen sich dar als centrale dunkle Flecken von meist unregelmäßig runder Form, welche von einem weniger dunklen Rande, gewöhnlich Penumbra genannt, umgeben sind. Beide Gebilde, Fleck und Penumbra, heben sich scharf von einander ab, und ebenso deutlich markirt sich die letztere wieder von der ganzen Photosphäre, ja sie erscheint am Rande sogar dunkeler, während andererseits die körnige Photosphäre in der Nähe der Flecken sich gewissermaßen aufstaut und intensiver leuchtet. Die Penumbren erscheinen entweder mit feinen Lichtadern durchsetzt, die alle nach dem eigentlichen Flecken als dem Centrum hinstreben, oder was das Gewöhnlichere ist, es lassen sich deutlich abgesonderte lichte Wölkchen auf denselben, wie auf der Sonnenoberfläche, wahrnehmen. Diese Wölkchen aber, die übrigens nicht selten auch über dem Kernfleck, aber nur vereinzelt, betrachtet werden, zeigen sich im Gegensatze zu den über der ganzen Sonnenoberfläche befindlichen als langgezogene Gebilde, welche uns jene Lichtadern in der Richtung vom Rande der Penumbra nach dem Kernfleck hin klar erkennen lassen. Sie fließen auch mitunter zusammen und bilden dann stark gewundene Lichtfäden, eine Erscheinung, die namentlich größeren Flecken eigenthümlich ist.

Was die Größe der Flecken angeht, so ist diese eine sehr verschiedene. Nicht selten begegnet man Flecken mit einem Durchmesser von 2000—3000 geogr. Meilen;

ja man hat Flecken beobachtet, die einen Durchmesser von über 15000 Meilen hatten und selbst ohne Fernrohr entweder durch geschwärzte Gläser, oder, wenn die Sonne in der Nähe des Horizontes stand, mit bloßen Augen wahrgenommen werden konnten. Andere wieder sind verhältnißmäßig sehr klein. Das sind die sogenannten „Poren", die einen Durchmesser von nur 100—200 Meilen haben. Das ist allerdings an sich eine gewaltige Größe, allein man muß bedenken, daß schon ein gutes Fernrohr dazu gehört, um einen Gegenstand von etwa 100 Meilen Größe auf der Sonne zu erkennen, da ein solcher unter einem Winkel von 1 Bogensecunde erscheint und sein Durchmesser nur $^1/_{2000}$ vom Durchmesser der Sonnenscheibe beträgt.

Eigenthümlich sind die Erscheinungen, welche sich zeigen, wenn die Flecke sich bilden oder wieder verschwinden. Dann erscheint die ganze Umgebung derselben in lebhafter Bewegung begriffen. Die feinen Lichtfäden in der Penumbra sind häufig spiralförmig zusammengewirbelt; breite helle Streifen, die man „Brücken" nennt, durchschneiden den dunklen Kernfleck; die Umgrenzung des Flecks zieht sich mit großer Geschwindigkeit entweder zusammen oder vergrößert sich, und der Fleck selbst erhält auf einmal eine ganz andere und seltsame Gestalt.

Die Dauer der Flecken ist ebenso verschieden wie ihre Größe. Es kommt vor, daß mächtige Fleckengruppen von mehreren 1000 Meilen im Durchmesser sich in einem Tage bilden und in derselben Zeit wieder verschwinden. Für gewöhnlich halten sich jedoch die Flecken mehrere Wochen lang, ja man hat Beispiele von solchen, welche sich Monate lang erhielten.

Die Flecken sind nicht stationär auf der Sonnenoberfläche, sondern offenbaren eine größere oder geringere eigene Bewegung, und zwar bewegen sie sich meist vorwärts, d. h. in der Richtung der Rotation der Sonne. Gerade so nämlich, wie die Erde sich von West nach Ost um ihre Axe dreht, ebenso rotirt die Sonne, nur beträchtlich langsamer. Und in gleicher Weise bewegen sich die Flecken in einem Zeitraume von etwa 14 Tagen von einem Rande der Sonne nach dem anderen.

Nun aber die Hauptfrage: was sind die Sonnenflecken? wie erklärt sich ihre Existenz? Die Antwort lautet: es sind Vertiefungen in der Photosphäre. Darin sind Alle einig. Aber über die Natur dieser Vertiefungen gehen die Meinungen noch auseinander. Der berühmte Astronom Herschel nahm an, daß es Oeffnungen in der Photosphäre seien, durch welche man auf eine weniger leuchtende Schicht hinabblicke. Andere meinen, die Flecke seien das Erzeugniß von verhältnißmäßig weniger leuchtenden Dämpfen, die sich in einer Oeffnung ansammeln. Zöllner endlich glaubt in den Flecken Schlacken erkennen zu müssen, die auf der feuerflüssigen Oberfläche, die er als unter der Photosphäre befindlich annimmt, schwimmen.

Daß der Kern der Sonnenflecke unterhalb des allgemeinen Niveaus der Sonnenoberfläche liegt, ist eine schon seit langer Zeit durch Beobachtungen des Engländers Wilson festgestellte Thatsache. Dieser zeigte nämlich, daß, wenn ein Fleck am Sonnenrande sichtbar wird oder verschwindet, die Penumbra stets an der Seite, wo sie dem Sonnenrande am nächsten ist, breiter erscheine, als an der entgegengesetzten. Ja, man hat gefunden, daß bei dem Verschwinden besonders großer Flecken eine förmliche Einbuchtung des Sonnenrandes sichtbar wird. Eine andere, nicht minder unzweifelhafte Thatsache ist die, daß über dem Kern eines Sonnenfleckes starke Strömungen in der Sonnenatmosphäre in verticaler Richtung hervor-

treten, welche wieder starke Strömungen über der Oberfläche der Photosphäre in der Richtung nach dem Kernfleck zur Folge haben. Diese Beobachtung ist von großer Wichtigkeit. Sie erklärt einmal, warum die Penumbren am Rande wie abgebrochen von der Photosphäre erscheinen; die Wölkchen nämlich, welche die letztere bilden, werden durch jene mächtigen Strömungen nach dem Kernfleck fortgerissen und zeigen sich daher als schmale, langgezogene Gebilde. Andererseits ergiebt sich daraus, warum die Penumbren am inneren Rande heller erscheinen, als am äußeren. Denn da die durch die Strömungen schließlich in seine Fäden sich verwandelnden Wölkchen immer nach dem Kernfleck hinstreben, und je näher sie demselben stehen, um so dichter sich zusammendrängen, so muß die Innenseite des Randes weniger dunkel erscheinen, als die Außenseite. Bei diesen Thatsachen müssen wir uns freilich zunächst beruhigen. Denn auf die weiteren Fragen, ob die erwähnten verticalen Strömungen der Sonnenatmosphäre aufsteigende oder absteigende seien und ob jene lichten Streifen der Penumbren, wenn sie den Kernfleck erreichen, deswegen unsichtbar werden, weil sie einer zu großen Abkühlung oder einer zu großen Hitze ausgesetzt werden, läßt sich noch nicht mit Sicherheit antworten.

Eine nach vielen Seiten hin befriedigende Ansicht hat Secchi aufgestellt. Derselbe behauptet, daß die Flecken das Erzeugniß von Strömen erhitzten Gases seien, welche aus dem Centrum der selbst gasförmigen Sonne aufstiegen. Es läßt sich nicht leugnen, daß mit der Annahme eines solchen aufwärtssteigenden Gasstromes, der von unten her die Photosphäre durchbringt, die Erscheinungen, die dem Fernrohre sich darbieten, genügend erklärt werden. Man begreift, warum das Centrum des ganzen Sonnenflecks dunkel erscheint, weil ja erhitztes Gas eine geringere Leuchtkraft besitzt, als eine selbst leuchtende Flüssigkeit oder eine compactere Masse, wie z. B. die Wolken der Photosphäre. Und ebenso löst sich das Räthsel der oben erwähnten Vorwärtsbewegung der Flecken, wenn wir mit Secchi annehmen, daß die centralen Theile einer gasförmigen Masse schneller rotiren, als die äußeren. Dennoch läßt auch die Secchi'sche Theorie Raum genug zu Zweifeln. Aus spectroskopischen Beobachtungen hat sich nämlich mit einiger Sicherheit ergeben, daß überhaupt kein aufsteigender Strom über dem Centrum eines Fleckes vorhanden sein kann. Und dazu kommt noch, daß die Verbreiterung verschiedener Linien des Fleckenspectrums vielmehr dafür spricht, daß die centralen Partien eines Fleckens weniger heiß als die anderen sind.

Ebenso hypothetisch aber bleibt die der eben besprochenen gerade entgegengesetzte Theorie, welche von Carrington, Lockyer u. A. aufgestellt worden ist. Nach dieser sollen die Flecken durch Ströme von kühleren Gasen, welche aus den oberen Schichten der Atmosphäre niedersteigen, gebildet werden. Vorausgesetzt wird freilich dabei, daß die Sonne sammt ihrer Atmosphäre mit derselben Winkelgeschwindigkeit rotire. Daraus erkläre sich, daß die aus höheren Schichten herabgerissenen Massen der Atmosphäre eine schnellere Bewegung hätten, die Flecken also sich vorwärts bewegen müßten.

Eine dritte Ansicht endlich, und zwar die, welche nach allen Seiten hin relativ am besten begründet erscheint, verdanken wir Zöllner. Wie schon erwähnt, erblickt dieser in den Flecken schlackenartige Massen, welche auf der feuerflüssigen

Schicht, welche die Sonne umgiebt, ebenso herumschwimmen, wie die Schlacken auf der feuerflüssigen Eisenmasse, die aus einem Hochofen strömt. Dadurch nun, daß die Ausstrahlung über einer solchen Masse sich nothwendig vermindere, entstehe sofort eine heftige Strömung aus den höher liegenden Theilen der Atmosphäre nach unten, und daraus wieder lasse sich das Entstehen einer Penumbra ebenso leicht erklären, wie die Existenz aller anderen Erscheinungen, die man an den Flecken beobachtet habe. Mit dieser Theorie stehen allerdings die Resultate der astronomischen Beobachtungen wie der spectroskopischen Wahrnehmungen in bestem Einklang. Schwierigkeiten macht nur die Annahme einer feuerflüssigen Schale, welche die Sonne umgebe, weil hier die mechanischen Bedingungen bedenklich sind. Zöllner hat darum in neuester Zeit auch seine ursprüngliche Ansicht dahin modificirt, daß er die Flüssigkeitsschale aufgiebt und den ganzen Sonnenkörper vielmehr als feuerflüssige Masse erklärt, deren geringes specifisches Gewicht deswegen nicht befremden dürfe, weil dieselbe mit Gasen geschwängert sei.

Wie schon oben angeführt, bewegen sich die Flecken auf der Sonnenscheibe von Ost nach West in etwa 14 Tagen. Wir müssen aber hier noch einmal darauf zurückkommen, da man versucht hat, mittelst dieser Bewegung die Rotation der Sonne zu bestimmen. Freilich, ein ganz sicheres Resultat läßt sich noch nicht mittheilen. Die Schwierigkeit liegt nämlich darin, daß, wie wir wissen, die Flecken eine ihnen eigenthümliche Bewegung haben, welche noch dazu in gewisser Weise eine systematische ist. Denn Flecken, welche dem Aequator näher stehen, bewegen sich anders als solche, welche sich in höheren Breiten befinden. Die bis jetzt gefundenen Angaben über die Rotation der Sonne schwanken zwischen 25 und 26 Tagen. Am wahrscheinlichsten dürfte aber wohl die Annahme sein, daß die Sonne, da sie kein fester Körper ist, überhaupt eine allgemeine Rotation nicht besitze. Es scheint vielmehr, als wenn verschiedene Theile der Sonnenoberfläche mit etwas verschiedener Geschwindigkeit rotiren und sich, obwohl die Rotation in nahezu parallelen Ebenen, welche 7° gegen die Ekliptik geneigt sind, erfolgt, doch in dieser Beziehung bis zu einem gewissen Grade unabhängig von einander behaupten. Unterstützt wird diese Hypothese dadurch, daß, wie verschiedene italienische Astronomen beobachtet haben, gewisse Metalle, z. B. Magnesium, auch an bestimmte Zonen gebunden erscheinen.

Mit der eigenthümlichen Bewegung der Flecke scheint übrigens ein anderes interessantes Factum in Beziehung zu stehen. Man hat nämlich gefunden, daß die Flecke keineswegs an dem ganzen Sonnenkörper auftreten, sondern nur in bestimmten Zonen, oder genauer gesprochen, nur zu beiden Seiten des Aequators, höchstens bis zu einer Breite von 40°.

Aber bei weitem wichtiger ist eine andere Entdeckung, die man dem Astronomen Schwabe verdankt: die Entdeckung der Periodicität der Sonnenflecke (1851). Nach mehr als 20 Jahre lang fortgesetzten Aufzeichnungen über Zahl und Stellung der Flecke fand Schwabe das wunderbare Resultat, daß die Häufigkeit der Sonnenflecke an eine Periode von nahezu 11 Jahren gebunden sei. Das häufigste Erscheinen von Flecken fällt in die Jahre 1828, 37, 48, 60 und 71; das seltenste in die Jahre 1833, 44, 55 und 67. Dabei hat sich gezeigt, daß der Zeitabschnitt zwischen einem Maximum und dem nächsten Minimum größer ist als der, der zwischen einem Minimum und dem nächsten Maximum liegt. Indem man nun die Beobachtungen

in der von Schwabe begonnenen Richtung fortsetzte (Carrington, Wolf und Spörer), kam man auf die weitere Entdeckung, daß jene Sonnenfleckenperiode in enger Beziehung zu gewissen Erscheinungen auf der Erde stehe, daß z. B. die magnetischen Störungen, die Nordlichter u. a. mit ihr in Verbindung gebracht werden müssen. Ja noch mehr. Auch auf anderen Planeten scheint die Wirkung der Sonnenfleckenperiode bemerkbar. So hat man namentlich in der Atmosphäre des Jupiter Veränderungen beobachtet, deren Zusammenhang mit den Sonnenflecken mindestens als sehr wahrscheinlich anzusehen ist.

So viel über die Sonnenflecke, ein Thema, das wegen seiner hohen Bedeutung eine ausführlichere Besprechung nothwendig machte. Fahren wir nun in der Zusammenstellung der wichtigeren Erscheinungen fort, die wir vermittelst des Fernrohres an der Sonnenscheibe wahrnehmen. Da sei zunächst hingewiesen auf die Eigenthümlichkeit, daß die Intensität des Lichts nach dem Rande hin stark abnimmt. Wie ist dieses Phänomen zu erklären? Schon Herschel, Arago u. a. sprachen die richtige Meinung aus, der Grund liege darin, daß die Sonne von einer Hülle von geringer Höhe, aber großer absorbirender Kraft umgeben sei, welche das Licht absorbire. Die Bestätigung dieser Ansicht fand sich, als man bei Gelegenheit totaler Sonnenfinsternisse beobachtete, daß ein rosenroth gefärbter Lichtkranz um die Sonne herum zu liegen scheine. Neuerdings ist man nun durch Verfeinerung der Instrumente und Verbesserung der Beobachtungsmethode dahin gelangt, das Wesen dieser Lichthülle klar zu erkennen, ja, man hat es möglich gemacht, die schönen Phänomene, die sonst nur bei totalen Verfinsterungen zur Erscheinung kamen, sich täglich vor Augen zu führen. Das Mittel dazu bot die Spectralanalyse, und von dieser müssen wir daher zunächst das Wissenswürdigste vorausschicken.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß weißes Licht, wenn es durch ein Glasprisma hindurchgeht, gebrochen und in seine farbigen Bestandtheile zerlegt, nach den Farben geordnet wird. Es bildet sich nämlich ein farbiges Band, Spectrum genannt, und zwar weist dasselbe folgende Reihenfolge von Hauptfarben auf: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Diese Farben erscheinen aber nicht etwa schroff von einander getrennt, sondern vielmehr durch eine Menge der feinsten Uebergänge mit einander verbunden. Natürlich wird dieses Spectrum um so reiner sich darbieten, je schmaler die Lichtquelle ist.

Man hilft sich daher so, daß man vor der zu untersuchenden Lichtquelle einen schmalen Spalt anbringt, und zwar so, daß derselbe parallel zu der brechenden Kante des Prismas steht.

Sieht man nun durch dieses Prisma nach dem durch weißes Licht erhellten Spalt, so erblickt man zahllose Bilder desselben in allen nur denkbaren Farbennüancen an einander gereiht. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn das zu untersuchende Licht nicht weiß, sondern farbig sein sollte. Wenn nämlich in dem farbigen Lichte einige Strahlen fehlen, so fehlen natürlich auch die den Strahlen entsprechenden Bilder des Spaltes, und in Folge dessen zeigt das Spectrum dunkle Linien oder dunkle Streifen. Und umgekehrt: sind gewisse Strahlen in dem farbigen Licht in besonderer Menge vorhanden, so erscheint auch der entsprechende Theil des Spaltbildes außerordentlich hell, und das Spectrum weist helle Linien oder helle Streifen auf.

Digitized by Google

Nun hat man gefunden, daß ein Licht, welches von einem in Glühhitze versetzten festen oder flüssigen Körper oder auch von einem glühenden stark comprimirten Gase ausströmt, stets ein continuirliches oder vollständiges Spectrum erzeugt. Die Probe ist leicht zu machen. Erhitzt man einen Körper allmälig, so wird er zunächst rothglühend; je mehr aber die Temperatur steigt, um so mehr treten die einzelnen Farben des Spectrums in der erwähnten Reihenfolge hervor, bis endlich, wenn der betreffende Körper bis zur Weißgluth erhitzt ist, das Spectrum ein ganz und gar vollständiges wird ohne irgend welche Linien oder Streifen. Ganz anders aber steht die Sache, wenn man glühendes Gas oder glühenden Dampf unter geringem Druck spectroskopisch beobachtet. Dann erscheint das Spectrum nur aus hellen Linien und Bändern bestehend, und da sich nun jede in dem Gase oder Dampfe enthaltene Substanz durch die Lage der betreffenden Linien charakterisirt, so ist ein geübter Beobachter im Stande, aus der Art der Gruppirung der hellen Linien oder Streifen sofort auf die Art der glühenden Substanz in dem Gase selbst zu schließen. Ja noch mehr: da auch Veränderungen der Temperatur sowie des Druckes, unter welchem sich das Gas befindet, im Spectrum sich manifestiren, so lassen sich sogar die physikalischen Bedingungen, unter welchen jener glühende Stoff existirt, vom Spectrum ablesen. Dabei sei noch bemerkt, daß es völlig gleichgültig ist, in welcher Entfernung das zu untersuchende Licht von dem Spalt des Spectralapparats sich befindet. Mag es unmittelbar vor demselben leuchten oder tausende von Meilen entfernt sein — sowie es nur in soweit hell ist, um gesehen werden zu können, läßt es sich auch vermittelst des Spectrums auf seine Natur und Zusammensetzung hin untersuchen.

Nun aber noch eins: wenn ein im hohen Glühzustande befindlicher, sei es fester oder flüssiger Körper, welcher Licht von allen Strahlengattungen aussendet, oder mit anderen Worten, ein continuirliches Spectrum hat, sein Licht durch ein Quantum glühenden Gases, dessen Spectrum aus hellen Linien besteht, hindurchsendet, so erscheinen, wenn die Temperatur des glühenden Gases geringer ist als die des dahinter befindlichen glühenden festen oder flüssigen Körpers, alle hellen Linien dieses Gasspectrums „umgekehrt“ d. h. dunkel auf hellem Grunde. Man erhält also in diesem Falle ein continuirliches Spectrum mit dunklen Linien. Daß dies für die Untersuchung der Natur des Lichts keinen Unterschied macht, ist selbstverständlich. Man erkennt die Beschaffenheit der verschiedenen leuchtenden Stoffe eben so gut aus diesem Spectrum mit dunklen Linien wie aus dem eben besprochenen Spectrum mit hellen Linien.

Diese spectralanalytischen Untersuchungen hat man nun auch auf das Sonnenspectrum angewendet und ist dabei zu folgenden höchst wichtigen Resultaten gekommen:

Im Anfang unseres Jahrhunderts machten nach einander, aber unabhängig von einander, der Engländer Wollaston und der Deutsche Fraunhofer die Entdeckung, daß das Spectrum des Sonnenlichtes mit zahlreichen dunklen Querstreifen versehen sei. Der Letztere machte es sich zur Aufgabe, diese Linien zum ersten Male gründlich zu studiren; sie haben daher auch nach ihm den Namen Fraunhofer'sche Linien erhalten. Fraunhofer maß die gegenseitige Entfernung der Linien sorgfältiger als bisher, er zeichnete dieselben auf und gab einigen der hervortretendsten bestimmte Namen durch die Buchstaben: A, B, C u. s. w. bis H, eine Bezeich-

Digitized by Google

nung, die bis jetzt beibehalten worden ist. A liegt im äußersten Roth, D in Gelb, F im Anfang des Blau, H im äußersten Violett.

Aber wie sollte man die Existenz dieser Streifen oder Linien erklären? Es wurden eine Menge von Vermuthungen aufgestellt, mancher Gelehrte kam auch der Wahrheit sehr nahe, aber erst etwa seit dem Jahre 1858, in welchem die deutschen Physiker Kirchhoff und Bunsen ihre Untersuchungen über das Sonnenspectrum begannen, gelangte man allmälig zu den herrlichsten und unangreifbarsten Resultaten. Kirchhoff war der Erste, der mit aller Bestimmtheit die Thatsachen aussprach, welche wir soeben über die sogenannte Umkehr heller Linien anführten; er stellte durch sorgfältige Vergleichungen fest, daß eine große Zahl von hellen Linien, welche sich im Spectrum von glühenden Metalldämpfen und Gasen vorfinden, auf das Genaueste mit einer Anzahl der erwähnten dunklen Linien des Sonnenspectrums zusammenfiel. Das deutete also darauf hin, daß zwischen den Linien verschiedener Metalle und gewissen Fraunhofer'schen Linien ein inniger Zusammenhang stattfand. Und dadurch wieder ergab sich die Möglichkeit, auf der Sonne, trotz ihrer enormen Entfernung von der Erde, eine ganze Anzahl von metallischen Stoffen vermittelst des Spectrums nachzuweisen. Freilich, die ganze Wahrheit ist uns auch heute noch nicht aufgeschlossen. Trotz aller seit jener Zeit eifrig fortgesetzten Untersuchungen ist man noch nicht dahin gelangt, sämmtliche dunkle Linien in dem Sonnenspectrum zu deuten und die Stoffe, auf die sie hinweisen, ausfindig zu machen. Im Gegentheil, die Sache steht so, daß augenblicklich die Coincidenzen des Sonnenspectrums mit den Spectren irdischer Stoffe noch nicht einmal die Hälfte der dunklen Linien ausmachen, welche das Sonnenspectrum zeigt. Hier bleibt also der Zukunft noch viel vorbehalten. Was aber die irdischen Stoffe betrifft, welche die Spectralanalyse als ganz sicher vorhanden auf der Sonne nachgewiesen hat, so sind dies hauptsächlich folgende:

Wasserstoff,	Eisen,
Natrium,	Mangan,
Chrom,	Nickel,
Cobalt,	Zink,
Barium,	Kupfer,
Calcium,	Titan.
Magnesium,	

Nicht nachgewiesen konnten bisher werden: Silber, Quecksilber, Antimon, Arsenik, Zinn, Blei, Cadmium, Strontium, Lithium und ebensowenig Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff. Den letzteren glaubte zwar in neuester Zeit Draper auf der Sonne nachweisen zu können; indessen sind hier erst noch weitere Beobachtungen nothwendig. Man darf aber ja nicht glauben, daß deswegen, weil die Linien einiger Stoffe mit Linien des Sonnenspectrums nicht coincidiren, diese Stoffe überhaupt auf der Sonne gar nicht vorhanden wären. Denn das Spectrum, wie wir bemerkten, steht unter dem Einflusse der Druck- und der Temperaturverhältnisse, und es kann sehr leicht sein, daß man die betreffenden Stoffe nur deswegen nicht erkannt hat, weil man sie noch nicht unter den Bedingungen untersuchen konnte, die auf der Sonne herrschen.

Digitized by Google

Aus dem Gesagten ergibt sich nun leicht die Antwort auf die oben aufgestellte Frage über den Ursprung der dunklen sogenannten Fraunhofer'schen Linien. Sie werden dadurch hervorgebracht, daß das Licht der Photosphäre durch eine dicht über derselben befindliche Atmosphäre, in welcher die verschiedenen Substanzen in Gasform existiren, gewissermaßen filtrirt wird. Daß diese Anschauung durchaus das Richtige trifft, haben neuere Untersuchungen auf das Glänzendste bestätigt. Man schloß nämlich so. Wenn das Sonnenspektrum da dunkle Linien aufweist, wo die glühende Gasatmosphäre den alle Lichtgattungen ausstrahlenden Sonnenkörper hinter sich hat, so muß am Rande der Sonne, wo die hellleuchtende und continuirliches Licht aussendende Lichtquelle fehlt, das Umgekehrte stattfinden, d. h. alle Linien, die sonst dunkel erscheinen, müssen hier hell sein. Und das Erwartete ist auch richtig eingetroffen. Sowohl die Beobachtungen bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternisse von 1870 und 1878 als auch die speciellen Untersuchungen, welche der Amerikaner Young in sehr bedeutender Höhe über dem Meere, also in sehr reiner Luft, anstellte, haben ergeben, daß dicht am Sonnenrande die dunklen Fraunhofer'schen Linien hell erscheinen. Und dieses Resultat ist um so dankbarer zu begrüßen, je größer hier die Schwierigkeiten der Beobachtung waren — Schwierigkeiten, die darin liegen, daß die „umkehrende Gasschicht", wie man die glühende Gashülle der Sonne nennen kann, nicht sehr hoch sich über die Photosphäre erhebt, sondern, wie schon oben bemerkt, ziemlich dicht über ihr liegt.

Aber wie diese gasartige Atmosphäre, so ist auch die Natur einer andern wunderbaren Erscheinung vermittelst der Spectralanalyse wissenschaftlich analysirt worden: die Protuberanzen der Sonne. Bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsterniß im Jahre 1842 entdeckten nämlich mehrere Beobachter am dunklen Rande des Mondes einige seltsame röthlich gefärbte Gebilde, die von den Einen als rothe Flammen, von Anderen als Protuberanzen (Auswüchse) bezeichnet wurden. Ueber die Natur und den Ursprung dieser Erscheinungen entspann sich sofort ein lebhafter Streit. Manche hielten sie für Producte unserer Atmosphäre, Andere wieder schrieben sie dem Monde zu, noch Andere, und zwar die Meisten, glaubten sie der Sonne zuweisen zu müssen. Die später folgenden Verfinsterungen boten Gelegenheit, das Phänomen immer aufs Neue wieder zu beobachten, und endlich im Jahre 1860 wurde es zur Gewißheit, daß die Anhänger der Sonnentheorie im Rechte waren: die Protuberanzen erwiesen sich unzweifelhaft als Wolken auf der Sonne, denn sowohl durch Beobachtungen mit dem Auge als auch durch Photographien wurde dargethan, daß sie mit dem Vorschreiten des dunklen Mondrandes immer mehr bedeckt wurden. Nun aber kam die weitere Frage: woher stammen diese Wolken? Erst dem Jahre 1868 war es vorbehalten, über die wahre Natur der Protuberanzen Licht zu verbreiten und zwar vermittelst des Spectroskops.

Im August dieses Jahres beobachtete man nämlich in Indien eine große Sonnenfinsterniß. Man brachte dabei zum ersten Male das Spectroskop in Anwendung und entdeckte dadurch, daß die vielbesprochenen rothen Wolken Gasausbrüche aus der Sonne seien und ein Spectrum mit nur wenig hellen Linien zeigten. Die meisten derselben coincidirten mit Wasserstoff; man schloß also, daß Wasserstoff einen Hauptbestandtheil der Protuberanzen bilden müsse. Damit war schon viel gewonnen. Indem man die Stellung der Linien bestimmte und die

Coincidenz mit den Wasserstofflinien nachwies, verschaffte man sich die Möglichkeit, auch ohne totale Sonnenfinsterniß an jedem beliebigen Tage die Protuberanzen am Rande der Sonne aufzusuchen und zu beobachten.

Gleichzeitig aber mit den Beobachtern in Indien, einem Tennant, Herschel, Pogson, Rayet und Janssen, hatte auch Lockyer in England die Sache in Angriff genommen und ausgehend von der Vermuthung, daß die Protuberanzen, im Falle sie wirklich Gase seien, jederzeit durch das Spectroskop erkennbar sein müßten, spectroskopische Beobachtungen angestellt. Und siehe da, es gelang ihm, helle Linien am Sonnenrande zu finden, aus deren verschiedener Höhe bei Bewegung des Instruments die ungefähre Form der Protuberanzen sich ergab, und andererseits nachzuweisen, daß die Sonne von einer Atmosphäre umgeben sei, die vorwiegend aus Wasserstoff bestehe. Sie erhielt später den Namen Chromosphäre.

Ehe wir aber die daran anknüpfenden weiteren Beobachtungen mittheilen, erscheint es nicht unangemessen, ein Wort über die Apparate zu sagen, die diesen Beobachtungszwecken dienen.

Wie wir bereits oben andeuteten, sind die Grundbestandtheile eines Spectralapparates ein Spalt und ein Prisma. In dieser einfachsten Form bietet der Apparat aber manche Unbequemlichkeiten. Man hat ihn daher etwas umgestaltet, und so besteht der jetzt allgemein gebrauchte Apparat aus drei Theilen: einem Collimator, einem oder mehreren Prismen und einem Beobachtungsfernrohre. Der Collimator ist ein Rohr, an dessen einem Ende eine Linse sich befindet; am anderen Ende aber, und zwar genau im Brennpunkte der Linse, ist ein Spalt angebracht, der sich mit Hülfe einer Schraube weiter und enger machen läßt. An Stelle eines Prisma aber wählt man gern mehrere, um das durch den Apparat hindurchgehende Licht in erhöhtem Maße zerstreuen zu können, und zwar stellt man diese Prismen in Form eines Kreisbogens auf. Was endlich das Beobachtungsrohr betrifft, so ist das nichts weiter als ein gewöhnliches kleines astronomisches Fernrohr. Dieser so zusammengesetzte Spectralapparat wird nun mit einem größeren astronomischen Fernrohre in der Weise verbunden, daß der Spalt des Apparates gerade in den Brennpunkt des Fernrohres zu stehen kommt. Richtet man nun das Fernrohr auf die Sonne, so fällt das je nach der Größe des Fernrohrs größere oder kleinere Brennpunktsbild der Sonne genau auf den Spalt des Spectroskops, und indem man das Fernrohr bewegt, ist man im Stande, alle Theile dieses Brennpunktbildes, die äußersten Randpartien wie die mittleren Theile desselben, in den Spalt zu bringen und spectroskopisch zu untersuchen. In diesem Instrumente besitzen wir also das vorzüglichste Mittel, um die oben erwähnte Chromosphäre und die wegen ihrer schönen Form und schnellen Veränderung hochinteressanten Protuberanzen zu betrachten. Namentlich bei gutem Luftzustande ist die Schwierigkeit des Beobachtens keine größere als sie vorhanden zu sein pflegt, wenn man Sonnenflecken durch ein gewöhnliches Fernrohr beobachtet.

Kehren wir zu den Protuberanzen zurück. Da man sich überzeugt hatte, daß die Protuberanzen vorzugsweise aus Wasserstoff beständen, dessen Spectrum durch 4 sehr weit auseinander liegende Linien gebildet wurde, so kam zuerst Zöllner auf die Idee, daß man die Protuberanzen in ihrer wirklichen Gestalt werde erkennen können, wenn man den Spalt am Spectroskop öffne. Er ging der Sache nach

und wirklich gelang es ihm (1. Juli 1869) auf diese Weise, nicht etwa blos die Protuberanzen durch helle Linien am Sonnenrande zu erkennen, nein, die wunderbaren feurigen Wolken geradezu in ihrer wahren Gestalt zu erblicken.

Fortgesetzte Beobachtungen ergaben nun Folgendes:

Die Chromosphäre hat eine Höhe von 1000 bis 1500 Meilen im Durchschnitt, die jedoch, besonders in der Nähe von Flecken, bedeutend variirt. Die Oberfläche derselben ist uneben und zeigt feine Spitzen, so daß sie im Spectroskop etwa wie ein Prairiebrand oder ein Kornfeld mit glühenden Aehren erscheint. Die Helligkeit pflegt ungleich zu sein; am größten ist sie gewöhnlich an der Basis, also am Sonnenrande. Außer den 4 erwähnten Wasserstofflinien unterscheidet man im Spectrum eine sehr helle Linie in der Nähe der Natriumlinien, sowie eine Linie im Grün, über deren Natur man jetzt noch im Unklaren ist. Nahe der Basis der Chromosphäre erblickt man häufig die Natrium- und Magnesiumlinien, was besonders dann stattfindet, wenn irgendwelche Störungen in der Chromosphäre vorhanden sind. Ja bei besonders günstigem Luftzustande hat man an der Basis fast alle schwarzen Fraunhofer'schen Linien umgekehrt d. h. hell gesehen.

Was die Protuberanzen betrifft, so variiren dieselben in Hinsicht auf Gestalt und Größe gerade so, wie unsere irdischen Wolken. Man kann sie in zwei Klassen eintheilen, in eruptive und wolkenartige. Die letzteren sind selten so brillant in ihrem Aussehen wie die ersteren, zeigen aber dafür eine größere Beständigkeit. Sie sind gewaltig groß und können eine Höhe von 5000 bis 20 000 Meilen erreichen. Meist hängen sie mit der Chromosphäre zusammen, kommen jedoch mitunter auch freischwebend vor.

Die eruptiven Protuberanzen sind in ihrer Erscheinung sehr verschieden. Es giebt Protuberanzen, die wie scharfbegrenzte, hell leuchtende Streifen aussehen, andere gleichen mächtigen feurigen Springbrunnen, welche ihre leuchtende Materie in parabolischen Curven hinabzustürzen scheinen. Solche Protuberanzen, die oft eine Höhe von 5000 Meilen in wenigen Minuten erreichen, aber in ebenso kurzer Zeit wieder zusammensinken, sind namentlich häufig in der Nähe großer Flecken zu finden. Noch andere machen den Eindruck von riesigen Pyramiden, oder, was oft der Fall ist, sie erscheinen wie die Rauchsäule eines am Horizonte segelnden Dampfschiffes.

Die Untersuchung des Spectrums der Protuberanzen ergiebt außer den genannten Wasserstofflinien und der gelben Linie in der Nähe der Natriumlinien häufig auch Linien von anderen Stoffen, namentlich von Natrium und Magnesium. Dagegen scheinen manche Stoffe, deren Spectrum nicht selten in der Chromosphäre umgekehrt vorkommt, eine Höhe von 1000 Meilen nicht zu übersteigen, vielleicht deswegen, weil sie bei niedrigerer Temperatur weniger leuchten und dadurch unsichtbar werden.

Wie haben wir uns nun aber die Entstehung der Protuberanzen zu denken? Wenn wir uns die Gestalt der oben zuletzt erwähnten eruptiven Protuberanzen vergegenwärtigen, so scheint Alles dafür zu sprechen, daß wir sie als Ausbrüche oder Eruptionen betrachten, welche aus dem Innern des Sonnenkörpers durch die Photosphäre hindurch hervorbrechen. Dies ist die Zöllner'sche Hypothese, gegen die höchstens das eingewendet werden könnte, daß die enormen Geschwindigkeiten, wie

sie auf unserer Erde absolut nicht zu finden sind, außerordentlich hohe Spannungen im Innern der Sonne voraussetzen. Indessen wenn man die riesige Größe der Sonne, die alle unsere Vorstellungen übersteigende Hitze auf derselben bedenkt, wird auch dieser Einwand hinfällig. Und jedenfalls kommt die Zöllner'sche Hypothese der Wahrheit näher als irgend eine andere. So hat man z. B. gemeint, die Protuberanzen seien die natürliche Wirkung heftiger Wirbelwinde in der Chromosphäre und nichts anderes, als zusammengetriebene oder aufgewirbelte Theile dieser Sphäre selbst. Aber wenn auch diese Ansicht manche der Erscheinungen an den Protuberanzen recht wohl erklärt und zugegeben werden mag, daß Wirbelwind ein nicht seltener Factor bei der Bildung von Protuberanzen sein könne, so reicht doch diese Erklärung keineswegs für alle Fälle aus. Andere wieder glauben, um der Annahme so enormer Geschwindigkeiten zu entgehen, die Erscheinung so deuten zu können, daß sie behaupten, der Eindruck, den wir von einem eruptiven Gebilde empfingen, sei nur ein scheinbarer; in Wahrheit finde nur eine Fortpflanzung des Lichts, nicht aber die Eruption einer wirklichen Materie statt, so daß wir hier eine ähnliche Erscheinung hätten, wie die Pulsation der Intensität des Lichtes beim Nordlicht.

Ueber das Vorkommniß und die Periodicität der Protuberanzen hat sich namentlich aus den Beobachtungen der Italiener, die allerdings durch den Charakter des Himmels besonders begünstigt werden, das interessante Resultat herausgestellt, daß die Protuberanzen zwar nicht in demselben Maße wie die Sonnenflecken an bestimmte Zonen gebunden sind, daß sie aber doch vorzugsweise gerade in der Fleckenzone d. h. 15° bis 20° vom Aequator vorkommen, und ebenso daß sie derselben Periode regelmäßiger Wiederkehr unterworfen sind, die bestimmend ist für die Flecke. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß sich herausgestellt hat, daß die Protuberanzen deutlich Strömungen in der Sonnenatmosphäre anzeigen, welche vom Aequator nach den Polen gerichtet sind, so glauben wir wenigstens das Wissenswürdigste, was uns bis jetzt über diese wunderbaren Gebilde bekannt geworden ist, namhaft gemacht zu haben. Die Enge des uns zugemessenen Raumes zwingt uns, zum Schlusse zu eilen, und so sei nur noch einer letzten auffälligen und viel besprochenen Erscheinung der Sonnenatmosphäre Erwähnung gethan, der sogenannten „Corona".

Schon in alten Zeiten hat man beobachtet, wie bei totalen Sonnenfinsternissen ein heller Schein um die Sonne sich legt, die eben erwähnte Corona. Ist bei einer solchen Verfinsterung der Himmel schön klar, so erscheint der Mond vollkommen schwarz; nur am Rande zeigt sich ein schwaches diffuses Licht und dicht darum schimmert ein breiter Ring von matter grünlicher Färbung, der am inneren Rande, wo seine Helligkeit etwas zunimmt, wunderbar schön contrastirt mit den wie feurige Rubinen flammenden Protuberanzen. Nach Außen hin wird er allmälig schwächer, bis er endlich in einer Entfernung von 1/4 bis 1/2 des Mondburchmessers gänzlich verschwindet. Die äußere Begrenzung des Ringes ist meist sehr unregelmäßig, mehr viereckig als rund. In den meisten Fällen sind deutlich Strahlen erkennbar und zwar in der Richtung nach dem Mittelpunkt der Sonne — eine Erscheinung, die man die „innere" Corona genannt hat. Oft sieht man auch gebogene Strahlen oder Streifen von gefärbtem Lichte, in größerer Entfernung bis zu einer Distanz des doppelten Mondburchmessers.

Ueber die Form der Corona kann kein Zweifel mehr sein. Sie ist nicht blos durch zahlreiche Zeichnungen, sondern auch durch Photographien hinlänglich festgestellt. Dagegen ist man über die Erklärung des Phänomens noch nicht durchgängig im Reinen, und die Ansichten der Gelehrten gingen weit auseinander. Einige hielten die Corona lediglich für Sonnenstrahlen, welche die hintere Fläche des Mondes ausstrahle. Andere schrieben sie einer Mondatmosphäre zu; wieder Andere erklärten sie für eine Erscheinung unserer Atmosphäre; endlich gab es solche, welche sie mit der Sonne in unmittelbare Verbindung brachten. Keine dieser Erklärungen konnte genügen. Erst allmälig gelangte man zu der richtigeren Auffassung, in der Corona eine zusammengesetzte Erscheinung zu sehen, die zum Theil sicher der Sonne, zum Theil vielleicht auch der Erde angehöre, und diese Ansicht ist jetzt die allein herrschende, weil allein berechtigte.

Daß die Corona insofern ein solares Element ist, als sie eine Hülle um die Sonne bildet, wurde zuerst bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsterniß im Jahre 1869 mit Hilfe des Spectroskops constatirt. Man fand nämlich, daß das Spectrum der Corona aus einer hellen Linie im Grün und den Wasserstofflinien bestehe. Da nun aber helle Linien nur einer selbstleuchtenden Materie zugeschrieben werden können, so war damit erwiesen, daß die Corona als selbstleuchtender Stoff einen Theil der Sonnenatmosphäre bilden müsse. Weitere Beobachtungen bei den später eintretenden Verfinsterungen bestätigten diese Wahrnehmung, erweiterten sie aber zu gleicher Zeit. Denn da man auch einige dunkle Linien im Spectrum auffand, so war damit der Beweis gegeben, daß die Corona nicht blos ihr eigenes Licht ausstrahle, sondern auch noch das Sonnenlicht reflectire, und damit stimmte vortrefflich, wenn man anderwärts beobachtete, daß das von der Corona ausgehende Licht polarisirt werde.

Mit dem Gesagten ist freilich noch nicht Alles erklärt. Es handelt sich nun auch um die Feststellung der sogenannten äußeren Corona, d. h. der hellen Streifen, von denen die Corona häufig umgeben ist, aber darüber herrscht noch große Unsicherheit. Man schwankt, ob man diesen Theil der Corona ebenfalls als zur Sonne gehörig betrachten, oder, wie oben angedeutet wurde, vielmehr der Erde und ihrer Atmosphäre zuschreiben soll. Eine sichere Entscheidung wird auch schwer zu treffen sein, da das Licht der Corona ein so schwaches ist, daß tägliche Beobachtungen, wie man sie jetzt an der Chromosphäre und den Protuberanzen vornehmen kann, hier für jetzt ausgeschlossen sind. Neue Aufschlüsse lassen sich nur durch erneute Untersuchungen bei den künftig eintretenden totalen Sonnenfinsternissen erwarten; auf diese müssen wir also wie uns selbst so auch unsere Leser vertrösten.

Hiermit sind wir mit der Zusammenstellung der wichtigsten Resultate, welche die Beobachtungen der Sonne und Sonnen-Atmosphäre bis jetzt ergeben haben, am Ende. Wir können jedoch nicht schließen, ohne wenigstens mit ein paar Worten auf einen Punkt hinzuweisen, der mit unserem Thema in naher Beziehung steht. Unsere Leser werden sich überzeugt haben, von wie einschneidender Bedeutung für die progressive Erkenntniß der Sonne die Anwendung der Spectralanalyse geworden ist, wie mit ihrem ersten Eingreifen in die Beobachtung der Sonnenerscheinungen eine Menge Räthsel gelöst und die glänzendste Perspective für die Erweiterung und Vertiefung unserer gesammten Anschauung über den Sonnenkörper und seine

Atmosphäre eröffnet wurde. Allein damit ist die enorme Wichtigkeit der spectralanalytischen Methode noch keineswegs erschöpft. Wie auf die Sonne, so hat sie auch auf die andern Gestirne Anwendung erfahren und hier zu Ergebnissen geführt, welche die dort erreichten noch weit überbieten. Ihr allein verdanken wir es, daß wir in den fernen Sonnen, den Sternen, nicht mehr blos goldene Punkte am Himmelsraume sehen, deren Lauf zu beobachten und zu bestimmen früher die einzige Aufgabe der Wissenschaft war, sondern daß wir sie gewissermaßen als lebende Wesen zu betrachten vermögen. Das Spectroskop ist es, welches uns mit derselben Sicherheit die Zusammensetzung der fernsten Welten verräth, wie es uns über die Qualität der Stoffe belehrte, welche in unserer Sonne glühen. Sternhaufen und Nebelflecke gewinnen spectroskopisch betrachtet ein ganz neues Interesse, und die Geheimnisse jener großartigen Umwälzungen werden offenbart, kraft deren plötzlich neue Sterne auftauchen, um nach einiger Zeit wieder zu verlöschen, oder die stark leuchtende Helligkeit anderer Sterne mehr und mehr dahinschwindet. Ja selbst über die Zusammensetzung der Atmosphäre eines Jupiter, Saturn, Mars und anderer Körper unseres Planetensystems gewinnen wir zuverlässige Aufschlüsse, wie sie früher ganz undenkbar gewesen wären. Kurz, das Spectroskop erweist sich allerwärts als ein unschätzbares Hülfsmittel, durch welches Großes schon erreicht worden ist, vielleicht noch Größeres aber in Zukunft sich erreichen lassen wird. Kein Wunder also, daß die physische Astronomie, die früher nur sehr dürftig angebaut wurde, sich jetzt zu einer stolzen Wissenschaft entfaltet hat, der gerade die jüngere Generation unter den Astronomen mit ausgesprochener Vorliebe sich zuwendet. Daß aber diese junge Wissenschaft, und zwar zuerst in unserem deutschen Vaterlande, auch ein zweckentsprechendes Heim gefunden hat, in welchem sie ihren großen Aufgaben in vollster Freiheit und mit den ausgiebigsten Hülfsmitteln obliegen kann, das ist das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst der preußischen Regierung. In richtiger Würdigung der eminenten Bedeutung der Spectralanalyse für die gesammte Astronomie hat diese bekanntlich vor Kurzem mit großen Opfern in dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam ein großartiges wissenschaftliches Institut errichtet, das lediglich zu spectroskopischen Untersuchungen an den Gestirnen wie an der Sonne bestimmt ist. Erst vor wenigen Monaten in allen seinen Theilen vollendet und mit den vorzüglichsten Instrumenten aller Art ausgestattet, verspricht dasselbe eines der mächtigsten Vehikel für den Ausbau der Astronomie zu werden und ein hoffnungsreiches Blatt im Ruhmeskranze deutscher Wissenschaft.

Ein Blick in die Augenheilkunde vergangener Tage.

Von

H. Magnus.

Breslau.

Die gewaltigen Fortschritte, welche die Medicin und die Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert gemacht haben, lassen sich in ihrem vollen Umfang und in ihrer ganzen Bedeutsamkeit vorzugsweise dann übersehen, wenn wir an der Hand historischer Studien eine Parallele ziehen zwischen einst und jetzt. Denn gerade die Geschichte einer jeden Wissenschaft bildet den sichersten, nie trügenden Gradmesser,

an welchem wir das Steigen und Fallen ihrer Entwickelung allezeit in klarster Weise abzulesen vermögen. Und zwar gilt dies für die Naturwissenschaften, zu denen ja die Medicin gehört, ganz gewiß genau in demselben Umfang, als wie für alle anderen Wissenschaften. Mag auch gerade im Gebiet der Naturwissenschaften der Zusammenhang zwischen der fortschrittlichen Entwickelung und der historischen Forschung kein so unmittelbarer sein, wie dies wol in anderen wissenschaftlichen Disciplinen der Fall ist, und mag auch die experimentelle Untersuchungsmethode den Fortschritt gerade hier in so beflügelter Eile fördern, daß die historische Forschung nur langsam hinterher lahmen muß, so ist doch der bedeutsame Einfluß, welchen das geschichtliche Studium auch auf diese Wissenschaften auszuüben berufen ist, trotzdem in keiner Weise zu leugnen. Da wir uns aber hier an diesem Ort nicht des Weiteren über die besonderen Aufgaben auslassen können, welche die Geschichte der Medicin und Naturwissenschaften zu erfüllen hat, soll sie anders die an sie mit Recht gestellten Forderungen in befriedigender Weise erfüllen, so sei es mir vergönnt, den Lesern dieser Blätter aus dem mir speciell naheliegenden Fach der Augenheilkunde einige besonders interessante und lehrreiche Details der historischen Forschung vorzuführen, indem ich das Leben und Treiben eines Augenarztes des Mittelalters schildere.

Wollen wir den Augenarzt des Mittelalters in der Ausübung seines Berufes beobachten, so dürfen wir ihn nicht in den stillen Räumen eines ärztlichen Sprechzimmers suchen, noch dürfen wir hoffen, ihn am Krankenbett oder im klinischen Lehrsaal im Kreise lernbegieriger Schüler zu finden; an solchen der Pflege der Wissenschaft und der Hülfe der leidenden Menschheit geweihten Stätten war nicht sein Platz; das Feld seiner Thätigkeit war die Landstraße, der offene Markt. Herumstreichend von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, war der mittelalterliche Augenarzt nirgends seßhaft; daheim war er immer nur an dem Ort, wo er gerade einige Augenkranke gefunden hatte; hatte er diesen seine Mixturen und Salben gegen gutes Geld verkauft und allenfalls noch eine oder die andere pfuscherhafte Operation ausgeführt, so setzte er seinen Wanderstab alsbald ruhig weiter. Einen Erfolg seiner Behandlung oder die Resultate seiner Operationen abzuwarten, daran dachte er niemals; hatte er sein Geld in der Tasche, so interessirte ihn der Patient absolut nicht mehr; mochte aus ihm werden, was da wollte, der fahrende Augenarzt zog eiligst seines Weges, um anderwärts sein frevelhaftes Spiel von Neuem zu beginnen. Wäre aber der mittelalterliche Augenarzt nur im Uebrigen ein gewissenhafter und auf das Wohl seiner leidenden Clienten bedachter Mann gewesen, so würde man ihm seine fahrende, unstäte Lebensweise garnicht einmal so übel anrechnen dürfen. Denn so absurd und abenteuerlich auch nach unseren modernen Anschauungen ein ruhelos jahraus jahrein von Ort zu Ort ziehender Arzt erscheinen mag, so war eine derartige Lebensweise durch die Verhältnisse des Mittelalters doch zu entschuldigen, ja in gewissen Beziehungen sogar ganz erklärlich. Denn bei der Schwierigkeit, mit welcher während des Mittelalters selbst kleine Reisen verbunden waren, wurde es dem Augenkranken fast unmöglich gemacht, einen nicht an seinem eigenen Wohnort ansässigen Specialarzt aufzusuchen. Wollte also ein Augenarzt eine einigermaßen ergiebige Praxis erlangen, so durfte er nicht darauf hoffen, daß ihn die Patienten in seiner eigenen Behausung aufsuchen würden, sondern er mußte

von Stadt zu Stadt wandern, um sich die Kranken selbst aufzusuchen. Nur einige wenige in größeren, volksreichen Städten oder in fürstlichen Residenzen lebende Oculisten konnten mit Aussicht auf Erfolg sich der herumziehenden Lebensweise entschlagen und eine feßhafte Praxis ausüben, wie z. B. der bekannte Bartisch von Königsbrück u. A.; bei Weitem die größte Mehrzahl der Augenärzte war aber durch die Sorge um das tägliche Brod zu einem vagabondiren Leben gezwungen. Deshalb scheint auch das Mittelalter an dem ruhelosen Herumstreifen der Aerzte nicht nur keinen sonderlichen Anstoß genommen, sondern dasselbe sogar ganz natürlich gefunden zu haben. Ja selbst noch im vorigen Jahrhundert trugen Augenärzte von dem hervorragendsten Talent, wie z. B. Daviel, der unsterbliche Erfinder der Staarausziehung, oder der berühmte Operateur Baron von Wenzel u. A. durchaus kein Bedenken, prakticirend in einem guten Theil der Welt herumzureisen. Und schließlich darf man auch nicht übersehen, daß in den rauhen gewaltthätigen Zeiten des Mittelalters die Sorge für die eigene Sicherheit den Arzt oft genug gezwungen haben mag, möglichst schnell den Schauplatz seiner Thätigkeit zu wechseln. Denn da nur wenige erleuchtete Geister zu jenen Zeiten schon so vorurtheilsfrei und freiblickend waren, daß sie auch die Kunst des Arztes für eine in bestimmten Grenzen sich bewegende und darum keineswegs allmächtige erkannten, so lief der Arzt oft genug Gefahr, für eine nicht erfolgreiche Cur an seinem eigenen Leib und Leben geschädigt zu werden. So wissen wir z. B., daß der König Johann von Böhmen im Jahr 1337 einen vielbeschäftigten Augenarzt Breslaus ohne Weiteres in die Oder werfen ließ, weil ihm derselbe nicht von seiner unheilbaren Blindheit zu helfen vermochte. Wenn aber die auf den Höhen der damaligen Gesellschaft Stehenden schon so verfuhren, wie dieser König Johann, was hatte da der Oculist nicht Alles zu gewärtigen, wenn er die therapeutischen Voraussetzungen und Erwartungen irgend eines wegelagernden Ritters nicht voll und ganz zu erfüllen vermochte. Und da es zu alle dem sogar noch gewisse Gesetzesparagraphen gab, welche dem Patienten Regreßansprüche gegen den behandelnden Arzt zuerkannten, so war es in vielen Fällen ganz gewiß ein Act der Nothwehr oder der Selbsterhaltung, wenn der Augenarzt sich auf eine längere Behandlung schwieriger Fälle nicht einlassen mochte, sondern nach Verordnung der verschiedensten Mittel sobald wie möglich das Weite suchte.

Wenn wir in diesen Factoren nun auch eine gewisse Erklärung für das nach unseren heutigen Anschauungen so abenteuerliche Herumziehen der fahrenden Aerzte erblicken müssen, so liegt es uns doch fern, damit nun etwa eine Beschönigung oder Entschuldigung des Benehmens der mittelalterlichen Augenärzte liefern zu wollen. Dasselbe ist und bleibt trotz aller Erklärungen in den meisten Fällen ein so unwürdiges, daß es für dasselbe eine wirkliche Entschuldigung überhaupt nicht geben kann. Die folgenden Zeilen werden dieses vielleicht anfangs etwas hart klingende Urtheil in vollstem Umfange bestätigen.

Hatte sich der fahrende Oculist irgend einen Flecken oder eine Stadt zum Feld seiner medicinischen Thätigkeit auserwählt, so ließ er sich es vor allem angelegen sein, an einem möglichst besuchten und belebten Theil der Stadt sein Domicil aufzuschlagen. Wurde in dem betreffenden Ort gerade ein Markt oder eine Messe abgehalten — und derartige Orte begünstigte der fahrende Oculist mit ganz besonderer

Vorliebe —, so wählte der Augenarzt ganz gewiß das größte Marktgetümmel zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Mitten zwischen dem bunten Treiben eines mittelalterlichen Marktes, neben den Buden, in denen sich das schaulustige Volk um allerlei Sehenswürdigkeiten drängte; in Gesellschaft von Thierbändigern, Feuerfressern, Eisenschluckern, starken Männern u. s. w. übte der Oculist sein heilkünstlerisches Gewerbe. Eine in den schreiendsten Farben prangende, mit wehenden bunten Fahnen und Bildern aller Art reich gezierte Bude bildete das eigentliche Sprechzimmer unseres Oculisten; oder flossen die pecuniären Mittel nicht reichlich genug, um dem Heilkünstler den Luxus einer solchen, mit reclamistischem Pomp aller Art aufgeputzten Bude zu gestatten, so war derselbe auch mit einem einfachen Brettergerüst zufrieden. Ein aus wenigen Bohlen schnell zusammengeschlagenes Podium genügte in solchen Fällen und ungenirt betrieb der Augenarzt auf diesem luftigen, den Blicken der Menge wie Wind und Wetter gleich ausgesetzten Sitz seine therapeutischen Kunststücke. Natürlich ließ er es sich dabei ganz besonders angelegen sein, die Aufmerksamkeit der gaffenden Menge auf diesen seinen Tempel zu richten, welchen er für den Dienst des Aesculap aufgeschlagen hatte. Zahlreiche, in den buntesten und schreiendsten Farben gemalte Bilder zeigten dem schaulustigen Volk auf das Deutlichste, welch wunderbare Curen der große Arzt bereits aller Orten ausgeführt hatte; und mit diesen gemalten Zeugen seiner Kunstfertigkeit wetteiferte in dem Lob des weltbekannten Heilkünstlers noch der beredte Mund eines unermüdlichen Marktschreiers. Ein in den bunten Flitterstaat eines Clowns gehüllter, mit klingenden Schellen und tönenden Glocken reich behängter Gesell fungirte als Assistent des Arztes und suchte durch allerlei Hokuspokus das Interesse des ringsum drängenden Volkes für seinen Herrn zu erregen. Bald waren es in den stolzesten Phrasen einherstelzende Lobeserhebungen, mit denen er die unerreichbaren Verdienste und Fähigkeiten seines Herrn, den er kühnlich als Galenus den Zweiten oder als neuen Hippokrates pries, der erstaunten Menge vorerzählte, bald waren es wieder die Kunststücke eines Harlekin, mit denen er das allzeit mit Späßen zu ködernde Jahrmarktspublicum unterhielt. Dazu ließ er die grellen Töne einer weithin schmetternden Trompete oder die dumpfen Schläge einer mächtigen Pauke reichlich erklingen und hantirte mit der Gelenkigkeit eines geübten Clowns bald auf dem Schaugerüst, bald mitten in dem gaffenden Volk herum. Daneben verrichtete er auch die Geschäfte eines ärztlichen Assistenten und mußte bei den Operationen seinem Herrn und Gebieter mit allerlei Handgriffen beispringen, als da sind: Herbeireichen der Instrumente, Halten der Augenlider des Patienten und dergleichen. Bedurfte aber der Operateur einer derartigen Hülfe von Seiten seines Assistenten nicht, so war dieser verpflichtet, dem vor Schmerz unter den plumpen Händen des Operateurs sich krümmenden Kranken eine Linderung seiner Qualen zu verschaffen. So human und löblich dies Bestreben nun auch gewesen sein mag, so roh und abenteuerlich war dessen Ausführung; denn nicht durch ein narcotisches oder einschläferndes Mittel suchte der würdige Heilkünstler eine Linderung der quälenden Operationsschmerzen seinen Patienten zu verschaffen, sondern dadurch, daß er von seinem Assistenten allerlei Witze reißen und tolle Schwänke treiben ließ. Ob und wie weit der von Schmerzen geplagte Kranke seine Qualen über den Possen des ärztlichen Hanswurstes vergessen haben mag, darüber berichtet uns die Geschichte nichts, wohl aber erzählt sie uns,

daß dieses originelle Schmerzstillungsmittel selbst bei den vornehmsten und reichsten Personen in Anwendung gebracht wurde. So wissen wir zum Beispiel, daß, als der fehdelustige Johann von Quitzow in einem seiner vielen Kämpfe eine schwere Verletzung eines Auges davongetragen hatte, der behandelnde Arzt die unerträglichen Schmerzen seines berühmten Patienten durch die gröbsten Possen und Schwänke seines Assistenten zu mildern suchte.

Was nun die Person des Augenarztes selbst anlangt, so war derselbe meist ein gänzlich unwissender, roher und betrüglicher Geselle, der von der Augenheilkunde sowie von den Augenoperationen wenig oder nichts verstand. Zwar gab es auch hier rühmenswerthe Ausnahmen und die Geschichte hat uns die Namen verschiedener ehrenwerther Augenärzte überliefert, doch bildeten diese immer nur vereinzelte Ausnahmen und in der Mehrzahl war der fahrende Oculist ein Mensch, der auf einer Stufe mit vagabondirenden Gauklern und Landstreichern zu stehen pflegte. Von einem wirklichen gewissenhaften Studium der Augenheilkunde war bei ihnen eigentlich nie die Rede und genügten ihnen die alleroberflächlichsten Kenntnisse und operativen Handgriffe, um sich keck aller Orten als wohlerfahrene Oculisten auszugeben. Ihr einziges Streben, das sie mit wahrer Vollendung und großem Geschick betrieben, ging dahin, dem Publikum in möglichst kurzer Zeit viel Geld aus den Taschen zu locken. Hatten sie diese ihre Absicht erreicht — und zur Erreichung derselben war ihnen jedes Mittel recht, sowohl die unverschämteste Reclame, wie auch die frechsten Gaukeleien —, so setzten sie ihren Wanderstab weiter, unbekümmert, wie es ihren Patienten gehen mochte.

Eine recht charakteristische Schilderung des Unwesens, welches während des Mittelalters und selbst bis tief in die neuere Zeit hinein die fahrenden Oculisten überall trieben, finden wir bei dem wackeren Bartisch von Königsbrück, der mit allen seinen Kräften, wenn leider auch vergeblich, jene gewissen- und kenntnißlosen Burschen bekämpfte. Er schildert uns die Person und das Auftreten solch eines fahren Oculisten wie folgt: „Ein Henker oder Scharfrichter nimmt ja so wenig für seine Arbeit nicht, als solche Leutebetrüger, die die Leute nicht allein zu Schaden, sondern auch um das Geld betrüglicher Weise bringen und doch vermeinen, sie seien gar tapfere Aerzte, halten sich fast Gott gleich, wollen es ihm nachthun und sprechen: Gott habe auch Kranke und Blinde auf öffentlichen Märkten, Gassen und Straßen curirt; ja sie schreiben und schreien wol gar vermessener Weise aus, außer Gott sei niemand über sie, wie ich solche leichtfertige und Gottes vergessene Worte, damit sie die einfältigen und armen Leute überreden und bethören, selbst etliche Male von ihnen gehört habe. Wenn aber der Markt oder die Meß' ein Ende hat und kein Geld mehr zu lösen ist, so ziehen und laufen sie zum Thor hinaus, lassen die armen Patienten sein und bleiben, wo und wie sie wollen, fragen wenig mehr nach ihnen, wenn sie nur das Geld haben, die armen Patienten mögen gleich wieder sehen oder gar blind werden."

Da nun die operative Augenheilkunde schon seit dem Alterthum fast ganz in den Händen der fahrenden Oculisten lag und von wirklich wissenschaftlich gebildeten Aerzten nur ziemlich selten geübt wurde, so können wir ermessen, ein wie bedeutender Schaden und wie namenloses Unglück der Menschheit von Seiten des Oculisten widerfuhr. Nicht genug, daß oft Familien, deren Ernährer unter den

Händen unwissender Operateure sein Augenlicht eingebüßt hatte, in Noth und Elend geriethen, so wurde auch der Nationalwohlstand im Allgemeinen geschädigt, denn eine sehr beträchtliche Menge Augenkranker, die durch rationelle Behandlung ihr Sehvermögen sehr leicht hätten erhalten können, wurden durch die gewissenlosen Oculisten in unheilbare Blindheit gestürzt und fiel in Folge dessen ihre Ernährung den Gemeinden zur Last. Und wie oft und in welchem Umfang dies der Fall gewesen sein muß, geht aus den Schilderungen von Bartisch hervor, nach denen die Mehrzahl derer, welche sich einem wandernden Augenarzt anvertraut hatten, in schwerster Weise geschädigt wurden und nach dem Abzug des Heilkünstlers Schmerz, Noth und Wehklagen überall zu finden war.

Fragen wir nun, wie es möglich sein konnte, daß sowohl das leidende Publikum, als auch die wissenschaftlich gebildeten Aerzte das Treiben der fahrenden Oculisten nicht zu unterdrücken vermochten, so dürfte wohl verschiedenen Factoren die Schuld beizumessen sein. In erster Linie muß ganz gewiß die Medicin, speciell die Augenheilkunde, verantwortlich gemacht werden. Denn die wissenschaftliche Entwicklung und Ausbildung der Augenheilkunde war während des ganzen Mittelalters, ja bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein eine so mangelhafte und unzulängliche, daß sie ihren therapeutischen Pflichten nur in höchst ungenügender Weise nachzukommen vermochte. Die gesammte mittelalterliche Augenheilkunde hatte auf eigene Beobachtungen und selbständige Erforschung der verschiedenen krankhaften Zustände des Auges vollständig Verzicht geleistet und in ihren wissenschaftlichen Anschauungen sich mit gebundenen Händen rückhaltslos den Vorstellungen des Alterthums überantwortet. Die wissenschaftlich gebildeten Aerzte dachten gar nicht daran, den Bau und die Functionen des Auges an der Hand eigener Studien zu erforschen, sondern sie schöpften ihre Kenntnisse lediglich nur aus den Schriften des Alterthums und vor allem aus den umfangreichen Werken des Galen. Die Galenschen Schriften bildeten für den Arzt des Mittelalters einen Codex, dessen Werth und Bedeutung unschätzbar erschien. Was in religiöser Beziehung die Bibel, das war in medicinischer das Werk Galens. Was Galen lehrte, das galt überall als unumstößliche Wahrheit; seine Ansichten über Bau und Functionen des Auges waren die allgemein herrschenden und an ihnen auf Grund eigener experimenteller Untersuchungen zu rütteln, daran durfte Jahrhundertelang ein Arzt im Ernst wohl nicht denken. Fand sich auch hier und da ein kritischer Kopf, der sich nicht auf Gnade und Ungnade den antiken Ansichten überliefern mochte, so half ihm sein Skepticismus doch wenig oder nichts. Die große Menge der Aerzte waren so unbedingte Anhänger des Galen, sowie der Schriften der Alten überhaupt, daß in ihren Augen ein Zweifel oder ein Auflehnen gegen die Autorität der Alten für eine verdammenswerthe Selbstüberhebung galt, die mit der größten Energie verfolgt und unschädlich gemacht werden müßte. Ein Zweifler an der Wahrheit Galen's zu heißen, galt für den Arzt nicht etwa für das Zeichen eines vorurtheilsfreien, selbstforschenden Geistes, sondern für das schwerste wissenschaftliche Verbrechen. Fühlte aber ein Arzt das Bedürfniß nach wissenschaftlichen Arbeiten, so mochte er einen Commentar zum Galen oder zum Hippokrates oder zu irgend einem andern antiken Arzt schreiben, aber nur ja nicht durch selbständige Untersuchungen die Autorität jener anzweifeln wollen. Denn Galen war, sit

venia verbo, der größte medicinische Kirchenvater, den man höchstens commentiren, aber nimmermehr durch eigene Erkenntniß verbessern durfte. Natürlich mußte eine derartige Anathemisirung der selbständigen Forschung und der freien Entwicklung auf die Behandlungsweise der verschiedenen krankhaften Zustände den ungünstigsten Einfluß ausüben und eine Therapie schaffen, die dem krassesten Aberglauben, dem schwärzesten Mysticismus und der rohesten Barbarei des Alterthums unbedingt huldigte. Kann man es unter so bewandten Umständen dem Laienpublicum wohl aber verdenken, wenn es mit den Hülfsleistungen seiner wissenschaftlich gebildeten Oculisten nicht gerade übermäßig zufriedengestellt wurde und auf den Gedanken kam, die ersehnte Hülfe auch außerhalb des Kreises zünftiger Aerzte zu suchen? Ganz gewiß nicht. Das Vertrauen, welches das Publicum dem fahrenden Oculisten entgegentrug und das der biedere Bartisch so unbegreiflich und beklagenswerth findet, war eben nichts als die naturgemäße Reaction, mit welcher der Laie gegen den scholastischen Orthodoxismus des wissenschaftlichen Arztes anzukämpfen suchte. Das durch mehr als achtzehnhundert Jahre blühende Unwesen der wandernden Oculisten war in erster Linie ein Product der ungenügenden Leistungsfähigkeit der zünftigen Augenheilkunde. Von dem Augenblick an, wo diese mit den Anschauungen des Alterthums brach und der freien Forschung sich hingab, waren die Tage des fahrenden Oculisten gezählt und schneller als die erleuchtetsten Aerzte es gehofft hatten, trug man den letzten wandernden Augenarzt zu Grabe.

Natürlich mochte es neben der Unzulänglichkeit der Augenheilkunde selbst wohl auch noch verschiedene andere Factoren geben, welche die Existenz der vagabondirenden Oculisten begünstigten und stützten; wir müssen dieselben zum Theil in den socialen Verhältnissen, in den Anschauungen und Sitten der vergangenen Jahrhunderte suchen, zum Theil mögen sie wohl aber auch tief in der menschlichen Natur selbst begründet liegen. Es ist eine alte Erfahrung, daß auch der kräftigste Charakter durch physische Leiden dem Aberglauben in die Arme getrieben werden kann und wir möchten hierbei an einen Ausspruch Macaulay's erinnern, der lautet:

„Es gibt keine Marktschreierei in der Heilkunde, der Religion, oder der Staatskunst, die nicht selbst einen starken Geist betrügen kann, wenn dieser Geist durch Schmerz oder Furcht gestört worden ist."

Zweckbetrachtung und moderne Naturforschung.

Von
J. B. Meyer.
Bonn.

Zweckbetrachtung und moderne Naturforschung scheinen den meisten Vertretern der letzteren noch immer unvereinbar, doch stößt der aufmerksame Beobachter schon hin und wieder auf Spuren einer sich neu bildenden richtigeren Naturauffassung.

In dieser Richtung scheinen mir einige neuere Arbeiten meiner beiden Collegen, des Physiologen Pflüger und des Botanikers von Hanstein, besonders beachtenswerth zu sein, nämlich die 1877 von Pflüger veröffentlichte Schrift über „die teleologische Mechanik der lebendigen Natur" und folgende von Hanstein herausgegebene Schriften: Christian Gottfried Ehrenberg. Ein Tagewerk auf dem

Felde der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts. 1879. — Ueber den Zweckbegriff in der organischen Natur, Rectoratsrede. 1880. — Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen für Laien und Fachgenossen dargestellt. (Sammlung von Vorträgen herausgegeben von Frommel und Pfaff). 1880. — Beide Naturforscher kommen in der Zweckbetrachtung gewissermaßen von entgegengesetzten Seiten zusammen; während Pflüger die Zweckwirkung in der Mechanik der lebendigen Natur aufsucht, bemüht sich Hanstein in der Natur die mechanische Verwirklichung bestimmter Zweckleistung nachzuweisen.

Schon vor ihnen hatte der jüngst verstorbene Petersburger Akademiker von Baer einer erneuten gemessenen Zweckbetrachtung in der Natur in seinen 1875 erschienenen Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaft das Wort geredet und nur gemeint, zur Vermeidung anthropomorphistischer Mißdeutung vorschlagen zu können, statt von Zweckmäßigkeit in der Natur lieber von Zielstrebigkeit derselben zu reden. Statt dieses Wortes hatte bald darauf der Zoologe Karl Möbius in Kiel vorgezogen, von Erhaltungsmäßigkeit und erhaltungsmäßig zu reden. Als sehr entschiedener Gegner jeglicher Anwendung des Zweckbegriffs in der Naturforschung hat sich bekanntlich in neuerer Zeit, abgesehen von den Vertretern des Materialismus wiederholt Haeckel ausgesprochen.

Der Philosoph muß selbstverständlich diese verschiedenen Strömungen naturphilosophischer Ansichten innerhalb der Naturforschung selbst mit besonderem Interesse verfolgen und kann hoffen, daß aus dem Kampfe derselben das Bedürfniß nach einer allgemeineren philosophischen Verständigung neue Nahrung gewinnen wird. Und Niemand wird einem Philosophen verdenken, wenn er sucht dazu das Seinige beizutragen oder den Meinungsaustausch der Naturforscher zum Besten seiner Wissenschaft thunlichst zu verwerthen. In allgemeiner Weise ist das schon von mir in dem Kapitel „Kraft und Stoff, Zweck und Ursache" meiner zuerst 1870 erschienenen „Philosophischen Zeitfragen" geschehen, aber jene neueren Auslassungen der genannten Naturforscher scheinen mir Veranlassung genug zu einer erneuten Betrachtung zu enthalten.

Schon in der zweiten 1874 erschienenen Auflage meines Buches habe ich auf das Ueberflüssige und Mißliche des Vorschlages hingewiesen, statt Zweckmäßigkeit und zweckmäßig — Zielstrebigkeit und zielstrebig zu sagen, welche letztere Ausdrücke angeblich weniger als die ersteren an einen gefaßten Entschluß erinnern sollen. Wir gebrauchen bei der Betrachtung der Natur noch viele andere aus menschlichen Verhältnissen übertragene Ausdrücke. So reden wir von einem Gesetz der Natur, ohne daran zu denken, daß ein Gesetz eigentlich einen wissenden Gesetzgeber voraussetzt. Wir reden von einem Bauplan der Organismen, und denken nicht daran, daß wir das Wort aus der menschlichen Baukunst auf die Natur übertragen. Wir sagen, daß die Natur nichts umsonst thue, ohne zu bedenken, daß man eigentlich doch nur von dem Thun eines wissenden Wesens reden kann und daß, wenn wir behaupten, die Natur thue nichts umsonst, wir ja gerade behaupten, sie thue alles zu einem bestimmten Zweck. Von einem Ziel redet man ursprünglich auch nur mit Rücksicht auf einen Schützen, der nach einem entfernten Punkte absichtlich zielt. Und streben kann auch nur ein wissendes Wesen. Das Wort zielstrebig hat somit vor dem Wort zweckmäßig garnichts voraus, müßte

vielmehr ebenso unzweckmäßig, weil zweideutig, sein. Ueberdies decken auch Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit einander garnicht. Zielstrebigkeit deutet nur auf ein nothwendiges Entwickelungsziel hin, Zweckmäßigkeit aber zugleich auf ein förderliches Zusammenstimmen verschiedener Bedingungen zu einer Gesammtwirkung.

Noch weniger kann in dieser Hinsicht das von Möbius vorgeschlagene „erhaltungsmäßig" und „Erhaltungsmäßigkeit" das Nöthige leisten. Das Wort deutet nur an, daß sich im Kampf ums Dasein Etwas, was da ist, erhält, aber nicht, daß Etwas auf ein bestimmtes Werden, auf ein bestimmtes Entwickelungsziel angelegt ist. Das Wort erhaltungsmäßig hätte nur für diejenige Weltanschauung eine Berechtigung, welche alles Werden dem unbedingten Zufall preisgiebt, nicht aber für diejenige Weltansicht, welche doch daran festhalten will, daß es in der Weltentwickelung fest angesetzte Bewegungsziele giebt. Wer dies anerkennt, braucht keinen Anstand zu nehmen, diese Ziele immanente Zwecke der Natur zu nennen, und wird, wie Lotze mit Recht bemerkt hat, nur einer thörichten Langweiligkeit verfallen, wenn er mit Aengstlichkeit suchen will, die Anwendung des Zweckbegriffs zu vermeiden. Es wird ihm auch dies Vermeiden nie vollständig gelingen, er wird vielmehr alle Augenblicke wieder in irgend eine Zweckbetrachtung zurückfallen, weil eben der Zweckbegriff gerade so gut wie der Causalbegriff zu den nothwendigen Verstandesbegriffen des menschlichen Geistes gehört. Selbst bei denjenigen Darwinisten, die alles Werden nur aus dem ursächlichen Zusammenhange der Wesen erklären wollen, durchdringt der Zweckbegriff die ganze Betrachtung des Kampfes ums Dasein zum Zwecke fortschreitender Vervollkommnung der Wesen. Kurz der Mensch kann auch in dieser Beziehung nicht aus seiner Haut heraus und muß die Dinge nach dem Gesetze seines Geistes betrachten. Jeder Naturforscher, der Kant studirt und verstanden hat, wird das wissen und sich mit Anstand ins Unvermeidliche fügen.

Wer aber dies einsieht, für den giebt es eben nur den richtigen Weg der Aufsuchung des steten Zusammenseins von Zweck und Ursache, wer weiß, daß der Zweck zu seiner Verwirklichung stets des ursächlichen Zusammenhanges bedarf und daß aller ursächliche Zusammenhang stets als im Dienste irgend einer Zweckverbindung stehend gedacht werden muß, der wird die Mühe seiner Forschung stets nur darauf verwenden, entweder die Teleologie der Mechanik oder die Mechanik der Teleologie zu ergründen, was im Verständniß des Gesammtzusammenhanges schließlich natürlich auf ein und dasselbe hinausläuft.

Gerade in diesem Sinne scheinen mir nun die angeführten Arbeiten meiner beiden Collegen Pflüger und Hanstein von besonderem Interesse zu sein, weil sie auf richtiger Fährte von beiden Gesichtspunkten ausgehend zur Gesammtbetrachtung der organischen Natur werthvolle Beiträge liefern.

Pflüger's ausgesprochene Absicht ist, alle zweckmäßigen Thätigkeiten der Organe auf eine absolute Mechanik zurückzuführen. Dieser Absicht gemäß erläutert er selbst auf Grund eigener interessanter Beobachtungen einige Thatsachen der Physiologie und Zoologie und glaubt dann als neues Gesetz der teleologischen Mechanik, als teleologisches Causalgesetz den Satz aufstellen zu können: „Die Ursache jeden Bedürfnisses eines lebendigen Wesens ist zugleich die Ursache der Befriedigung des Bedürfnisses." — Das durch einen mangelhaften Nahrungszustand des Organismus bedingte Bedürfniß ist Ursache des entstehenden Hungers und

Durstes und zugleich Ursache der Befriedigung desselben durch Zunahme von Speis und Trank. Wie in diesem Falle so auch in jedem andern ist im Organismus durch mechanischen Zusammenhang die Herbeiführung des teleologisch Nothwendigen bedingt. Für die praktische Anwendung des Prinzipes gestattet die Erfahrung nach Pflüger's Ansicht zwei Gesetze aufzustellen, also lautend: 1) Wenn das Bedürfniß nur einem bestimmten Organe zukommt, dann veranlaßt dieses Organ allein die Befriedigung — und 2) wenn dasselbe Bedürfniß vielen Organen gleichzeitig zukommt, dann veranlaßt sehr häufig nur ein Organ die Befriedigung aller. — Auch dies wird durch anschauliche Beispiele erläutert.

Dem Philosophen muß es werthvoll sein, diese Gesichtspunkte jetzt von einem hervorragenden Naturforscher hervorgehoben zu sehen; aber man wird ihm verstatten daran zu erinnern, daß Aehnliches nicht blos von Aristoteles, sondern auch von neueren Philosophen schon gesagt ist und daß ihm daher nur das richtige Eintreten für die Causal-Teleologie seitens der modernen Naturforschung und die gegebene Erläuterung in Einzelnen werthvoll sein kann. Kant's ganze Betrachtung der Natur geht auf eine solche Vereinigung von Teleologie und Mechanik hinaus, wie schon seine Naturgeschichte und Theorie des Himmels zeigt und auch principiell in seiner Kritik der Urtheilskraft dargelegt wird. Es führt ganz zu dem hin, was Pflüger ausspricht, wenn Kant verlangt, es solle auch eine Causalverbindung nach einem Vernunftbegriffe (von Zwecken) gedacht werden, welche, wenn man sie als Reihe betrachtete, sowohl abwärts als aufwärts Abhängigkeit bei sich führen würde, in der das Ding, welches einmal als Wirkung bezeichnet sei, dennoch aufwärts den Namen einer Ursache desjenigen Dinges verbiente, wovon es die Wirkung sei. Im Praktischen finde man leicht dergleichen Verknüpfung, wie z. B. das Haus zwar die Ursache der Gelder sei, die für Miethe eingenommen werden, aber doch auch umgekehrt die Vorstellung von diesem möglichen Einkommen die Ursache der Erbauung des Hauses war. — Man braucht diese Auslassung Kant's sozusagen nur von hinten zu lesen, um das Grundgesetz Pflüger's zu haben. Der Geldmangel wird als Bedürfniß empfunden, dieses Bedürfniß wird zur Ursache des Hausbaues und dadurch zugleich zur Ursache der Befriedigung jenes Bedürfnisses.

Noch näher kommt Schopenhauer dem Satze Pflüger's, wenn er im zweiten Bande seines Hauptwerkes Buch 2 Kap. 26 zur Teleologie schreibt: „Die Endursache ist ein Motiv, welches auf ein Wesen wirkt, von welchem es nicht erkannt wird." Nur verliert die weitere Ausführung des Philosophen den Boden des nachweisbaren realen Causalzusammenhanges aus den Augen, wenn er z. B. die harte Eierschale, welche das Vögelein gefangen hält, kurzweg als Motiv zu der hornartigen Spitze bezeichnet, mit welcher sein Schnabel versehen ist, um jene damit zu durchbrechen, wonach es sie ferner nutzlos abwirft.

Am zutreffendsten hat sich über dieses stete Zusammensein von causaler und teleologischer Betrachtung neuerdings wiederholt Lotze ausgesprochen, so schon in seiner 1851 erschienenen „Physiologie des körperlichen Lebens. Buch 1. Cap. 1. § 5 Verbindung der Naturauffassungen". S. 53 in folgender Stelle: „Die Auffuchung der zu einem thatsächlich nachgewiesenen Thatbestande führenden Bedingungen läßt sich eben so wohl als Deduction der zu ihm als einem Zwecke nothwendigen Mittel fassen, wie als Erforschung der zwecklos wirkenden Ursachen, die zu ihm als bloßem

Erfolge geführt haben. So ist es beispielsweise eine sehr natürliche Annahme, daß der thierische Körper ausdrücklich dazu eingerichtet sei, sich durch seine Lebensverrichtungen gegen mancherlei Störungen von Seiten der Außenwelt zu erhalten, und wir werden später versuchen, die Folgen aus dieser teleologischen Voraussetzung zu entwickeln; aber es ist überhaupt nicht nöthig, der Sache diese teleologische Form zu geben. Denn die Thatsache ist wirklich vorhanden, und es unterliegt der Beobachtung, daß diese Selbsterhaltung in gewissen Grenzen stattfindet; mag man sie sich nun als einen vorherbestimmten erfüllten Zweck denken, oder lieber, wenn Jemand wollte, als eine Ungehörigkeit, die der eigentlichen Bestimmung der lebendigen Geschöpfe ganz zuwider durch den Lauf der Gegenwirkungen sich gebildet hatte, in beiden Fällen wird die Untersuchung der Ursachen, durch die sie bewirkt worden ist, gleich nothwendig bleiben und auf dieselbe Weise geführt werden müssen." — In dieser Betrachtung Lotze's wird man leicht den Gedanken Pflüger's wiedererkennen, etwas philosophisch schwerer, aber genau erwogen doch richtiger ausgedrückt.

Pflüger's Grundgesetz läßt nämlich die Meinung aufkommen, als sei der Mensch bei der Wahrnehmung zusammenhängender Folgezustände jemals im Stande, nur den einen und nicht ebensogut auch einen andern dieser Zustände als die Ursache der folgenden zu betrachten. Beim ursächlichen Zusammenhange der Dinge läßt sich aber wegen der Unendlichkeit desselben stets sowohl ein näherer als ein entfernterer Zustand des Vorangegangenen als Ursache der eintretenden Folgen ansehen. Das Nahrungsbedürfniß verursacht Hunger und Durst, Hunger und Durst verursachen das Streben nach Nahrungsaufnahme; man kann aber auch mit Pflüger das Nahrungsbedürfniß selbst als Ursache von beiden bezeichnen. Daß aber ein Unterschied der näheren und ferneren Verursachung vorliegt, wird deutlicher, wenn wir, was richtiger wäre, statt vom Nahrungsbedürfniß objectiver vom Nahrungsmangel reden würden. Die immanente Zweckerklärung der Naturdinge ist gerade in dieser Hinsicht viel besser daran; die Causalerklärung weist immer weiter und weiter zurück und es ist gar kein Grund vorhanden bei der Angabe von Ursachen irgendwo stehen zu bleiben, die Zweckerklärung dagegen hat natürliche Endschaften. Als bei einem Feste mit dem Bogen nach einer Scheibe geschossen wurde, konnte Perikles mit den Sophisten darüber streiten, was die Ursache des Treffens der Scheibe sei, ob der abgeschossene Pfeil, oder die Bogensehne, die ihn abschnellte, oder der Schütze, der mit dem Bogen schoß, oder der Festgeber, der ihn einlud und so weiter; daß aber das Auge den einen Zweck hat zu sehen und nicht den zu riechen, darüber ist gar kein Zweifel, ungewiß kann nur sein, ob es nicht außerdem noch einen höheren unbekannten Zweck besitzt. In dieser größeren Bestimmtheit der Erkenntnißziele liegt gerade der Vorzug der Zweckerklärung der Dinge vor der bloßen, stets endlosen Causalerklärung.

Ohne gerade diese mehr philosophische Seite ebenso bestimmt hervorzuheben, wie dies hier geschehen ist, beruht doch auf dieser Einsicht bei Hanstein die volle Anerkennung der Zweckerklärung als eines nicht nur zulässigen, sondern insbesondere für die Welt der Organismen durchaus nothwendigen Erklärungsprincipes. Die Thatsache der Zweckmäßigkeits-Erscheinungen in der organischen Natur und der Nothwendigkeit, zu deren Verständniß sich des Zweckbegriffes zu bedienen, sind in seiner Rectoratsrede mit meisterhafter Anschaulichkeit und Klarheit dargelegt und es

sollte daher kein Naturforscher, dem an einer besonnenen Auffassung des alten Problemes liegt, diese anziehende Rede ungelesen lassen. Hanstein beweist damit, daß er ähnlich seinem Schwiegervater Ehrenberg, von dem er in der genannten lesenswerthen Biographie ein so erfrischendes und wissenschaftlich lehrreiches Lebensbild entworfen hat, zu denjenigen Naturforschern gehört, die vielseitiger gebildet verstehen, sich von den herrschenden mechanistischen Zunftvorurtheilen ihres Standes frei zu halten. Und wie wenig derselbe doch darum gewillt ist, sich der üblichen Wege naturkundlicher Forschung zu entschlagen, wie durchaus nicht seine Meinung dahin geht, auf Grund unbestimmter Zweckerklärung die Untersuchung des mechanischen Causalzusammenhanges zu verabsäumen, das beweist einem Jeden die drittgenannte Schrift über das Protoplasma. Sie zeigt, daß Hanstein als echter Naturforscher den Zweck nicht in der Luft stehen läßt, sondern zugleich die realen Mittel des Causalzusammenhanges zu seiner Verwirklichung aufsuchen will.

Es wäre sehr erfreulich, wenn diese Unbefangenheit einer volleren Naturauffassung in weiteren Kreisen der Naturforscher Verständniß und Nachfolge fände. Was dem entgegen steht, sind leicht erkennbare Irrthümer. Wendet man ein, daß die Zweckerklärung so oft fehlgegriffen hat und so leicht irren kann, so trifft das doch bei der Causalerklärung in ganz gleichem Maaße zu und muß vielmehr aus dem oben angegebenen Grunde Halbheit und Irrthum des Erklärens bei der Angabe von Ursachen noch viel leichter eintreten können, als bei der Angabe von Zwecken. Sagt man ferner, die Zweckerklärung erkläre nichts, so gilt das nur für diejenige Zweckerklärung, welche unterläßt, zugleich die Verwirklichung des Zweckes im Causalzusammenhang aufzusuchen, aber in gleicher Weise bleibt die Causalerklärung unvollständig ohne Erkenntniß des Zweckes nothwendiger Bildungen. Ein Mediciner, der nur weiß, wie es kommt, daß der Mensch im Leibe eine Milz sitzen hat, hat eine genügende Erkenntniß nicht, er will doch auch wissen, wozu sie da ist, was ihre Function, was ihr Zweck ist, und nur wenn er dies weiß, kann er sein Wissen medicinisch verwerthen. Das Vorkommen scheinbar zweckloser Organe oder Organtheile, das besonders Haeckel zu seiner Lehre von der Zwecklosigkeit und Zweckwidrigkeit in der Natur veranlaßt hat, beweist gegen die Zweckbetrachtung garnichts. Wenn das scheinbar Zweckwidrige in einer anderen größeren Zweckverbindung nothwendig ist, so erfüllt es eben in diesem Zusammenhange auch seinen Zweck. Haben z. B. Schwindsüchtige im letzten Stadium ihrer Krankheit für ihr Befinden höchst unzweckmäßige Neigungen und Gelüste, so sorgt die Natur vielleicht in ihrem eigenen Gesammtinteresse eben durch dieselben für ein rascheres und obendrein nicht einmal schwerer empfundenes Ende. Die Anhänger des Darwinismus selbst können gerade bei jener Dysteleologie rudimentärer Nutzlosigkeiten nicht einmal von der Zweckbetrachtung lassen, denn das jetzt Nutzlose erscheint ihnen ja gerade vielfach als Ueberbleibsel einer früheren Nützlichkeit. Was jetzt keinen Zweck hat oder gar zweckwidrig ist, hat früher in einem anderen Zusammenhange vielleicht einmal seinen Zweck erfüllt.

Kurz der forschende Menschengeist mag sich stellen wie er will, zur Klarheit kommt er nur, wenn er anerkennt, daß es für ihn sozusagen eine Erklärung des Weltzusammenhangs nach hinten und vorn giebt, Causalerklärung und Zweckerklärung, und daß es ihm nur nicht gegeben ist, letzte Ursachen und letzte Zwecke, mit einem Worte Endursachen zu erkennen.



Die Zukunft der Gasfeuerung in Fabrik, Werkstatt und Häuslichkeit.

Von
Eduard Braun.
Saarbrücken.

Die Feuerung mit gasförmigen Brennmaterialien steht erst in den ersten Anfängen ihrer Entwicklung. So wenig zu verkennen ist, daß auf dem Gebiete der Gasfeuerung ein immer lebhafter wachsendes Interesse sich kund giebt, so beschränkt sich dasselbe im Wesentlichen zur Zeit doch noch auf die pyrotechnischen Gewerbe. Am meisten Anwendung hat bis jetzt die Gasfeuerung bei der Glasfabrikation gefunden. Auch in der Keramik fängt sie an Terrain zu gewinnen, wenngleich sie das Versuchsstadium hier noch nicht überschritten hat.

Es sind wenig mehr als 50 Jahre vergangen, daß die Gasbeleuchtung in Deutschland Boden und Ausbreitung gefunden hat, denn 1826 wurden Berlin und Hannover mit Gas beleuchtet und Ende der 20er Jahre war es Commissionsrath Blochmann, der auf diesem Gebiet eine so hervorragende Thätigkeit entwickelte, daß sich unter ihm eine gastechnische Fachschule bildete. So wie damals die Gasbeleuchtung anfänglich auf wenige Hauptstädte beschränkt blieb, so beschränkt sich heute die Gasfeuerung noch auf wenige pyrotechnische Gewerbszweige und auch in ihnen nur auf verhältnißmäßig wenige Etablissements; es ist aber aus diesem Umstand auch weiter zu schließen, daß im Verlaufe fernerer 50 Jahre die Gasfeuerung mit entsprechend gleicher Beschleunigung und Intensität an allseitiger Anwendung und Ausbreitung der heutigen Gasbeleuchtung nicht nachstehen wird.

Um gleich von vornherein das zu behandelnde Thema bestimmter abgrenzen zu können, ist es nöthig, diejenigen Gasfeuerungen bezw. Gasheizungen, welche auf der Benutzung von Leuchtgas beruhen — Gaskochapparate, Gasöfen, Gaskraftmaschinen ꝛc. ꝛc. — aus dem Leuchtgasgebiete auszuscheiden und sie in das Gebiet der Feuerungsgase zu verweisen, wohin allein sie gehören, denn die Erzeugung der Leuchtgase hat lediglich den Zweck, der Beleuchtung zu dienen und wenn man, so lange man noch kein für solche Zwecke brauchbares Brenngas darzustellen im Stande ist, das Leuchtgas als Brennmaterial benutzt, so liegt diese Benutzung ebensowenig in dem Wesen des Leuchtgases, wie es in dem Wesen des Feuerungsgases liegt, daß man die Feuerungsgase auch für Beleuchtungszwecke nutzbar machen kann, wie dies weiter unten speciell erläutert werden wird.

Es dürfte sich zunächst empfehlen, Uebereinstimmung und Unterschied der beiden Gase nach ihren Eigenschaften, ihren Mischungsverhältnissen und der Art ihrer Herstellung kurz und einfach klarzulegen.

Uebereinstimmung. Beide Gase können aus allen Arten fester oder flüssiger Brennmaterialien erzeugt werden. Zur Darstellung beider verwendet man fast ausnahmslos die mineralischen Brennstoffe. Beide sind Gemenge von brennbaren Kohlenstoffverbindungen.

Unterschiede. Das Leuchtgas ist ein Product trockener Destillation in Retorten, das Feuerungsgas ist ein Product unvollständiger Verbrennung in Gasgeneratoren. Bei der Erzeugung von Leuchtgas erhält man ein Nebenproduct, den Coaks, bei der Erzeugung von Brenngas erhält man kein Nebenproduct, sondern nur

Asche. Das Leuchtgas verbrennt mit stark leuchtender Flamme, das Brenngas verbrennt mit wenig leuchtender Flamme. Der wichtigste Bestandtheil des Leuchtgases ist der Kohlenwasserstoff, der wichtigste Bestandtheil des Brenngases ist das Kohlenoxydgas (Kohlenstoff mit wenig Sauerstoff).

Alle Brennstoffe besitzen die Eigenschaft, daß sie in festem oder flüssigem Zustande nicht verbrannt werden können, sondern jedes einzelne kleinste Theilchen, jedes Molecule erst in Gasform verwandelt werden muß, ehe es verbrennen kann. Durch diese Eigenschaft aller Brennmaterialien entstehen wegen der Unvollkommenheit unserer Feuerungsanlagen und Heizapparate so große Verluste, daß der Heizwerth der Brennstoffe nur im allergünstigsten Falle mit 50 pCt. ausgenutzt wird, d. h. in dem Falle, wenn man das Brennmaterial in möglichst gleichmäßige, nicht zu kleine aber auch nicht zu große Stücke zertheilt und ihm von allen Seiten einen möglichst gleichmäßig zureichenden Luftzutritt ermöglicht. Der Verbrennungsproceß also besteht aus zwei aufeinanderfolgenden Einzelprocessen: 1. die Ueberführung des Brennmaterials in den gasförmigen Zustand, 2. die Verbrennung der gasförmigen Producte. Diese beiden Processe gehen bei den gewöhnlichen Feuerungsanlagen gleichzeitig nebeneinander vor sich, auf der Trennung dieser beiden Processe beruht die Gasfeuerung; d. h. also darauf, daß die brennbaren Stoffe der Brennmaterialien vor ihrer Verbrennung, durch Einwirkung von Hitze, erst aus dem festen, bezw. tropfbar flüssigen Zustande, in den gasförmigen Zustand übergeführt und diese so entstandenen Gase dann nach dem Verbrennungsherde hingeleitet werden. Der Apparat, in welchem die Vergasung stattfindet, heißt der Generator und kann sehr verschiedene Form und Einrichtung haben, besteht im Wesentlichen aber immer aus einem allseitig geschlossenen Verbrennungsraum, in welchem ein Rost eingebaut ist mit einem Aschenfall unter ihm. An dem oberen Abschluß des Verbrennungsraumes befindet sich eine Oeffnung, aus welcher die durch den unvollkommenen Verbrennungsproceß entwickelten Gase abströmen. Dieser Verbrennungsproceß ist ein ununterbrochen gleichmäßiger, denn die Kohlen fallen in stetiger Folge auf den Rost und ebenso stetig treten die Gase aus der Oeffnung an der Decke des Generators. Diese Generatorgase, welche hauptsächlich aus Kohlenoxydgas bestehen, werden an jener Oeffnung durch eine Rohrleitung möglichst direct nach ihrer Verbrauchs- bezw. Verbrennungsstelle geführt, wo sie bei ausreichendem Zutritt von atmosphärischer Luft einen Heizeffect von 70 bis 80 pCt. des theoretischen Heizwerthes des Brennmaterials geben, demnach also 20 bis 30 pCt. mehr Heizeffect, als bei der gewöhnlichen Verbrennung des Heizmaterials günstigsten Falls zu ermöglichen ist.

Könnte man nun die so entstandenen Generatorgase direct in lange Rohrleitungen eintreten lassen, um sie so nach jedem beliebigen Orte zu führen, dann wären Gasfeuerung und Gasheizung schon längst ebenso allseitig eingebürgert wie die Gasbeleuchtung; so weit aber sind wir heute zu Tage noch nicht! Bis heute hat es noch nicht gelingen wollen, den Gasgenerator in größerer Entfernung von der Verbrennungsstelle aufzustellen. Bis heute ist man noch gezwungen, Generator und Brennofen möglichst unmittelbar an einander zu legen, und zwar deshalb, weil die Generatorgase sich nicht in langen Rohrleitungen weiterführen lassen wegen ihrer Zusammensetzung aus Gasarten, die sich sehr schnell, schon bei geringer Ab-

kühlung, zu Theer verdichten. Während nämlich der Zweck des Generators sein soll, durch unvollständige Verbrennung Kohlenoxydgas zu erzeugen, erzeugt er nebenbei durch trockene Destillation, welche bei keiner Verbrennung zu vermeiden ist und durch die Einwirkung der Wasserdämpfe, welche die Kohlen entwickeln, noch ein großes Quantum schwerer Kohlenwasserstoffgase, besonders Naphtalin und Paranaphtalin, welche beide zu theerartigen Massen sich verdichten, wenn sie unter ihre Verdampfungstemperatur abgekühlt werden. Die einfachste, zweckentsprechendste Verwendung der Generatorgase wird also heute immer noch die sein, die Generatorgase möglichst direct aus dem Generator an den Verbrennungsort zu leiten. Daraus aber ergiebt sich folgerichtig die Aufgabe der Zukunft, welche dahin geht: Die Gasgeneratoren so zu construiren, daß sie Gase abgeben, welche sich, ebenso wie die Leuchtgase, in langen Leitungen weiter führen lassen.

Das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, welcher nicht allein auf die Möglichkeit einer Gasfeuerung hinwies, sondern ihr im Jahre 1839 auch praktische Grundlage und Anwendung gab, war der Hüttendirector Bischof auf dem Hüttenwerke Mägdesprung im Harz. — Die constructive Grundlage, welche Bischof damals schon seiner Gasfeuerung, d. h. seinem Generator gab, ist im Wesentlichen auch jetzt noch dieselbe, trotz der mannigfaltigen Formänderungen, welche man den Gasgeneratoren gegeben hat. — So lange man also an der althergebrachten constructiven Grundlage bei Anlage von Gasgeneratoren festhält, wird folgerichtig die Erzeugung von Brenngasen für lange Leitungen schwerlich zu ermöglichen sein.

Noch ein zweiter Uebelstand ist bei den jetzt gebräuchlichen Generatoren kaum zu umgehen, nämlich der, daß den Brenngasen eine große Menge Stickstoff beigemischt ist aus der atmosphärischen Luft, welche zur Unterhaltung der unvollkommenen Verbrennung in den Generator eingelassen werden muß. Die Luft enthält bekanntlich auf je einen Theil Sauerstoff drei Theile Stickstoff, und dieser unverbrennliche Stickstoff mengt sich mit den Generatorgasen und macht sie dadurch bis zu 20 bis 30 pCt. unverbrennlich. — Der Gennerator der Zukunft muß also so construirt sein, daß er das zur unvollkommenen Verbrennung in ihm erforderliche Luftquantum auf ein Minimum beschränkt und die atmosphärische Luft durch andere Gase ersetzt. — Ein solcher Generator wird sicher erfunden werden, ja, wenn wir unserem Urtheil vertrauen dürfen, so ist er bereits erfunden. — Tritt nämlich gleichzeitig mit der atmosphärischen Luft auch überhitzter Wasserdampf in den Generator, so wird dieser in seine Elemente, Sauerstoff und Wasserstoff, zersetzt und dadurch die Bildung von leichten Kohlenwasserstoffgasen ohne Theerbildung und von Kohlenoxydgas ermöglicht. — Damit wäre denn also das alte Problem, die Benutzung des Wassers für den Verbrennungsproceß, gelöst; nicht in der Weise aber, daß das Wasser etwa als Brennmaterial auftreten soll, wie man noch immer meint, denn damit wäre sehr wenig gewonnen, weil die Zersetzung des Wassers nahezu dieselbe Wärmemenge erfordert, welche die dadurch frei werdenden Gase, Wasserstoff und Sauerstoff, bei ihrer Wiederverbindung, d. h. also bei ihrer Verwendung als Brennmaterial, erzeugen können; sondern darin liegt die Lösung des Problems, daß durch die Zersetzung des Wassers bezw. der Wasserdämpfe die Kohle auch ohne atmosphärische Luft in die beiden brennbaren Gasarten, Kohlenwasserstoff und Kohlen-

Digitized by Google

oxydgas, übergeführt werden kann, und zwar in einer Art und Weise, bei welcher die Theerbildung und die Beimengung von Stickstoff bis auf ein Minimum sich reduciren.

Mit dem Augenblicke, wo dies sich verwirklicht, müssen die Wirthschaftsverhältnisse aller Culturvölker die wohlthätigsten Veränderungen erfahren und die Culturentwicklung der Menschheit einen gewaltigen Schritt nach vorwärts thun.

Wie durch den größeren Reichthum und das enge Zusammenwohnen der Menschen ihre Wohlfahrtsbedürfnisse sich stetig steigern, so daß bereits jetzt schon die einzelnen Häuser der großen und kleinen Ortschaften unter sich zusammenhängen, durch allseitig verzweigte Adergeflechte eiserner Leitungsröhren, welche allen Bewohnern Wasser und Licht in Straße und Fabrik, in Werkstatt und Häuslichkeit bringen, so wird vielleicht in wenigen Decennien schon auch das Brennmaterial ebenso zugeführt werden. — Die Hoffnung auf so baldige Verwirklichung dieser neuen Wohlfahrtseinrichtungen kann sich aber nur dann erfüllen, wenn es sich ermöglichen läßt, die Tausende von Millionen Mark zu ersparen, welche erforderlich sein würden, wenn es absolut nöthig wäre, für die Erzeugung und Leitung des Brenngases ähnliche Anstalten und Rohrwege zu schaffen, wie sie die Erzeugung und Leitung des Leuchtgases erfordert haben. — Wenn dies nöthig wäre, dann dürften wol noch gar viele Jahrzehnte vergehen, ehe die Gasfeuerung so stark wird, um die directe Feuerung mit festem Brennmaterial allseitig zu verdrängen. — Solcher Kostenaufwand von Tausenden von Millionen Mark aber kann erspart werden, denn es ist sehr einfach zu ermöglichen, die vorhandenen Anstalten und Leitungen für Leuchtgas auch für das Brenngas nutzbar zu machen!

Und das Leuchtgas?!

Leuchtgas als solches herzustellen wird in Zukunft überhaupt nicht mehr nothwendig sein, denn auf eine überaus einfache Weise gelingt es, das Brenngas ganz vorzüglich leuchtend zu machen, oder präciser und richtiger ausgedrückt, das Brenngas auf seinem Wege durch die Rohrleitung in ein vorzügliches Leuchtgas umzubilden dadurch, daß man es carburirt, d. h., daß man es mit leichtflüchtigen Kohlenwasserstoffgasen sättigt.

Wir haben oben erläutert, daß der wichtigste Bestandtheil des Leuchtgases die Kohlenwasserstoffgase sind und der wichtigste Bestandtheil des Brenngases das Kohlenoxydgas ist, es liegt also überaus nahe, daß, wenn es gelingt, das Brenngas mit dem ihm fehlenden Kohlenwasserstoff zu sättigen, es ebenso leuchten muß, wie das Leuchtgas. — Solche Sättigung ist nun überaus leicht dadurch zu erreichen, daß man in die Brenngasleitung eine eiserne Trommel einschaltet, welche Kohlenwasserstoffflüssigkeit enthält, die leicht sich verflüchtigt; das zu sättigende Brenngas strömt nun über die Oberfläche der Flüssigkeit fort, sättigt sich dabei mit deren Dämpfen, wird dadurch zu Leuchtgas und strömt dann durch die Fortsetzung der Rohrleitung bis zur Verbrauchsstelle weiter.

Wie wird also in Zukunft unseren Fabriken, Werkstätten, Küchen und Wohnräumen das Brenn- und Leuchtgas zuströmen?!

Genau ebenso wie heute das Leuchtgas allein! — Die Haupt- und großen Nebenleitungen werden nur Brenngas enthalten, ebenso auch die kleineren Nebenleitungen, welche zu kleinen bezw. großen Feuerstellen führen; in diejenigen Leitungen aber, welche Gaslaternen, Lampen und dergl. zu speisen haben, werden

Carburirungsapparate eingeschaltet, welche die verschiedensten Formen und Einrichtungen haben können, um das Brenngas in Leuchtgas umzuwandeln. — Der carburirenden Kohlenwasserstoffflüssigkeiten aber, welche in die Carburirungsapparate eingebracht werden, giebt es eine übergroße Menge verschiedener Arten, die alle im Wesentlichen dasselbe bezwecken bezw. auch leisten, vom Benzin bis zum Naphta, vom Ligroin bis zum Petroleumäther.

Vom Verfasser des Artikels „Bismarck über die Slaven," im Märzheft dieses Blattes, geht uns der nachfolgende Brief zu:

D., den 10. März 1880.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Meinen besten Dank für Ihr gütiges Schreiben von gestern und den mir darin übersandten Zeitungsausschnitt. Der letztere war mir schon bekannt, doch hatte ich nicht geglaubt darauf reagiren zu müssen, da ich die Aeußerung des Reichskanzlers nicht als ein eigentliches Dementi betrachtete, und ich nie so vorsichtig gewesen bin, über die von ihm vernommenen Worte ein Tage- oder Nachtbuch zu führen, auf das ich mich berufen könnte. Ist doch Nichts unerquicklicher, als gegen die Eine unerweisliche Behauptung die Andere zu stellen. Das Charakteristische der Anekdote, die hündische Demuth des Muschik nach erfahrener Mißhandlung, bleibt jedenfalls bestehen, und was konnte einzig damit exemplificirt werden, in einer Gesellschaft, die nicht auf den vertrautesten Kreis des Reichskanzlers beschränkt war? — Damit will ich aber den Worten desselben nicht einmal (in einem Privatschreiben an Sie) unbedingt entgegentreten; wahrscheinlich hat die Anecdote mehr als einmal auf dem Repertoir der Abendunterhaltung gestanden, und es kann ja vorgekommen sein, daß der fesselnde Erzähler Näherstehenden gegenüber „mit herzlichem Bedauern" eines Falles gedachte, wo er in der Vertheidigung der Fürstin gegen ungeschliffene Anrempelung zu weit gegangen.

Wer immer im Deutschen Vaterland sich einen Aufenthalt in Rußland vergegenwärtigt, wird mit zwei unauslöschlichen Eindrücken zu rechnen haben, welche auf rasche mündliche Mittheilung bestimmend einwirken, einerseits einer geselligen Liebenswürdigkeit der Russen, wie sie Deutschland kaum kennt, und andrerseits ihrem crassen, herzlosen Egoismus. Welcher dieser Eindrücke der reellere, das weiß Jeder, der mit Russen zu thun hatte; derselbe beschäftigte die Gesellschaft, in welcher die Aeußerung des Reichskanzlers fiel.

Mit den bekannten Gesinnungen verbleibe ich

Ihr

dienstwilliger

H. W.

Mit der Mittheilung dieses Schreibens halten wir den Gegenstand für erledigt und glauben insbesondere auf Widerlegung einer übrigens in sich unhaltbaren „Berichtigung" eines officiellen Blattes verzichten zu dürfen.

Berlin im März 1880.

Redaction der Deutschen Revue.

Literarisches.

Die Vertheidigung in Strafsachen. Historisch und dogmatisch dargestellt von **Dr. Julius Vargha.** Wien. Verlag der Manz'schen k. k. Hof- Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1879.

Das vorliegende umfangreiche Werk erweckt in dem fachkundigen Leser unwillkürlich die Betrachtung, was für ein großer Unterschied doch zwischen der österreichischen Strafrechtspflege und der deutschen und namentlich preußischen obwalten muß, eine Verschiedenheit, welche freilich in dem Vertheidigungspunkte recht prägnant und augenfällig hervortritt. Denn in Deutschland resp. Preußen erscheint die Vertheidigung in Criminalprocessen recht eigentlich als das Stiefkind des rechtsanwaltlichen Berufs, eine Wahrheit, die sich recht schlagend in der Hauptstadt des deutschen Reichs bis auf die allerjüngste Zeit dadurch dokumentirte, daß diese Vertheidigung in Strafsachen immer nur von den neu ernannten oder neu in der Hauptstadt etablirten Rechtsanwälten besorgt zu werden pflegte, jedoch meist nur so lange, bis sie sich nach Jahr und Tag eine ihnen den anständigen Lebensunterhalt sichernde Civilpraxis und Clientel gesichert hatten, und nur einzelne wenige Rechtsanwälte repräsentiren dort die Criminaladvocatur, die sich den speciellen Rechtsbeistand in Strafsachen zu ihrem besonderen Berufe erwählt haben und dauernd sich demselben widmen. Fragt man nun, woher diese geringe Vorliebe oder diese mangelnde Vorbereitung des Vertheidigeramtes in Strafsachen denn wol kommen mag, so läßt sich die Ursache hierfür unschwer aus dem Umstande ableiten, daß bis zur neuesten Gesetzgebung sich die Rechtsanwälte in den altländischen preußischen Provinzen aus dem activen Richterstande unmittelbar rekrutirten und daß in Folge der regelmäßig vorangegangenen mehrjährigen richterlichen Thätigkeit die Rechtsanwälte die Ueberzeugung davon mit in ihren neuen Beruf herüber brachten, daß einmal die tiefe Rechtschaffenheit und Humanität der preußischen Richter sie zu den besten Vertheidigern aller den Strafgesetzen Verfallenen macht und daher alle eine Strafe mildernden Thatumstände eine sorgfältige Berücksichtigung, auch ohne oder trotz der Vertheidigung finden, daß dann aber auch die Richter gewohnt sind, sich aus der vor ihnen stattfindenden mündlichen Verhandlung ihre Ansicht über Schuld oder Nichtschuld mit großer Sicherheit bilden und von dieser einmal gewonnenen Ueberzeugung sich durch keine Beredtsamkeit des Vertheidigers abwenden lassen. Demnach bietet sich also für die Vertheidigung ein Feld nur in Schöffengerichten und schwurgerichtlichen Verhandlungen, bei welchen Laien zum Rechtsprechen berufen sind, auf welche die Kunstgeübtheit des Vertheidigers noch Einfluß üben kann.

Wenn nun aber diese dem praktischen forensen Leben entnommenen Umstände den Beruf des Criminalvertheidigers noch ziemlich unentwickelt und mehr noch in seinen Anfangsstadien in den alten preußischen Provinzen erhalten haben, wie groß muß dann dagegen das Staunen und die Verwunderung über den Stand der Vertheidigung in Strafsachen in den österreichischen Kaiserstaaten sein, wenn man die Thatsache in nähere Betrachtung zieht, daß dieselbe im Stande sein konnte, ein großes Buch von nahezu 900 eng gedruckten Quartseiten zu füllen, die bei dem sonst üblichen Formate 1300 bis 1400 gewöhnliche Seiten ergeben würden! Der norddeutsche Jurist steht dabei vor einem Räthsel, weil er sich nicht zu erklären weiß, wie es möglich geworden, über diesen immerhin zur Zeit als nebensächlich betrachteten Theil der Strafproceßpflege, ein derartiges dickleibiges Werk zu schreiben? Bei genauerem Eingehen erweist sich indessen diese neue Vargha'sche Schrift doch als ein Lehrbuch des gesammten Strafprocesses, und der Verfasser hätte füglich dem Buche auch diesen Titel mit weit größerer Berechtigung geben können und vielleicht nur die Worte hinzuzufügen gebraucht: „mit besonderer Berücksichtigung der Vertheidigung“. Im übrigen wird dann ferner wol auch darin nicht fehl gegangen, wenn der massenhafte Inhalt noch daraus erklärt wird, daß wir auch hier, wie ja so häufig in neuerer Zeit, ein sorgfältig ausgearbeitetes Kollegienheft vor uns haben, welches dem Herrn Verfasser, als Docenten an der k. k. Carl-Franzens-Universität zu Graz, zur Grundlage für sein sich durch das ganze Semester hindurchziehendes mehrstündiges Collegium über die Criminalvertheidigung dient und als solches aus der sorgfältigen Hineinschaltung des gesammten, sich aus Schriften und Zeitungen nach und nach ergebenden Materials, in dies Collegienmanuscript allmälig zu dem riesigen Umfange angeschwollen ist.

Geht man nach dieser Vorausschickung auf den Inhalt des Buches näher ein, so stellt sich dasselbe als mit ungemeinem Fleiße und mit umfassenden Vorstudien bei fast durchgängig klarem und wohl begründetem Urtheil ausgearbeitetes Werk über den Strafproceß dar. Der Verfasser beginnt den geschichtlichen Theil mit dem Strafverfahren bei den Juden, alsdann bei den Griechen, demnächst bei den Römern und geht von da aus auf den canonischen Proceß, den er zutreffend in zwei Perioden, vor und nach Papst Innocenz III., eintheilt, und schließlich dann auf Deutschland über und beschreibt den alten germanischen Strafproceß, darnach den Uebergang zum Inquisitionsproceß und endlich diesen letzteren selbst, wie er sich seit der Carolina Kaisers Karl V. bis 1806 in Deutschland und seitdem in Oester-

reich in der Gesetzgebung fortentwickelt hat. Nunmehr geht er auf Frankreich über, wobei er dem Code d'instruction criminelle und der Entwicklung des französischen Barreau's eine längere Erörterung widmet, und demnächst auf England, dessen Jury und neueres Proceßverfahren er ausführlich beschreibt. Den dogmatischen Theil des Werkes bildet sodann zunächst die Vertheidigung im reformirten Strafproceß, die er umständlich, speciell die Stellung des Vertheidigers, darin erörtert. Alsdann schildert er mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit die Pflichten des Vertheidigers gegenüber seinen Klienten, durch alle Stadien des Strafverfahrens und mit gleicher Umständlichkeit den Entschuldigungs- (Entlastungs-) beweis. In besonderen Abschnitten folgen darauf einmal die Sammlung und ferner die Darlegung des Vertheidigungsstoffes in Schrift und im Plaidoyer unter besonderer Erörterung der Rhetorik dabei. Die Vertheidigung gegenüber den Behörden, gegenüber nicht ständig beamteten Richtern, in der Gnadeninstanz und vor der Oeffentlichkeit beschließen diese Darstellung an welche sich als Anhang dann noch eine Besprechung der socialen Stellung der Vertheidiger anreiht.

In der That macht sich, wenn man das gesammte Werk durchgegangen, doch immer und immer wieder der Eindruck des Erstaunens geltend über die Unmasse von Stoff und Material, die hier über diesen Gegenstand zusammengehäuft worden ist, wobei es dann natürlich nicht fehlen kann, daß Dinge des längeren und breiteren besprochen werden, die für den praktischen Rechtsanwalt selbstverständlich sind. Auf eine ausführliche Erörterung des Inhalts näher einzugehen, verbietet leider der kurz bemessene Raum für die Kritik des Buches, und es muß deshalb, wenn auch mit großem Bedauern, davon Abstand genommen werden. Nur kann die Wahrnehmung nicht unerwähnt gelassen bleiben, daß der Verfasser offenbar der forensen Praxis fernstehen muß. Denn sonst wären die manchen Auffälligkeiten in dem Buche unerklärlich, wie wenn er beispielsweise (S. 784 ff.) die Bestimmung für unhaltbar hält, daß die Geschworenen nur die Thatfrage, also ohne Rücksicht auf die angedrohte Strafe, entscheiden sollen. Was aus dem Gegentheile entsteht, so oft die Geschworenen auf die Strafe rücksichtigen, das dürften wol so recht klar die neuesten Freisprechungen der russischen Geschworenen vor Augen führen, wenn über den vorüberlegten Mordversuch einer Vera Sassulitsch und die lang fortgesetzten beträchtlichen Kassenberaubungen von Postbeamten, das Nichtschuldig ausgesprochen werden konnte! Denn das Strafgesetz muß jederzeit unantastbar für sich bestehen und seine Anwendung auf den einzelnen Fall lediglich der richterlichen Entscheidung überlassen bleiben, und wo dies nicht strenge innegehalten bleibt, gestaltet sich allemal der Erfolg zur — Willkür!

Nach Allem kann aber zum Schlusse das Gesammturtheil über das vorliegende Werk nicht anders lauten, als auf volle Anerkennung des außerordentlichen Fleißes und der wohlgelungenen Durchführung der Aufgabe, die sich der strebsame Verfasser gestellt hat! Und wenn das Buch zunächst auch speciell für Oesterreich bestimmt ist, so wird es sich seit den neuen Justizgesetzen, die für Deutschland allgemein die Advocatur frei gegeben haben, auch für uns ebenfalls als nützlich und praktisch brauchbar bewähren. —e.

Verhältniß der polnischen Sage von „Walgierz Wdały" zu den deutschen Sagen von „Walther von Aquitanien". Von **Robert Nischka**, Professor am Real-Obergymnasium in Brody. Verlag von J. Rosenheim. 1880.

Schon W. Grimm, Müllenhoff und Andere haben auf die frappante Aehnlichkeit unseres Eckehardliedes von Walther von Aquitanien mit dem ersten Theile der polnischen Sage von Walgierz Wdały hingewiesen, wie dieselbe in der Chronik des Bogufalus aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet steht. Bekanntlich schließt das Eckehardlied mit den siegreich bestandenen Kämpfen Walthers gegen König Günther und Hagen ab und keine germanische Sage berichtet von den weiteren Schicksalen Walthers, nachdem er glücklich die Heimath erreicht hatte. Diese weiteren Schicksale Walthers will nun der Verfasser der vorliegenden Schrift in dem zweiten Theile der polnischen Sage von Walgierz Wdały aufgezeichnet finden, so daß wir in der polnischen Sage die Schicksale Walthers von Anfang bis zu Ende in ganzer, abgerundeter Fassung besäßen. Die Sage von Walgierz Wdały wäre mithin deutschen und nicht polnischen Ursprungs. Sind nun auch die deutschen Alterthumsforscher durchaus geneigt, in dem ersten Theile der Walgierzsage unser Waltherlied wiederzuerkennen, so haben sie doch bisher den zweiten Theil der Walgierzsage, welcher die Schicksale des Helden nach seiner Rückkehr in die Heimath behandelt, als eine polnische Fortdichtung zurückweisen zu müssen geglaubt. Dem Beweise, daß auch dieser zweite Theil der Sage germanischen Ursprungs sei und sich auf das innigste im deutschen Geiste der uns erhaltenen Waltherdichtung anschließe, ist die gegenwärtige Schrift gewidmet. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser mit scharfen Waffen für seine Ansicht ficht, und nach unserem Dafürhalten neigt sich der Sieg entschieden auf seine Seite. Leider gestattet der Raum nicht, Schritt für Schritt der Beweisführung zu folgen, zu der Rischka außer der germanischen Mythologie ein Bruchstück eines Waltherliedes heranzieht, das, viel älter als die lateinische Dichtung des Mönches Eckehard, im Walther noch den Gott und in seiner Begleiterin Hildegunde die Walkyre erkennen läßt. Zur Erklärung, wie die deutsche Sage nach Polen gekommen, und sich hier an das nachmalige Benedictinerkloster in der Nähe von Krakau, Tyniec angeheftet habe, wird auf die Bewegung der germanischen Stämme zur Zeit der Völkerwan-

derung hingewiesen, und die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete widerstreiten einer solchen Annahme nicht. Die bisherigen Vermuthungen, daß St. Galler Mönche, denen die Gründung des Klosters Tyniec zugeschrieben wird, das Eckehardlied mitgebracht haben, erscheint als hinfällig. Denn abgesehen davon, daß der zuvor erwähnte Chronist Bogusalus, der selbst ein Mönch dieses Klosters war, die Sage von Walgierz Wdaly als aus der Heidenzeit stammend bezeichnet, so fehlt auch in derselben jede Spur einer christlichen Ueberarbeitung, wie sie das Eckehardlied aufweist und auch in dem Beowulfliede zu erkennen ist, ganz abgesehen von dem Nibelungen- und dem Gudrunliede. Es fehlt aber auch in der polnischen Sage jeder Hinweis auf die hunnische Zeit, in der doch das Lied Eckehard's steht, und vollends hinfällig wird die Annahme einer künstlich verpflanzten Nacherzählung desselben durch den Beweis Rischka's, daß das Kloster von Tyniec gar nicht den St. Galler Mönchen seinen Ursprung verdankt. Die Mönche waren nicht St. Galler, sondern Gallier. Nach der Beweisführung des Verfassers offenbart sich also die Walgierzsage als ein ältestes urgermanisches Mythenbild, gepflegt und gewahrt auf polnischer Erde, in manchem Zuge allerdings gemodelt nach der nationalen Eigenart seiner Hüter. Hoffentlich veranlaßt die gegenwärtige Schrift die deutschen Alterthumsforscher, sich fortan eingehender mit der Walgierzsage und hauptsächlich mit dem zweiten Theil derselben zu beschäftigen als dies bisher geschehen ist. R. S.

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien von **Max Nordau.** Leipzig. Bernhard. Schlicke. 2 Bde. 1880.

Es sind die Früchte eines siebenjährigen Wanderlebens, die der Verfasser in geschmackvoller Schale bietet. Er selbst nennt seine Aufzeichnungen Kulturstudien und sie sind in der That mehr als Reisebeschreibungen eines gewöhnlichen Touristen. Ueberall hebt er aus der Physiognomie der Völker und Ortschaften die charakteristischen Züge hervor und gestaltet sie zu einem Gesammtbilde, das eben so frisch in der Farbe wie anschaulich ist. Die liebenswürdige Subjektivität des Autors macht seine Schilderungen nur um so anziehender. So gehört seine Darstellung des englischen Lebens zu den amüsantesten Partien des Werkes, während seine Beschreibung der Alhambra hochpoetisch genannt werden muß. Stockholm, das Venedig des Nordens, ist ein plastisches Städtebild und ebenso verdient eine besondere Erwähnung die Schilderung von Island, das der Verfasser besuchte, als die Insel ihren tausendjährigen Anschluß an Dänemark feierte. Ueberall jedoch, wohin der Wanderer kommt, ist es vor allen Dingen der Mensch, der ihn interessirt und so bilden denn auch seine völkerphysiologischen Studien den werthvollsten Theil seines Werkes. Hier verräth er einen großen Scharfblick und seine Analysen sind meistens treffend, immer aber geistvoll. Was Nordau, gelegentlich seines Aufenthalts in Kopenhagen, wo er den Märchendichter Andersen kennen lernte, von dem Deutschenhaß und seinen Gründen sagt, ist nach meiner Ansicht das richtigste, was über dieses Thema je geäußert worden ist. Es wird das Angeführte zu dem Nachweise genügen, daß die Früchte, welche Nordau auf seiner langen Wanderschaft von der Moskwa bis zu den Prachtbauten der Mauren in Spanien gepflückt hat, den Versuch des Kostens reichlich lohnen. R. S.

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Baebler, Dr. J. J. Samuel Henzi's Leben und Schriften. Aarau 1880, H. R. Sauerländer.

Buonaventura, Prof. G. und Schmidt, Dr. A. Italienische Unterrichtsbriefe. Lief. 21—24. Leipzig 1880. Verlag des Hausfreundes.

Eberty, Dr. Gustav. Handbuch für Schöffen. Strehlen 1880, Aug. Gemeinhardt.

Eberty, Dr. Gustav. Handbuch für Schiedsmänner. Ebd.

Ernst, O. Die Renegatin. Roman. Breslau und Leipzig 1880. S. Schottländer.

Hufen, Chr. von. Nausikaa. Ein Roman aus dem Griechischen. Leipzig. Otto Wigand.

Isler. Briefe an Ch. de Villers von Benjamin Constant u. v. A. Hamburg. Otto Meißner.

Lohde, Clarissa. Erlöst. Novelle. Berlin 1880. Eugen Grosser.

Köhler, Carl. Woahina. Eine Südseegeschichte. Berlin 1880. Friedrich Luckhardt.

Mauthner, Fritz. Vom armen Franischko. Kleine Abenteuer eines Kesselflickers. 2. Auflage. Bern und Leipzig, G. Frobeen u. Co. 1880.

Vely, E. Immaculata. Roman. Breslau und Leipzig 1880. S. Schottländer.

Willfried, X. Doris. Roman. Breslau und Leipzig 1880. S. Schottländer.

Zadeck, Julie. Gegen den Strom. Roman. Breslau und Leipzig 1880. S. Schottländer.

Zuñarates, Prof. G. und Schmidt, Dr. A. Spanische Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium. Leipzig 1880. Verlag des Hausfreundes.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. G. Janke** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal in Graz.

In jeder Buchhandlung werden Abonnements auf den

Heimgarten

eine Monatsschrift
herausgegeben von
P. K. Rosegger
IV. Jahrgang Heft 1 (October 1879) und Folge
entgegen genommen.

Der „Heimgarten“ erscheint seit Oktober 1876 monatlich in einem Hefte 5 Bogen stark à 30 kr. = 60 Pf. Je 12 Hefte bilden einen Jahrgang. Das Abonnement kann jedoch mit jedem beliebigen Hefte begonnen werden.

Der „Heimgarten“ bringt auserlesene Novellen, kleinere Erzählungen, Lebens- und Kulturbilder, Poesien bedeutender Dichter, gemeinverständliche Aufsätze wissenschaftlichen Inhaltes, pikante Essays über Zustände in Leben und Kunst u. a. m.

Als hervorragende Mitarbeiter nennen wir für Erzählungen: Anzengruber, B. Auerbach, Bauernfeld, Hieronymus Lorm, Vacano, Lewinsky, A. Meißner; für Essays: Robert Hamerling, F. Krones, du Prel, Schröer, Schlossar, Schlögl, Silberstein; für Gedichte: L. Baumbach, O. Blumenthal, A. Christen, A. Friedmann, Robert Hamerling, G. Keller, H. Lingg, F. Marx, A. Möser, G. Weiß u. s. f. Hauptmitarbeiter ist P. K. Rosegger selbst mit seinen bekannten volksthümlichen Gedichten, Skizzen, Schwänken, Charakter- und Sittenbildern, Dorfgeschichten etc.

Der Jahrgang kostet eleg. in 2 Bänden broch. 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf. u. sind noch alle seither erschienenen Jahrgänge zu haben. Eleg. geb. mit reicher Goldpressung kostet der Jahrgang 4 fl. 80 kr. = 9 M. 60 Pf.

Aeltere Jahrgänge sowie einzelne Hefte können jederzeit nachgenommen werden.

☞ Probehefte liegen in jeder Buchhandlung zur Einsicht bereit. Prospecte versendet die Verlagshandlung auf Verlangen gratis und franco.

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal in Graz.

Verlag von G. Reimer in Berlin.
Im März 1880 ist erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Leben

des
Feldmarschalls

Grafen Neithardt von Gneisenau.

Vierter Band.
1814 1815.
Von
Hans Delbrück.
Fortsetzung des gleichnamigen Werkes
von
G. H. Pertz.
broch. 10 Mk.
geb. 11 Mk.

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.

Gegr. v. Bruno Hildebrand, herausgeg. v. Dr. Johannes Conrad, Professor zu Halle a. S.
Inhalt des März-Aprilheftes:
Ludwig Keller, Zur Geschichte der Preisbewegung in Deutschland während der Jahre 1466—1525. — **Johs. Conrad**, Die Tarifreform im Deutschen Reiche nach dem Gesetze vom 15. Juli 1879. A. Die Getreidezölle. — **Rudolf Sohm**, Städtische Wirthsch. im fünfzehnten Jahrh. — **Josef Kaizl**, Der Regierungsentwurf eines Gesetzes zur Aenderung und Ergänzung der Gewerbeordnung in Oesterreich.
Literatur-Besprechungen: — Uebers. über d. period. Presse Deutschlands u. des Ausl.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Digitized by Google

Harvard

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

MAY 31 1880



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 8. Mai 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 8. Mai 1880.

Allgemeiner Theil.

Seite

Ein Brief des früheren italienischen Ministers G. Lanza an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ 137

Hermann Lingg: Sieg des Lebens, byzantinische Novelle . 139

H. M. Richter: Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche. I. 164

Johannes Proelß: Briefe von Karl Gutzkow an Bogumil Dawison 181

Brugsch-Bey: Die Kunst in ihren ersten Anfängen . . . 192

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. V. 206

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Politische Briefe. (Die englischen Parlamentswahlen.) 220

G. Eberty: Waldeck in seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Bedeutung 230

E. Laspeyres: Das Schwinden des Mittelstandes und die Erweiterung der Kluft zwischen dem reichen Kapitalisten und dem armen Arbeiter 239

C. Flügge: Unsere Wohnungen im Hochsommer 250

Alfred Kirchhoff: Unser Interesse an den Südseeinseln . . 261

Literarisches 269

Allgemeiner Theil.

Ein Brief des früheren italienischen Ministers G. Lanza an den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Für die Haltung Italiens, Deutschland und dem deutsch-österreichischen Bündnisse gegenüber, wird nachstehendes Schreiben von allgemeinem Interesse sein.
Berlin, Ende April 1880.

Redaction der „Deutschen Revue".

Casale Monferrato, 18. April 1880.

Herrn Richard Fleischer,
Chef-Redacteur der „Deutschen Revue".

Hochgeehrter Herr!

Ich habe Ihren kritischen Artikel über die äußere und innere Politik des Fürsten Bismarck gelesen und Ihre Ansicht sehr richtig gefunden, daß man für eine kurze Zeit dem vollen Genuß einiger constitutioneller Freiheiten wohl entsagen kann, um sich die unermeßlichen Wohlthaten zu sichern, welche die Politik des großen Kanzlers Deutschland zu verschaffen gewußt hat.

Bismarck wird allgemein für den Geist der Vorsehung Deutschlands gehalten, seinem überaus großen Scharfblick und seiner sich ihres Ziels klar bewußten Kühnheit verdankt Deutschland die eigene Einheit und Macht und für so hohen Ruhm und soviel Glück kann es wohl einige Concessionen machen.

Auch vor 1866 bekämpfte Fürst Bismarck im preußischen Parlament einige constitutionelle Rechte desselben, um ein starkes Heer zu schaffen, und die Ereignisse gaben ihm auf dem Gebiete der Thatsachen vollständig Recht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß, nachdem er so unerhörte Erfolge erreicht hat, er auch heute Recht gegen die liberale Partei zu haben glaubt, in Fragen, welche die Erwägung der Kriegs-Chancen und wirthschaftliche wie finanzielle Gesetze betreffen; da er überzeugt ist, daß nur durch die von ihm geplanten Mittel die Einheit des

deutschen Vaterlandes gegen äußere und innere Feinde auf die Dauer gesichert werden kann.

Ebenso alt wie wahr ist das Wort, daß es leichter sei zu erobern, als das Eroberte zusammenzuhalten.

Es wäre im Jahre 1870 vielleicht klüger gewesen, Elsaß und Lothringen zu mediatisiren, um die Gefahr einer Wiedereroberung fern zu halten, und das war auch damals meine Ansicht, aber wenn Fürst Bismarck die Vereinigung mit Deutschland für gut hielt, so wird er dafür zweifelsohne schwerwiegende Gründe gehabt haben; denn er ist nicht der Mann, dem irgend ein Grund für und wider die eine oder andere Entscheidung entgangen sein könnte.

Mir ist klar, daß das Hauptziel des großen Kanzlers jetzt ist, Europa den Frieden so lange als nur immer möglich zu sichern. Sein im höchsten Grade maßvolles Benehmen bei den Verhandlungen zur Stipulirung des Berliner Vertrages, sein zähes Festhalten an der pünktlichen Ausführung der festgesetzten Bedingungen, seine Wiederannäherung an das österreichisch-ungarische Kaiserreich — ein Meisterwerk seiner Staatskunst — beweisen es auf das glänzendste.

Man sagt, daß er auch Italien in das deutsch-österreichische Bündniß hineinziehen möchte, um den europäischen Frieden dadurch noch mehr zu befestigen und Sie, Herr Redacteur, sprechen in Ihrem Briefe mit Wärme im Sinne dieser Combination. Ich weiß nicht zur Genüge, welcher Art die Politik des italienischen Ministeriums in diesem Punkte ist. In der letzten Discussion über unsere äußere Politik, die in der Deputirtenkammer von einigen Rednern angeregt wurde, um dem Ministerium Gelegenheit zu geben, sich über dieselbe zu äußern, verhielt sich dasselbe sehr reservirt und gab nur die Erklärung ab, bis jetzt vollständig frei von irgend welchen Verbindlichkeiten zu sein. Die Gründe dieser Reserve sind leicht zu verstehen: unsere geographische Lage umfaßt sie Alle.

Italien wünscht vor Allem den Frieden ebenso wie Deutschland; denn mehr als Alle fühlt es dazu das Bedürfniß, daher muß seine Politik darauf bedacht sein, die besten Beziehungen mit allen Mächten zu pflegen und sich zu bemühen, die Ursachen für eine allgemeine Verwickelung fern zu halten. Wenn trotz seines guten Willens und seiner Bemühungen doch ein Krieg ausbräche, auf welche Seite würde es sich stellen? Von vorn herein dies abzusehen ist unmöglich, weil Entschlüsse so schwerwiegender Art von einer Menge von Umständen abhängen, die sich nicht beurtheilen lassen, bevor sie nicht bekannt sind.

Die Sympathien sind sicher gleich groß für Deutschland wie für Frankreich, und eine Wahl zwischen Beiden treffen zu müssen, würde für Italien sehr schmerzlich sein. Seinen Principien gemäß wird es sich immer der Nation zuneigen, deren Unabhängigkeit bedroht wird. Aber außer diesen bestimmen noch ganz andere Ursachen und Interessen den Entschluß, den Italien zu fassen hätte im Falle eines allgemeinen Krieges, ganz besonders, wenn dieser wieder aus der verwickelten orientalischen Frage entspringen würde.

Jetzt voraus zu sagen, welche politische Combinationen sich darbieten könnten und mit welchen Mächten es Italien mehr conveniren würde sich zu verbinden, wäre zu gewagt.

Sicher würde eine Allianz mit Deutschland immer sehr günstig von den



Italienern aufgenommen werden, welche lebhafte Dankbarkeit, wie Bewunderung jederzeit für diese große und mächtige Nation hegen.

Doch man muß nicht außer Acht lassen, daß Italien, um gesichert zu sein, nicht nur großer Heere bedarf, sondern auch mächtiger Flotten zur Vertheidigung seiner so ausgedehnten Küsten, und daß es deshalb darauf bedacht sein muß, auch auf dem Meere mächtige Bundesgenossen zu besitzen.

Bewahren Sie mir u. s. w.

G. Lanza,
Deputirter.

Sieg des Lebens.

Eine byzantinische Novelle
von
Hermann Lingg.

I.

Große Festlichkeiten wurden zu Palermo am Hofe des Kaisers Friedrich II. begangen. Seine Tochter Anna Constanze war dem griechischen Kaiser von Nicäa Johannes Ducas, genannt Batazes, verlobt worden und Bevollmächtigte von dort waren angekommen, um die Braut abzuholen und nach dem Gestade der Propontis zu geleiten. Die Prinzessin hatte noch kaum das kindliche Alter überschritten und der ihr als Gemahl bestimmte Fürst war ein durch Tapferkeit und Einsicht berühmter Mann, der nach dem Tode seiner ersten Frau mehr aus Staatsrücksichten, als aus Verlangen und Neigung um die Tochter des großen Kaisers gefreit hatte. Kein Wunder also, daß die Jugend der Prinzessin und ihr schmerzlicher Abschied von den Ihrigen allgemein die größte Theilnahme fand, und daß die Volksmenge, die sich am Meeresufer eingefunden, vielfach zu Thränen und Ausrufen des Bedauerns hingerissen wurde. Diese lauten Bezeugungen der Liebe steigerten sich immer mehr, je näher der glänzende Zug von Fürsten und Rittern herankam, in deren Mitte die Königstochter auf einem milchweißen, arabischen Pferde saß und schwermüthig auf die Wellen hinaus blickte, wo bereits das griechische Segelschiff ihrer harrte.

An Anna Constanzens einer Seite ritt der König von Deutschland und Sicilien, auf der anderen ihr Bruder Manfred. Die Glocken läuteten und die Priester sangen fromme Kirchengesänge, um ihr gute Seefahrt und ein glückliches Ehebündniß zu erflehen. Es war ein erhebendes und doch so trauriges Schauspiel und alles weinte, als sie am Arm ihres Vaters den Bord der Galeere bestieg, welche sie wahrscheinlich für immer ihrer Heimat entführen sollte. — Wie sie nun von ihm Abschied nahm, schien das stürmische Lebewohlrufen nur den Schmerz ersticken zu sollen, der in aller Herzen tobte. Viele Nachen und Boote, mit Blumenkränzen geschmückt, fuhren noch eine geraume Zeit neben dem Schiffe, und die Leute darin warfen Sträuße auf das Verdeck und winkten mit Tüchern und Fahnen der Scheidenden nach. Am längsten wurde sie von dem Boote Manfreds, ihres ritterlichen Bruders begleitet, doch auch dies blieb nach und nach zurück, bis es endlich mit den anderen am Horizont verschwand.

Anna Constanze, die in stummem Schmerze ihm nachgeblickt hatte, so lang ihr Auge noch das Boot erreichen konnte, wandte sich nun gegen ihr Gefolge. Sie war nämlich von einem reichen Hofstaat umgeben, denn nicht nur die Gesandten des griechischen Kaisers waren ihr beigegeben; es hatten sich auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Rittern und Frauen aus deutschen und italienischen Geschlechtern ihr als Dienst- und Ehrenwache angeschlossen. Unter allen diesen zeichnete sich ihre treueste Gefährtin und frühere Erzieherin, die Marquesa Yolanthe aus, eine durch Schönheit und Geist gleich hervorragende Dame. Sie bot jetzt alles auf, um ihrer Freundin und Herrin Zerstreuung zu bieten.

Als man gegen Abend die Küste bereits aus den Augen verloren hatte, trat plötzlich Windstille ein. Nun nahten sich auf einen Wink der Marquise mehrere von der Begleitung mit Lauten und begannen eine liebliche Musik. Sie sangen auch dazu, Minnelieder der Provenzalen, wetteifernd und abwechselnd die Herren und die Frauen. Es währte nicht lange, so versammelten sich, wie das zu geschehen pflegt, eine Schaar Delphine rings um das Schiff und tummelte sich voll Lustbarkeit über die angenehmen Klänge, welchen diese Thiere bekanntlich so sehr zugethan sind.

Die Gesellschaft auf dem Verdeck sah ihnen bewundernd und mit Vergnügen zu, und feuerte die Musicirenden bald zu rascherem Tempo, bald zu fröhlichen Tönen an, selbst das Antlitz der Prinzessin heiterte sich auf. Da rief plötzlich Jemand, seht doch — mitten unter den Fischen ist eine Gestalt ähnlich einem menschlichen Wesen!

Ja, wahrlich, es ist so, riefen andere, seht nur das seltsamste Geschöpf von der Welt. Gewiß ist es ein Unglücklicher, meinte Jemand, den ein Zauber verwandelt hat, ein Nixenkönig vielleicht, meinte der Zweite, oder ein Verdammter, rief ein Dritter. Schließlich nahm ein Vierter das Wort, ich behaupte, daß es ein böser Geist ist, ein Dämon, ein Blendwerk des Teufels, ich will es tödten! Damit entriß er einem Knappen die Armbrust und legte einen Pfeil auf. Nein, rief die Prinzessin aus, ich will nicht, daß Blut vergossen werde, und wenn Ihr, mein Ritter einen der Delphine träfet, so würde uns das großes Unglück bringen. Zu spät kam ihre Warnung, schon war der Pfeil hinausgeflogen und einer der Fische schoß blitzschnell in die Tiefe, die anderen zerstoben und verschwanden gleichfalls unter den Wellen, der Mann aber, dem es gegolten, blieb auf dem Wasser und erhob drohend seine Arme gegen das Fahrzeug. Die Prinzessin gebot, daß man ihn heranwinke und ihm durch Zeichen zu verstehen gebe, daß ihm nichts übles geschehen soll. Er schien aber sich wenig darum zu kümmern, sondern tauchte vielmehr unter, gleich als wolle er nach dem verwundeten Delphin sich umschauen. Da trat Anna Constanze an den Bord des Schiffes und sah mit ihren schönen verweinten Augen in die Tiefe, indem sie zugleich mit ihrer lieblichen Stimme eines der Lieder, das man eben gesungen hatte, wiederholte und dann hinausrief: „Wer Du auch sein magst, Du menschenähnliches Wesen, komm, es soll Dir kein Leid zugefügt werden.“ Nicht lange darnach reckte sich wirklich ein Haupt und ein Nacken aus dem Meer empor, und man sah die Gestalt eines Menschen auf die Oberfläche kommen, der ganz in Fischhäute gehüllt, von ihnen wie von einem Panzerhemd bedeckt war. Man warf ihm ein Tau zu mit vielen freundlichen und ermunternden Worten, worauf er nickte und mit Behendigkeit emporstieg. Erst rief er in zornigem Ton, warum habt

Ihr eines meiner Thiere getödtet — als er aber die Prinzessin erblickte, ließ er sich sogleich nach ritterlicher Art vor ihr nieder und bat sie um Verzeihung, wenn seine Erscheinung ihr Schrecken sollte eingeflößt haben. „Beruhige Dich darüber, gab sie huldvoll zur Antwort, Du Sohn der Welle, aber erzähle mir, wie Du zu solchem Leben kommst, das mehr dem eines Fisches als eines Menschen gleicht — hier lasse Dich auf diesen Teppich zu meinen Füßen nieder und berichte mir Deine Schicksale, die seltsam genug sein mögen." — Sie setzte sich und ordnete ihre Begleitung in einen Kreis um sich her; der Meermann aber begann seine Geschichte.

„Ich bin von der Südküste Siciliens gebürtig und nicht unedler Abkunft; aber mein Vater stand auf Seite der den Hohenstaufen feindlichen Normannenfürsten und wurde nach deren Besiegung verbannt und geächtet. Wir lebten nun auf einem einsamen Schlosse in fast unzugänglicher Felsengegend an der Küste. Ueberall ragten Klippen und Felsblöcke um unseren Wohnsitz und wehrten sowohl eine Landung als auch das Annahen von Reitern oder Schwerbewaffneten ab. Nur schmale und sehr steinigte Fußpfade führten nach dem Strande von der Burg. Ich war ein Knabe von wenig Jahren, als meine Wärterin auf einem dieser Wege mit mir strauchelte und mich aus ihren Armen in die Fluth stürzen ließ. Ich wäre die sichere Beute des Todes gewesen, wenn nicht ein Delphin mich gerettet hätte. Ihr wißt, daß diese Thiere die Menschen und besonders Kinder lieben, der Fisch glitt so vorsichtig unter mich hin, daß er mich vor dem Untersinken bewahrte. Ich empfand keine Furcht vor ihm, sondern der Erhaltungstrieb lehrte mich mit meinen kleinen Armen kräftiger als man mir hätte zutrauen sollen an seinem Halse mich festzuhalten. Auf diese Weise brachte er mich glücklich ans Ufer, wo meine Wärterin über das Wunder staunend auf ihren Knieen lag und mich wie ein Geschenk der Vorsehung wieder mit ihren Armen empfing. Das Ereigniß blieb verschwiegen aber von Stunde an erwuchs in mir eine Sehnsucht nach dem Meere oder vielmehr nach meinen Lebensrettern und dem Umgang mit ihnen. Ich lernte sehr frühe schwimmen und war bald die meiste Zeit des Tages im Wasser. Meine Freunde kannten mich; ich brauchte nur meine Stimme ertönen zu lassen, so kamen sie zahlreich heran, sprangen um mich her, schnoben Wasser aus ihren Nüstern, hüpften über mich weg, schmeichelten mir, kurz sie trieben alle Belustigungen, die ich mir nur wünschen mochte. Kein Wunder, daß ich ihre Gesellschaft jeder anderen vorzog und ein so guter Schwimmer wurde, daß mir das Leben im Wasser anziehender ward als das auf dem Lande. Ich fertigte mir eine eigene Bekleidung, wohne im Meer und hole mir meine Nahrung aus demselben. Im Uebrigen bin ich ein guter Christ und wenn mich auch die Kirche selten sieht, so verehre ich doch den Schöpfer der Welt mit der gleichen Andacht, wie Ihr, ja vielleicht mehr, denn sicherlich stimmen die Glocken, wenn sie vom Land heraus zu mir erschallen, weit mächtiger zur Anbetung seiner Allmacht, als drinnen im Gewühl der Stadt und in den dumpfen Mauern. Nun, erlauchte Prinzessin, habt Ihr mein Schicksal vernommen, erlaubt, daß ich mich wieder in mein Element zurück begebe."

Die Tochter Friedrichs II. blickte mit inniger Rührung auf den Jüngling zu ihren Füßen. Ein unendliches Mitleid überkam sie und sein Aeußeres erfüllte sie mit mehr als Wohlgefallen. Er war von äußerst schlankem, zartem und doch

kräftigem Bau, seine rothbräunlichen Locken, die reich, wie Wellen, über seine Schultern fielen, glänzten in der Sonne wie goldenes Gespinnst und ein eigenes Leuchten war auch in seinen Augen, denn ihre Farbe war keine bestimmte, sondern wechselte wie das Meer selbst, dessen Spiegel sie zu sein schienen, bald lichtblau, bald wie dunkelgrün.

Während die Prinzessin den Meerbewohner so theilnahmsvoll betrachtete, daß ihm dabei wunderbar hold zu Muthe ward, näherte sich ihr einer der Schiffsleute und bemerkte mit vorwurfsvollem Tone, daß man die Tödtung des Delphins bald zu büßen haben werde, denn es sei ein gewaltiger Sturm im Anzuge. Wirklich hatten sich drohend schwarze Wolken am Horizont erhoben und das Meer fing an unruhig zu werden. Die Prinzessin, ohne auf die Gefahr für sich zu achten, wandte sich zu dem Meermann und suchte ihn zu bewegen, auf dem Schiffe zu bleiben, anstatt sich den Schrecknissen des Orkans zu überlassen. Dabei legte sie die Hand auf seine Schultern und sah ihn mit bittenden Blicken an. Vielleicht kann ich hier nützlich sein, sprach er, laßt mich die Arbeit mit Eurer Schiffsmannschaft theilen; ich kenne das Element und empfinde keine Furcht davor. Kaum war dies Wort gesprochen, als schon ein furchtbarer Blitz über die Schiffsmaste dahinfuhr und ihm ein Donner folgte, der nunmehr das Signal zum Ausbruche des rasenden Sturmes gab. Die Prinzessin mit ihrer Begleitung eilte nach dem eigens für sie bereiteten Gemach, das mit aller Wohlbehaglichkeit und aller Ausstattung jener Zeit geschmückt war. Sie warf sich hier sogleich zum Gebet nieder und ihrem Beispiele folgten die sie umringenden Frauen. Draußen arbeiteten im Takelwerk und am Steuer die Schiffsleute, indem sie sich gegenseitig Muth und Ausdauer zuriefen. Allen voran leuchtete der Fremde durch Unerschrockenheit und Umsicht.

So heftig indeß der Sturm begonnen hatte, so schnell war er auch vorüber und der ermüdeten Reisegenossenschaft waren nun einige Stunden ersehnter Ruhe gegönnt. Als man des Morgens früh sich erhob und gegenseitig frohen Muthes begrüßte, so zeigte sich, daß der räthselhafte Gast verschwunden war — spurlos verschwunden war. Niemand hatte ihn seit dem Sturme mehr gesehen, und wäre nicht allen seine Erzählung noch im Gehör nachgeklungen, so würde die ganze Erscheinung für einen Traum des gestrigen Tages gegolten haben.

II.

Die Prinzessin war sehr traurig gestimmt über das Verschwinden des wunderbaren Menschen, dem sie mit so vieler Theilnahme zugethan war. Wohin mußte er gerathen sein? Hatte er sich freiwillig weggebegeben oder war er von den Wellen weggerissen worden? Letzteres wohl schwerlich, dazu schien er doch zu vertraut mit dem Meer und seinen Schrecken; also war er eigenmächtig fort und aus welchem Grunde? Er mußte vielleicht; es zog ihn eine unwiderstehliche Macht in das Element, dem er zu eigen war. Niemand konnte über ihn Auskunft geben, und Stunde um Stunde, Tag um Tag verstrich, ohne daß nur die geringste Kunde von ihm gekommen wäre.

So waren ihre Gedanken denn stets mit dem Unbekannten mehr, als mit dem künftigen Gatten beschäftigt, und sie erschrak beinahe, als die Reisefrist ab

gelaufen und der Morgen ihrer Ankunft an den Ufern ihres neuen Reiches erschienen war. Der Empfang daselbst war ein nicht minder glänzender, als vordem der Abschied von ihrer Heimath, und nicht minder traurig. — Noch so jung und zart, sollte sie von nun an einem fremden Manne angehören, von dem sie nur wußte, daß er sehr gefürchtet war. —

Vor den Thoren Nicäas kam er ihr entgegen, ein mächtiger Herr, von stattlichem Wuchs, von schwarzem Haar und grau untermischtem Barte, der bis zur Mähne seines Pferdes herabreichte, mit einem Ausdruck des Gesichts, in dem sich ebenso sehr sein Herrscherstolz als die ungezügeltste Leidenschaftlichkeit aussprach.

Als Vatazes seine Verlobte sah, brach er in ein rauhes Gelächter aus, und zu seiner Umgebung sich wendend, sprach er: was fiel meinem kaiserlichen Bruder ein, mir ein Kind zur Neuvermählten zu geben. Anna Constanze mochte den Sinn der Worte geahnt haben, wenn sie auch nicht diese selbst verstand; sie erröthete und blickte umher, als suche sie Jemand, der für sie spreche. Da war es jene glänzende Erscheinung unter ihren Damen, jene Markesina, deren Pferd, sei es mit oder ohne Veranlassung der Reiterin, unruhig ward und dadurch die Aufmerksamkeit des morgenländischen Fürsten auf sich zog. Ihre volle gereifte Schönheit fesselte sogleich sein Augenmerk und es lag in seinen Blicken etwas wie die Frage: Sollte nicht diese die Herrscherin sein? Das mochte die junge Kaiserin fühlen; sie richtete sich empor und sprach mit ebenso viel Würde als Anmuth: Ich bin Anna, die Tochter Friedrichs des Königs von Sicilien. Vatazes, der sogleich bemüht war, seinen Fehler wieder gut zu machen, verwandelte sein ganzes Wesen in Sanftmuth und Unterwürfigkeit und sprach: Also begrüß' ich in Euch meine Braut und dieses Landes Herrin. Damit sprang er behend aus dem Sattel und küßte zierlich ihre Hand, ergriff die Zügel ihres Pferdes und geleitete sie durch die Thore der Stadt. Alle Großen seines Reiches folgten dem Beispiel, so daß die Jungfrau und Herrscherin ganz allein zu Pferd, während die anderen nebenher schritten, ihren Einzug hielt, einem Heiligenbilde bei einer Procession ähnlich.

Unter allen erhöht und allen sichtbar gewann ihre kindliche Anmuth ein hoheitsvolles Aussehen, welches sie über ihre Jahre hinaus erscheinen und als die geborene Herrscherin erkennen ließ.

In Nicäa ward ihr und ihrem zahlreichen Gefolge ein eigener Flügel des Palastes eingeräumt und Vatazes begab sich bald darauf in ihr Gemach, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und den Tag der festlichen Vermählung mit ihr zu vereinbaren. Die Ceremonien, namentlich diejenigen, die in der Kirche stattzufinden hatten, waren ausgedehnte und wurden aufs Pünktlichste festgestellt. Die Zwischenzeit bis dahin sollten Schauspiele, Thierkämpfe und kriegerische Scenen ausfüllen. Vatazes selbst bemühte sich in dieser Zeit, seiner Braut jede nur erdenkliche Aufmerksamkeit zu beweisen, in Wahrheit aber verehrte er die Markesina, wie sie im Orient genannt wurde, als die Gebieterin seines Herzens. Diese vermied ihn zwar, wie sie konnte, und entzog sich seinen Schmeichelkünsten, noch vom Gefühl ihrer Pflicht gehalten, sie rang mit aller Kraft gegen die Versuchung zur Untreue

gegen ihre Gebieterin, allein eben diese schien in ihrer Unschuld sich eher darüber zu freuen, daß Annäherungen, vor denen sie zitterte, ihrer älteren Freundin zugewandt waren, anstatt ihr, und sie begünstigte so, was jene gerade um ihretwillen fliehen wollte. Die junge Herrscherin vermißte keine Zuvorkommenheit von Seiten ihres künftigen Gemahls, denn er und Yolanthe, beide, obwohl sich ihre Augen an einander weideten, wußten doch ihrer Leidenschaft Zügel anzulegen und verriethen durch nichts, was in ihnen vorging.

Der Hochzeitmorgen war angebrochen, die kaiserliche Braut in schweren, goldburchwirkten Gewändern und vom Scheitel bis zur Sohle in Schleier gehüllt, betrat mit dem Herrscher die Kirche, Herolde mit silbernen Trompeten verkündigten den Act der Einsegnung und auf dem Heimweg begrüßte die Vermählten das Volk mit Hochrufen und streute Blumen auf ihren Weg. — Kaum jedoch hatte man sich zum Mahle niedergelassen, als Reiter in den Hof des Palastes sprengten und dringend verlangten, ihre Meldung dem Kaiser vortragen zu dürfen. Als sie in den Saal gelassen waren, brachten sie mit hastigen Worten die Nachricht, daß räuberische Tataren an der Grenze eingebrochen seien und die dort zur Hut aufgestellten Truppen überwältigt und beinahe vernichtet hätten. Vatazes sprang auf: „So ist es mir denn beschieden," rief er, „diesen Tag meiner Vermählung durch eine Waffenthat zu verherrlichen, ich werde sogleich mit auserlesenen Truppen euch nachfolgen und die Feinde zurückwerfen." Augenblicklich gab er Befehl zur Rüstung und Bereitschaft zum Aufbruche. Von seiner jungen Gattin verabschiedete er sich mit kühlem Anstand, sie möge um ihn ohne Sorge sein, und ihre liebenswürdige Freundin, die Markesina, fügte er mit einem dunklen Blick auf diese hinzu, werde sie bis zu seiner Rückkehr keinerlei Unterhaltung vermissen lassen. Anna Constanze reichte ihm, einige Worte flüsternd, die Hand, zeigte jedoch mit keiner Miene weder Bestürzung noch Freude. Man sah, daß ihr die Trennung beinahe eine willkommene, keinesfalls eine schmerzliche war. Als sie Abends ihre Freundin entließ, um sich zur Ruhe zu begeben, glaubte diese eine bisher nie geoffenbarte Heiterkeit an ihr zu bemerken.

Letztere war indeß kaum in ihrem, von dem der Kaiserin ziemlich entlegenen Gemache angelangt, als sie von einer eigenthümlich beängstigenden Empfindung ergriffen ward. Sie konnte sich nicht bestimmt sagen, daß sie etwas oder was sie befürchte, und dennoch verspürte sie ein bis ins Mark sie durchschauerndes Beben, ein ruheloses Bangen, das all ihr Sinnen und Denken einnahm.

Sie hatte wohl bemerkt, daß die Neigung für sie im Herzen des Vatazes von Tag zu Tag heftiger aufloderte, sie fühlte auch, daß diese Neigung in ihr nur Erwiderung fand, und sie zitterte davor. Sie sah eine, in beiden bis zur verzehrenden Leidenschaft anwachsende Flamme und fand sich widerstandslos; ja Stolz und Befriedigung regten sich in ihr und der Blick, den Vatazes beim Abschiede noch auf sie gerichtet hatte, war wie eine glänzende Verheißung von ebenso verlockenden als kühnen Hoffnungen. Allmählich wich die Bangigkeit von ihr und ließ den ungezügeltsten Wünschen, Bildern voll Glück und Liebe, Raum.

Sie war auf ihr Lager niedergesunken und gab sich ganz ihren schwärmerischen Träumereien hin, als sie Schritte vernahm, die Vorhänge der Thüre weggezogen wurden und Vatazes vor ihr stand.

Sie sprang auf, aber kein Schrei der Verwunderung oder des Schreckens kam über ihre Lippen, es war ihr, als müßte alles so kommen, wie es geschah, als wären die Träume, mit denen sich ihre Phantasie beschäftigt hatte, verwirklicht worden und forderten nun ihren Muth heraus, der Erfüllung entgegenzukommen.

Mein Herr und Gebieter kehrt zurück, hauchte sie, um seine Gattin noch einmal zu sehen; aber die zu rasche Sehnsucht leitete fehl, nicht hier . . . . . —

Nur zu Dir, Yolanthe, unterbrach sie der liebende Fürst, hat mich der himmlische Fackelträger geführt.

Zu mir, Herr, am Tage Deiner Vermählung, oder welchen Befehl giebst Du mir an Deine Gattin?

Am Tage der Vermählung mit einem Kinde, unterbrach er sie abermals; diesen Irrthum, kannst Du ihn läugnen?

Welche Schmach wird mir zugefügt, rief sie aus, gab denn ich Anlaß durch Blick oder Worte zu solch entehrendem Bedrängen?

Nein, erwiderte er, auch befürchte Du nichts, schon harrt unten meiner im Hofe das ungeduldige Roß, um mich sogleich wieder fortzutragen, dem bevorstehenden Schlachttag entgegen; nur Dich noch einmal sehen wollte ich und von Dir hören, daß Du meine Liebe kennst und sie nicht verwirfst. Sprich!

Werde ich nie wieder in eine solche Lage versetzt sein, frug sie.

Nie wieder, wenn nichts in Deinem Herzen für mich redet. Sie schwieg, aber sie sträubte sich nicht mehr, als er sie leidenschaftlich in seine Arme schloß und küßte. Das ist meine Hochzeitsstunde, flüsterte er ihr zu. Mein bist Du, meine und des Reiches wahre Gebieterin, und nun fort! Damit riß er sich los und stürzte hinweg. Sie rang die Hände — ich sein! und doch mußte es so kommen; ich wußt' es ja. Ich sein und doch nicht sein, so lange sie lebt, sie, die ich verrathe und die mich liebt, die lauter Güte gegen mich ist und der ich's mit Undank und Untreue vergelte. — Sie eilte nach dem Fenster, unten blitzten die Waffen, Funken stoben auf den Steinen von den stampfenden Pferden, die Reiter sprengten davon; sie hörte sie noch lange, dann ward es stille, still um sie her und in ihr.

Nach schlaflos zugebrachter Nacht betrat Yolanthe bleich und verstört das Zimmer der jungen Kaiserin. Anna Constanze sah blühend und heiter aus, eine selige Zufriedenheit war über sie gebreitet; sie schien der vollendetste Gegensatz ihrer von Reue im Herzen zerrissenen Freundin. Und dennoch, auch in ihr, dem schuldlosen Gemüthe regte sich ein leises Mißbehagen, ein dunkles Bewußtsein, daß sie nicht war, was sie durch den Segen der Kirche und in den Augen des Volkes sein sollte: die wirkliche Herrscherin von Nicäa.

Schmerzlich dachte sie zurück, nach den Ihrigen, nach Sicilien, nach dem Meere, sie sehnte sich nach dem Meere und sie sah es, sie sah es von einem vor der Hauptstadt gelegenen Schlosse aus, einem düstern, mit asiatischer Pracht überladenen Bauwerk am Abhang des Gebirges, wohin sich nach Abreise des Kaisers der Hof begeben hatte, sie sah es fern im blauen Schimmer ausgebreitet und es

schien ihr zu winken. Manchmal erblickte sie wohl auch ein Segel, ein kleines, weißes Segel, das über die Wogen hinglitt und verschwand. Wohin zog es, wer war darauf? Waren es Glückliche oder Unglückliche, die es dahintrug in unbekannte Fernen, waren es etwa Mannen ihres Vaters und ausgeschickt, um sie heimzuholen, nach dem schönen Palermo mit seinen Orangengärten, seinen hohen Palmen und den frohen Gesängen? Ach wie öde war es hier in dem steinigten Gebirge, über das von Norden her die Stürme fuhren und schwarze Wolken heranzogen.

Die Frauen hatten, um die Einförmigkeit der Tage zu kürzen, einen Märchenerzähler zu sich beschieden, und dieser, ein Syrier, unterhielt sie mit den wunderbaren Erzählungen des Morgenlandes. Er schilderte ihnen die Städte mit goldenen Kuppeln der Thürme, die Schlösser und Paläste, worin Edelsteine aus allen Wänden blitzten, wo Greife hausten, wo das Einhorn und der Phönix lebten.

Einmal, als er ihre Phantasie wieder aufs höchste gespannt hatte, fügte er am Schlusse die Versicherung bei, daß ein solcher Wunderpalast, wie er ihn eben geschildert, sich im Gebiete des byzantinischen Reiches selbst befinde, und zwar nicht einmal allzufern, an der Küste der Propontis. Nun war es sogleich beschlossene Sache bei der jungen Monarchin und ihrer Freundin, daß sie ehestens dahin aufbrechen und den Wunderpalast besuchen wollten.

Ein Bote von Vatazes kam mit Siegesnachrichten, Anna Constanze ertheilte ihm bei seiner Rückkehr ins Feldlager den Auftrag, ihren Gemahl zu bitten, daß sie auf einige Zeit jenen Palast an der Propontis beziehen und dort selbst ihren Wohnsitz nehmen dürfe. Sie habe von den Wundern gehört, welche jener Ort umschließe, und sei begierig, ihn mit eigenen Augen zu schauen, den Baum mit goldenen Blättern, die Schwäne von Silber, die sich bewegten, und die andern merkwürdigen Dinge.

Als dem Vatazes diese Bitte überbracht wurde, war er sehr erfreut, er willigte nur zu gern in Wünsche, die den seinigen entgegen kamen. Nur mußte die Geliebte für ihn zurückbleiben, sie durfte nicht unter der Begleitung der Herrscherin sein; Yolanthe erhielt die Weisung, seine nächste Botschaft in Nicäa zu erwarten und den Inhalt derselben an Stelle der Kaiserin dem Senate mitzutheilen. Anna Constanze sollte, nur von einer Schaar ihrer Leibwache umgeben, die Reise antreten. Als dieser Befehl in Nicäa, wohin man indeß zurückgekehrt war, eintraf, stand Yolanthe darüber betroffen vor ihrer kaiserlichen Freundin und gedrückt von der Schuld ihrer verbrecherischen Neigung, der sich ihr Herz bereits schrankenlos ergeben hatte. Die Sündige beugte sich vor der heiligen Unschuld mit einer aus Ehrfurcht und Mitleid gemischten Empfindung, und diese nahm ihre Worte für wahr, ihre Ergebenheit für aufrichtig; mit Lächeln sagte sie: ich fühle mich hier gefangen und doch in Anspruch genommen; ich sehne mich nach Einsamkeit und zugleich nach Freiheit. Dir gefällt es hier, Dir macht der Hauptstadt bewegtes Leben Freude, ich ergebe mich in den Gedanken Dich zurück zu lassen und würde es mir schwer anrechnen, wollte ich so selbstsüchtig sein und veranlassen, daß Du Deine Neigungen, die den meinigen so sehr entgegengesetzt sind, aufopfern müßtest.

Befiehl über mich, bat, noch einmal einer besseren Regung Raum gebend, die Freundin. Bleibe, war die Antwort, bleibe, die Reise würde Dich ermüden, Du siehst blaß und leidend aus, ich befehle Dir zu bleiben.

Der Tag der Abreise kam.

Wer war glücklicher als Anna Constanze, da sie nun ihren Wunsch in Erfüllung gehen sah, da sie mit einigen Dienerinnen und einer kleinen Schaar zu ihrer Sicherheit nöthiger Krieger, jenen aus englischen und dänischen, mit Streitäxten bewaffneten Männern, Nicäa verließ und nach wenigen Tagen in dem wunderbaren verfallenen Palaste an der Küste der Propontis ankam. Da waren dichtverschlungene Laubgänge, Pfade zwischen Felsen und Grotten, die längst kein Fuß mehr betreten hatte, ganz von Reben umsponnene Steinbilder, von Epheu überwachsene Riesenbäume — keines Menschen Ruf unterbrach die zauberhafte Stille, nur auf dem Weiher bewegten sich die mechanischen Silberschwäne und aus einer der Hallen ertönte das Gezwitscher der künstlichen Singvögel. Wie freute sie sich, hier allein zu sein, in diesen schweigenden Gärten und Zimmern sich ergehen zu können.

Das mildere Klima, der durchaus südliche Pflanzenwuchs erinnerte sie an die Heimat, die unabsehbare Fläche des Oceans, die sich vor ihren Blicken ausdehnte, ließ sie an dessen fernstem Rande ihr liebes Inselland, ihr theures Sicilien im Geiste wahrnehmen. Sie war glücklich, sie glaubte wenigstens es zu sein. Was sie verloren hatte, um was sie betrogen worden war, das wußte, kannte sie nicht. Eines mitfühlenden Herzens entbehrend, wandte sie ihre Neigung jenen künstlichen Gebilden zu, welche die Merkwürdigkeit ihres Palastes ausmachten. Außer dem Baum mit automatischen Singvögeln und den Schmetterlingen von Saphir und Rubin gab es noch andere Seltenheiten, die zu ihrer Erheiterung dienen sollten, denn Batazes betrachtete seine Gemahlin nicht anders als ein Kind. Da war denn auch eine bewegliche Frauengestalt, die über und über mit prachtvollen Kleidern angethan, zu gewissen Stunden aus einer Nische hervortrat und zierlich sich auf und niederwiegend einen Tanz aufführte, ferner ein aus Erz gearbeiteter Neger, der um Mittag aus einer Mauer heraussprang und soviel Pfeile abschoß, als Stunden seit Sonnenaufgang entflohen waren, und endlich lag vor dem Eingange zum Palast ein gegossener Löwe mit Flügeln, von dem man behauptete, daß er seine Tatzen erheben könne, und daß es dann aus seines Rachens metallener Tiefe wie ferner Donner schalle. Alle diese Seltsamkeiten erregten ihre Aufmerksamkeit und Neugierde in hohem Grade, sie ließ sich mit Tatas, einem Byzantiner, der diese Gegenstände zu besorgen hatte und in Thätigkeit zu setzen pflegte, in lange Gespräche über deren Bau und Vorrichtung ein. Es fiel ihr auf, daß rings um den Palast kein lebendes Thier zu sehen war, gleich als hätten die mechanischen Singvögel alle andern vertrieben; nirgends war der Gesang einer Nachtigall oder eines anderen Sängers zu vernehmen. Kein Reh ließ sich zwischen den Bäumen des Gartens blicken, kein stolzer Hirsch richtete sich unter den Zweigen auf, nicht einmal ein vorübereilender Falter suchte hier nach einer Blume.

Ich dulde keine, klärte sie der Byzantiner auf, ich hasse alles Lebendige.

Wie? frug Constanze tieferschüttert, dann hassest Du Dich ja selbst auch.

Frage nicht, ob ich ein Recht dazu habe, siehe alles was lebt, muß zu Grunde gehn, muß aufhören — wer könnte sich daran erfreuen? — Ich wenigstens nicht! Nur die Bestimmungen der Dinge sind dauernd, die Ideen, die Zahlen, Kreise, Linien, jene reinen Wesenheiten, an die sich das Eklige, Widerwärtige, das Leben, angesetzt hat, nicht um wahrhaft zu sein, sondern um sich immer wieder selbst zu zerstören. Jene aber sind ewig, und sie nachahmend habe ich hier ein eigenes Reich mir erschaffen, worin die strengste Gesetzmäßigkeit herrscht. Das Leben in seiner spielenden Willkür hat hier ein Ende.

Dann ist ja diese Welt eine Welt des Todes, entgegnete schaudernd Constanza.

Nenn' es so, wenn Du willst, antwortete der Byzantiner, aber alle diese den Menschen und Thieren nachgebildeten Gestalten, an ihnen ist nichts von dem Thörichten und Mangelhaften der vergänglichen Existenz, sie sind die reinen Kräfte in unverbrüchlicher Ordnung, hier ist das Ideal verwirklicht, wonach die Kaiser Konstantinopels strebten, das sie vergeblich zu verwirklichen sannen, hier ist das Bild der vollkommensten Staatseinrichtung, alles von Einem gelenkt und außer diesem Einen kein anderer Wille.

Das wollte ich nicht hören, fiel ihm die Herrscherin ins Wort — wenn ich in diesem Sinn all die hübschen Sachen betrachte, so graut mir davor. Sprich nicht weiter davon — sondern sage mir lieber — weßhalb ließest Du mich noch nie den Donner des geflügelten Löwen vernehmen?

Ich darf nicht.

Du darfst nicht und willst hier unumschränkt gebieten?

Bei diesem steht über mir eine höhere Macht.

Welche?

Nenne sie wie Du willst — Geschick, Vorsehung, Nothwendigkeit, sie ist da, sie steht über mir.

Ich will aber auch dieses Spielwerk hören, ich werde meinen Gemahl darum bitten.

O bitte ihn ja nicht darum, edle Herrin, zittere davor, jene furchtbare Stimme zu hören, die noch immer Unheil gebracht hat, denn nur dann erschallt sie, wenn geschah, was nicht geschehen sollte.

Und was ist dies?

Wenn Untreue meinem Herrn droht, und wehe dem Tag, an dem dies geschieht. —

Untreue, wiederholte sie sich und fügte hinzu: wie aber kann ein Vergehen durch dieses leblose Gebild an den Tag kommen? Das ist räthselhaft. Wisse, erwiderte der Byzantiner, von allen Kunstwerken in diesem Palast ist dieser Flügellöwe das Außerordentlichste, ein eigentliches Wunder. Eine Feder, eine einzige kleine Feder richtet die Tatze des ehernen Ungeheuers auf, und diese Feder wird durch die leiseste Berührung, durch einen leichten Druck der Hand oder des Fußes in Bewegung gesetzt, und zwar an einer Stelle, die kaum wahrnehmbar ist.

Wunderbar! rief Constanze aus.

Es ist meine eigene Erfindung, brüstete sich Tatas — und früher stand es zu Konstantinopel in einem Hofe des Palastes, unter ihm hauchten die Hoch-

verräther ihr Leben aus, der Verurtheilte wurde unter die Tatze des Löwen geschleudert, die ihn zertrat. Das eherne Brüllen verkündete dann der Hauptstadt, daß ein Verbrecher geendet habe. Noch vor Eroberung der Stadt durch die Abendländer ließ ich das Bild hierher bringen, ich selbst habe es hier aufgestellt.

Und was soll es hier, frug die Kaiserin ängstlich?

Es wird als ein Orakel angesehn, wer es durch einen Fehltritt in Bewegung bringt, spricht sich selbst das Todesurtheil.

Entsetzlich, Lebloses, Zufälliges richtet über Leben und Tod der Menschen!

Manches Opfer, entgegnete Tatas mit einem finstern erstarrenden Blick, ist ihm schon gefallen, aber noch keines ungerechterweise. Stets trägt den Schuldigen sein Fuß an die verhängnißvolle Stelle.

Nachdenklich verließ Anna Constanze den Saal, sie ging fort, um das Werk zu betrachten und sie konnte sich nicht verhehlen, daß eine eigenthümliche Furcht vor der ehernen Gestalt sie befiel, daß etwas sie abhielt, ihr nahe zu kommen — obwohl sie sich nicht entfernt einer Schuld anklagen konnte. Wie könnte ich, sagte sie zu sich selbst, einem Manne untreu werden, den ich nicht kenne noch liebe, und der auch mich nicht liebt und kennt. Seit dieser Unterredung mit Tatas aber hatten die künstlichen Gebilde viel von ihrem Reiz für sie verloren, ja es graute ihr heimlich davor. Und jetzt mußte sie sich auch sagen, daß das Aeußere des Byzantiners, des Schöpfers dieser Wunderwerke etwas Unheimliches, Erschreckendes für sie hatte. Seine mächtige Gestalt, die bronzene Gesichtsfarbe, die hohe eisige Stirn, unter welcher tiefliegende Augen ihre dunklen Blitze hervorschossen, erfüllten sie mit Furcht, sowohl vor ihm, als vor seinen Anschauungen und vor seinem Thun.

Um so lebhafter sehnte sie sich nach dem beweglichen Elemente, dem Meer, das sie liebte.

Sie eilte nach dem Gestade. — Auf dem äußersten Endpunkt einer Landzunge waren steinerne Sitze in einem Halbkreis angebracht und es führten von da Stufen zum Gestade hinab. Hier verweilte sie bis zum Eintritt der Dunkelheit, sie sah das Gewell die Spitzen ihrer Schuhe benetzen, und es war ihr, als sollte sie das Geplauder verstehen, sie fand Trost und Beruhigung dabei. Des nächsten Morgens wiederholte sie den Besuch an dem ihr liebgewordenen Orte und so die folgenden Tage.

Einstmals als sie von Bewunderung der erhabenen Schönheit des Meeres hingerissen, zu singen begann, bemerkte sie eine außergewöhnliche Bewegung in den Wogen, und plötzlich tauchte vor ihr eine Schaar von Delphinen auf. Der Anblick bestürzte sie zwar anfangs — denn sie gedachte jenes Ereignisses auf dem Schiffe, da mit ihnen der geheimnißvolle Meermann gekommen war, und sie erinnerte sich der Begegnung mit ihm wie eines verlorenen unwiederbringlichen Glückes. Aber die munteren Thiere näherten sich so zutraulich dem Ufer, daß sie ihr Lied zu singen fortsetzte und am Schlusse ihnen zurief: Freundliche Geschöpfe bringet meinen Gruß demjenigen, den ihr kennt, der Euer Genosse war und Euer Freund, saget ihm — ach nein, ich habe ihm nichts mehr zu sagen, aber ein Angebenken bringet ihm von mir. Damit nahm sie ihr Gürtelband und warf es nach dem Meere hin, der frische Morgenwind, der sich eben erhoben hatte, fing es auf und trug es zu den Delphinen, und es war, als ob sie es haschten und damit hinwegeilten.

III.

Nicäa war die Hauptstadt jenes Kaiserthums, welches nach Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer als das in Asien fortgesetzte byzantinische Reich gelten konnte. Es versteht sich, daß die Herrscher dieses Reiches die Hoffnung nicht aufgaben, Konstantinopel wieder zu gewinnen und den Sitz der Macht nach der alten Metropole zurück zu verlegen. Auch Vatazes trug sich mit dieser Idee und war für deren Verwirklichung thätig. Er bewarb sich zu diesem Zwecke um Bundesgenossen bei den asiatischen Fürsten und bei den slavischen Stämmen im Norden. Vor allem zog er einen seiner Verwandten, den Paläologen Michael in sein Vertrauen und verabredete mit ihm die Mittel zu einer Unternehmung gegen die Lateiner, deren Ansehen und Macht bereits im Niedergange war. Nach seinem Siege über die Tataren hatte Vatazes eine Zusammenkunft mit dem Paläologen, den er dabei zugleich für den Fall seines Todes als den Vormünder seines Sohnes und Reichsverweser einsetzte.

In seiner Hauptstadt Nicäa, wo er den Siegeseinzug hielt, eilte er zu Yolanthe, und ließ sie an seiner Seite, mit den kaiserlichen Insignien bekleidet, an allen Ehren des Triumphes theilnehmen. Er rühmte vor dem Volke, sie habe, während seiner und der Kaiserin Abwesenheit als Statthalterin mit Klugheit und Muth gewaltet und empfange nun den Lohn so großer Verdienste. So stolz nun auch die Marquisana auf alle Auszeichnungen war, die ihr zu Theil wurden, im Stillen erregten sie in ihrer Brust neuerdings die Qualen der Selbstanklage und das Gefühl ihrer zweifelhaften Stellung. Ach, sagte sie, als sie nach dem prunkvollen Festmahl im Palaste sich mit dem Geliebten allein sah, nach all den Huldigungen, die mir zu Theil geworden, nach all dem Glück, das mir Deine Liebe gewährt, könnte ich doch die Stimme in mir verleugnen, die bitteren Vorwürfe des Gewissens, wenn ich an Anna Constanze denke, deren reine Seele keine Reue trübt. Vergiß das, rief Vatazes aus, auch für mich ist der Gedanke, Dich nicht als rechtmäßige Gattin besitzen zu können, eine Hölle. Aber mitten in den Flammen dieser Hölle sind es Deine zärtlichen Blicke, Deine Liebkosungen, Deine Schwüre, die als ein Thau des Paradieses meine Seele wieder kühlen. Frage Dich selbst, begehen wir ein Unrecht gegen sie, die, einer Knospe gleich, in ihrem unentwickelten Leben nicht entbehrt, was uns beseligt, uns, welche die Natur, deren Macht eine göttliche genannt werden darf, vom ersten Augenblick an, da wir uns sahen, unauflöslich für einander auserkoren hat. O, rief die Marquisana, das eben ist es, daß sie als ein Engel mir gegenüber steht und ich vor ihr mich als eine Verworfene betrachten muß! Das ist die Qual in mir, die ruhelose, wäre sie, auch sie nicht schuldlos — dann — und ja, fügte sie plötzlich hinzu, auch sie ist nicht ohne Schuld. Wie? frug Vatazes erstaunt, wohin zielen Deine Worte?

Weshalb verlangte sie nach jenem einsamen Palaste? weshalb suchte sie die Nähe des Meeres auf, o es ist gewiß, sie liebt.

Liebt, lachte Vatazes auf.

Liebt und hofft, wiederholte Yolanthe und erzählte die Begegnung mit dem seltsamen Gefährten der Delphine.

Einen Fisch also liebt sie, nun den möge sie immerhin im Netze gefangen halten, spottete Vatazes weiter, siehe uns blühen weniger kaltblütige Freuden! Da=

mit zog er die Geliebte an sich und brachte einen mit Wein gefüllten goldenen Becher an ihre Lippen.

So leicht aber auch Vatazes die Anklage gegen seine junge und verschmähte Gattin aus dem Munde der angebeteten Marquisana nahm, so höhnend und überlegen er sich auch äußerte, in seinem Innersten war doch ein Argwohn wach geworden; es war nicht Eifersucht, denn ihre Liebe galt ihm ja nichts, aber der beleidigte Herrscher, das verletzte Gefühl der Selbstherrlichkeit regte sich — daß sein Weib, seine Sklavin, ein unmündiges Kind, es wagen konnte, einen anderen Mann ihm vorzuziehen, zu lieben, einen anderen zu lieben, das war es, was ihn stachelte und in Wuth versetzte. So schwach ihn jene Flamme auch dünken mochte, sie auszulöschen und den Gegenstand seines Argwohns die ganze Wucht der Strenge fühlen zu lassen, das war es, was ihn jetzt beschäftigte und was den Entschluß in ihm reifte, sich selbst zu überzeugen ob es möglich, daß dieses Kind, seine kleine blonde Constanze ihm abtrünnig werden konnte.

Ihr selbst war indeß nicht verborgen geblieben, was sich in Nicäa zugetragen hatte. Eine neue Schaar der Waräger, jener ihr beigegebenen Leibwache, war von der Hauptstadt angekommen, um die bisherige Truppe abzulösen, und durch sie war es kund geworden, daß die Marquisana, mit Schmuck und Diadem der Kaiserin, an des Vatazes Seite, den Siegeseinzug gefeiert hatte, und daß man sie überall bereits als die eigentliche Herrscherin ansehe. Jetzt zum erstenmale empfand Anna Constanze klar und ganz die ihr wiederfahrene Kränkung, den Undank ihrer Freundin, die Untreue ihres Gemahls. O wie verlassen bin ich, wie sehr verschmäht und zurückgesetzt, und ich selbst mußte durch meinen Wunsch hierher zu kommen, ihnen die Wege bahnen! Ich dürfte nun wol ganz weggehen, vom Leben weggehen, sie würden nur froh sein, sie würden es nur als eine Pflichterfüllung von mir ansehen! Warum zag' ich, warum stürz' ich mich nicht in die Tiefe des Meeres, wo die Wogen über mir zusammenschlügen, dort würden vielleicht doch jene treuen Thiere, die Delphine, Mitleid mit mir haben und mich betrauern.

Während sie diesen schmerzlichen Betrachtungen nachhing, schwang sich vom Meer her ein Falke gegen das Haus und ließ sich vor ihr nieder. In freudigem Erschrecken nahm sie das schöne Thier auf ihre Hand, das sogleich den Kopf an sie schmiegte und sich von ihr streicheln ließ. Wie eigen war es ihr, die Lebenswärme eines freundlichen Geschöpfes so nahe zu haben, wie viel höher stand es ihr, wie verwandter, als alle jene schönen, künstlich geformten Nachbildungen lebendiger Wesen, die nur deren Schein an sich trugen, nicht durch eigenen Impuls bewegt wurden!

Sie liebkoste den Falken mit Zärtlichkeit; ihre Freude wurde aber bald durch den Byzantiner unterbrochen, der ihr anzeigte, die neuangekommene Schaar der Leibwache bitte ihr vorgestellt zu werden. Auf den Falken sah er dabei mit gehässigen Blicken: das gefräßige Thier da, sprach er, wird alles in Unordnung bringen und beschmutzen, gieb es weg, Herrin, oder laß es mich tödten.

Wag' es nicht, ich müßte Dich bestrafen, hier bist Du nur mein Diener, erwiderte sie.

Tatas entfernte sich mit höhnischem Lächeln; sie folgte, nachdem sie ihren Falken noch geschmeichelt und mit ihm geredet hatte:

Lasse Dich nicht fangen, sagte sie zu ihm, werde mir nicht ungetreu, willst Du mein bleiben? er stieß ein wildes Geschrei aus und schlug wie drohend mit den Flügeln.

Nein, ich kette Dich nicht an, habe Deine Freiheit! Willst Du? Nein? Nun so bleibe!

Ganz in sich versunken, still vor sich hinträumend, schritt sie nun die Schaar der Waräger entlang, ohne einen der Kriegsleute zu beachten, während sie doch sonst einen und den anderen nach Namen und Heimat gefragt hatte. Mit einem mal hörte sie hinter ihr flüstern. — Herrin, Ihr habt sehr abgenommen an Farbe des Gesichts und Freudigkeit. Sie sah auf und blickte in das Gesicht des Mannes, der ihr wohlbekannt war, an den sie so oft gedacht hatte. O wehe, daß Du hier bist, sagte sie ebenso leise und wie für sich. Das sollt Ihr nicht beklagen, holde Frau, ward ihr in provenzalischer Sprache zur Antwort, Ihr habt einer Treue nöthig und die findet Ihr an mir, wie sonst wol an keinem Anderen in Eurem Reiche. Gehabt Euch wohl und laßt nicht merken, daß wir uns kennen. Sie nickte ihm lächelnd zu und ging eilend vorüber. Wie bedrängte sie jetzt Freude und Sorge zugleich! Nicht mehr entbehrte sie nun einer beschützenden Nähe, einer wahren Theilnahme an ihrem unglücklichen Geschick. Nein, sie war nicht mehr unglücklich, und auch der Falke konnte nur von ihm sein, der ward ihr nun doppelt lieb. Wenn er fortflog und wenn er wieder kam, war es ihr immer, als bringe er Grüße von dem tapfern treuen Mann mit, der gewiß nur um ihretwillen hierher gekommen war. Sie sah ihn von nun an öfter. Wie mancher Blick bekräftigte das gegenseitige Verständniß, wie freudig wurde sie jedesmal durch seine, wenn auch nur stumme Gegenwart überrascht, wie mancher Dienst war ihr von ihm erwiesen, woran vorher sonst Niemand gedacht hatte!

Die strenge Zurückhaltung, in welcher er sich ihr gegenüber verhielt, wurde nur selten durch ein kurzes Gespräch unterbrochen. So fragte sie ihn einst: wie kommt es, daß Ihr hier seid?

Erinnert Euch, daß ich ein Normanne bin und daß meine nächsten Stammesverwandten und Waffenbrüder die Leibwache des griechischen Kaisers bilden. Als ich dies bedachte, fuhr ich nach Nicäa und ließ mich unter die Reihe seiner Streitaxtmänner aufnehmen.

Nun dann wünsch' ich, daß es Euch bei uns gefallen möge.

Würde ich immer Euch hier beschirmen dürfen, aber nach kurzer Zeit werden wir abgelöst und dann seid Ihr wieder schutzlos.

Wen sollte ich zu fürchten haben?

Fürchtet Eure Dame, die Marquisana.

Ich hab' Euch gehört und will Euren Rath befolgen, denn Ihr habt all' mein Vertrauen; aber geht, schon zu lange sprechen wir zusammen.

Der Normanne zog sich zurück.

Wenige Tage nach dieser Unterredung fand Anna Constanze, als sie das Zimmer betrat, ihren Falken todt am Boden. Sie ahnte, wer ihr diesen Schmerz bereitet habe und auf ihre harten Vorwürfe antwortete der Byzantiner nur mit einem schadenfrohen Blick, indem er sagte: Ich werde ihn Euch ausbälgen und als ob er lebe herstellen lassen mit ausgebreiteten Fittigen und die Krallen zum Fang



bereit, dann könnt Ihr Euch seiner freuen, so lang Ihr wollt, ohne befürchten zu müssen, daß er Euch entweiche. Sie schwieg zu diesem Hohn und sagte nur kurz: Auch ich werde nicht länger mehr bleiben, rüste die Abreise! Ich habe keinen Befehl dazu, antwortete Tatas. Bin ich verbannt, bin ich gefangen hier? frug ihn die Kaiserin. Er zuckte die Achseln und entfernte sich ohne Antwort; sie lehnte in bitterem Schmerz an die Fensterbrüstung; als sie aber am Meeresufer ihren treuen Normannen wiedertraf, erschloß sich ihr Herz gegen ihn in lauten Klagen. Ich werde den Elenden züchtigen, rief Redgar aus, er soll es büßen. Nein, erwiderte sie, er ist es nicht werth, daß Du ihn strafst und wir würden nur Verdacht erregen. Ach, ich bin so sehr mißachtet und gedemüthigt hier, das Joch, unter dem ich schmachte, ist unerträglich geworden. O, wer mich heimbrächte zu König Friedrich, meinem Vater, wer mein Befreier würde, denn bald wird auch mein Leben bedroht sein! Meines für Deine Rettung geb' ich, holde Herrin, versetzte der Normanne und ergriff ihre Hand. Ich weiß wohl, antwortete sie, daß ich Unmögliches verlange, denn wie solltest Du mich von diesem öden Meerstrand hinwegbringen, wo nie ein Fahrzeug landet und Alles von Wachen umstellt ist. Aber schon, daß Du Dich bereit dazu zeigtest, gewährt mir Trost.

Ich werde es dennoch können, versetzte Redgar, seit einigen Tagen bemerke ich ein Schiff nicht allzuferne von hier und ich erkenne an seinem Bau, daß es ein normännisches ist. Allerdings liegt es so weit vom Ufer vor Anker, daß kein Zeichen, kein Ruf im Stande ist, eine Mittheilung dahin gelangen zu lassen; aber ich werde hinaus schwimmen und verlangen, daß ein Boot ausgesetzt werde, Dich hier abzuholen.

Und wann wolltest Du das vollbringen?

Heute noch, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, es darf sich nur die Windrichtung ändern, so entfernt sich das Schiff, auch hört man, daß der Kaiser von Nicäa in nächster Zeit hier eintreffen wird. —

Er, Vatazes, rief Anna in höchster Bestürzung aus, o, dann ist Alles verloren!

Ohne Zögern also, gegen Anbruch des nächsten Morgens kann ich mit einigen meiner Landsleute hier in der Nähe wo unbemerkt landen, dann kommen wir, ehe noch die Sonne sich erhoben hat, hierher, um Dich zu befreien.

Und fürchtest Du nicht, es könnte mißlingen?

Möge von dem festen Muth, der mich beseelt, ein Funke nur in Dich übergehen und Deine Zuversicht erhalten! Lebe wohl und vertraue mir!

Mit bangem Herzen betrat die Gemahlin des Vatazes ihr Gemach, sie strengte sich vergeblich an, auf dem Meere die Anwesenheit eines Schiffes zu entdecken; oder sollte es jener kleine helle Punkt sein, den eben jetzt die untergehende Sonne für einen Augenblick beschien und dadurch erkennbar machte? Ja, dies mußten die Segel der Normannen sein — und mit einbrechender Dunkelheit wollte der Schwimmer das außerordentliche Wagniß unternehmen. Sie zitterte für ihn, sie bereute ihre Aufforderung, obwohl sie seine Gewandtheit, seinen Muth kannte; es galt sein Leben, und es war ihr alles — mehr als ihr eigenes geworden. Die Nacht brach an und mit ihr kam vom Gebirg ein Wind, der heftig nach der See zu wehte. Wenn er das Schiff weiter vom Ufer hinaustriebe, wenn es dem Schwimmer unmöglich

Digitized by Google

würde, es zu erreichen? — Ihre Befürchtungen waren nicht unbegründet: Der kühne Normanne empfand in Bälde die vom Land herwehende Luftströmung, die stärker und stärker wurde und das Fahrzeug mehr und mehr von seinen Anstrengungen entfernte. Jedenfalls konnte er es kaum noch vor Anbruch des Morgens erreichen. Es dunkelte immer mehr; der Richtung, die er zu verfolgen hatte, war er gewiß, die immer höher gehenden Wogen bekümmerten ihn wenig, aber daß ihm Stund auf Stunde so verloren ging, das beunruhigte ihn, und vollends schwer warf sich der Gedanke auf ihn an diejenige, die seiner mit gleicher Angst gedachte und mit welcher Sehnsucht seiner Wiederkehr entgegensah! Er durfte diesen Gedanken nicht aufkommen lassen, seinen Armen würde bald die Kraft gefehlt haben, um den furchtbar um ihn her rollenden Wogen zu widerstehen.

Nach Mitternacht ließ die Heftigkeit des Windes nach. Anna Constanze bemerkte die Veränderung an dem geringeren Wehen in den Bäumen des Gartens vor ihrem Fenster. Sie schöpfte neue Hoffnungen, jetzt konnte Rettung noch möglich sein, einem so ausdauernden, mit dem Meere so vertrauten Schwimmer mußte es möglich werden, sein Ziel zu erreichen. Und sollte nicht auch der gütige Himmel ihrer Sache hülfreich sein? war es nicht ein der Engel würdiges Werk, sie ihrer Schmach, ihrem Elend zu entreißen? Zuweilen warf sie sich auf die Polster ihres Ruhebettes, um einige Minuten Erholung zu finden, aber das leiseste Geräusch erweckte sie wieder.

Hundertmal wohl sprang sie auf und horchte — mit brennenden Augen blickte sie nach der Richtung des Meeres, ob noch kein Streiflicht der Frühe sich zeige, und hundertmal durchmaß sie mit leisen, zagenden Schritten das Gemach, bald in Furcht vor Entdeckung, bald in Sorge, daß sie die Retter, wenn sie nahe wären, nicht früh genug höre. Endlich schien es zu tagen — aber wenn es nun wirklich Tag wurde und er kam nicht, dann war für Stunden, vielleicht für immer ihre Hoffnung dahin. Es war jedoch nicht das Licht des Morgens, sondern nur ein mächtiger Stern, der durch Wolken brach und eine ungewöhnliche Helle ergoß — jetzt — ja jetzt hörte sie Geräusch, sie hörte das Klirren von Waffen, schwere Tritte kamen durch den Garten her — ein Schimmer von Fackellicht schwankte zwischen den Baumstämmen und erhellte die Gipfel der zunächst vor ihrem Fenster ragenden Cypressen. Sie athmete auf, er mußte es sein, sie wandte sich dem Ausgang ihres Gemaches zu, sie erreichte die Treppe, öffnete das Thor und trat ins Freie. Da war es zuerst die Gestalt des geflügelten Löwen, der vor ihr stand und in der halben Dunkelheit noch größer als sonst erschien, und auf sie niedersah.

Was hatte sie vor? zu fliehen? Allerdings aus harter Gefangenschaft, aber war es nicht doch ein Unrecht was sie jetzt zu thun gewillt war? Sie gedachte der Warnung des Byzantiners, sie schwankte und zögerte, ja sie schauderte noch einen Schritt weiter zu wagen, aber die Lichter kamen näher, da faßte sie sich Muth, es mußte sein, zwei Schritte noch und sie war an dem Ungeheuer vorüber.

Jetzt kamen auch die Bewaffneten heran, einer in heller Rüstung voraus, er eilte auf sie zu, — welches Entsetzen! es war nicht der, den sie erwartete — es war Vatazes. Sie glaubte zu erstarren, mit dem Boden unter ihr eins zu



werden, und auch er blieb stehen, auch ihn fesselte mächtiges Erstaunen, sie, die Betrogene, Verrathene flog ihm entgegen, und wie? war das noch jenes Kind, jene Constanze, die er vor einigen Monaten als ein armes blasses Mädchen verlassen hatte, die jetzt in voller Schönheit aufgeblüht, vollendet in ihrer ganzen Erscheinung vor ihm stand? Mit dem Ausdruck freudiger Bewunderung näherte er sich, seine Blicke, seine gegen sie erhobenen Arme gaben seine leidenschaftliche Bewegung kund, und Constanze empfand es, sie empfand es mit noch größerem Erschrecken als zuvor die Enttäuschung; sie wich voller Angst vor ihm zurück, da berührte es sie kalt und hart; sie sah sich um, sie war an das Erzbild gestoßen — das eherne Thier über ihr schien sie noch wilder als vorher anzusehen, und da war's als ob eine unsichtbare Hand die ihre fasse und sie zurückzöge immer näher an die Tatze des Löwen hin, und sieh, er erhob sich, tief aus seinem Rachen löste sich's wie ferner Donner — die Erinnerung an das Wort des Byzantiners durchschauerte sie: Ha, rief es in ihr, er hatte Recht, du bist schuldig, das ist dein Todesurtheil. Sie fühlte ihre Besinnung schwinden; ihre Hand erhob sich noch als wollte sie sich festhalten, aber es war nur die eherne Tatze, nach der sie griff und ohnmächtig sank sie unter sie nieder. Ein Moment noch und das Erz schlug herab und zerschmetterte die Brust der Unglücklichen. Schon war die verhängnißvolle Sekunde da, wo das Brüllen in ein Röcheln überging und schwächer wurde — jetzt mußte das Erz sie zermalmen, da sprang Batazes hinzu und entriß sie dem Tode. Betroffen von dem unverhofften Anblick, hätte er beinahe zu lange gezögert, so unglaublich war alles, was hier vor seinen Augen vorging — aber schon im nächsten Augenblick fiel der dröhnende Schlag und traf den Boden, daß er bebte. Als Anna Constanze aus ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich in den Armen ihres Gatten.

Der Morgen brach an und sah auf dem Meere den Normannen noch mit der Woge kämpfen. Die See ging nicht mehr hoch, seine Kräfte jedoch waren erschöpft, es gelang ihm nach dem Fahrzeug ein Zeichen zu geben so nahe war er bereits gekommen. Man bemerkte ihn und ein Boot wurde herabgelassen, um ihn, den man für einen Verunglückten hielt, aufzunehmen. Man brachte ihn halbtodt an Bord, einige Zeit lag er regungslos vor den Männern, die ihn mitleidig betrachteten, dann schlug er die Augen auf, holte tief Athem, und seiner Pflicht sich erinnernd und was er hier wolle, erhob er sich und öffnete den Mund, um seine Aufforderung an sie zu richten. Vergeblich — die ungeheure Anstrengung hatte ihn der Sprache beraubt, es war ihm nicht möglich auch nur ein Wort zu sagen, er war stumm geworden. Seine Geberdensprache blieb unverständlich, mit einem schmerzlichen Blick nach dem Lande, mußte er gewahr werden, wie es mehr und mehr in der Ferne verschwand.

IV.

Garten und Palast am Meeresufer waren wieder still und einsam geworden, wie sie es vor dem Besuche der unglücklichen Prinzessin gewesen. Tatas, der Byzantiner mit Bogen und Pfeilen bewaffnet durchstrich die Gänge und Bauten und tödtete was er am Leben fand. Mein Princip ist richtig, sprach er zu sich selbst; es ist alles so eingetroffen, wie ich es angelegt hatte. Ja der Mechanis-

mus ist mächtiger als das Leben, er beherrscht das Denken und Wollen des Menschen. Die Schuldige mußte dahin den Fuß setzen, wo die verborgene Feder lag, das Gesetz der Kräfte zog sie dahin, an den Ort der ihre Schuld offenbarte. Gesetze des Weltalls, was ist vor Euch des Menschen Wille! Meine vollkommne Nachahmung der ewigen Ordnung ist der sicherste Beweis für die Wahrheit meines Systems, es hat sich durch sich selbst bewiesen.

Wie sehr würde er erst triumphirt haben, wenn er die Bestätigung seiner Theorie, das Opfer seines grausamen Versuches gesehen hätte, wenn er es gesehen hätte, an der Seite des Gemahls, so unendlich elend, wie es von Schrecken, Furcht und Gram gefoltert zum willenlosen Geschöpfe geworden war! Mild und liebreich, aber unnahbar erschien die Kaiserin wieder in Nicäa; ihre Reden waren klug und verständig, doch jedes Gedächtniß an Vergangenes schien ausgelöscht zu sein. Plötzlich und mitten im Gespräch erstarb ihr das Wort, es senkten sich ihre Wimpern und sie saß da, theilnahmlos und ohne Regung. Ihr Gang war vorsichtig und doch unsicher, wie eines Menschen, der schwindelnd an einem Abgrunde geht. Die Bewegungen ihrer Arme, ihrer Hände, hatten etwas Hartes und Zuckendes angenommen, als wären sie nicht mehr selbständig, nicht mehr von einem eigenen Willen geleitet.

Vatazes aber liebte sie, jetzt mehr als er je die Marquisana geliebt hatte; er liebte sie mit einer Milde, die seinem herrischen Charakter bisher fremd geblieben war, und Anna Constanze erzeigte sich ihm gegenüber demüthig nnd ergeben. Nur dann war sie von dämonischem Trotze, wenn das Feuer seiner sinnlichen Natur gegen sie aufloderte. An Yolanthe klammerte sich ihre kranke Seele mit rührender Liebe, und diese, welcher nicht entging, daß sie selbst von nun an für Vatazes nur noch Vergangenheit war, hielt die zärtlich sich an sie schmiegende in eisigen Armen und an einem racheglühenden Herzen. Seit sie sich verschmäht sah, war ihr Stolz nur um so anmaßender geworden, nicht gegen ihre einstige Freundin, die von ihr stets noch als ein Kind betrachtet wurde, sondern gegen die Umgebung des Vatazes, seine Vasallen und die Priester, denn diese waren die Ersten, die wider die einst Gefürchtete, nun Gefallene, und stets Verhaßte das Haupt erhoben. Als sie einst in das Innere eines Heiligthums eintreten wollte, wehrten sie ihr als einer Unwürdigen die Thüre.

Heftig beklagte sie sich darüber bei Vatazes, er aber nahm die Sache leicht und gleichgiltig hin; sie bat dringend um Genugthuung, sie versuchte, als in ihrer Ehre auch seine zugleich beleidigt darzustellen — sie warf sich ihm zu Füßen — umsonst — er blieb ruhig. Sie sah wol, daß sie um seine Liebe gebracht war, aber so wollte sie nicht zurücktreten, so schwer beleidigt und ohne Rache — nimmermehr! Herr! sprach sie, da Du mich nicht mehr kennst, so schicke mich auch fort von Deinem Angesicht, verbanne mich, das ist mir heilsam, gestatte nun auch mir jenen abgeschiedenen Aufenthalt in dem Palast am Meere, wo Constanze so glücklich war, Deine Liebe wiederzufinden. Dort ist mein Platz, dort ist ein Wohnort für mich und meinen Schmerz. Bereitwillig entsprach Vatazes ihrer Bitte, aber der Anblick ihrer heftigen Erregung, ihre schöne Gestalt, die er nun für immer sollte von sich scheiden sehen, entflammte noch einmal seine Neigung, und sie, den Sieg ihrer Schönheit rasch benützend, ließ sich diese letzte Gunst des Geschickes nicht entgehen.

Um Mitternacht gewahrten die Bewohner Nicäas einen Zug von Bewaffneten und Fackelträgern, wie in eiliger Flucht, die Mauern ihrer Stadt verlassen; es war die Marquisana Yolanthe, die sich mit einer ihr ergebenen Begleitung nach dem Lustschlosse an der Propontis begab. Als in später Stunde des Morgens die Diener des Fürsten von Nicäa sein Schlafgemach betraten, fanden sie ihn todt auf seinem Lager ausgestreckt. Kaum hatte sich seine Umgebung von dem Schrecken des so jähen Todesfalls gesammelt und nach den muthmaßlichen Ursachen gefragt, als der nächste Verwandte des Verstorbenen, Michael Paläologus, an der Spitze zahlreicher Truppen in Nicäa einrückte, um den Sohn des Vatazes, der bisher in seinem Heere gestanden hatte und den er mitbrachte, als Thronerben einzusetzen. Thränen benetzten seine Augen, als er den Palast betrat, und ihm die Wittwe entgegenkam, ohne Klage, und ohne zu weinen, aber er nahm den tiefen Schmerzensausdruck in ihren Zügen für Trauer um den Verstorbenen und redete sie voll Ehrerbietung an: Welche Stadt des Reiches Dir als Wittwensitz genehm ist — wähle, oder welchen Palast Du zu bewohnen gedenkst, es ist alles Dein und Deinem Wunsch anheimgegeben. Sie schien ihn nicht gehört zu haben. Unbeweglich stand sie da, ihre Augen sahen zur Erde, ein anmuthiges Lächeln schwebte um ihren Mund. Alles blickte nach ihr, und horchte, was sie wol sagen werde, aber sie sprach nicht, nur ihre Finger zuckten; und erst als der Schall der Trompeten, als die Fanfaren ertönten, welche den neuen Herrn verkündigten, erwachte sie aus ihrer todesähnlichen Ruhe. Sie fuhr mit der Hand langsam über ihre Stirne, als ob sie sich besänne, was vorgegangen war und sprach ruhig: Ich will nicht in einem Eurer Klöster, denn sie sind nicht von meinem Bekenntniß, den Gatten betrauern, ich bitte Dich aber, Herr, sende Botschaft nach Sicilien an meinen Vater, daß er seine Tochter zu sich nehme und hier abholen lasse. Der Paläologe trat ihr näher, mitleidig ergriff er ihre Hand und sprach: Beim heiligen Kreuze des Erlösers, ich werde Deinem Wunsch willfahren, und mein eigener Neffe Theodor, der hier steht, soll Dich von Konstantinopel aus geleiten, denn bis dahin wirst Du noch mit uns die Siegeslaufbahn theilen. Wisse, Konstantinopel ist in unserer Gewalt, und morgen werden wir uns aufmachen, um nächstens unseren frohen Einzug in der alten Hauptstadt unseres oströmischen Reiches zu feiern.

Die junge Wittwe neigte sich tief und begab sich, von Zurufen begleitet und umgeben von ihrer Leibwache, nach dem Ausgange des Saales. Ueber der Schwelle blieb sie stehen und erhob ihre Blicke zu dem goldenen Kreuzbild über der Pforte, als hätte sie ihm was zu sagen und anzuvertrauen.

V.

Der Herr sprach zu Mose, mache dir eine eherne Schlange und richte sie auf zum Zeichen; wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben. — Ueber diesen Worten der heiligen Schrift saß nachdenklich der Byzantiner. Wie könnte denn möglich sein, daß der Anblick einer ehernen Schlange Heilung von dem Bisse der Lebendigen brächte, wenn nicht dem Werke der reinen Form eine Macht über das Leben selbst gegeben wäre? Es ist das, was es ist, vollkommen, und nicht dem Tod unterworfen, es steht höher, als das, was es vorstellt. Da Tatas diese Worte bei sich sprach, wandte er seinen Blick auf die Bruchstücke seiner Arbeit, die vor

ihm auf dem Tische lagen, es waren die ehernen Glieder eines Schlangenleibes, den er zusammenzusetzen und derart zu verbinden suchte, daß sie beweglich wurden. So künstlich sollte das Gebilde werden, daß auf eine kaum merkliche Berührung die Schlange sich völlig aufrichten müßte, er wollte es so weit bringen, daß sie um seinen Arme sich winden, züngeln, verwunden und ein in ihrem Schlunde verborgenes Gift ausspritzen sollte. Ja, er dachte daran, ob er sie nicht ganz unabhängig von Einwirkung der Menschenhand, durch den elementaren Einfluß, durch Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft sollte dehnbar und beweglich machen können. Ueber ihre Verwendung war er noch nicht mit sich einig, doch daß auch sie auf menschliche Geschicke Einfluß haben müsse, stand bei ihm fest.

Ganz in die Berechnungen und Proben vertieft, hatte er nicht gehört, daß Besuch angekommen, daß Yolanthe mit Begleitung in die Halle getreten war. Von dieser Halle, in deren Mitte riesige Säulen das Deckengewölbe trugen, zog sich eine Wendeltreppe nach dem Gemach des kunstfertigen Mannes. Ueberall sahen fabelhafte Thiergestalten hernieder. Die einbrechende Dämmerung hatte dem Eifer des Arbeitenden noch kein Ziel gesetzt. Eben war er daran, in dem schön gearbeiteten Schlangenkopf die letzten Wirbel anzufügen und er ließ sie über seine Hand gleiten, als durch ein Geräusch sein Augenmerk nach der Thür gelenkt wurde. Er sah empor und fuhr zurück wie vor einer wirklichen Schlange, als er die Gestalt des schönen Weibes erblickte, das seine dunklen Augen auf ihn heftete. So plötzlich, so unerwartet war ihm diese Erscheinung, daß er, der an Einsamkeit und Ungestörtheit bei seinen Arbeiten gewöhnt war, wirklich erschrack. Er starrte lautlos die Fremde an, die den Eindruck wol bemerkte und zögernd auf ihn zutrat. Verzeihe, daß ich Dich unterbreche, sagte sie sanft, von dem Ruf Deiner seltenen Kunst angezogen, kam ich hierher. Gewähre mir wie vordem meiner Herrin, der Kaiserin Anna, für einige Tage Raum in diesem Schlosse, vergönne mir, wenn es Dir genehm, einen Einblick in diese Wunderwelt, die, wie es heißt, zum größten Theil Deine eigene Schöpfung ist. Durch die letzten Worte geschmeichelt, überwand Tatas seine Furcht und war sogleich bereit, der Marquise zu willfahren. Er führte sie durch die Labyrinthe des Palastes, zeigte und erklärte ihr alles.

Was ich gesehen habe, ist bewundernswerth, sagte sie, und beurkundet Deinen Scharfsinn. Aber weißt Du auch, daß unsere Herrscherin durch solche Dinge in einen an Wahnsinn grenzenden Zustand versetzt wurde? Wenn Dich die Priester der Magie beschuldigen, so dürftest Du kaum dem Feuertode entgehen. Tatas antwortete fest: Hier ist keine Magie, hier ist alles Berechnung und natürliche Wahrheit. — Ich wünsche nicht, bemerkte sie, daß Du in den Fall kommst, Dich verantworten zu müssen. Furcht kenne ich nicht, versetzte Tatas. Doch davon laß uns später reden, für jetzt genieße das Mahl, das Dir bereitet ist. Willst Du nicht theilnehmen, bat sie. Er konnte es nicht weigern und mußte sich's gefallen lassen von dem Weine zu trinken, den ihre Diener ihm vorsetzten. Bald war er in ein lebhaftes Gespräch mit ihr verflochten, wobei er nicht nur die Macht ihres Geistes, den Zauber ihrer Rede empfinden sollte, sondern mehr noch die unwiderstehliche Macht ihrer Reize. Er wagte es nicht, seine lebensfeindlichen Anschauungen an den Tag zu legen, wie hätte er sie behaupten oder vertheidigen können vor der siegreichen Widerlegung eines einzigen dieser Blicke, die sein Herz in ungestüme

Wallung brachte — und als nun der von der Decke herabhängende Armleuchter seine magischen Strahlen über ihr schönes Gesicht ergoß, als einmal ihre Fingerspitzen seine Hand berührten, die lebendige Wärme ihres Pulses ihn mit den süßesten Schauern durchströmte, wie ward ihm, wie raste sein Blut! Er eilte auf sein Arbeitszimmer, doch nichts wollte ihm glücken, nichts fesselte mehr seine sonst so rastlose Thätigkeit. Der nächstfolgende Tag brachte ihn nur noch tiefer in die Fesseln der Versucherin, die so mächtig seine Theorie an ihm selbst Lügen zu strafen wußte.

Sie wurde nicht müde seine Werke zu bewundern und zog ihn nur umsomehr von diesen ab und an sich. Welche Thatkraft, konnte sie sagen, welche Ausdauer gehört dazu, dies alles zu ersinnen, zu erschaffen; aber das Lächeln ihrer Lippe zeugte dagegen, denn es ging darauf aus, diese Thatkraft zu lähmen, dieser Strenge und Ausdauer ein Ende zu machen. Und wirklich es kam so, der finstre Ernst von seiner Stirne wich, die Anfertigung der künstlichen Schlange wurde zurückgelegt, die tödtlichen Pfeile ruhten. Allmälig bevölkerte sich auch die Umgebung des Palastes wieder mit lebenden Geschöpfen, die Nachtigall sang, Rehe schlüpften durch die Gebüsche, und wo vorher grauenhaftes Schweigen geherrscht hatte, hörte man frohe Menschenstimmen. Aber je lauter und freudiger sich die Umgebung gestaltete, um so ernster und finstrer wurde Yolanthe. Je mehr Tatas zu neuem Leben verjüngt erschien, um so düstrer, unseliger ward die Marquisana.

Tatas ahnte, daß eine schwere Schuld auf ihr laste; wie, sagte er sich, wenn ihr Verhängniß sie hierher geführt hätte, wenn es ihr bestimmt wäre, hier den Tod zu erleiden, wenn ich selbst dazu den Befehl erhielte! Der Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht, die Ruhe wich von ihm, in seinen Träumen war es bald die künstliche Frauengestalt, welche die Züge Yolanthe's annahm und ihm winkte, ihr zu folgen, bald sah er den Löwen seine Tatze gegen sie erheben, um sie zu erdrücken, wehrlos, von Angst gefesselt, lag das schöne Weib dem Tode preisgegeben. Tödte das Unthier, wenn Du mich liebst, rief sie. Er stürzte auf sie zu, sie entwand sich seinen Armen und entschwand. Er erwachte, sprang auf und eilte in den Garten. Todtenstille war um ihn her; er fühlte zum ersten Male schmerzlich, daß alles Lebende vor ihm fliehe, diese gräßliche Einsamkeit beklemmte sein Herz; eine Eule, das erste Thier, das sich wieder hervorgewagt hatte, schien seiner mit unheilverkündendem Aechzen zu spotten; er getraute sich nicht sie zu verscheuchen. Wie von Fieberschauern gerüttelt, eilte er in seine Arbeitsstätte zurück, ergriff seine Werkzeuge und schritt nach dem Thor hinab. Dort, auf dem Boden kauernd, wie ein Jäger auf seine Beute, wie ein Räuber auf sein Opfer spähend, schlich er an dem geflügelten Löwen hin. Er wühlte die Erde auf, noch einmal hielt er inne, als besänne er sich, als schien es ihm ein Verbrechen, was er vor habe, dann aber legte er unerschüttert Hand an, um seine eigene Erfindung, sein ruhmvollstes Werk zu vernichten. In kurzer Frist gelang es seinen Anstrengungen, die geheimnißvolle Feder aufzudecken und zu zersprengen; sie zerriß und ein schwirrender Ton durchdrang die Luft. Das Erzbild schien noch einmal seine Tatze erheben zu wollen, aber wie gelähmt sank sie nieder; aus seinem Rachen drang ein dumpfes Stöhnen, dann war alles still. Dem Byzantiner sagte eine innere Stimme, es sei nun das Band gelöst, das ihn mit der Geisterwelt verband; sein Stolz, seine Meisterschaft, der Triumph menschlicher Erfindungsgabe war zerstört, die Geschicke, die er beinahe

schon zu beherrschen geglaubt hatte, lagen nicht mehr in seiner Hand. Furchtbar öde und ausgestorben war es in seiner Seele, dann aber trat wieder das liebreizende Bild Yolanthe's vor ihn, er hatte ihr sein Höchstes, was er besaß, geopfert. — Er gestand es ihr, er bekannte seine That und gestand ihr seine Liebe. Wohlan, sagte sie, es giebt einen Weg zu meinem Herzen, werde Gebieter von Nicäa und ich will die Deine sein. Wie, rief er aus, Du verlangst, daß ich den Kaiser, meinen Herrn, vom Throne stürzen soll? Nein, denn er ist bereits todt, erwiderte sie und fügte, da sie seine Bestürzung wahrnahm, ruhig hinzu: Ich habe ihn getödtet, ich selbst, höre, ehe Du mich verurtheilst, höre mein Bekenntniß. Ich kam mit Anna Constanze nach Nicäa als ihre Erzieherin und Freundin; das Herz ihres Gatten wandte sich mir zu, meine Schuld war es nicht, meine Schuld war nur, daß ich nicht standhafter seinen Bewerbungen mich widersetzte. Ich verrieth meine Herrin, und hier fand Vatazes sie wieder. Er verließ mich, er warf mich weg, er gab mich nicht nur dem schmerzlichsten Verluste preis, auch der Schmach, der Beschimpfung, und ich rächte mich .... Ich habe in der letzten Nacht vor meiner Abreise, als ich noch einmal seine Gunst gewann, ihn getödtet. Tatas sprang auf und betrachtete sie mit zweifelhaften Blicken. Ja, rief er endlich, es ist wahr, was Du sagst und Du hattest Recht, mit seinem Blute tilgtest Du den Schimpf und den Verrath Deiner Liebe zu ihm. Sie wandte sich ab und sprach: Und nun liebe mich noch, wenn Du kannst. Er stürzte ihr zu Füßen, und wärest Du tausendmal schuldiger und würde Dich alle Welt verfluchen, ich würde Dich dennoch lieben und wüßte ich, daß Du auch mir den Dolch in's Herz stoßen würdest, ich könnte Dich dennoch nicht lassen, ich bin bei Dir, was auch komme. So waffne Dich mit Muth und folge mir nach Nicäa; es gilt alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.

Du verlangst Unmögliches.

Erfahre, daß man von Nicäa aus mich bereits verfolgt, sie werden in Bälde hier sein, um mich zum Tode zu führen.

Laß uns entfliehen, drang er in sie. In dem nahen Gebirge finden wir fürs Erste Zuflucht, dann bei den freien Stämmen der Wüste Sicherheit. Sie trat einen Schritt zurück, „Armseliger, Du dünkst Dich höher, als andere, weil Du einige elende Puppen zu lenken verstandest, und jetzt, da Du vor Menschen, vor freiem Willen stehen sollst, jetzt verzagst Du?

Dich zu vertheidigen wird es mir nicht an Muth fehlen, versetzte Tatas, und soll es sein auch mit Dir zu sterben. Fürs erste gilt es dem drohenden Geschick zuvor zu kommen; ich werde Vorkehrungen treffen, Gewalt von uns abzuwehren. Er verließ sie und kam gegen Mittag mit der Nachricht zurück, daß ein schweres Gewitter heranziehe. Ein glücklicher Zufall für uns! Ich ließ die Speere, welche über den Thürmen rings um den Park aufgestellt sind, um die Blitze von diesem Palast abzuwehren, herunternehmen. So gab ich diesen Wohnsitz dem Gewitter preis, wenn die Verfolger hereindringen, so werden sie von dem entfesselten Feuer entweder zurückgeschreckt, entfliehen müssen, oder sie werden von den Blitzen erschlagen, da die Gewalt der Metalle jene anziehen und hierher lenken wird. Und wir? fragte Yolanthe. — Was Jenen zum Verderben gereicht, deckt unsere Flucht; laß uns eilen, bei den Bewohnern der Wüste finden wir nicht nur

Zuflucht, sondern auch bereitwillige Anhänger und willfährige Mitstreiter, um, wenn es Du so willst, Nicäa zu überfallen und zu erobern.

Sie verließen den Palast, von Niemand gesehen, von Niemand geführt; kaum aber hatten sie die Begrenzung des Parkes verlassen und der ersten Ansteigung des Gebirges sich genähert, als das heftige Gewitter losbrach. Muthig schritten sie vorwärts, aber ihre Gefahr wurde immer größer. Blitz auf Blitz hüllten den Himmel in ein unaufhörliches Feuer, der Sturm entwurzelte die mächtigsten Bäume, und von dem ungeheuren Regengusse schwollen in kurzer Zeit die Waldbäche zu reißenden Flüssen an. Sie mußten zurück, die Natur schien sich ihrem Eintritt in ihr freies Gebiet zu widersetzen; sie eilten nach dem Garten und dem eben von ihnen verlassenen Gebäude zurück; doch kaum hatten sie die Räume wieder betreten, als eine Reiterschaar eintraf, um die Marquisana gefangen zu nehmen.

Tatas verweigerte, und stellte sich den Bewaffneten entgegen. Der Kampf schien ein zu ungleicher als daß er hätte langdauern können, wäre nicht das Element selbst auf Seite der Verfolgten gewesen, es war als stünden sie unter dem Schutz der Blitze, die bald wie ein Feuerstrom zwischen ihnen und den Angreifern niederschossen, bald wie Pfeile über sie hinweg gegen jene zielten. Einer um den andern wurde getroffen, sobald er sich an die beiden wagte, die wie von einer unsichtbaren Macht vertheidigt, sich unter den Baum mit den goldenen Blättern zurückgezogen hatten; aber hier wurde nun die Gefahr für sie nicht geringer als für ihre Feinde. Diese wichen allmälig aus dem Kampfe zurück, schon brannten Balken und Dielen des Hauses und jetzt streckte ein Feuerstrahl auch Tatas und Yolanthe zu Boden. Derselbe Blitz schlug über ihnen in den Baum, den er zersplitterte. Die Singvögel in den Zweigen ließen noch einmal ihre Stimme erschallen, ehe sie herniederfielen. Auch der Stamm und die Zweige des metallnen Baumes zerschmolzen in der ungeheuren Gluth und der Strom des Erzes, über die Getödteten fließend, umgab die verkohlten Leichen wie mit einem Sarg und bedeckte ihre Gesichter mit goldener Maske.

VI.

Mittelst eines Handstreiches entrissen die Griechen Konstantinopel den Lateinern wieder, deren kurze Herrschaft unter Balduin II. gänzlich in Verfall gerathen war. Eine geringe Anzahl regulärer Truppen, welchen sich umherschweifende Banden angeschlossen hatten, erstieg eines Nachts die Mauern, sprengte ein seit langer Zeit nicht mehr gangbares und daher unbewachtes Thor und machte sich fast ohne Widerstand zum Herrn der Staat. Balduin, mit den Angesehensten der Seinigen, dem Ueberrest jener Abendländer, welche einst die Eroberung der Hauptstadt des oströmischen Reiches so kühn unternommen und vollführt hatten, war noch vor der letzten Entscheidung auf venetianischen Schiffen entflohen. Zwanzig Tage später hielt Michael Paläologus seinen Einzug, man öffnete ihm das goldene Thor, er stieg vom Pferd und betrat die Stadt unter Vorantragung der heiligen Fahne mit dem Bildniß Marias. Durch die theilweise verödeten Straßen, in welchen noch überall Spuren der Zerstörung und Drangsal sichtbar waren, schritt er nach der Sophienkirche, wo ihm zum zweiten Male die Krone der oströmischen Herrscher aufs Haupt gesetzt wurde. In seiner nächsten

Umgebung befand sich die Wittwe des Vatazes. Für sie war dieser Tag noch ein besonderer Festtag. Es war Botschaft von Sicilien gekommen; Kaiser Friedrich schrieb, daß er seine Tochter erwarte, daß ein Schiff von Palermo unter Segel gehe mit der Bestimmung, demjenigen Schiffe der Griechen, welches sie an Bord habe und bringen werde, entgegen zu eilen. Es galt dabei, einen Verwandten des Paläologen, den Cäsar Johannes gegen Anna Constanze auszuwechseln, und diese Auswechselung sollte in Corfu und, wenn sich die Schiffe unterwegs träfen, auf dem Meere stattfinden, was jedoch in Wirklichkeit nicht zu Stande kam.

Theodor, der Neffe des Kaisers, war mit diesem Auftrage betraut, und lichtete die Anker, sobald die Festlichkeiten in Konstantinopel ein Ende erreicht hatten.

Ein vorübergehender Strahl der Freude erhellte die trauervolle Stirne Constanzes, als sie das Ufer Konstantinopels verließ. Wie sehr war dieser Abschied von demjenigen verschieden, den sie von ihrer Heimat genommen hatte, um wie vieles Glück verheißender! Ach, sie schien es kaum zu empfinden. Mit immer gleicher Miene, kalt und freudlos blickte sie umher, als wollte sie fragen, was geschieht mit mir? Welch neue Leiden stehen mir bevor?

Und wirklich neuen Leiden, neuen Gefahren sollte sie entgegen gehen; der byzantinische Fürst, der sie hätte zu den Ihrigen bringen sollen, faßte unterwegs eine heftige Liebe zu der jungen Wittwe, welche in ihrer Trauerkleidung und durch ihr schwermüthiges Wesen ihm nur um so anziehender erschien. Da sie seine Bewerbung zurückwies, so gerieth er auf den Entschluß, anstatt sie nach Sicilien zu bringen mit ihr nach Venedig, wohin er gleichfalls Aufträge besaß, zu fahren, indem er hoffte dort, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr sähe, ihren Widerstand zu besiegen und ihre Einwilligung zu einer Heirat mit ihm zu erlangen. Ehe jedoch das Fahrzeug von seiner ersten Richtung abwich und sich dem adriatischen Meere zuwenden konnte, begegnete ihm ein mächtiges Kriegsschiff, das in seiner Flagge den hohenstaufischen Löwen trug, und bald als dasjenige erkannt wurde, welches die Tochter Friedrichs II. abzuholen bestimmt war. Rasch faßte nun der schlaue Grieche einen anderen Plan; er schloß die Unglückliche in ihr Gemach ein, ehe sie noch eine Ahnung hatte, das diejenigen so nahe waren, welche kamen, um sie heimzuführen, und ferner veranlaßte er unter Drohungen ein Mädchen, welches sich an Bord befand und das zufällig an Größe und Gestalt der Wittwe des Vatazes glich, sich für diese ausgeben zu lassen; sie sollte sich nicht entschleiern und kein Wort sprechen. Anna Constanze dagegen wurde benachrichtigt, es habe sich ein Corsarenschiff gezeigt, es könne zum Kampfe kommen, und sie möge bei allem was sie vernehmen sollte, ihre Anwesenheit nicht verrathen.

So näherte sich die Galeere des Königs von Sicilien, eine Brücke wurde von dem einen Schiff auf's andere gelassen, und eine Menge deutscher und italienischer Ritter kam herüber, um die Tochter ihres Königs in Empfang zu nehmen. Es hieß, daß sie erkrankt sei und keine Begrüßung empfangen könne, sondern getragen werden müsse, und da überdies keiner von den Angekommenen die Prinzessin kannte, indem die älteren und ersten der Vasallen mit Manfred auf einem Kriegszug begriffen waren, so schien der listige Anschlag des Griechen vollkommen gelungen. Seltsam aber war es, daß während die Schiffe still hielten und die vermeintliche Ueberbringung stattfand, eine Schaar Delphine sich gesammelt

hatte, auffallender noch mußte es scheinen, daß sie, als sich die Schiffe trennten und jedes seiner Wege fuhr, bei demjenigen blieben, welches die wirkliche Anna Constanze an Bord hatte. Und jetzt erst bemerkte man, daß auch einer der Sicilianer auf dem Schiffe des Griechen zurückgeblieben war. Zogen ihn die begleitenden Fische so sehr an, daß er darüber die Abfahrt versäumt hatte, denn er schenkte ihren Bewegungen ungetheilte Aufmerksamkeit; oder war es der Streit über Segel und Takelwerk des Byzantiners, den er mit einigen der Mannschaft und mit so lebhaftem Geberdenspiel geführt hatte? Er stand von ihnen umringt, wie leicht konnte er in seinem Eifer das Zeichen überhört haben, das ihn auf sein Schiff zurückrief! Als man ihn darüber aufmerksam machte und frug, was er zu thun gesonnen sei, schien er die Frage gar nicht zu beachten, als wolle er sie keiner Antwort würdigen, oder sinne etwas ganz Anderem nach. Da mußte es geschehen, daß Anna Constanze, welche wegen der Ruhe, die nun eintrat, und da sie nur mehr die Stimme der griechischen Bemannung hörte und die Gefahr für beseitigt hielt, ihr Schiffsgemach zu verlassen wünschte. Sie betrat das Verdeck, noch immer einem wandelnden Bilde mehr, als einem lebenden Wesen ähnlich, ihr Gang und ihre Gesichtszüge hatten noch immer den Ausdruck vollkommener Willenlosigkeit, auf einmal aber veränderte sich das alles, als sie den Sicilianer sah, der in drohender Haltung den Griechen gegenüber stand. Schon waren höhnische und herausfordernde Reden gegen ihn ausgestoßen worden, den stummen Mann, bereits wurden Angriffe gegen ihn versucht — er stand noch immer ruhig, aber Zorn schwellte seine Stirnader, seine Augen rollten von Kampflust. Da sah und erkannte ihn Anna Constanze, mit einem Aufschrei der Freude rief sie seinen Namen. In einem Augenblick war alles an ihr verwandelt, ein neues Leben, wie wenn die Eisdecke von Zweigen fällt — durchströmte sie — und lenkte ihre Bewegung. Frei von den Fesseln des schmerzlichen Zaubers, drang sie zu ihm — sie hielten sich umfaßt, sie wußten, daß sie nun einander gehörten und für immer. Maid, meine Sonne, rief er aus. Auch ihm hatte die so plötzliche Ueberfülle von Glück die Sprache wieder gegeben, erst mühsam und in gebrochenen Lauten, dann in vollen Tönen gaben Worte sein Entzücken kund.

Der Grieche sah diese Scene mit Erstaunen und maßloser Entrüstung, was sollte er thun — er besann sich nicht lange und schleuderte einen Dolch mit solcher Geschicklichkeit nach der Brust des Normannen, daß er zwischen den Fugen des Panzers eindrang und diesen unfehlbar getödtet hätte, wenn nicht die unter dem Panzer liegende Bedeckung aus Fischhäuten die Spitze des Dolches aufgehalten hätte. Kaum hatte der Getroffene die tückische Absicht bemerkt, als er blitzschnell die Streitaxt erhob, auf den Gegner lossprang und ihn tödtlich zu Boden schlug. Nun wagte sich niemand mehr gegen den furchtbaren Kämpfer und als er den Uebrigen in raschen Worten alles erklärte, da unterwarfen sie sich ihm; er aber führte seine wiedergewonnene Herrin nach Palermo vor den Thron Kaiser Friedrichs, welcher ihn gütig aufnahm, mit Ehren auszeichnete und ihm die Wittwe des Batazes zur Gattin gab.

Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche.

Antiquarische Studien

von

Professor Dr. H. M. Richter.
Wien.

I.

In vielen sehr beachtenswerthen Werken findet sich die auffallende Bemerkung, daß im Gegensatze zu der Geistesbewegung, welche die Sturm- und Drangperiode in Deutschland hervorgerufen, in Oesterreich keinerlei Theilnahme an der letzteren zu bemerken gewesen wäre. Hundert und aber hundertmal ist eine Stelle aus Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" von Schriftstellern abgeschrieben und nachgedruckt worden, daß die Wiener des jungen Werthers Leiden nicht anders, als aus einem Feuerwerke kennen gelernt haben. Was in dem gedachten Buche blos eine illustrirende Randbemerkung war, das wurde mit dem animus injuriandi und zwar immer wieder vorgebracht und so schleppte sich die Behauptung immer fort gleichsam wie ein Beweis dafür, daß ein großer Theil deutscher Schriftsteller eigentlich doch nur „Abschriftsteller" seien. Man könnte fast den kühnen Satz des amerikanischen Nationalökonomen Carey unterschreiben, es gebe kein geistiges Eigenthum, wenn man die kritiklose Wiedergabe einzelner Behauptungen verfolgt, welche als geflügelte Worte sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben.

Man fragt freilich wohl gleich auf den ersten Blick: Warum sollte denn eigentlich Wien der Werther unbekannt geblieben sein? Sollte die Geschichte einer leidenschaftlichen und unglücklichen Liebe, eine Herzenstragödie den Wienern nicht nahe gegangen sein? Gab es in Wien nicht etwa verliebte Menschen? Keine Verzweifelten? Keine Schwärmer? Nicht Männer und Frauen mit Sinn und Herz für Poesie? Wenn heute im sogenannten nüchternen „realistischen", im Eisenbahnen- und Maschinen-Zeitalter in Wien „Selbstmörder aus unglücklicher Liebe" an der Tagesordnung sind, die Chroniken der Journale Tag für Tag Selbstmörder aufführen, mit dem ewig wiederkehrenden Refrain: „Unglückliche Liebe war das Motiv der That"; wenn täglich auf dem Heuberg, im Prater, an den Ufern der Donau die Leichen von solchen Opfern der Leidenschaft gefunden werden: sollte da in jener sentimentalen Periode am Ausgang des 18. Jahrhunderts, Werther's Liebe und Selbstmord nicht einen Widerhall in den Herzen der Wiener gefunden haben?

War denn Werther's Geschichte etwas ganz Neues oder war sie etwa etwas so Urgermanisches, das sich in dem „verwälschten" Wien so fremd ausnahm?

Mit Nichten. Die bürgerliche Komödie, das Rührstück, die Romane mit sentimentalem Inhalt, in England zuerst entstanden, nach Frankreich verpflanzt, wurden durch die französische damals weltbeherrschende Sprache nach Deutschland und Oesterreich übertragen.

Aus den englischen Romanen wurden die Ideen, welche im Werther vorherrschen, wie Samenkörner vom Winde überall hin verweht, sie haben auch gerade den Werther hervorgerufen. Rousseau „der Apostel des Grams" war ja in Wien, wie leicht zu beweisen, sehr populär! Saint Preux wechselte nur sein Kostüm und

seinen Namen und hieß Werther. Rousseau's „belle âme" ging als „schöne Seele" in die deutsche Literatur über. Selbst wenn Wien damals keinen geistigen Antheil an der deutschen Literaturbewegung genommen hätte; selbst wenn die ganze Gesellschaft so französelnd gewesen wäre, wie man gewöhnlich von Kaunitz und dem hohen Adel annimmt, Werther wäre seines Inhalts wegen durchgedrungen. Seit den Minnesängertagen wurde die Liebe in Wien besungen. Und weiter: Es ist ja Werther eigentlich nur ein pathologisches Individuum. Seine Geschichte ist eine Krankengeschichte. Als solche behandelten sie Aerzte im vorigen Jahrhundert und auch noch in neuester Zeit (vergl. Dr. Ludwig Wille, Psychiater an der Universität Basel, in „Göthe's Werther und seine Zeit". Basel 1877). Werther ist ein Charakter, dem Selbstbeherrschung fehlt, in dem jedoch schrankenlos subjective Gefühlszustände walten.

Göthe selbst sagt: „Der Inhalt des Romans lag gleichsam in der Luft. Er wie die übrigen deutschen Jünglinge litten an einer epidemischen Melancholie, die naturgemäß zu vielerlei Nachdenken und Gesprächen über den Selbstmord führten." Man sieht, diese Stimmung für den Werther und das Interesse an demselben hat nicht viel mit dem Geschmack und Vorliebe für die Literatur zu thun gehabt. Nirgend gab es aber einen Gesundheits-Cordon gegen diese Epidemie an den österreichischen Grenzen! Leicht könnten wir auf die Fabel von dem Prater-Feuerwerk einfach damit erwidern, daß man ja in einem Feuerwerk der gaffenden Menge nicht nur nichts Unbekanntes, sondern stets nur das Bekannteste und ihr Geläufigste, ihre Lieblingsgegenstände vorführt, und die innere Unwahrscheinlichkeit der obigen Behauptung wäre damit widerlegt. Doch hören wir zunächst, wie Sybel auf dessen Autorität hin die ganze Fabel immer und immer wieder reproducirt wird, sich äußert:

„Oesterreich war seinem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher Staat oder Staatenbund. Die Folgen dieses Zustandes traten besonders scharf in seinem Verhältniß zu Deutschland hervor. Zunächst ergab sich eine völlige Trennung der geistigen Beziehung zwischen dem Körper des Reiches und seiner mächtigen Ostmark" .... „Es war die Zeit, in welcher Deutschland sein geistiges Erwachen in dem modernen Europa feierte, den Grund seiner heutigen Wissenschaft in allen Zweigen, Geschichte und Statistik, Chemie und Geologie, Jurisprudenz und Philosophie legte und durch seine schöne Literatur den Adel einer vollberechtigten, zugleich humanen und nationalen Bildung gewann. Von allen diesen Schöpfungen blieb Oesterreich damals unberührt; man hat bemerkt, daß Werther nur in Gestalt eines Prater-Feuerwerks bekannt wurde."

So schreibt Sybel in der Gesch. d. Rev.-Zeit I. Bd. 3. Aufl. S. 142. Wie richtig dieses Urtheil im Allgemeinen über das geistige Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sein mag, wenn man die Zeit der Reformation und Gegenreformation, und der von letzterer beherrschten Culturzustände in's Auge faßt — vom Eintritt der Theresianisch-Josephinischen Epoche angefangen sind die geistigen Zustände in Oesterreich anders geartet, trifft sie das obige Urtheil nicht mehr, und vor allem ist die Behauptung über Werther eine Fabel.

Wie sollte denn auch ein Roman den Wienern unbekannt geblieben sein, der zur Zeit seines Erscheinens eine so gewaltige Aufregung hervorrief, daß die

ganze gebildete Welt davon ergriffen war. Wir haben Anhaltspunkte dafür, daß in China der Roman nicht unbekannt gewesen. 1779 sah ein Herr v. Leonhardi in Glückstadt (Holstein) einen Kauffahrer und in der Capitains-Cajüte fand er mehrere chinesische Gemälde, Werther's Leiden vorstellend. Das war 1779, fünf Jahre nach dem Erscheinen Werther's, und die Wiener sollten nicht die Kenntniß der Chinesen von Werther gehabt haben?

Der Werther wurde in alle Sprachen übertragen. Er blieb auch nicht auf die höheren Kreise beschränkt; eine ganze Bibliothek ist für und wider ihn geschrieben worden. — Dichter, Philosophen, Theologen und Staatsmänner gaben ihr Urtheil über Werther ab, und so war ja dafür gesorgt, daß Werther fortwährend im Munde aller Leute war. Auf seiner italienischen Reise begegnete Göthe seinem Werther allenthalben. In Rom und Neapel verfolgen ihn die Manen Werther's; neugierige Engländer belästigen den Autor mit ihrer Bewunderung. Die Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Holländer, Dänen, Schweden, Russen, Polen übersetzten Werther in ihre Sprache und dies bald nach dem Erscheinen Werther's. 1776 und 1777 waren bereits drei französische Uebersetzungen erschienen:

„Deutschland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich lesen,
England! freundlich empfiengst Du den zerrütteten Gast" —

sagt der Dichter in seinen venetianischen Epigrammen und weiter, daß — sogar der Chinese

„Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas".

Napoleon versicherte Goethe'n bei der Zusammenkunft am 2. Oktober 1808 in Erfurt, daß er den Roman siebenmal gelesen. Aus Bourenne's Memoiren erfahren wir, daß sich der Werther in der Feldbibliothek Napoleons auf der Expedition nach Aegypten befand. Daß ihn der Cäsar am Fuße der Pyramiden gelesen (1798), ja nicht nur gelesen, vielmehr „studirt wie ein Criminalrichter seine Acten" — bemerkte Göthe zu Eckermann.

Weiter wissen wir durch Göthe selbst, wie Werther mit erbärmlicher Geberde auf Jahrmärkten, auf Leinwand- und Wachstuch-Gemälden dargestellt, wie von Marktschreiern seine traurige Geschichte erzählt, in allen Wirthsstuben im Bilde sich darstellte, so daß

„Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!" —
„Und Jeder spricht bei Bier und Brot:
Gott sei's gedankt: nicht wir sind todt." —

Man las die Briefe „des armen Jungen" auf einsamen Gartenplätzen, gleich der Kotzebue'schen Cleopatra:

„Ich trinke grünen Thee und les' in Werthers Leiden."

Göthe selbst sagt: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer und vorzüglich deshalb, weil es in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die Welt sich schon selbst untergraben hatte." Wieder fragen wir: Inmitten dieser ganzen Welt sollte Wien gerade unberührt von der ganzen Strömung des Denkens und Empfindens geblieben sein? Eine Insel der Gefühllosen in diesem Meer von

Empfindsamkeit? Unbekannt mit dem, was in den fernsten Ländern und Völkern einen unmittelbaren Nachhall fand?

In dem „armen Jungen" hat die empfindsame Zeit einen Blutzeugen des Herzens verehrt. Werther ist das mit höchster dichterischer Wahrheit dargestellte Bild eines mit den schönsten Gaben des Geistes und Gemüthes, mit edelster Humanität, mit kühner Phantasie ausgestatteten Mannes, der an seiner Weichheit, an seiner Ueberspannung zu Grunde geht, der sich nicht zu beschränken, nicht zu entsagen, und insbesondere sich dem Genuß nicht zu entziehen vermag. Und eine solche Gestalt sollte einem „gemüthlichen", das heißt einem gutmüthigen, leichtlebigen und genußsüchtigen Menschenschlage, dessen Hauptzug angeblich Ueberschwenglichkeit in Freud und Trauer, haltloses Schwanken zwischen leichtsinnigem Optimismus und thatenlosem Pessimismus ist, der vorzugsweise als „sinnlich" gilt, sich angeblich keinen Genuß versagt — fremd geblieben sein? Man sollte nicht in Wien mit Werther lebhaft empfunden haben? Gerade die Wiener sollten nicht unter jenen „guten Seelen" gewesen sein, an welche sich Göthe in seinem kurzen Vorwort wendet? Gewiß eher noch als die „kalt kritischen" Berliner, von denen er gelegentlich spricht. Weshalb sollte der „leidende Held" in Wien nicht Mitleid eingeflößt haben? Werther ist vom Reiz der Gegend entzückt, er suchte Plätzchen in dem herrlich gelegenen Garten des Grafen M.... Wie viele solcher gräflicher Gärten gab es in Wien? Lotte erinnert empfindsam an Klopstocks „Frühlingsfeier"; Wo war jener Zeit Klopstock bekannter, mehr verehrt als in Wien? Wo wird der Frühling lauter, fröhlicher gefeiert, einst und jetzt, als in Wien? Alle diese schönen, rein menschlichen Vorgänge, die nichts mit Verstandeskultur zu thun haben und Werther beschäftigen, mußten jeden Menschen anziehen.

Zugegeben, daß unsere ganze große geistige, namentlich philosophische, Umwälzung in Wien keinen Antheil fand: Die Dichtung, die Darstellung menschlicher Vorgänge, vollends Werther's Leiden, fanden in Wien einen tiefen Nachhall. So sind denn auch psychologisch die Voraussetzungen für eine intime Bekanntschaft der Wiener mit Werther vorhanden und leicht gefunden.

Es wird nun aber auch der Beweis zu erbringen sein, daß in Wien zur Zeit des Erscheinens von Werther's Leiden auch eine literarische Atmosphäre und eine literarische Gesellschaft vorhanden war, daß ganz im Gegensatze zu der Behauptung von der Theilnahmlosigkeit an der deutschen Geistesbewegung gerade zu jener Zeit, wenn auch leider nur vorübergehend, der regste Antheil an allen literarischen Vorgängen Deutschlands und an der geistigen Bewegung daselbst genommen wurde, und daß so wie den Wienern jener Zeit nichts Menschliches fremd war, ihnen auch ein literarisches Ereigniß von so großer Bedeutung nicht fremd bleiben konnte. Zum Beweise dafür wollen wir das geistige Leben Wien's in der Zeit vor dem Erscheinen Werther's ein wenig in's Auge fassen. Wir wählen einen begrenzten Zeitraum, die Zeit von 1761 bis 1774, die dreizehn Jahre, welche zwischen Rousseau's Nouvelle Héloise und Göthe's Werther lagen.

* * *

Schon in den letzten Lebensjahren Kaiser Karl VI. machte sich in Oesterreich eine freiere Denkweise geltend. Der Staat suchte wiederum den Einfluß auf die

Schule zu gewinnen; Benedictiner und Piaristen bekämpften heimlich und offen das Monopol der Jesuiten, die auch von der Weltgeistlichkeit feindlich behandelt wurden. Der Prinz Eugen von Savoyen versammelte einen Kreis hervorragender Geister, Franzosen und Italiener, um sich; Leibnitz, kaiserlicher Reichshofrath, war ausersehen, an die Spitze einer zu gründenden Akademie zu treten. Der siebenjährige Krieg gab den Geistern bald darauf einen mächtigen Impuls und die Rivalität Maria Theresia's mit Friedrich dem Großen zwang denn auch die deutsche Bildung zu begünstigen; das Studium der Muttersprache und die Pflege der Poesie bildeten die Hauptaufgabe der 1761 gestifteten „Deutschen Gesellschaft", welcher Denis, Mastalier, Sonnenfels, u. v. a. angehörten. 1762 gab Klemm, ein geborener Sachse, eine Zeitschrift „Die Welt" heraus, und gab damit den Anstoß zu der Entwickelung einer bald mächtig anschwellenden Journalistik. Schon 1760 trat Denis mit seinen „Poetische Bilder" hervor, in welcher man füglich eine Nachahmung der Anakreontiker erblicken darf.*)

Die antikisirende Manier der Hagedorn und Gleim konnte im Volke selbst nicht den rechten Boden finden. Durch lange Zeit von geistlichen Einflüssen beherrscht, mußte die nationale Literatur zunächst durch religiöse Poesieen Eingang finden. Gellert's Fabeln und geistliche Lieder waren in Wien allgemein verbreitet. Joh. Andr. Kramer giebt uns Beweise für die Begeisterung der Oesterreicher für diesen Dichter; dessen Briefe an Karoline Lucius zeigen uns Gellert in Karlsbad gefeiert von der österreichischen Badegesellschaft, ihn selbst im Umgange mit dem Oberstthofmeister der Kaiserin, dem Grafen Uhlefeld, mit dem Grafen Thun, dem Grafen Trauttmannsdorf, dem Reichshofrathspräsidenten Grafen Harrach u. A. Gellert selbst giebt uns Zeugniß dafür, wie allgemein verbreitet seine Schriften in Oesterreich waren; er führt uns die alte Magd in schmutziger Kleidung im Hause des Postmeisters vor, die vor des Dichters Abreise begeistert hereinstürzt, mit den Worten: „Ist er der Herr, der die schönen Bücher geschrieben hat?" Kornelius Ayrenhoff schrieb um jene Zeit in Wien deutsche Schauspiele; 1767 gab Sonnenfels die Briefe über „Die Wienerische Schaubühne" heraus, zur selben Zeit als Lessing die „Hamburgische Dramaturgie" herausgab.

In der Zeitschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" bekämpfte Sonnenfels die Sucht für das Fremdländische, predigte den nationalen Geschmack und die anderen Zeitschriften gaben reichliche Auszüge aus den Schriften der deutschen Klassiker, Auszüge aus Lessing, Herder, Wieland füllen die österreichischen Journale. Als 1767 Professor Sonnenfels seine Reise durch Deutschland unternimmt, knüpfte er Verbindungen mit vielen Dichtern und Autoren an, wie Weiße, Mendelssohn, Nicolai u. A. Oesterreichische Autoren betheiligten sich lebhaft an dem Lessing-Klotz'schen Streite. 1769 weist das Repertoir neben Voltaire (Nanine, Zaire, Schottländerin) Lessing's Misogyn, Minna v. Barnhelm auf. Die in Wien entstandenen Uebersetzungen des Horaz von Denis, Mastalier, Eckel, Burkard, fanden den Beifall des ersten Berliner kritischen Journals, der „Bibliothek" Nicolai's. Die Begeisterung für Klopstock, den Sänger der Messiade, war eine allgemeine. In dem Jahre zwischen 1768—1769 spielt der Plan, in Wien eine Akademie,

*) Vergl. österr. Volksschr. u. Volkslied. im siebenj. Krieg, von H. M. Richter, Wien, Gerold 1869.

mit Lessing und Klopstock als Leitern, zu gründen. Den großen Hoffnungen auf Joseph als Schützer der deutschen Literatur entstammt Klopstock's „Fragment aus einem Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts"; „Die Herrmannsschlacht" trägt die Zueignung an Kaiser Joseph II. Bald darauf zwischen 1770 und 1772 schwebt Lessing's zweite Berufung nach Wien als Leiter des Theaters.

So hat man den Eindruck einer lebhaft bewegten literarischen Gesellschaft in Wien vor sich. Im Jahre des Erscheinens von Werther 1774 heißt es: „Man hat in Wien die Emilia (Gallotti) wie eine Göttin aufgenommen." Kurz nach dem Erscheinen des Werther 1775 ist Lessing in Wien und ein Journal jener Zeit berichtet: „Der berühmte Herr Lessing 2c., dessen Emilia, Minna und Sara Sampson auch Wien so oft entzückt haben, dessen Name den Begriff des Literaten, Alterthümerkenners, Dramaturgen und zugleich Meisters der dramatischen Kunst mit sich führt, ist vor einigen Tagen hier angekommen." So meldete die Kaiserliche Wiener Zeitung. Im Theater empfing Lessing Ovationen des Publicums; das letztere rief: Vivat Lessing! als der Dichter neben dem Staatsrath Gebler in der Loge erschien.

Die Real-Zeitung referirt über die Aufführung von Voltaire's „Merope" in Gotters Bearbeitung: „Die Vorstellung des Stückes ist durch die Gegenwart des größten dramatischen Dichters und Kunstrichters, Herrn Lessing, merkwürdig geworden." Das ist die Zeit, wo das „Hofburgtheater" zum „Nationaltheater" geworden, für welches sich Lessing, Engel, Weiße, Wieland interessirten, wo Wieland's Singspiele „Alceste", „Wahl des Herkules" gefielen und zuerst in Wien der Anfang zu einem deutschen Singspiel gemacht wurde. Joseph II. sandte 1776 den Schauspieler Müller auf Reisen im Interesse des deutschen Schauspiels und gleichzeitig wurde Gluck's „Iphigenie in Tauris" zum erstenmal in Wien im Beisein Joseph's in deutscher Sprache aufgeführt. In Ausdrücken der glühendsten Verehrung sprach man von Klopstock, demjenigen deutschen Dichter, den auch die Frommen gelten ließen: „Unser deutscher epischer Dichter Klopstock, auf den wir mit Recht so stolz sein können als England auf seinen Milton" — schreibt man in Wien 1775. Wie zum Beweise der lebhaften Wechselbeziehung der österreichischen Erblande mit dem deutschen Reiche bringt „der Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775" (Leipzig im Schwigert'schen Verlag 232 S.) das Bildniß Mastaliers. Als nach dem Tode Klotz'ens in Halle die Briefe des Gewaltigen herauskamen, war der Schrecken in Wien in literarischen Kreisen ein allgemeiner. Anderseits fand Lessing in dem Wiener Sattler den eifrigsten Parteigänger.*)

Alles das begab sich zur Zeit des Erscheinens von Werther. Und man glaube ja nicht, daß die Censur, auf die man sonst so sehr zu achten pflegt, irgendwie die Verbreitung literarischer Erscheinungen besonders hätte hindern können und also gehindert hätte. Seit Van Swieten den Bann der Jesuiten gebrochen hatte, wurde die Censur sehr locker gehandhabt. „Die Lehrer, Staatsbeamte und Männer vom Stande" hatten außerdem das Privilegium, ungehindert von der Censur Bücher beziehen zu dürfen. Der buchhändlerische Verkehr war um jene Zeit ein reger und geregelter. Die Buchhändler und Antiquare fanden es gerade lohnend,

*) Vergl. meine ausführlichen Darlegungen in dem Buche: „Geistesströmungen" von H. M. Richter, Berlin 1875.

Digitized by Google

verbotene Bücher zu führen, und es gab keine bessere Empfehlung in Wien für ein Buch, als ein Verbot der Censurbehörde. Hören wir einen Censor selbst, Blumauer in seiner „Beobachtung über Oesterreich's Aufklärung und Literatur" (1781). Er sagt: „In einem Staate, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um desto gieriger las, je mehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leser reizten, in dessen aufgeklärterem Theile von jeher Grundsätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wol im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen lassen konnte, wo Wißbegierde dem starken Damme seit langer Zeit entgegen arbeitete und dem Durchbrechen bereits nahe war — in so einem Staate mußte die Wegräumung der Hindernisse, die Erweiterung der Preßfreiheit nothwendig eine Ueberschwemmung von Broschüren zur Folge haben." Blumauer führt uns in seinem „Rückblicke" dann in die Literatur der seichten rationalistischen Broschüren ein. Er schildert uns das Lesebedürfniß der Wiener im Gegensatz zur Schreibunlust der denkenden Männer; er führt weiter an, daß seit so vielen Jahren die österreichischen Schriftsteller „fremde, auswärtige Journale und Magazine mit inländischen eigenen Producten und Beiträgen bereichern." Vor langer Zeit hätte sie der Mangel anständiger schriftstellerischer Gesellschaft und die Strenge der Censur dazu genöthigt . . . . . „Wenn selbst der Inländer die Manufacturen und Staatsvorfälle seines Landes erst aus Schlözer's Staatsanzeigen und die Talente seiner Landsleute erst aus fremden Journalen kennen lernen muß, so läßt sich von der inländischen Literatur nie ein wahres Fortkommen hoffen. Und wenn sich auch im Ausland hundert allzeit fertige Verleger fänden, die — wie itzt erst unlängst einer — alle unsere 10 Kr.-Broschüren nachdruckten." Man sieht wie der Particularismus und Nativismus gegen die fortwährende und innige geistige Verbindung zwischen Oesterreich und Deutschland kämpften.

In ganz ähnlicher Weise wie Blumauer spricht Sonnenfels in seinem Briefe an Jos. v. Retzer (Vorbericht zur Antrittsvorlesung von 1782 in Gesammtausgabe von S. Sonnenfels Schriften). Darin verwahrt sich Sonnenfels gegenüber dem Verfasser der „Berliner Briefe" wider den Vorwurf, daß er zwischen den Schriftstellern von Wien und Berlin Haß genährt habe: „Ich gehöre gewiß unter die Erstern, welche Wien gegen die Ramler, Sulzer, Mendelssohn, Gleim, Spalding u. s. w. Hochachtung einflößten. Das lag eigentlich in meinem Plane. Diese Männer gehören unter die Ahnen der deutschen Literatur, unter die „Imagines majorum", die meine Landsleute verehren aber auch zu erreichen bestreben sollen. Die suchet nachzuahmen, rufte ich diesen in einer Epigraphe zu, über welche Herr Nicolai ebenso seinen Witz, als über das Wohlleben der Wiener tiefsinnige Politik an Mann zu geben wußte." Er vergleicht dann die „Lesbegierde" von jetzt mit der „Leseunlust" vor zwanzig Jahren und illustrirt den Abstand an den Erfolgen seiner eigenen Arbeiten. Im Jahre 1763 veröffentlicht er eine Rede auf Maria Theresia im günstigsten Zeitpunkte und der Verleger Kurzböck setzte nicht mehr als zwei Exemplare ab. Seine erste Vorlesung nach Maria Theresien's Tode in Druck gelegt, mit 12 Kr. pro Exemplar im Preise angesetzt, brachte 1780 in sechs Tagen einen Erlös von über 900 Fl. ein." Wie Blumauer das Broschürenwesen geißelt, so spricht es Sonnenfels aus, daß man nicht prahlerisch meinen und sagen dürfe, daß man am Ende der Laufbahn sei; aber man sollte nicht blos den zurückgelegten

Raum bemessen, auch die Zeit und die Kraft, welche zu bewältigen waren, in Rechnung bringen, wenn man von Oesterreich spricht: „Sachsen, Brandenburg, alle Provinzen Deutschlands, wo die Reformation aufgenommen worden, haben Jahrhunderte voraus“ — sagt der Wortführer der Wiener Schriftsteller, und stellt darauf mit einiger Genugthuung den Kampf mit dem Jesuitismus in Schule und Literatur als eine bedeutsame That hin. In der Zeit von 1750 — 1780 sei nicht wenig geschehen, um das Volk aufgeklärt, und vor allem, um es lesebegierig zu machen.

Und in der That, die Leselust in jener Zeit war eine allgemeine und außerordentliche.

Nicht blos Bücherliebhaber gab es, sondern die Massen selbst lasen und lasen begierig. Jede Nummer der Wiener Zeitung bringt Spalten lange Kataloge der Novitäten oder preiswürdiger Bücher überhaupt. Oft erscheinen nebeneinander die Kataloge der Krause'schen Buchhandlung im Neuen Michaelerhaus, der Bernardischen, später Wappler'schen Buchhandlung, der von Ghelen'schen und der Bader'schen in der Bogner Gasse und der von Josef Gerold, kaiserlichem Reichs-Hofbuchdrucker und Universitätsbuchhändler am Kohlmarkt. Kurzböck in der unteren Bräunerstraße, der Dreifaltigkeitssäule gegenüber, bietet ebenso seine Bücher an, wie nicht weit davon die Weingand'sche Buchhandluug am Graben und Jos. Krüchten, der im Seitzerhof bei der Weltkugel seine Buchhandlung aufgeschlagen hatte. Diese Bücherverzeichnisse sind ständige Beiträge der Zeitungen, jede Nummer spiegelt getreulich die deutsche literarische Production wider. Man sieht, was in Wien angeboten, gekauft, gelesen wurde und bekannt gewesen. Gräffer der Jüngere unter den Tuchlauben hielt vorzüglich französische Werke auf dem Lager, Rudolf Gräffer auf dem oberen Jesuitenplatz im Collaltoschen Hause neben deutschen meist italienische Werke. Gerold hat einen reichen Vorrath der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft“ und daneben die Geschichte der Miß Fanny Wilkes mit Chodowiecki'schen Kupfern; vorräthig bei Ghelen fand man Sterne, Zachariae, Möser, Wieland und die neueste Schrift Herders. Es gab mehrere „Lectür-Cabinete“, in welchen die erlesensten Schriften und Zeitungen in verschiedenen Sprachen auflagen, desgleichen die neuesten Bücher im Fache der Geschichte, Politik, Philosophie, Moral, und der Schönen Künste. War schon in den 70er Jahren die Censur äußerst maßvoll, so kam 1780 eine k. k. Verordnung heraus, in Folge deren „die hochpreisliche Bücherrevision“ Alles frei gab.

Auch die Vorräthe der Lectürcabinete, z. B. des Trattner'schen, waren in gedruckten Katalogen verzeichnet.

War die eigene Production gering, so war doch die Leselust und die geistige Regsamkeit im Publicum sehr groß. Die Journale brachten Auszüge aus englischen Zeitungen; „die Realzeitung“ hält oft eine Revue über die Beiträge fremder Journale und gelegentlich erfahren wir alle Namen der in Wien in jener Zeit am meisten verbreiteten Zeitschriften (1775). Das waren „Journal des Savans“, „L'année litéraire“ und „Allgemeine Deutsche Berliner Bibliothek“. Sie werden uns als die verbreitetsten nnd als die „drei Schiedsrichter der gelehrten Republik“ geschildert! Daneben werden aufgeführt der „Mercure de France“, Fachjournale für Ackerbau, Arzneikunde, dann „l'Almanach des Muses“, „Gazette littéraire

de l'Europe à Amsterdam", „Gazette de littérature de deux Ponts", „Gazette littéraire de Berlin", endlich die deutschen „Bibliotheken" von Leipzig, Halle, Lemgo ꝛc. Beckmann's physikalisch ökonomische, Schmid's neue philologische Bibliothek, und das Magazin der deutschen Kritik von Schirach; dann die Journale; vor Allem der „Deutsche Merkur" von Wieland, von welchem jedes Heft in den Wiener Zeitschriften kritisch gewürdigt und nach dem Inhalt erwähnt wird; die Göttingenschen „Gelehrten Anzeigen" und Büsching's „Wöchentliche Nachrichten". In Nachahmung des Auswärtigen erscheint in Wien ein „Oesterreichischer Musen-Almanach", Professor Meusel in Erfurt richtet an die Wiener Schriftsteller einen Aufruf um Beiträge für die neue Ausgabe seines „Gelehrten-Lexikon". So schlingen sich die Fäden geistiger Verbindung hinüber und herüber und die vielfachen Reibungen und Eifersüchteleien, die Aeußerungen der Empfindlichkeit des gekränkten Nativismus — sie sprechen nur dafür, welche lebhafte Beachtung man sich gegenseitig schenkte.

Bei Anzeige des 8. Bandes des „Wieland'schen Merkur" heißt es in der „Real-Zeitung" 1775 (S. 201): „Aber daß wir zu dem Artikel von Wien so ganz stillschweigen sollten, wird uns kein Patriot zumuthen. Nach des Verfassers Meinung „verdient Wien keine eigene Stimme auf dem Klopstock'schen Landtage". Im Verfolge eifert der Schreiber gegen die Ueberschätzung Mastaliers, wie gegen die Unterschätzung Denis'. Er wirft dem Correspondenten vor „eine große Unwissenheit in dem, was den literarischen Zustand von Wien betrifft" und meint, der Herausgeber hätte diesen Artikel prüfen sollen: „Belehrt Euch doch in Zukunft besser, Ihr hoch erleuchtete, ausländische Kunstrichter, wenn Ihr wieder Nachrichten von Wien geben wollt. Leset das, was hier erscheint, mit weniger Vorurtheil, glaubt nicht dem einseitigen Urtheile eines parteiischen Correspondenten, und wißt, daß wir hier selbst das wahre Talent von den Stümpereien unterscheiden können, daß wir das Schlechte, was hier entsteht, nicht deswegen für gut halten, weil es von Wien ist". (!?)

Im Jahre 1776 beklagt sich eine öffentliche Stimme über Chr. Heinr. Schmid: „Was hat doch den Hofrath Wieland bewegen können, ihn zu seinem Mitarbeiter aufzunehmen, sich mit einem Menschen zu beschmutzen, dem man in allen öffentlichen Blättern Deutschlands, Alles was nur niederträchtig unter dem Monde sein kann, vorgeworfen hat. Der schreibt einen Wiener Theaterartikel für den Merkur (aus Gießen), macht alles schlecht, nach Berichten, die ihm ein Quidam aus Wien sandte, der selbst so schlecht unterrichtet und so leichtfertig war, daß er Rollen diesen und jenen Schauspielern zutheilt, die sie nicht inne hatten, und sie darin beurtheilt .... So sind diese Nachrichten, und sie stehen im Deutschen Merkur. Zwar weiß Deutschland wol, was es denken soll und woran es ist, wenn Schmid Kritiken heget; aber in unserem Wien giebt es verehrungswürdige Leute, die an den Merkur wie an Orakel glauben". Aus diesen Bemerkungen ersieht man, welche Beachtung man dem Wieland'schen Merkur in Wien schenkte, wie empfindlich man für den Tadel desselben war, wie genau man die Reputation einzelner deutscher Schriftsteller kannte.

Im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung", bei Gelegenheit der Schilderung des literarischen Symposion's zu Gießen spielt Professor Schmid keine schöne Rolle. Im Briefe Göthe's an Kestner vom Christtag 1772 heißt es: „Der


Digitized by Google

.... kerl in Gießen, der sich um uns kümmert, wie das Mütterlein im Evangelio um den verlornen Groschen und überall nach uns leuchtet und stöbert ...., als ein wahrer Esel frißt er die Distel, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt, und schreit denn sein kritisches J! A! ob er nicht dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: „Ich bin auch da!" Voß nannte ihn „den alles aufgrasenden Gießner". Ob nun Schmid bei solcher gewissenlosen Berichterstattung über das Theater nicht mit Recht die Entrüstung der Wiener hervorrufen konnte?

Joh. Bapt. Bolla ließ eine Rede von der Schönheit und dem Nutzen der griechischen Literatur (bei Kurzböck 1777) erscheinen. Nun, sie hat dem „launischen Herrn Wieland nicht gefallen". Und dieser hat im Deutschen Merkur den guten Bolla unter die „Scribler" gesetzt: „Weil er aber aus Bolla's Schriften nicht eine einzige Unrichtigkeit zum Beweise angeführt hat, so halten wir solches blos für eine üble Laune" — sagt eine literarische Zeitschrift Wien's jener Tage. Eine neue Monatsschrift „Literarische Monate" war im Oktober 1776 hervorgetreten, sie brachte Gedichte und Rezensionen; aber in Deutschland begegnete sie keiner guten Aufnahme.

So schrieb das „Allgemeine Verzeichniß neuer Bücher auf das Jahr 1777" (Leipzig bei Siegfr. Lebrecht Crusius): „Wir würden uns an dem Geschmacke Wiens zu versündigen befürchten, wenn wir glauben könnten, daß sie daselbst Beifall erhalten sollen. Die Gedichte sind, ein paar von Denis ausgenommen, gereimte Prosa, oder hochtönender Unsinn, die Rezensionen aber sind Befriedigungen kleiner Leidenschaften und die Satire, in welche sich der Verfasser zuweilen wagt, das unschmackhafteste Zeug, was man sich denken kann." — Das nahmen die „Literarischen Monate" nicht ruhig hin, sie begannen nun eine heftige und langwierige Polemik; aus landsmannschaftlichem Eifer schlossen sich andere Angreifer an, und es gab nun wieder einmal hellen Krieg.

An allen gelehrten Fehden nahm man in Wien lebhaften Antheil, sie mochten noch so entfernt, noch so untergeordnet sein. So bringt eine Wiener Zeitschrift im Mai 1780 eine Nachricht „von zween gelehrten Kriegen in Niedersachsen, die Gegenstände der neugierigen Zuschauer gewesen. Der eine ist aus einem Epigramm entstanden, der andere größtentheils in Epigrammen geführt worden." Gemeint ist die Polemik Göcking's in dem von ihm mit Voß ausgegebenen Musen-Almanache wider Göze in Hamburg und dessen Erwiderung in Altona's „Reichspostreiter" und im Deutschen Museum vom Februar 1780. Nach einer längeren Ausführung heißt es: „Die andere Streitigkeit ist nicht so lustig — die erstere ist in der That ergötzlich — zumal zween große Männer in unnütze und unanständige Händel gerathen." Gemeint sind in diesem Falle Zimmermann in Hannover (der Verfasser des Buches von der Einsamkeit) und Kästner in Göttingen. Folgt nun eine Darlegung der ganzen Streitsache und zum Schlusse die Bemerkung: „Man wünscht einen baldigen Frieden, der nach unsern neuesten Nachrichten aus Göttingen nicht mehr ferne sein soll."

Der „Sturm und Drang" ergriff auch Wien und seine Producte suchten sich daselbst zur Geltung zu bringen. Schon 1776 erscheinen in den Wiener Journalen Berichte über die „Zwillinge", das Trauerspiel Klinger's, des Jugend-

genossen Göthe's, über dessen Aufführung in Hamburg und über die dortige „Shakespearo-Manie". Am 11. Januar 1777 geht Klinger's Stück über die National-Bühne in Wien im Beisein Joseph II.; es hatte aber ein unglückliches Schicksal, trotzdem Lang in der Darstellung der Hauptrolle glänzte und für sein vortreffliches Spiel vom Kaiser ein Geschenk von 300 Gulden erhalten hatte. Da das Stück in Hamburg als Preisstück gekrönt worden war, gab es nun ein langes literarisches Herüber und Hinüber.

So wurde man, in gutem und schlechtem Sinne, von allen geistigen Strömungen beeinflußt. Man gab in Wien allerdings meistens nur den Chor ab, aber man folgte der literarischen Action mit Zustimmung oder Opposition. Man war stolz darauf, daß der „Landsmann Oeser" nun „der berühmte Professor Oeser in Leipzig" geworden war und dieser (Göthe's Oeser) vergaß auch seine Heimat nicht, und hatte (1777) für die neuerbaute evangelisch-lutherische Kirche seiner Vaterstadt Preßburg ein Altarblatt zum Geschenk gemalt (7' hoch 4' breit, Jesum darstellend, wie er mit zwei Jüngern zu Emaus das Abendbrod nimmt). Das Bild ist nun Gegenstand ausführlicher Beschreibung, von Abhandlungen über die Wahl des Stoffes, die Erfindung, Zusammensetzung und Darstellung des „ernsthaften Gegenstandes in Farben".

Lavater hat um jene Zeit Aufsehen erregt, die Köpfe verwirrt und als im Jahre 1777 seine „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (III. Versuch mit vielen Kupfern, Leipzig und Winterthur) erschienen, bemerkt eine Wiener Anzeige: „Schon die ersten Versuche haben in Wien großes Aufsehen erregt, das Interesse war allgemein und steigerte sich." Folgt genaue Inhaltsangabe, hierauf eine Anpreisung der Verdienste des Mannes um die „bisher noch dunkle Wissenschaft", der „Licht verbreitet" und oft, wie in Deutschland, als „Prophet" gefeiert wird. Eine Wiener Recension jener Zeit sagt: „Es wäre Thorheit von mir, unverzeihliche Thorheit, wenn ich den Lesern ein Buch loben wollte, das so sehr über jedes Lob, als über jeden Tadel erhaben ist. Man müsse Lavater sein, denken wie er, jedem Worte Leben und Seele geben können, um so ein Buch würdig zu beurtheilen. Ganz von seinem Gegenstand durchdrungen, alles mit seinen Adlerblicken umfassend, sich seiner reinen menschenfreundlichen Absichten bewußt, wandelt er ruhig seinen Weg fort und läßt sich in seinem Laufe so wenig irre machen, als der Adler, wenn er von einem Schwarme von Krähen und Elstern umgeben, der Sonne zufliegt. Aus jeder Zeile athmet allgemeines Wohlwollen, Toleranz." Diese Verehrung drang auch in geistliche Kreise, die Frommen im Lande waren mit Lavater sehr zufrieden, da er die „Heiligen, die von den protestantischen Theologen bei jeder Gelegenheit so boshaft gelästert werden, in den Portraits der Heiligen so gerecht und so rührend geschildert hat." Man sieht, der Philantropinismus wird in Wien sehr beachtet, und das spricht sich auch in der Aufnahme der pädagogischen Schriften aus. Campe's Kinder-Bibliothek findet lebhaften Beifall und Anerkennung, seinen Principien wird überall eingehende Würdigung geschenkt. Beiläufig, schreibt die Real-Zeitung (1779): „Man sieht überall den Kinderfreund, dann, was noch mehr ist, den Kenner der kindlichen Natur, den Psychologen der Kindheit und den geschmackvollen Mann." Natürlich entgeht auch der Magister mit der eisernen Stirn, das Original,


Digitized by Google

D. C. F. Bahrdt nicht der Beachtung der Wiener in den Jahren von 1779—1781. Gelegentlich wird seines Philantropins, seiner Streiche und seiner Gegner in den Wiener Journalen Erwähnung gethan. Und als die famose Schrift betitelt „der wahre Charakter des Herrn Bahrdt“ erschien, bemerkt die Real-Zeitung, sie werde demnächst über die Bahrdt'schen Händel etwas Reelles sagen, fügt jedoch hinzu: „Aber wir werden uns nie zu Persönlichkeiten herablassen, oder Weib und Kinder eines Mannes, der sich unglücklich gemacht hat, in's Spiel mischen, wie in der angezeigten Schrift geschehen. Pfui!“

Bekanntlich war ja während des aufsteigenden Lebenslaufes Bahrdt's eine Weile sogar die Rede, ihm in Wien bei Einrichtung der Volksschulen das Directorium zu übertragen.

Im Jahre 1779 erschien in Hamburg: „Ueber Sprache und Dichtkunst“ Fragmente von Klopstock. Die Vorschläge Klopstock's zu einer neuen Rechtschreibung wurden nun Anlaß einer ganzen Reihe von Abhandlungen, welche die Real-Zeitung 1780 veröffentlichte. — Das Erscheinen von „Winckelmann's Briefe an seine Freunde in der Schweiz“ (Zürich bei Orell, Geßner, Füßlin und Comp.) bringt Riedl in Wien in Harnisch. Er kündigt den Schweizern sofort Fehde an, weil sie bei der Veröffentlichung „keine Vorsicht gebraucht“ u. s. w. Er bemerkt, daß er „einen dickern Band Winckelmannscher Briefe hätte herausgeben können, an große und weltbekannte Männer, von denen er noch einen Theil verwahrt.“ „Aber die Ehrfurcht vor der Urne halte ihn ab. Die Schriften J. G. Schlosser's (I. Th. Basel 1779) werden sofort nach ihrem Erscheinen in Wien beifällig angezeigt, sein Streit mit Iselin über die Philantropine wird in den Recensionen ausführlich behandelt. Die Philosophischen Romane von Fr. H. Jakobi (1775—1779) gingen auch an Wien nicht spurlos vorüber. Wie Göthe den Geruch des Woldemar nicht leiden konnte, mit dem Buche eine schimpfliche Execution vornahm und von der Nachahmung seines Werthers nicht geschmeichelt war, so war man auch in Wien nicht geneigt, den Roman gut aufzunehmen. „Weder Plan noch Erfindung, noch Erzählung können anmuthen“ — sagt eine Stimme. Ganz treffend ist das Urtheil, welches die Real-Zeitung fällt: „There are more things in heaven and earth Horatie; Than are dreamt of in your philosophy“, aber an diesem Romane sollte man es umkehren und sprechen „es werden darin Dinge gemacht, die weder im Himmel noch auf Erden sind. Weder hier unten, noch, wie ich vermuthe, dort oben, empfinden und reden die Leute so empfindsam, als bei unserem Herrn Verfasser. Man sieht, daß er den Herr Göthe nachgöthisieren will. .... Es gelingt ihm, wie allen Nachahmern, selbst wie denen, die sich selbst nachahmen, oder ihr erstes Original vervielfältigen wollen (Woldemars Verhältniß zu Alwill), schlecht genug. Er verbietet uns zwar sein Werk jetzt schon zu beurtheilen, und befiehlt uns zu warten, bis die zween letzten Bände erschienen sind. Aber diese wollen wir nicht lesen, denn es ekelt uns vor der losen Speise von gekünstelter Empfindsamkeit, die im Grunde ohne Empfindung ist. Auch, daß Proben im Deutschen Merkur gestanden, kann das Urtheil nicht beirren u. s. w.“ Es ist zu vermuthen, daß diese Anzeige Justus Riedel (einst in Erfurt der Genosse Wieland's, seit Jahren in Wien) zum Verfasser hat. Gegen ihn wendet sich nun eine offenbar in ihren

schwärmerischen Empfindungen verletzte Frau v. G. im Namen einer ganzen Gemeinde schöner Seelen.

Wir glauben der Beweise genug mitgetheilt zu haben dafür, daß in Wien in der That eine literarische Atmosphäre vorhanden war, daß man daselbst in einer fortgesetzten Fühlung mit den literarischen Ereignissen lebte.

Man rechne noch hinzu, daß auch auf dem Gebiete der Künste seit der Organisirung der Akademie und der Vereinigung der fünf Kunstschulen, über welche der Staatskanzler Kaunitz das Protectorat führte, in deren akademischem Rathe die hervorragendsten Männer Platz fanden, sich ein reges künstlerisches Leben entfaltete, zu dessen Ermunterung Preise und Stipendien gestiftet waren. Der Herzog Albert von Sachsen begründete die in ihrer Art einzige Sammlung von Kupfern und Handzeichnungen (Albertina). Der Prinz Karl Josef de Ligne förderte Kunst und Künstler, Birkenstock begründete jene berühmte Sammlung, die, mit der Brentano'schen vereinigt, jenen kostbaren Kunstbesitz bildete, der vor kurzer Zeit in Frankfurt versteigert wurde.

Sonnenfels war der Secretair dieser Akademie, an welche Füger aus Würtemberg, Beyer aus Gotha u. a. hervorragende Künstler und Gelehrte aus Deutschland berufen waren. Klotz, Riedel u. a. Kunstkenner und Archäologen Deutschlands waren Ehrenmitglieder der Akademie, mit welcher eine Kostümsammlung, eine Gipsgießerei u. s. w. verbunden waren. Freiherr von Sperges, der erste Beamte der Staatskanzlei, leitete die Verhandlungen mit Winckelmann, um diesen an Wien zu fesseln. Man weiß, mit welcher Auszeichnung Winckelmann in Wien schon 1768 aufgenommen wurde. Nach Winckelmanns Tode kam das Manuscript der Kunstgeschichte in den Besitz der Akademie. Im Jahre 1776 waren die beiden Quartbände vollendet, Graf Johann Fries trug die Kosten der Publicationen, Sonnenfels verfaßte die Widmung an den Protector Kaunitz. Wäre der Vorschlag des Staatsrathes Gebler ausgeführt worden, so wäre Lessing mit der Ausgabe von Winckelmanns unsterblichem Werke beauftragt worden.

Ein seltenes Geschick vereinigte die größten Meister der Tonkunst in Oesterreich. Gluck feierte seiner Zeit seine Triumphe und ganz Wien nahm daran wie an einer Landesangelegenheit Theil. 1775 ließ Riedel seine Schrift bei Trattner „über die Musik des R. v. Gluck“ erscheinen. Sie enthält eine Schilderung des Lebens und der Entwickelung des großen Tonsetzers, einen Bericht über die Schrift des damals berühmten Abbé d'Arnaud, ein Gespräch zwischen Lully, Rameau und Orpheus in den elysäischen Gefilden. Mit der größten Spannung verfolgt man in Wien die Schicksale Glucks in Paris. Gluck weilt daselbst um der Aufführung seiner Oper Iphigenie in Aulis, beizuwohnen. Zahlreiche und verschiedene Berichte gelangen nach Wien. Marie Antoinette tritt für ihren Landsmann demonstrativ ein. Während einer Vorstellung wendet Mr. Legros drei Verse, die er als Achill zu seinem Gefolge zu sagen hatte, auf die anwesende Königin an. Es ist die Stelle chantes celebres votre Reine. Der Chor mußte die Stelle da capo singen, und allgemeine Zurufe erhoben sich. Als Gluck aus dem Wettkampfe in Paris als Sieger heimkehrte, begrüßte ihn der junge Haschka in einer Ode „die Ehre der deutschen Tonkunst“, gesungen im Frühling 1775 (Wien bei Trattnern):

Stolz deines Vaterlandes, Bewundrung
Des Auslands, fremder Könige goldener Wunsch
Der deutschen Kaiserkrone Kleinod
Welche dein deutscheres Herz selbst auskor
Willkommen von der Seine Gestaden her
Du Sohn des Wollauts, Meister der Saitenkunst
Du mächtiger und unerreichter
Ohrenbezauberer, Herzensschmelzer,
Willkommen unsrer Donau, willkommen Gluck,
Mit regem Werthgefühle begrüßet dich
Ein Herz, Ein Mund und Eine Hand
Die Kaiserstadt, Einziger! Dich und — ihren.
Er fahre fort, sich den Musen zu weihen und
Wir haben einst einen Barden mehr!

Damals dirigirte Haydn, in Diensten des Fürsten Esterhazy, Symphonien; schon hatte der junge Mozart in Wien Triumphe gefeiert. Er begeisterte dann im österreichischen Italien die Südländer, bis er dann wenige Jahre später dauernd in Wien bleibt.

So war das geistige Leben, Denken und Empfinden Wiens vor und in der Zeit, da Göthe's Werther erschien und die Frage beantwortet sich wol von selbst, ob eine Bevölkerung, die einen so lebhaften Antheil nahm an allen Bestrebungen der Künste, gerade an diesem einen Werke der Kunst unbetheiligt geblieben sei, das alle Welt in stürmische Bewegung brachte?!

* * *

Es ist nun Zeit zu den positiven Beweisen für das Bekanntsein und die Verbreitung Werther's in Wien überzugehen. Der Roman war ein künstlerisches Ereigniß und ist auch in Wien als solches betrachtet worden. Er war ein Ereigniß für die Gemüthswelt. Er hatte endlich auch ein actuelles Interesse, das ihn zum sentationellen Ereigniß macht; denn er hing bekanntlich auf das innigste mit der Katastrophe Jerusalem's zusammen, über dessen Selbstmord man in Wiener Journalen jener Zeit berichtet. Jerusalem, der Freund Lessing's, fand durch sein Schicksal, so wie auch als Sohn eines weit bekannten und berühmten Mannes, allgemeine Theilnahme. Des Vaters Jerusalem's Schriften werden in Wiener Zeitungen fortgesetzt durch eine Reihe von Jahren angekündigt und gepriesen, und später finden die kleinen philosophischen Abhandlungen des unglücklichen jungen Mannes große Beachtung.

Sollte vielleicht der heitere Charakter Wiens ein Hinderniß für die Verbreitung rührender literarischer Produkte gewesen sein? Keineswegs! Man war in Wien, wo Gellert eine so allgemeine Verbreitung hatte, schon lange durch die „schwedische Gräfin" für Werther vorbereitet. Die Tugendromane Pamela, Clarissa, und Grandison wurden verschlungen, Fielding's Tom Jones fand allgemeine Verbreitung, Goldsmith's Vicar (1769) wurde begierig gelesen. Die genannten Romane fanden sich in jeder Familie, wurden in Zeitschriften besprochen, dramatisirt auf die Bühne gebracht, und ihre Figuren beherrschten die Wiener Bühne durch einige Jahre. Man war auch in Wien in rührseliger Stimmung. Man hatte auch hier moralische Wochenschriften, Tugendromane und Rührkomödien und die Geschmacksrichter hatten alle Noth, fortgesetzt gegen das Ueberwuchern des Geschmackes an dem Larmoyanten zu eifern. Schon 1776 klagen Wiener Kunstrichter über das Einerlei

der Rührstücke: „Heutigen Tages“ — schreibt Einer derselben in der Realzeitung (S. 351 Jahrg. 1776) — „haben sich viele unserer Dichter der Kunst zu rühren bestrebet. Sie wissen, daß es nur wenig Menschen gegeben ist, an Wahrheit, Vollkommenheit und Größe Nahrung für den Geist oder für das Herz zu finden, daß sie aber mehrere in dem Rührenden finden. Dazu kömmt noch, daß, wie Sulzer sagt, das Rührende am leichtesten zu erreichen ist, und daß auch mittelmäßige Künstler darinnen glücklich sein können.“ In einer langen Abhandlung wird gegen das Rührende losgezogen, „das nicht eben die schätzbarste Art des Stoffes zu Werken der schönen Kunst ist.“ Es wird dann eingehend gezeigt, wie die Romanschreiber ihre Werke „mit dem Rührenden am weitesten in das Publikum verbreiten.“ .... „Es ist leichter die Menschen zu verzärteln als ihnen überlegende Vernunft, Stärke des Geistes, Standhaftigkeit und Größe einzuflößen. Darum ist es nicht gut, wenn der Geschmack am Rührenden so die Oberhand gewinnt (wie in Wien), daß er beinahe ein ausschließendes Recht bekommt.“

So geschrieben in Wien im Mai 1776. Und Werther? Der Deutsche Merkur (Nr. 6 vom Juni 1775) brachte ein Gedicht „Lotte bei Werthers Grabe“. Bei dieser Gelegenheit erinnerte die Real-Zeitung daran, daß man die Leiden des jungen Werthers kenne. So möge man auch dieses Gedicht kennen lernen, „es werde Alle rühren, die kein Herz von Pantoffelholz haben und Verehrer von Werther sind“. Waren nun alle Vorläufer von Werther in Wien bekannt, so war es ja gewiß auch Werther. Göthe selbst sagt in seiner Autobiographie: „Schon die Richardson'schen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines Fehltritts waren in der Clarisse auf eine grausame Weise zergliedert. Lessing's Miß Sara Sampson behandelte dasselbe Thema. Nun ließ „Der Kaufmann von London“ einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittlung am Ende zu gefallen. Diderot's „Hausvater“, der ehrliche Verbrecher, der Essighändler, „der Philosoph ohne es zu wissen“, Eugenie und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. „Der Minister“, „Clementine“ und die übrigen Gebler'schen Stücke ... alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung und entzückten das große Publicum“.

Nun, alle die aufgeführten Kunstwerke hatten in Wien einen ungeheueren Erfolg, wurden daselbst unausgesetzt gefeiert — der Hausvater z. B. wurde bei Lessing's Anwesenheit ihm zu Ehren aufgeführt — oder hatten in Wien ihre Entstehung und von da erst ihre Verbreitung über Deutschland gefunden. Wenn Göthe die Gebler'schen Stücke geradezu als Vorläufer Werther's und Vorbereiter der Werther-Stimmung bezeichnet, so verdient es wol angemerkt zu werden, daß Gebler (gest. zu Wien 9. October 1786) ein hoher österreichischer Staatsbeamter gewesen. Er war seit 1762 Hofrath bei der böhmischen Hofkanzlei, wurde später Mitglied des Staatsrathes, wirklicher Geheimer Rath und Vice-Kanzler der Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern). Dieser bedeutende Staatsmann war ein fruchtbarer Dichter, nahm einen fördernden Einfluß auf den Geschmack und die Hebung der Bühne in Wien, und stand in den lebhaftesten Beziehungen zu den Dichtern, Ge-

lehrten und Künstlern in Deutschland, wie er ja auch als Freund Lessing's uns bekannt ist.*)

Vor allem müßte zuerst bewiesen werden, daß die Wiener Gesellschaft sich auch gegen Rousseau's neue Héloise gleichgiltig verhalten habe. Aber das volle Gegentheil ist die Wahrheit. Rousseau ergriff die Gemüther der Wiener ganz gewaltig und zwar nicht blos durch die Sprache, die 13 Jahre vor Werther noch vorherrschend war, nicht blos durch seine Persönlichkeit, die einem Theil der Aristokratie wolbekannt war (Rousseau war eine zeitlang Secretair bei Kaunitz), sondern gerade durch den Stoff, und die in dem Kunstwerke zu Tage tretenden Grundsätze. Gerade die Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Wieners, die Lebhaftigkeit des Naturells begegneten sich mit den Eigenschaften des Rousseau'schen Helden Saint Preux auf natürliche Weise. Rousseau's Evangelium von der Gleichheit der Stände, sein Kampf gegen das Conventionelle stimmten ganz vorzüglich zu der immer lauter werdenden Opposition gegen die Privilegien des Adels, mit welchen die Staatsgewalt im Zeitalter Maria Theresia's und Joseph's im Kampfe lag, als sie dem Geist der Zeit folgend das provinciale Ständewesen brechen und den centralisirten, aufgeklärten Absolutismus begründen wollte. Die Wiener Aufklärer, Sonnenfels voran, führten diesen Kampf auch in Zeitschriften und Broschüren, von höchster Stelle begünstigt, mit Ausdauer fort, und Staatsrath Gebler ist beispielsweise auch ein solcher Apostel der schon von Maria Theresia angestrebten „gottgefälligen Gleichheit der Unterthanen".

Die Opposition gegen die hohle Galanterie, die aus Rousseau's Kunstwerke spricht, fand gewiß ein lebhaftes Echo in der Wiener Gesellschaft. So weit man Seelenstimmungen einer Gesellschaft aus ferner Zeit errathen kann, läßt sich das wol behaupten. Saint Preux und Julie sind nicht von gleichem Stande, sie, die Tochter eines vornehmen Mannes, er ein Plebejer. Wie oft mag sich der Fall in der Wirklichkeit zugetragen haben, eines Liebesverhältnisses zwischen adeligen und bürgerlichen Elementen, wo die Neigung mit den Standesvorurtheilen in Conflict geräth! In der Hauptstadt des römisch-deutschen Reiches, dem Sitze einer überaus zahlreichen Aristokratie, von deutschen Edelleuten, Reichsrittern, Freiherrn, Grafen und Fürsten, Cavalieren jeglichen Ranges, böhmischen, ungarischen, wallonischen, spanischen, italienischen Stammes, die gleichwol alle die Sprache des Hofes, die deutsche sprachen, nirgend mehr als in Wien, mußte man täglich und stündlich an das Kastenbewußtsein gemahnt werden, nirgend mußte das Streben lebhafter sein, sich emporzuarbeiten zur Höhe dieser Gesellschaft, und im Werther klingt ganz derselbe Accord an!

Bei der Begegnung Göthe's mit Napoleon hatte ja bekanntlich dieser dem Dichter einen Vorwurf daraus gemacht, die Liebesgeschichte mit der socialen Frage verknüpft zu haben.

Was herrschte ferner in Rousseau wie im Werther gleich vor? Der Ausdruck der Liebe zur Natur. Der Dichter hat den Beginn seines Romans Werther in den Monat Mai verlegt, dessen erster Tag damals wie heute von Jung und

*) Des Freiherrn v. Gebler theatralische Werke. Prag und Dresden 1772 und 1773. Vergl. ferner Gervinus, Gesch. der d. Dichtg., Leipzig 1853 IV. Bd., S. 349—355.

Alt in Wien als ein Festtag begangen wird. Werther schwelgt in der Betrachtung der Natur: Wo in aller Welt ist man seit jeher begeisterter für die Herrlichkeiten der Natur als in Wien, in dessen Gassen so zu sagen der Wald hineinschaut, das zu Werther's Zeit noch in seinem Weichbilde fast bei jedem Hause seine Gärten hatte, von dessen Straßen man die schönen Züge der Gebirge erblickt, in dessen Umgebung das Volk sonntäglich schaarenweise zog, um dort den rothen oder goldigen Wein zu genießen. Werther schwärmt für „gemüthlich harmlose Volksnatur". Er stellt sich uns dar als den Schätzer „sinnlicher Elemente". Nun damit war er gewiß den Wienern nicht fremd, sondern eine verwandte Natur.

Mit Recht weist E. du Bois-Reymond in seinem akademischen Vortrage „Friedrich II. und Jean Jacques Rousseau" auf die „unermeßliche Wirkung" hin, die Rousseau auf Deutschland übte.

Die Sturm- und Drang-Periode ist von ihm beeinflußt. Göthe erzählt, daß „Emile" das Haupt- und Grundbuch Klinger's war. Kaum gäbe es ohne Héloïse einen Werther, und Morley meint, Werther würde nicht Lotten beim Brodschneiden für die Kinder getroffen haben, hätte nicht Saint Preux Madame de Wolmar zu einem ländlichen Male begleitet, bei welchem sie ihre Kinder mit Kuchen und Milch bewirthet. Wie Julie ihren Geliebten, so warnt Lotte Werther'n vor zu vielem Weingenusse. Die Frage des Selbstmordes wird in der Héloïse erwogen; Göthe selber vergleicht sich mit Saint Preux bei Schilderung seines Verhältnisses zu Lotte. — So nahe stehen sich die beiden Kunstwerke und dort, wo man für Rousseau schwärmte, konnte man für Werther nicht gleichgiltig bleiben. Aber kaum irgendwo in Deutschland war Rousseau populärer als in Wien, wo, nachdem die Erzählung von der neuen Héloïse in alle Kreise gedrungen war, Heufeld, ein Talent für Bühnendichtung, die Popularität des Rousseau'schen Stoffes für sich benutzte. Lessing schreibt in der Hamburgischen Dramaturgie: „Den vierten Abend (Montag den 27. April 1767) ward ein neues deutsches Original, betitelt „Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe" aufgeführt. Es hat den Herrn Heufeld zum Verfasser 2c." Lessing kritisirt nun mit Schärfe das Stück des Wiener Autors und bedauert, daß dieser seinen, Rousseau's neuer Héloïse entlehnten Stoff nicht nach den Bemerkungen Mendelssohn's behandelt habe. Lessing tadelt vieles, lobt hingegen das vom Roman abweichende Ende der Handlung 2c.*) Derselbe Heufeld hatte auch Tom Jones auf die Bühne gebracht und auch diesen rührenden Roman dramatisirt, lange noch vor der eigentlichen Werther-Epoche.

Man darf demnach wol sagen: Werther war Gemeingut der Wiener Bevölkerung, man litt mit ihm, man seufzte mit ihm, man schwärmte mit ihm für die Natur, man theilte seine Ansichten über Standesvorurtheile u. s. w. Aber es gab inmitten dieser großen Gemeinde noch eine kleine Gemeinde, die sich Werther'n engverwandt fühlte und diese bestand aus den Ossian-Verehrern, die in Wien zahlreich waren, und die in Denis ihr Haupt hatten. „Ossian hat in seinem Herzen den Homer verdrängt," heißt es von Werther. Ossian war der Abgott aller empfindsamen Seelen, ihm schrieb man die zur Mode gewordene, selbstquälerische Stimmung auf die Rechnung. Und Göthe gibt als Ursache der empfindsamen

*) Vergl. Werke Bd. 12 der Lachmann'schen Ausg. S. 38—43.

Digitized by Google

Gemüthsverfassung der damaligen Gesellschaft die Beschäftigung mit der Poesie Ossian's an. Der caledonische Barde war ein Gegenstand der Begeisterung deutschen Volkes geworden, und die Bekanntschaft desselben hatte das deutsche Volk einem Wiener zu danken, dem Dichter „Michael Denis" („Sined der Barde"). Er bahnte Ossian den Weg in das Herz des deutschen Volkes, als 1768 zur allgemeinen Ueberraschung die Uebersetzung der fabelhaften Gesänge von Wien aus ihren Weg in die Oeffentlichkeit nahm. Bald darauf machte Herder durch die Beurtheilung von Denis Ossian die literarische Welt auf diese Leistung aufmerksam.

Wie bezeichnend, daß je mehr sich Werthers Seele verdüstert, der traurige Ossian den Homer verdrängt. Werther fühlt sich in der schaurigen Welt heimisch, wo der Sturmwind über die Haide fährt, die Leichen der Helden ruhen, die Geister der Gefallenen auf Nebeln im dämmerigen Mondeslicht sich erheben. Werther ist ganz ergriffen von dem Bilde des greisen, blinden Sängers selbst, des großen Sohnes Fingals. Werther liest Lotten aus dem Ossian vor. Die Worte Ossian's „der Wanderer wird kommen" sind aus Ossian's letztem Liede, das jener Zeit in Denis Uebertragung einen Weltruf hatte, und in Jedermanns Munde war. Als Werther's Entschluß feststeht, sich Lotten zu Liebe opfern zu wollen, will er sie doch noch einmal sehen ... Ueber seine Ankunft geräth sie in ängstliche Bestürzung. Um ihre Fassung zu erhalten, bittet sie ihn, aus der Schublade die Uebersetzung der Gesänge Ossian's zu holen. So ist der ehrliche Pater Denis hier Zeuge und mithandelnd in der gewaltigen Scene der beiden Liebenden .... Werther liest ihr die „Lieder von Selma", die Klagen Minonen's, der Schwester Morar's, der Tochter des Königs Torman, welche sie in Fingalshalle zum Ruhme frühgeschiedener, tapferer Jünglinge und von Helden umworbener Mädchen singen. Mit Wehmuth liest Werther. Als er endlich die Klage des alten Armin um die verlorenen Kinder liest, wird Lotte und dadurch wiederum Werther vom Gefühl überwältigt. Lotte sieht seinen Schmerz, will sich entfernen und erinnert sich ihrer Pflicht. Doch hat sie nicht die Kraft Werther'n zu verlassen, und bittet ihn das Lesen wieder auf zunehmen. Von der Dichtung hingerissen stürzt Werther zu Lotten's Füßen, er zieht sie an sich; ein Augenblick vereinigt sie, aber Lotte kommt zu sich, wird ihrer Pflicht inne und stößt Werther von sich. — So spielt denn Ossian in dem ganzen Liebesdrama mit und beherrscht die Stimmung der beiden Liebenden.

Briefe von Karl Gutzkow an Bogumil Dawison.

Herausgegeben
von
Johannes Proelß.
Leipzig.

Von seinem Eintritt in die Literatur als Parteigänger Wolfgang Menzel's und dessen Mitarbeiter in der Redaction des Cotta'schen Literaturblatts an haben in den persönlichen Beziehungen Gutzkow's zu seinen Zeitgenossen Freundschaftsverhältnisse zu den bedeutendsten Schauspielern der Zeit eine hervorragende Rolle gespielt. Damals war es Seydelmann, der als Freund Menzel's dem einundzwanzigjährigen vielversprechenden Literaturnovizen in Stuttgart theilnahmvolle

Freundschaft entgegenbrachte. Als Gutzkow drei Jahre darauf, nachdem das Verhältniß Menzel's zu ihm in Feindschaft umgeschlagen war, in Folge der an seinen Roman „Wally" sich knüpfenden Verfolgung der jugendlichen, unter dem Collectiv-Begriff „Junges Deutschland" vom Bundestag verfolgten Schriftsteller in Mannheim eine Gefängnißhaft zu erleiden hatte, fügte es der Zufall, daß der damals dort engagirte Schauspieler Theodor Döring — der spätere Rivale Seydelmann's — wegen einer Contractsverletzung sein Leidensgenosse wurde und die unter genialem Zeitvertreib verbrachten Tage gemeinsamer Haft wurden zur Grundlage einer herzlichen Freundschaft. Mit dem Debüt als erfolgreicher Bühnendichter im Jahre 1839, in welchem „Richard Savage" zuerst in Frankfurt a. M. die Bretter betrat und schnell über die bedeutendsten deutschen Theater ging, war dann der Anstoß zu einer beträchtlichen Erweiterung dieses Bekannten- und Freundeskreises gegeben. Baison in Hamburg, die Crelinger und die Stich, Hendrichs in Berlin, Emil Devrient, der bei der dritten Wiederholung des genannten Stückes in Frankfurt den Savage spielte, Dessoir, Moritz und viele andre gehörten nicht nur bald zu den Verehrern seiner Muse, sondern auch zu dem engeren Kreis seiner persönlichen Bekannten. Schnell wuchs sein Ruf als Bühnendichter, der mit dem glücklichen Wurf des „Uriel Acosta" den Gipfel seiner Höhe erreichte, von der herab uns sein Genius die beiden besten historischen Lustspiele nach Minna von Barnhelm bereits geschenkt hatte, und mit dem Siegeszug jener mächtigen Tragödie über die deutschen Bühnen fiel der Beginn seiner dramaturgischen Thätigkeit am Hoftheater in Dresden (Ende 1846 bis Frühjahr 1849) zusammen. In dieser Periode erwarb ihm dann seine Stellung als gefeiertster Bühnendichter der Zeit wie als artistischer Leiter eines Hoftheaters, das damals in seltener Blüthe stand, die Verehrung, Freundschaft oder wenigstens Bekanntschaft der meisten lebenden Bühnenkünstler von Bedeutung, soweit er sie noch nicht besaß, denn alle verdankten ihm wirksame Rollen und Vielen konnte er nützen. Ein zahlreicher Briefwechsel giebt hiervon, wie von der seltenen Fähigkeit des Dichters Zeugniß, den verschiedenartigsten und meist höchst reizbaren Künstlernaturen gerecht zu werden, ohne die Wahrheit egoistischen Zwecken aufzuopfern; er gewährt uns auch einen tieferen Einblick in die Werkstätte seines dramatischen Talents, in seine eingehende Kenntniß der Kunst des Bühnendarstellers, in das Netz von Mühseligkeiten und Hindernissen, das unsere modernen Bühnenverhältnisse selbst dem erfolgreichen und namhaften Bühnendichter immer von neuem als Hemmniß entgegenhalten.

Selbst ein Künstler, wußte Gutzkow, wie sehr einem solchen Anerkennung und Theilnahme Lebensbedürfniß sind, und daß er diese zur rechten Zeit und mit gerechtem Maß — seinem kritischen Kunststandpunkt vergab er dabei nichts — zu spenden und zu beweisen vermochte, ist das Geheimniß, wodurch er freundschaftliche Beziehungen selbst zu solchen Bühnengrößen, die einander als Rivalen feindlich gegenüberstanden, dauernd aufrecht zu erhalten gewußt hat. In solchem Verhältniß standen auch Emil Devrient und Dawison zu einander, als sie gleichzeitig an der Dresdener Bühne wirkten; und gerade für diese beiden hegte der Dichter eine gleich lebhafte Bewunderung und Verehrung, die in einem inhaltreichen Briefwechsel ihren Ausdruck gefunden hat. Seine Beziehungen zu Emil Devrient, dem classischen Vertreter der sogenannten idealistischen Schule, waren älter und von vornherein auch persönlicher Art; er war Zeuge seiner ganzen schauspielerischen

Laufbahn. Dawison trat zur Zeit, da Gutzkow schon in Dresden Dramaturg war, — am 15. Februar 1847 — überhaupt zum ersten Male in Deutschland auf; er wurde damals Mitglied des Hamburger Thaliatheaters, von wo aus sich der Ruf seines naturwahren und dabei dämonisch leidenschaftlichen Spiels schnell über Deutschland verbreitete. Damals war Gutzkow einer der ersten, der sich beeilte zu versuchen, diese phänomenale Kraft für das von ihm vertretene Theater zu gewinnen. Das Interesse des Dichters und Dramaturgen an dem außerordentlichen Talente des Schauspielers ward hier die Basis eines Verhältnisses, das im Verlaufe den Charakter der Freundschaft annahm, und es fand Erwiderung in der Verehrung und Theilnahme, welche Dawison für den Schöpfer der Rollen des „Molière", des „Königslieutenant", des „Acosta" empfand und bethätigte. Ich bin in der Lage, aus dem Nachlaß dieses Bühnenkünstlers eine Reihe von Briefen Gutzkow's an diesen dem Druck zu übergeben und gehe daran mit derjenigen Freude, die das Schauspiel immer gewährt, wenn zwei bedeutende schöpferische Naturen in gegenseitigem Verkehr, unter Anerkennung der Größe des Anderen, ihre Subjectivität enthüllen. Diese Briefe im besondern, die vielleicht später durch Veröffentlichung der Briefe Dawison's an Gutzkow eine werthvolle Ergänzung finden, charakterisiren auch sehr gut den Ton im Allgemeinen, den Gutzkow im Verkehr mit den Darstellern seiner Stücke zu finden wußte, um gleichzeitig seinem Gefühl der Dankbarkeit und Werthschätzung genug zu thun und auch seine Interessen zu fördern. Sie zeigen uns, mit welchem Instinkt für Bühnenwirkung Gutzkow selbst Talenten allerersten Ranges dramaturgische Rathschläge ertheilte, in einer Form die dem etwaigen Uebergriff die Schärfe nahm, wie sie denn überhaupt verschiedene liebenswürdige Charakterzüge des Briefstellers wie des Empfängers — die beide bekanntlich in hohem Grade unter der Herrschaft eines leidenschaftlichen Temperaments standen — ansprechend beleuchten. Einige Stellen wurden, da es der Takt und die Rücksicht auf Lebende empfahl, weggelassen und die Lücken durch Punkte (. . .) gekennzeichnet.

I. *)

Euer Wohlgeboren ersehen aus dieser umgehenden Beantwortung Ihrer Erklärung, wie werth mir der Gedanke geworden ist, Sie an die Königliche Bühne zu fesseln. Vorläufig gab ich die Anlagen unserm Chef, der allerdings von Ihrer Weigerung einen Contrakt zu unterzeichnen, wenig erbaut ist. Ihre Besorgnisse gehen zu weit. Bis zum ersten September werden Sie noch soviel Fortschritte gemacht haben, daß Sie es schon mit einem Platze, wie dem hiesigen, wagen können, wenn anders die vielen glänzenden Berichte von Ihrem Talent, wie ich nicht bezweifle, sich bestätigen. Das Thalia-Theater ist Ihr Terrain nicht: Sie müssen von da fort und wo könnten sie ruhiger Ihre Fortbildung abwarten als hier. Sie sagen, Sie fürchteten keine Beschäftigung zu finden. Mißtrauen Sie denn meinen Worten so sehr, daß Sie meinen letzten Mittheilungen keinen Glauben schenken?

*) Die Thatsache dieses Engagementsversuches war bisher unbekannt. Unter den Bewerbern, welche Dawison damals zu gewinnen suchten, trug bekanntlich der Director des Wiener Hofburgtheaters Holbein den Sieg davon. Erst im Februar 1854 erfolgte später das Engagement für Dresden durch Herrn von Lüttichau (vgl. Robert Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. S. 570).

Emil Devrient ist 4 Monate, also $1/3$ des ganzen Jahres, und noch in der schönsten Saison auf Urlaub: da steht Ihnen jede Studie, jeder Versuch offen, den Sie mit seinen Rollen machen wollen! Aber neben Devrient war hier immer Gelegenheit zur achtbarsten künstlerischen Stellung. Ich nenne die Namen: Carl Devrient, Heckscher, Weimar, Heese. Die beiden Liebhaber und Helden, die jetzt neben Devrient stehen, können sich nicht behaupten, da es ihnen an Mitteln und Talent fehlt. . . . Winger ist Heldenvater. Ich wiederhole, daß mir ein Darsteller fehlt, mit dem ich meine Lieblingsversuche, Shakespeare und Calderon betreffend, ausführe; denn Emil Devrient bewegt sich meist nur im conversationellen Gebiete. Da wir durch das Gesetz, jedes Stück wird nach einem Jahr Ruhe neubesetzt, einzig in Deutschland dastehen, so finden Sie hier kein Rollenmonopol und mit Muße können Sie sich das großartigste Repertoire ausbilden.

Glauben Sie mir, ich würde Ihnen das nicht so offen schreiben, wenn ich nicht die schlagendsten Thatsachen zur Seite hätte. Was hab' ich den Herrn Walther nicht Alles vom 1. Mai an spielen lassen: Posa, Ferdinand, Spieler, Faust, Tempelherr u. s. f. Daß er nicht reüssirte, ist nicht meine Schuld, aber haben wir ein neues Talent, so können wir es mehr hegen und pflegen, als irgend eine Bühne.

Ende März komm' ich selbst nach Hamburg. Aber schon vorher möcht' ich mit Ihnen wenigstens auf 1 Jahr abschließen.

Vorläufig nehm' ich an, daß Sie die Zeit Ihres Urlaubs 3 mal hier spielen. Möglich, daß vielleicht Lüttichau darauf eingeht, Sie ohne Unterschrift des Contraktes auftreten zu lassen: Sie müßten mir aber dann die moralische Zusicherung als Ehrenmann geben, daß Sie, wenn es Ihnen gefällt, wirklich zu uns kommen. Wenn ich Sie in Hamburg sehen werde, werd' ich Ihnen den Grad Ihrer hiesigen Wirksamkeit sehr bald voraussagen können. Hochachtungsvoll Der Ihrige Gutzkow.

Dresden, 21. Januar 1848.

II.

„ . . . Ihr Perin neulich schließt sich Ihren vollendetsten Rollen an . . . “ Der Brief, ein Billet von Haus zu Haus, datirt: Dresden, den 18. December 1857, betrifft in der Hauptsache eine Zusammenkunft oder Einladung, wie der folgende.

III.

Verehrter Freund, ich nehme Ihre Einladung auch, wenn nichts dazwischen kommt, für meine Frau an.

Längst wär' ich bei Ihnen gewesen und hätte mich meiner Freude und Genugthuung auch über Harpagon entlastet, denn solche innere und äußere Schuldigkeiten drücken zuletzt; aber Sie wissen ich bin nur halb in Dresden, vertieft und vergraben leb' ich in meinem Buche*). Selbst die pflichtschuldige Condolation zum Regisseur**) blieb aus!

Beif. Kean (?) Ich meine, Sie werden das, was im 2. Akte steht, mit gewohnter Frische und natürlicher Ueberredung schon zur Geltung bringen.

*) Er schrieb damals am „Zauberer von Rom“.

**) Die Stellung eines solchen war Dawison Anfang Januar 1858 nach dem Rücktritt Winger's übertragen worden.

Freundlichen guten Morgen von Ihrem, wenn auch in diesem Jahre indolenten, doch nicht minder, denn je, innigst theilnehmenden und bewundernden Gutzkow.

Dresden, den 22. Januar 1858.

IV.

Aus Offenbach, vom 22. März 1859 batirt, enthält Empfehlungen an vierzehn Persönlichkeiten in Frankfurt a. M., wo D. gastiren will, mit der Weisung, daß ein Besuch bei ihnen vortheilhaft sein könne.

V.

Mein theurer verehrter Freund, nach Ihrer überraschenden, völlig unerwarteten zweiten Depesche kann ich nicht einen Augenblick meinen innigsten Dank anstehen lassen. Ich vergegenwärtige mir Ihre außerordentliche Leistung. Geist, Feuer und Leben in jeder Ihrer Scenen. Daß nicht meine ganze neue Ueberarbeitung*) adoptirt wurde, ist bedauerlich, aber ich will schon dankbar sein, daß Sie wenigstens adoptirten, was Ihre Rolle traf. Beim Revidiren des Stückes hatte ich im Auge, daß Sie einmal Neigung bekommen möchten, La Roquette zu spielen und habe deshalb auch diese Partie gehoben. Bei Genien Ihrer Art wünscht man nun eben, daß sie auch Alles auf ihre Schultern nehmen.

Noch hatte sich wohl nicht recht herumgesprochen, daß Sie den Molière spielten? Deshalb dürfte sich gewiß eine baldige Wiederholung empfehlen. Möchten doch nur Porth und die Darstellerinnen der Armand, Madeleine und Lefèvre in ihre Rollen nehmen, was in der neuen Ausgabe sie trifft. Letztere findet vielen Anklang. Zopf u. Sch. ist erschienen; bald kommt Werner; auch dieser aus dem irren Tasten jugendlicher Unreife soviel als möglich in größere Klarheit geführt.

Ich sah Sie in meiner letzten Dresdener Zeit wenig, weil ich schon ganz den Dresdener Halt (durch die Vorbereitungen der Abreise) verloren hatte. Aber behalten Sie die Ueberzeugung, daß ich mit warmer Freundschaft in Ihnen lebe und alles nachgefühlt habe, was Sie, in diesem Jahre namentlich, bewegen und erregen mußte. Die letzte Erfahrung ist Ihrem inneren Menschen eine heilsame geworden, und glauben Sie, auch dafür hat die Welt, trotz ihres flüchtigen Ganges, ein Auge. Wird diese Bemerkung einmal an passender Stelle irgendwo ausgesprochen, so zündet sie allgemein; Schauspieler, Dichter, öffentliche Charaktere überhaupt, dürfen sich vor den Augen des Publikums bilden. Ihnen und dem Publikum erwuchs aus jenem Streit**) und der Rückwirkung auf Ihr Gemüth der Gewinn Ihrer ganzen Versenkung in Ihre Kunst, der Verachtung alles dessen, was Sie von Ihrer einzigen Lebensaufgabe, der Bewährung am Abend des Spiels, ablenken konnte und einen Künstler, der auf Ihrer Höhe des Ruhmes steht, abzulenken drohte.

Eine große Ueberraschung wird Acosta sein und die Rolle und das Stück ein neues Stadium damit erleben. In Dresden war Tempo und Ton des ganzen Stückes matt und schläfrig geworden. Man nahm alles viel zu feierlich, vor übergroßem Respekt vor der Aufgabe [war man***)] nachmittagspredigerhaft. Bringen

*) Von dem „Urbild des Tartüffe".

**) Bezieht sich wahrscheinlich auf die bekannte Duellaffaire mit Robert Heller.

***) Diese Worte sind ergänzt; die betreffende Briefstelle ist abgerissen.

Sie Feuer und rasches Tempo auch in die Mitspielenden. Bestellen Sie für die Zwischenakte eine neue Wahl von Musikstücken, lebhafte, nicht (auch aus Respect vor der Sache!) langweilige Andantes .... Sagen Sie den Darstellern: Acosta ist eine vulkanische Natur und man solle Sie nicht durch Retardiren im Stiche lassen. Auch Wingern trifft dies in der ihm wenig zusagenden de Silva-Rolle; er war früher besser als de Santos. Um noch einen praktischen Rath zu geben: Hüllen Sie Ihre scharfe, dialektische, epigrammatisch hervortretende Natur und Persönlichkeit in einen gewissen dämonischen und ich möchte sagen breiten Nimbus! Ich höre, Baison unterstützte sich — durch einen langen Schleppmantel. Dazu könnte ich kaum rathen. Aber vielleicht etwas Scheues und Verlegenes beim ersten Auftreten, ein Zurückhalten der Rede, ein Sichgewöhnenlassen des Publikums erst an Ihren Anblick, Ihre Anwesenheit auf der Scene und dann ein dumpfes, dem Stubengelehrten entsprechendes Einsetzen des Tones. Gerade, daß ihm Judith ihre Liebe anträgt, ihn hervorzieht und vor anderen Menschen für ihn einstehen muß, beweist für den menschenscheuen, ängstlichen Grübler. Der Kopf schön und doch anfangs etwas gebückt. Im ersten Akt und beim ersten Auftreten lange an der Thür verweilen und dort bescheiden leise sprechen, damit sich das Publikum erst allmälig an den Gedanken, Sie nun in dieser Rolle*) zu sehen, gewöhnt — nicht sogleich ein Hier bin ich! Dann kommt Ihnen nach wenig Augenblicken alles entgegen. Der Anblick Jochais kann Uriel gewiß bestimmen, sein erstes Zutreten auf Silva plötzlich zu hemmen und sich so zu halten, als bereute er, gekommen zu sein.

Vergebung für diese Bemerkungen, die Ihnen ohne Zweifel als selbstverständliche erscheinen.

Ich lese eben Eduard Devrient's 4. Band seiner Geschichte der Schauspielkunst. Es ist das Knirschen eines ohnmächtigen Sclaven gegen die Kette, die ihn als Schauspieler in ewiger Unbedeutendheit erhielt. Ich werde wahrscheinlich manches dagegen sagen**). Die S. 204 über mich befindliche Anecdote ist in jedem Wort eine Unwahrheit. Ich stellte ihn darüber schriftlich zur Rede und warte jetzt auf seine Antwort.

Ich hoffe, ich habe bald wieder Gelegenheit Ihnen zu schreiben und spare so vieles, was ich auf dem Herzen haben muß, bis dahin auf. Gruß Ihrer lieben Frau! Nochmals meinen herzlichsten Dank für Alles, was Sie thun Ihrem aufrichtigen und treu ergebenen Gutzkow.

Weimar, den 2. November 1861.

Heute: Janauschek Iphigenia ....

VI.

Verehrtester Freund, ich habe auf Ihre so liebens- wie dankenswerthen Veranstaltungen hin an Devrient geschrieben, doch noch keine Antwort erhalten.

---

*) Sie war bekanntlich eine Glanzleistung Emil Devrient's.

**) Geschah endgültig in G.'s „Rückblicke auf mein Leben", S. 304 ff., wo der Dichter seine Meinung über Eduard Devrient, den talentarmen Bruder Emils noch entschiedener als hier geäußert hat, weshalb obige Stelle nicht unterdrückt zu werden braucht.

Ich besorge fast, es trifft auch keine ein. Ich konnte mich nicht überwinden, ihm meine Empfindung über diese Angelegenheit zu verbergen.

. . . .*)

Seckendorf's Combiniren muß gespielt werden, etwa wie das Stottern. Man glaubt geläufig zu reden und will es, und wird wider Willen verhindert. Ebenso martialisch, steif militärisch muß Seckendorf seine Combinationen machen, nicht aber mit bornirter Pfiffigkeit ein schleichendes Behagen an seinem komischen Eindruck verrathen. Am sichersten trifft man's, wenn man sich in Ton, Haltung, Sprache gleichsam dem Grumbkow als Copie und Echo anschließt.

Im März gehen Sie nach Berlin. Vielleicht überrasch' ich Sie da auf ein paar Tage. An Acosta ist jetzt wol nicht zu denken?

Die Wehl'schen Kritiken haschen zwar zu sehr nach Fliegen, aber sie gefallen mir doch darum, weil sie den pyramidalen Styl, der in der Beurtheilung des doch so mannigfach mangelhaften Dresdener Theaters zum Ton geworden war, einigermaßen auf ein menschliches Maaß zurückführen.

Gruß Ihrer lieben Frau und ein frohes, glückliches Jahr noch zur Erwiderung der freundlichen Abendzeilen, die ich vor einigen Wochen ganz als den dargebotenen Handschlag empfunden habe! Ihr treuergebener Gutzkow.

Weimar, den 24. Januar 1862.

Ich bin jetzt an einer Radikalneugestaltung meines Pugatschew und empfehle Ihnen die Lectüre des 5. Bändchens zur Prüfung.

VII.

Mein verehrter lieber Freund! Wie lange hab' ich von Ihnen nichts gehört! Ich meine direct, oder aus Andrer Munde Privatliches. — Jetzt erst bei meiner Anwesenheit in Dresden vernehm' ich das Schrecklichste der Schrecken: Sie wollten Ihren Verband mit Dresden lösen, Sie wären ein Gärtner, Häuser- und Feldbauer geworden u. s. w. — ! ! Was sind das alles für Sachen — ! So verstimmen kann Sie ein Intendant, der mit Ihnen um eine Binde für 1 Thlr. 10 Ngr. zankt, und darüber 500—1000 Thlr. Verlust hat, indem er Sie unmuthig macht! „Herr Oberappellationsrath, wenn Sie denn doch alles vom juristischen Standpunkt auffassen wollen, wie heißt's in der Rechtspraxis: Minima non curat praetor? Und: summum jus summa injuria?!" Letztres die Moral vom Kaufmann von Venedig. Holt Euch Euer Recht für 1 Thlr. 10 Ngr., aber sorgt, daß dabei mein Blut und Leben nicht fließt.

Lieber Dawison, warum war ich von alledem noch nicht unterrichtet als ich eine halbe Stunde mit Könneritz — zum ersten Male als Intendant sprach! Fasoldt klärte mich erst nachher auf. Aber Könneritz hörte, daß ich Beschlag legte auf Ihren Genius, daß ich ihn bat, den Richelieu, den vor 8 Jahren Döring und ich vielleicht selbst in Berlin umbrachten, durch Sie zu Ehren und zu Leben zu bringen. Ich hatte, wie Sie wissen, damals, nach dem geringen Berliner Erfolg, Lorber und Myrte aufgegeben. Jetzt bin ich an das Süjet nochmals ge-

*) Betrifft eine der nicht unhäufigen Weigerungen Emil Devrient's, mit Dawison zusammen aufzutreten, ferner die Besetzung der Rolle des Seckendorf (in Zopf und Schwert) durch einen ungeeigneten Dresdner Schauspieler.

gangen, habe die Arbeit ganz umgeschmolzen und sollte meinen, das Stück ist zu geben. Muß denn immer Furore gemacht sein? Läßt sich nicht ruhig ein Werk abspielen, wo Lächeln statt Lachen, ruhige Zustimmung statt Geschrei eintritt? Beim „Glase Wasser" fallen naturgemäß nur 3—4 Applause, bei den Erzählungen der Königin von Navarra vielleicht zwei —, den Franzosen und unter den Deutschen Berger („Bastille"), Zahlhaas („Ein Tag Karl Stuarts") u. s. w. läßt man einen heiter anregenden, mäßig erregten Abend zukommen, mir nicht! Von meinen 20 Stücken werden nur 4—5, die etwas „machen", gegeben, die andern, die wol gebaut, nicht uninteressant sind, existiren nicht. Im Vertrauen gesagt, ich sehe darin nur den bösen Willen der Theaterführer. . . . . .

Ich bitte, lesen Sie die jetzige, neue Gestalt von Lorber und Myrte und erwärmen Sie sich für den Gedanken: Ich will diesen Richelieu mit meinem ganzen Humor, mit all den, nur von mir zu überwindenden Schwierigkeiten der Mischung von Scherz, Ernst, Größe, Kleinheit, activer und passiver Selbstironie u. s. w. ins Leben rufen. Herr von Könneritz hat mir versprochen, meine Stücke mit Emil Devrient nicht absterben zu lassen, sondern sie neu zu besetzen mit den Kräften, die eben da sind; letzteres geht auf die alten Sachen, wo eben Dettmer, Maximilian für Devrient eintreten müssen. Eine Novität könnte Lorber und Myrte in seiner neuen Gestalt sein, und Sie der in seiner Art einzige Träger des Versuchs.

Diese Bitte leg' ich Ihnen an's Herz.

Und sonst fleh' ich Sie im Namen der deutschen Bühne an: Bleiben Sie ihr treu! Lassen Sie die Liebe zum Pflug und zum Gärtnern dem alten Cincinnatus und dem Dreisse auf dem Altmarkt*)! Ackern Sie die Literatur; bauen Sie Ställe für den Pegasus, verkaufen Sie Ihr Hab' und Gut, und gehören Sie nur noch der Bühne! Und verleidet man Ihnen in Dresden ... die Lust an der Bühne, so muß ein ernstes Wort darüber gesprochen werden — am Thron, im Ministercabinet, im Sessionszimmer der Generaldirection, in der Presse. Wär' ich in Dresden, diesem flauen Zustand sollte bald ein Ende gemacht werden. Darauf geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, und ohne persönliches Interesse.

Jetzt liegt nun freilich ein persönliches Interesse vor. Doch bitt' ich Sie: fassen Sie diese Zeile im unbefangensten und aufrichtigsten Sinne.

Ihr treuergebener Gutzkow.

Weimar, den 17. September 1863.

VIII.

Verehrter lieber theurer Freund! Vergebung, daß ich erst heute antworte auf alle Ihre liebenswürdigen, erfreulichen postalischen und electromagnetischen Kunden! Ich wollte gestern meinen Dank ausschütten und schreiben; da kam einmal wieder eine Bestellung, am Hofe zu lesen, ich mußte mich präpariren und so komm' ich erst heute dazu, alles zusammen zu fassen, was Sie in mir durch Ihre Güte und durch die anderweitigen Nachrichten über Sie angeregt und aufgeregt haben.

Also — der Erfolg war äußerlich gut — trotz der Störungen! Am

*) Bekannter Kunstgärtner in Dresden.



Dresdner Journal merk' ich wol, daß der innerliche fraglicher ist; Ottfried selbst hat zu sehr gegen die Sympathie des Publikums zu kämpfen oder Sie mußten ihn spielen, wie Sie ja wol einst in Hamburg gethan haben. Hat denn Dettmer nicht im Verlauf der Darstellung den elegischen Ton aufgegeben? Daß die Ulrich auf den Proben besser war, erinnert mich recht daran, wie oft ich auf Proben mir sagen mußte: Wollten doch die Herrschaften einsehen, daß jetzt ihr sogenanntes „Markiren" eigentlich das richtige Spiel für den Abend ist. Statt dessen kommt mit den brennenden Lampen der Hochdruck der Lungen, und alles, was morgens fein war, wird grob und unnatürlich . . . .

Nun aber Sie! Es ist nicht anders möglich, als daß Sie ein Cabinetsstück der feinsten Charakteristik gegeben haben. Fasoldt nennt die Leistung eine ersten Ranges. Der Genuß, Sie zu sehen in dieser Maske, diesen feinen Nüancirungen, sollte mich reizen, nach Dresden zu kommen; aber es ist so schwer, mobil zu werden. Auch ist der Kreis meiner Bekannten so groß, daß ich durch kurze Anwesenheit, wo ich die Mehrzahl nicht besuchen kann, nur Verletzungen zurück lasse. Halten Sie, ich bitte, die Rolle fest, wenn sie irgend für ein Gastspiel zu brauchen ist. Daß ich fast gleichzeitig *,* angesetzt finde, ist nicht freundlich von Ihrer Direction. Sich ähnelnde Charaktere muß man eine Zeitlang auf dem Repertoir auseinanderhalten.

Wahrhaft betrübend sind die fortgesetzten Nachrichten von Ihrer Absicht mit Dresden zu brechen. Man spricht von einem exceptionellen Verhältniß, wie bei Emil Devrient. Ich kann mir nicht denken, daß es anders wird.

Was nun auch kommen mag, rechnen Sie auch auf mich, soweit Ihnen bei einem freien Verhältniß der Zusammenhang mit der besten Literatur von gesteigertem Werth sein muß. Von Herzen will ich jeder Pflicht nachkommen, die dann vorzugsweise für uns ersteht. Ihr Genius, der sich siegreich überall selbst Bahn bricht, mag diese Aeußerung vergeben!

Hiesige Vorkommnisse werden Sie wenig interessiren . . . . . .

Und nun nochmals herzlichen Dank für alles mir erwiesene Liebe und Gute. Glück und Heil zum Neuen Jahr! Ihnen und Ihrer lieben Frau! Auch von den Meinigen Dank für jeden Beweis Ihrer Freundschaft! Immer und aufrichtig Ihr treuergebener Gutzkow.

Weimar, den 4. Januar 1864.

IX.

Verehrter theurer Freund, von den zahlreichen gestern empfangenen Telegrammen war das Ihrige das erste und brachte für den Tag*) ein gutes Omen. Er verlief denn auch ganz so, wie sich bei unsern Weimarschen Zuständen erwarten ließ. Ich fand herzliche Theilnahme und entsagte gern jenen „Ovationen", die von einer gewissen Seite her — abgewiegelt wurden.

Sie sind denn nun wirklich aus dem Verbande des Dresdener Theaters getreten und gespannt blickt man auf Ihre nächsten Unternehmungen. Man weiß, daß Ihnen das Gefühl der Kraft innewohnt und innewohnen darf; deßhalb die Ruhe, mit der man abwartet, was Sie thun werden. Sie haben in Ihrer treff-

*) Man feierte Gutzkow's fünfundzwanzigjähriges Bühnen-Jubiläum.

lichen Gattin eine weise Mitberatherin aller Ihrer Schritte. Vor Excentrischem (England?) sind Sie bewahrt, denk' ich.

Ich bat schon Freund Fasoldt, er möchte Ihnen sagen, daß wenn Sie hier und dort von einem „besten Othello" oder dergleichen lesen, den ich gesehen hätte, Sie annehmen mögen, daß dabei nur der böse Geist der Reclame im Spiele ist. Ich hatte mit einem solchen „besten Othello" deshalb eine ernste Scene.

Ich habe in diesen Tagen 8 Telegramme und gegen 40 Briefe zu beantworten. Deßhalb Vergebung, wenn ich heute nur mit diesen wenigen Zeilen innigst danke. Von ganzem Herzen Ihr Gutzkow.

Weimar, den 16. Juli 1864.

Im Februar des nachfolgenden Jahres brach dann über den vielfach geprüften Dichter das furchtbare Unglück herein, das ihn während des übrigen Jahres an die Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth fesselte und Dawison war einer der ersten, welche mit Einsatz ihrer besten Kunst sich beeilten, durch ihre opferbereite Wirksamkeit jenen Gutzkow-Fonds zu ermöglichen, durch welchen die Nation dem schwer heimgesuchten Dichter damals ihre Theilnahme bezeigte. Als dieser dann geheilt und gekräftigt in's Leben zurückgekehrt war, schrieb er den letzten uns erhaltenen Brief an seinen Freund, der sich in der Noth so wacker bewiesen, — nicht ahnend, daß wenige Jahre später der große Bühnenkünstler demselben Leiden verfallen würde, von dem er so herzerschütternden Bericht erstattet.

X.

Ein Verschollener kehrt in's Leben zurück, sieht sich wieder um im alten Kreise seiner Thätigkeit, unter den Genossen verwandter Bestrebungen und findet sich im Alten, im Veränderten nur mit Mühe zurecht!

Noch habe ich in diesen Tagen an Niemand geschrieben, von dem ich nicht einen in neuerer Zeit empfangenen Brief zu beantworten hatte. Sie, lieber Dawison, sind der Erste, an den ich mit der ganzen Zaghaftigkeit, die durch meine Lage bedingt ist, aus eigenem Triebe schreibe.

Ob nun mein Kommen freundliche Begrüßung finden wird, ob die von der ganzen edlen Erregbarkeit Ihres Herzens zeugende warme Theilnahme, die Sie mir, den Meinigen, der ganzen Welt bei der ersten Kunde von meinem Unglück geschenkt haben, nicht inzwischen durch feindliche Einflüsse*), wie Hamlet sagt „aus der Bahn gelenkt wurde", — ich handle, wie ich handeln muß, indem ich Ihnen den innigsten Dank darbringe für Alles, was Sie zur milderen Beurtheilung meiner Verzweiflungsthat und zur Verbesserung meiner Lebenslage gethan haben.

Sie begannen damit schon Ende des ehevorigen Jahres, als Sie mir aus Wien von der Aufführung meiner Stücke unerwartete Tantièmen zuwandten. Fast glaube ich, daß schon damals ein ruchloses Treiben, das seit August 1864 in meine persönlichste Freiheit eingriff, Andern bekannt war, während ich seine Wirkungen erst fühlte, als ich schon an der Möglichkeit, länger leben zu können, verzweifelte. Irgend ein Geheimniß scheint mich zu umgeben, ohne daß ich es kenne und viel-

*) Daß er sich von solchen überall, zum Theil nicht ohne Grund, umlauert glaubte, war eine Hauptursache seines Gemüthsleidens.

leicht je kennen lernen werde, während alle es wissen .... Ob es nöthig war ....
— Darüber will ich schweigen und nur noch vom Vergangenen sagen: Mit klarstem Verstande pries ich den Dichter glücklich, der etwa aus meinen jammervollen Seelenzuständen Stoff zur Ergänzung der Dante'schen Hölle entnommen hätte! Nicht erfinden kann die Phantasie, was ich, eben durch Phantasie, aber auch in Wirklichkeit gelitten habe.

Da ich mich nun noch jetzt nicht stark, richtiger gesagt, nicht stumpf genug fühle, mich mit dem ganzen, jedenfalls dunkel-unheimlichen Eindruck, den meine Rückkehr ins Leben in Andern wecken muß, schon wieder in unseren deutschen Verhältnissen umzusehen und anzusiedeln, so trug ich Sorge, daß ich, . . ., diese schöne Erde zuerst wieder in der Fremde begrüßte, umgeben nur von Weib und Kind, meinen drei Jüngsten. Den von Lähmung heimgesuchten Körper schleppe ich einen Berg hinan, auf dem wir einsam wohnen. Er hat die schönste Aussicht: grüne Lorber-, Taxus-, Cypressenbäume lügen uns den Winter weg, der indessen in den kalten Zimmern so anwesend ist, wie bei uns. Ich will nun sehen, was mir hierher für Winde wehen, und wo ich hoffen kann, noch einmal wieder den Anker auswerfen zu dürfen.

Ueber die äußeren Existenzbedingungen meines Lebens schrieb ich kürzlich an den Treuesten der Treuen, Freund Fasoldt, der Ihnen darüber Mittheilung gemacht haben dürfte. Ich danke Ihnen, daß Sie mir soviel Vertrauen bewiesen und den Bezug der Erträgnisse Ihrer edlen Aufopferung nicht an demüthigende Bedingungen für mich knüpfen. . . . .

Sehr verbinden würden Sie mich aber schon jetzt, wenn Sie mir gelegentlich einige Winke geben wollten, wem ich alles für die Unterstützung Ihrer mir zugewandten Benefizvorstellungen meinen besonderen Dank zu sagen habe.

Inzwischen haben Sie selbst die Zahl Ihrer glänzenden Triumphe gemehrt, haben großartige Ovationen in Wien, Warschau, Berlin erlebt und studiren sogar, wie ich aus der allmählich wiederbegonnenen Lectüre eines Theaterblattes ersehe, auf Reisen neue Rollen ein. Uriel gehört zu Ihrem Repertoir. Im Ganzen glaube ich aber Sie zu gut zu kennen, um mir nicht zu sagen, daß Sie eine noch erhöhtere Befriedigung Ihres künstlerischen Gefühls darin finden würden, wenn Sie nur ab und zu den Schauplatz Ihres Wirkens änderten und im Uebrigen an einem von wirklichem Kunststreben beseelten, unpartheiisch geleiteten künstlerischen Gesammtwirken und vor einem Publikum theilnähmen, das durch seinen Geschmack die Richtung der Bühne, vor allem ihres Antheils am Culturleben der Zeit zu bestimmen in der Lage wäre. Ob sich jetzt irgendwo in Deutschland die Bedingungen zu einem solchen Zusammenwirken vereinigen, habe ich aus meiner Vereinsamung heraus nicht verfolgen können. Im Gegentheil scheint mir alles, was seither geschehen, gar schattenhaft und schneller Vergänglichkeit geweiht gewesen zu sein, so daß ich mir Gemüther denken kann, die, auch ohne in St. Gilgenberg gewesen zu sein, dem Weltlauf nach vielfacher, dem eignen Bewußtsein genügender Arbeit bis auf Weiteres mit weiser Indifferenz zusehen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau, die sicher über Alles, was mir, dem sonst so gleichmäßig und ruhig Erschienenen, begegnete, entsetzt gewesen sein wird. Wünschen will ich, daß sie den Glauben an mein gutes Theil nicht verloren hat. Ihnen aber,

theurer, verehrter Freund, die vom innigst bewegten Herzen kommende Versicherung: Bleiben Sie, ich sage lebenslang, wenn das Wort in meinem Munde noch Werth hat, meines Dankes gewiß! Gehe's Ihnen wohl!

Ihr treuergebener, von Leiden geprüfter Gutzkow.

Pension Chemenin sur Vevey. Canton de Vaud, Suisse, den 16. Januar 1866.

Die Kunst in ihren ersten Anfängen.

Von
Heinrich Brugsch-Bey.
Berlin.

Unserem in Kunst, Wissenschaft und in allen Zweigen des Culturlebens vorgeschrittenen Zeitalter ist ein bemerkenswerther und charakteristischer Zug eigen, welchen ich kurzweg mit dem allgemeinen Ausdruck der Sehnsucht nach der Vergangenheit bezeichnen möchte. Ich verstehe darunter nicht etwa die berufsmäßige Vorliebe der Mehrzahl unserer klassischen Philologen, welche auf die Personen und Werke der griechischen und römischen Geschichtsperioden mit Bewunderung zurückschauen und in der klassischen Vergangenheit die Ideale der menschlichen Größe und Würde zu suchen und zu verehren sich gedrungen fühlen, sondern ich spreche ganz allgemein von der unbezähmbaren Wißbegierde unserer gebildeten Zeitgenossen in Bezug auf Alles, was den Ursprung des Menschen und die ältesten Zeugnisse und Spuren seiner Thätigkeit betrifft. Die anthropologischen und prähistorischen Forschungen werden gegenwärtig nicht nur von einzelnen Fachgelehrten, sondern auch von ganzen Gesellschaften mit einem der Sache würdigen Eifer und mit einem großen Aufwand gelehrten Scharfsinnes betrieben. Der älteste Mensch mit seinen Pfahlbauten, mit seinen Werkzeugen und Waffen, welche ein glücklicher Zufall im Schooße der Erde oder im Schlamme der Seen durch Tausende von Jahren bewahrt und erhalten hat, tritt uns in den ersten Umrissen gegenüber, und wir stolzen und verwöhnten Söhne unserer Zeit blicken mit Bedauern und Mitleid zurück auf den wilden Urahnen unseres Geschlechtes. Mag immerhin leidenschaftliche Vorliebe für diese Forschungen und unbegrenzte Sucht nach Entdeckungen den ruhigen Blick und die kalte Ueberlegung manches Arbeiters auf diesem Gebiete verwirrt haben, mögen die kühnen Schlüsse oft weit hinter der nüchternen Wahrheit zurückbleiben und den Uneingeweihten zu bedenklichen Betrachtungen veranlassen, das große allgemeine Ergebniß dieser nützlichen Untersuchungen darf nicht bezweifelt werden: der Mensch in der Umgebung seiner ersten, den einfachen Bedürfnissen seiner Existenz entsprechenden Werkthätigkeit mitten im Kampfe um sein Dasein mit den rohen Naturgewalten.

Aber welche Kluft breitet sich zwischen diesem Wirken des wilden Urmenschen und den künstlerisch so ausgebildeten Leistungen der classischen Völker aus, deren Epoche für unser Weltalter zunächst die äußerste Grenze der Anfänge der Civilisation bildet! Die Zahl der Jahrhunderte und Jahrtausende, der Maaßstab der zeitlichen Entfernung, welche die beiden gegenüberliegenden Ränder dieser Kluft von einander trennt, wird niemals mit unbestreitbarer Sicherheit bestimmt werden können, und

selbst Annäherungswerthe werden Zweifel über ein Mehr oder Weniger von Jahrtausenden nicht aus der Welt schaffen können. Aber auch diese Kluft wird nicht ganz unausgefüllt bleiben. Von der diesseitigen Grenze, der sogenannten classischen Periode aus, führen die neuesten Entdeckungen und Nachforschungen den Strom der Zeit weiter hinauf, den verborgenen Quellen entgegen, an welchen die Urmenschen ihre Steine und Knochen zu Waffen und Werkzeugen mühsam bearbeiteten. Die neuesten so erfolgreichen Nachgrabungen in Kleinasien, auf dem trojanischen Boden, die Werke alter, wenn auch abhängiger Kunstthätigkeit, welche die cyprische und phönizische Erde unsern überraschten Zeitgenossen enthüllt hat, die großartigen Entdeckungen einer vergrabenen ganzen Culturwelt an den Ufern des Euphrat und Tigris, der unversiegbare Reichthum an Denkmälern, welche das Nilthal von Jahr zu Jahr der wissenschaftlichen Forschung zu spenden nie aufhört, um anderer Beispiele nicht zu gedenken, das sind vor der Hand die wichtigsten Stücke, welche die gewaltige Kluft jenseits der classischen Zeit auszufüllen dienen, welche den langen Weg bis zu den ersten Grenzmarken der prähistorischen Zeit verkürzen und die Ränder näher an einander rücken helfen. Die Worte, welche ein altägyptischer Priester einem griechischen Weisen seiner Zeit entgegenrief: „Ihr Griechen seid nur Kinder in der Weltgeschichte!" bergen eine tiefe Wahrheit. Mit vollster Ueberzeugung darf der unparteiische Forscher auf dem Gebiete der culturhistorischen Untersuchungen heute zu Tage die Thatsache bekennen, daß die hochgerühmte griechische Culturstufe nur die classisch umgeformte Erbschaft vorausgegangener Culturwelten darstellt, deren jüngere, die assyrische, an den Ufern des Euphrat, die ältere, die ägyptische, an den Ufern des Niles in rastlos schaffender Thätigkeit sich einst glanzvoll entfaltete.

Dank jener Sehnsucht nach der Vergangenheit, welche fast mehr als die Zukunft Herz und Sinn unserer Zeitgenossen eingenommen hält, werden uns die zu Tage geförderten und dem Verständniß eröffneten Denkmäler der längst vergangenen vorgriechischen Culturwelten zu Lehrmeistern, deren altersgraue Ueberlieferungen nach allen Richtungen hin unserer Sehnsucht die unbeschreiblichste Nahrung und Befriedigung gewähren. Denn sie überliefern mit ungefälschter Sicherheit, was uns kaum zu ahnen gestattet war und lehren in verständlicher Rede und in künstlerischer Form, was ein ewig begrabenes Geheimniß zu sein schien: den Gang der periodisch und stufenweise sich entwickelnden menschlichen Cultur von den ersten Anfängen der künstlerischen Thätigkeit an. Denn Cultur und Kunst sind unzertrennliche Begriffe, der Charakter der einen liefert den genauen Gradmesser der Höhen und Tiefen der anderen. Die eine trägt und pflegt die andere. Ja die Werke, welche aus der schöpferischen Hand des Künstlers hervorgegangen sind, gewähren dem Beurtheiler nicht nur das Material zur Bestimmung und Abschätzung der Culturhöhe einer bestimmten Epoche im Völkerleben, sondern sie erfüllen auch eine höhere Aufgabe: sie sind die eigentlichen Träger und Ueberlieferer jedes Fortschrittes auf dem Boden eines Culturdaseins. Ueber das Einzelwerk eines Künstlers, welches der Vergangenheit angehört, und zumal einer Vergangenheit, welche nach Jahrtausenden zählt, vergißt der Beschauer zunächst die Frage nach der Person und dem Namen des Künstlers, denn unwillkürlich erkennt er in den Kunstproducten den charakteristischen Ausdruck des Culturzustandes eines Volkes in einer gewissen Periode seiner geschichtlichen Entwicklung. Mit einem Worte, das Kunstwerk

Google

ist die Signatur einer Zeit. Mag die Schule mit kritischem Blicke dasselbe zergliedern, sowie seine einzelnen Theile und die harmonische Verbindung derselben zu einem Ganzen nach den geltenden Gesetzen der Kunst einer eingehenden Prüfung unterwerfen, die Schönheiten desselben begründen oder die Mängel und Fehler nachweisen, über der Kritik, vom Standpunkt der modernen Anschauungen und Regeln aus, steht der Zeitgeist der Cultur, welcher aus dem Werke spricht und welcher der Kritik nur insoweit unterworfen ist, als diese den Maaßstab nicht des absoluten Schönen, sondern der historischen Vergleichung an das Kunstwerk zu legen für gut hält. Denn das Princip des absolut Schönen, welches dem Künstler, bewußt oder unbewußt, als Ideal seiner schöpferischen Leistung vorschwebt, ist in den ersten Anfängen und Perioden der Entwicklung der künstlerischen Thätigkeit nicht der Zweck des Künstlers gewesen, sondern ihm erschien es als nächste Aufgabe, den Versuch zu wagen, mit Hilfe des Meißels oder des Pinsels die lebenden oder todten Wesen der sichtbaren Welt möglichst getreu, ohne Rücksicht auf die Schönheit, nachzuahmen. Der Weg von diesem realen Versuche bis zum Prinzipe des idealen Schönen war ein langer und schwieriger. Während einer viertausendjährigen Culturperiode haben ihn die Aegypter, und mit ihnen die Assyrer in der zweiten Hälfte desselben Zeitraumes, zum längsten Theile durchwandelt, — doch ohne das Ziel jemals erreicht zu haben. Immerhin dürfen die ältesten Vertreter aller menschlichen Culturbestrebungen, die regsamen und strebsamen Bewohner des Nilthales, das bestimmteste Anrecht auf die doppelte Dankbarkeit und Anerkennung der Nachwelt haben. Denn die ersten Künstler hatten zugleich die Aufgabe, nicht nur mit Hilfe ihrer Werkzeuge und ihres Handgeräthes ihre eigentlich künstlerische Arbeit auszuführen, sondern auch diese Werkzeuge zunächst zu schaffen, dem ausgesuchten Materiale die der Leistungsfähigkeit entsprechende Form und Gestalt zu geben, mit einem Worte sich die technischen Hilfsmittel bis zu der Farbenbereitung hin selber zu schaffen. Somit ist der älteste ägyptische Künstler zugleich als der Erfinder seiner Werkzeuge in doppelter Weise thätig gewesen.

Seitdem die Wissenschaft durch die Aufdeckung hunderter von Grabkapellen aus der ältesten Zeit der ägyptischen Geschichte (gleichzeitig mit den königlichen Pyramidenerbauern) durch Bild und Wort Einsicht in das Leben und Treiben der ersten geschichtlichen Gestalten des Menschengeschlechtes gewonnen hat, darf nicht hoch genug der Gewinn angeschlagen werden, welcher sich aus einem vergleichenden Studium der zahlreichen farbigen Bildwerke, bunten Malereien und nicht in letzter Linie aus dem Verständniß der erklärenden Beischriften für die Geschichte der ältesten Kunstthätigkeit ergiebt. Ich kann meine Aufgabe, diesen so anziehenden Gegenstand in verständlicher Kürze zu behandeln, nur als den ersten Versuch bezeichnen, der überhaupt bis jetzt von diesem Standpunkte aus in das Bereich kritischer Betrachtungen gezogen worden ist. Als Einleitung dazu möge zunächst die folgende Bemerkung ihre passendste Stelle hier finden.

Ueber den in tiefen Felsschachten der libyschen Wüste liegenden Todtenkammern, dicht am Rande des Culturbodens, pflegten die Aegypter der Pyramidenepoche eigenthümliche Bauwerke als Kapellen aufzuführen, welche dem Gedächtniß und der Verehrung der Gestorbenen geweiht waren. Eine schmale Thür, ehemals wohl verschlossen, führt in das Innere des aus großen zubehauenen Kalksteinblöcken

ausgeführten Baues, welcher je nach dem Range und dem Ansehen der Familie aus einem Gemache oder aus mehreren Kammern und Sälen (bisweilen durch Pfeiler gestützt) besteht. Die Wände, mit weißem Stuck überzogen, sind von oben bis unten nach allen Richtungen hin mit Malereien auf der glatten Fläche bedeckt. Nicht selten treten die Darstellungen und Inschriften in erhabener Arbeit aus dem Steine hervor und zeigen auch in diesem Falle deutliche Spuren ehemaliger Farbendecken. Bald freistehend, bald versteckt in einem ummauerten engen Raume, bilden aus Kalkstein gemeißelte Bildwerke (Statuen), die Verstorbenen darstellend, den künstlerisch werthvollsten Inhalt der beschriebenen Grabkapellen. Natürlich sind die letztgenannten Werke der Vorzeit Gegenstand der eifrigsten Nachsuchungen. Die ägyptischen Sammlungen in Kairo und im Louvre zu Paris besitzen die reichste Auswahl dieser ältesten Kunstschätze der Welt. Die ausnahmsweise in Holz ausgeführte Statue des sogenannten Scheich-el-belled im Museum von Bulaq (Kairo), sowie die berühmte Doppelstatue von Meidum (eben daselbst), das älteste Sculpturwerk der Welt, erfreuen sich des höchsten, aber auch wohlverdientesten Rufes.

Die Frage nach den Urhebern dieser und ähnlicher Kunstwerke beantworten die Darstellungen und Inschriften derselben Grabkapellen. Unter den mannigfachen Abbildungen, welche uns die Thätigkeit der Aegypter im Hause und in der Werkstätte, in der Wüste und auf dem Felde, auf den Seen und auf dem Strome, in lebendigster Auffassung vor Augen führen, ist den Künstlern und ihren Schöpfungen eine sichtlich hervorragende Stelle eingeräumt. Der Künstler führt in den begleitenden Beischriften die Bezeichnung ab oder am, ein Wort, das in seiner Grundbedeutung soviel als der Wissende, Kundige besagt. In dieser seiner Eigenschaft gehörte er zum Hofe des Königs, wobei er seltsamer aber erklärlicher Weise dem Departement der Finanzen zugewiesen ward, als habe man schon vor sechstausend Jahren es herausgefühlt, daß die Kunst des Schutzes des Königs und seiner Schatulle bedarf. Künstler zu sein war eine Ehre, welcher der Titel niemals versagt ward, denn es treten uns in diesen Zeiten mehrfache Beispiele entgegen, welche beweisen, daß die Künstler mit den höchsten Würden des pharaonischen Hofstaates belehnt wurden.

Mehr noch wie das Ansehen des Künstlers vor den Augen Pharao's seiner Stellung und Bedeutung in jenen entlegenen Zeiten der Weltgeschichte den Stempel der besonderen Bevorzugung aufdrückte, weist der Name und die Umgebung des Localgottes der alten Reichshauptstadt Memphis mit unverkennbarem Nachdruck auf diesen Platz hin als die älteste Kunststätte, und zwar, wie ich gleich zeigen werde, für Metallarbeiten. Der Gott Ptah (nach griechischer Umschreibung Phtha), welchen ich im Sinne habe, der älteste Gott in der gesammten altägyptischen Götterlehre, steht in enger Verbindung mit Vorstellungen gewisser künstlerischer Leistungen, denn die Bedeutung desselben im Altägyptischen ebenso wie in dem stammverwandten ebräischen Zeitworte patah ist die unseres deutschen „eingraben, einmeißeln" (in Holz, Stein u. s. w.), und dann im weiteren Sinne in Stein aushauen, ein Sculpturwerk ausführen. Tausendfältig wird in den Inschriften auf diesen Zusammenhang zwischen dem Gotte und der erwähnten Kunstthätigkeit angespielt. Das vornehmste Heiligthum des Gottes führte eine Bezeichnung, welche wiederum auf die Kunst ohne jedes Mißverständniß hinweist, den Namen der

Goldschmelze, und dann der Metallschmelze überhaupt. Um auch den letzten Zweifel über die Beziehung des Gottes zur Kunst zu benehmen, genügt es den merkwürdigen Titel zur Bezeichnung des Oberpriesters des Gottes von Memphis anzuführen, welcher (wie der Gott bisweilen selber) in allen Zeiten der ägyptischen Geschichte unter der Benennung eines „Altmeisters“ der Kunst seines hohen Amtes waltete. Man wird es auf Grund dieser Hinweise erklärlich finden, daß die Griechen in den späteren und letzten Epochen der ägyptischen Geschichte sich veranlaßt fühlen mußten, der Gestalt des ägyptischen Gottes Ptah ihren Erzbildner Hephaistos gegenüberzustellen. So ging aus der Metallschmelze und der Schmiede eine Gottheit hervor, welche theologisch als das Welten bildende Princip der Schöpfung die vornehmste Rolle spielte. Deßhalb darf es nicht Wunder nehmen, daß die Inschriften der Denkmäler aller Zeiten der altägyptischen Reichsgeschichte so häufig der Künstler Erwähnung thun, welche in den heiligen Werkstätten des Ptah von Memphis beschäftigt waren und unter der Oberaufsicht des priesterlichen „Altmeisters“ die heiligen Geräthe anfertigten. Der Meister der Kunst ist daher auch in altägyptischer Auffassung im wahrsten Sinne des Wortes ein Mann von Gottes Gnaden.

Es wäre von großem kulturhistorischem Interesse zu wissen, in welcher Weise sich neben oder nacheinander die einzelnen Richtungen der künstlerischen Thätigkeit auf Grund der Denkmälerkunde von ihren Anfängen an entwickelt und verzweigt haben.

Das was uns zu beweisen vergönnt ist, beschränkt sich auf die feststehende Thatsache, daß bereits jenseit des Jahres 4000 vor unserer Zeitrechnung die mannigfachsten Handwerke von der eigentlichen Künstlerschaft streng unterschieden waren und daß beispielsweise Zimmermann, Schiffsbauer, Töpfer, Seiler, Schuster nicht zu den Künstlern gerechnet wurden, mit anderen Worten daß ihnen der Adel des Berufes vollständig fehlte. Und doch hatten auch sie ihre Anfänge, deren bedeutungsvollen Sinn Bilder und Texte unschwer errathen lassen. Dem Töpfer (kot) als Erfinder der Drehscheibe, ward die Ehre zu Theil, als Former und Bildner aus Thon bis zum Drehen des Welteies hin sich eines gewissen Ruhmes zu erfreuen, wenn auch nur in der sprachlichen Verwendung des Wortes kot „drehen, formen“ zur Bezeichnung seiner Hauptthätigkeit. Aus dem Töpfer entwickelte sich sachlich und sprachlich der Former und Bildner der zur Aufführung von Baulichkeiten dienenden Ziegel und schließlich der Maurer (kot) als der Bauende, Bildende in der höchsten Potenz. In ähnlicher Weise wurde der Erfinder des Netzgeflechtes, welches zum Fang von Fischen und Vögeln diente, zuletzt der Vater der Weberei, denn das Netz, der Fisch- und Vogelfang und das Weben werden in der altägyptischen Sprache durch ein und dasselbe Wort (sochet) ausgedrückt. Und wiederum in analoger Weise bildete sich aus dem Zimmermann, der zu allererst mit Hilfe einer Steinaxt den rohen Baumstamm zu einem regelrechten Balken verwandelte, die höhere Stufe des Holzschnitzers, also der Künstler in eigentlichem Sinne des Wortes. Die Arbeit beider wird sprachlich durch ein Zeitwort (monch) bezeichnet, dessen Urbedeutung den Sinn enthält: etwas recht und schön anfertigen, etwas gut ausführen. Der Schlägel des Holzschnitzers erhielt dabei als die mechanisch treibende Kraft bei der beschriebenen Thätigkeit eine besondere Bedeutung und sein getreues


Digitized by Google

Abbild erscheint in der Hieroglyphik zum Ausdruck alles dessen, was mit der Vorstellung von recht und gut thun in Zusammenhang steht.

Maurer und Holzschnitzer, die in künstlerischem Sinne veredelten Gestalten des Töpfers und des Zimmermannes, gehörten zu den hervorragendsten Freunden in der unmittelbarsten Umgebung der ältesten Könige und werden als solche in den Inschriften in einer Menge von Beispielen aufgeführt und gepriesen. Es giebt deren, welche geradezu als nächste Verwandte Pharao's mit Namen und Titeln aufgeführt werden.

Eine besondere Seite der Arbeit des Bildschnitzers in Holz war das Drechseln (beta) mit Hilfe eines sehr einfach gestalteten Drillbohrers, dessen Ursprung und Gestalt auf die zum Drehen des Fadens verwendete Hand-Spindel zurückgeführt werden muß. Drillbohrer und Spindel, deren Gestalt die schnellste Umdrehung begünstigt, haben in den ältesten Inschriften und Darstellungen dieselbe Benennung und dieselbe äußere Form. Unter den ausgezeichnetsten Personen, welche durch künstlerische Werkthätigkeit in diesem Fache hervorleuchteten, erscheinen selbst Prinzen von Geblüt ausdrücklich als Drechsler genannt. Einzelne ihrer Werke, welche den Sturm langer Zeiten überdauert haben, lassen auf eine hohe Vollkommenheit der Kunstfertigkeit ihrer Schöpfer schließen. Drei im Museum von Bulaq aufbewahrte Holzschnitzereien, Werke eines königlichen Verwandten, zeigen eine fast unglaubliche Meisterschaft in der künstlerischen Behandlung der Darstellungen und Hieroglyphen, welche, in erhabener Arbeit ausgeführt, noch heute die Bewunderung des Beschauers auf sich ziehen.

Zeichnen und Malen gehörte zu den Erbkünsten der alten Aegypter. Sie bildeten die Vorbedingungen zur Schrift, die in Gestalt einer farbigen Darstellung lebender Wesen oder lebloser Gegenstände aus ihnen hervorgegangen ist, daher die älteste Bezeichnung der Schrift als Nachahmung (an) und ihre Verbindung mit dem Bilde und dem Worte für den Affen (an) als den Nachahmer. Andererseits ging das Zeichnen dem Malen vorauf. Merkwürdig genug wird sprachlich die Kunst des Zeichnens durch dasselbe Wort ausgedrückt, welches die Thätigkeit des Töpfers andeutet, ich meine das oben bereits angeführte Wort kot d. h. drehen, im Kreise herumziehen. Und dies ganz angemessen, denn auch wir in unsern modernen Anschauungen gehen in dem Ausdruck Umriß, Contour, beim Zeichnen von der Vorstellung des Kreises aus. Selbst auf die Schiffahrt fand dasselbe Wort seine vielfache Anwendung, indem man das Kreisen eines leichten Gegenstandes auf dem bewegten Wasser zunächst ins Auge faßte, dann aber später dieselbe Vorstellung sammt dem Worte auf die Bewegung des Schiffes übertrug. Wir erkennen auf's Neue aus diesen Beispielen, wie alt die Kunst des Töpfers sein mußte und welche Bedeutung nebenbei seine symbolische Bezeichnung, ein vollkommen rund gedrehter Topf, in der ägyptischen Hieroglyphik besaß.

Aus der Holzschnitzerei, und noch weiter zurück aus der Zimmerei, entwickelte sich nach und nach die Kunst der Steinschnitzerei, welche nachahmt in plastischer Form, um das Lebende im behauenen Steine zur Anschauung zu bringen. Daher die sprachlich eigenthümliche Bezeichnung des Bildhauers als des Lebengebenden, des lebendig Machenden (sanch). Wie sich aus dem Zimmermann der Holzschnitzer herausbildete, so ging der Bildhauer in einer vermittelnden Abstufung aus dem Stein-

hauer hervor, welcher dem ungefügigen rohen Steine mit Hilfe des Meißels, des Schlägels und der Spitzhaue (Picke) die zum Bauen nothwendige Form gab. Steinhauer und Zimmerleute gehörten indeß bereits in den Zeiten, in welchen die Pyramiden aufgethürmt wurden, zu den Handwerkern untergeordneten Ranges. Der Bildhauer hatte dagegen die Ehre, in der vornehmsten Hofgesellschaft, mit Rang und Titel, eine bestimmte ausgezeichnete Stelle einzunehmen neben dem Maler, Holzschnitzer und Drechsler.

So sonderbar uns heutigen Tages eine derartige Ausnahmestellung des Künstlers erscheinen mag, so dürfen wir nicht vergessen, daß in den Anfängen der Entwickelung aller menschlichen Cultur die Kunst im wirklichen Sinne des Wortes adelte und daß als der vornehme Mann der vom Genius der Kunst, wenn auch in ihrer einfachsten Form, beseelte Mensch angesehen ward. Aber grade aus dieser Auszeichnung, welche die Könige dem künstlerisch begabten Mann zollten, erklärt sich die eigenthümliche und sonst auffallende Thatsache, daß die ältesten Werke der ägyptischen Sculptur und Malerei zu dem Besten und Vollkommensten gehören, was jemals im Verlaufe langer späterer Jahrtausende in den ägyptischen Werkstätten als Kunstwerk zu Tage gefördert worden ist. Die Kunst von ihren ersten Erfindern ins Leben gerufen und gepflegt, ward durch die Begeisterung des Künstlers, durch seine eigene Freude über den Beifall seiner Zeitgenossen, das edle Ziel alles seines Strebens, das in der Gnade und dem Wohlwollen der Könige eine nicht geringe Anregung fand. Erst als die Kunst anfing handwerksmäßig behandelt zu werden, sank der Ruhm und der Ruf des Künstlers und mit ihm seine alte vornehme Stellung am Hofe der Pharaonen. Die späteren Künstler, schulgerecht im hieratischen Sinne gebildet, traten in den Dienst der Priesterkaste und arbeiteten vorschriftsmäßig für die Tempel und Götter. An die Stelle der freien, ungebundenen Begeisterung trat der geschriebene Canon.

Der älteste Bildhauer wählte zuerst den Kalkstein als Material zu seinen Schöpfungen. Nach ihrer plastischen Vollendung wurden die Statuen in möglichst getreuer Nachahmung der Natur mit den entsprechenden Farben bedeckt. Wie bei den Griechen so vereinigte sich auch bei den Aegyptern die Malerei mit der Plastik. Der Glanz der Augen wurde bisweilen mit Hilfe farbiger polirter Steine oder bunten Glases nachzuahmen gesucht. Die möglichst vollkommene Portraitähnlichkeit bildete das Hauptziel des Künstlers bei seinem Werke. Ein gewisses Ebenmaß im Gliederbau des nur mit dem Hüftschurz bekleidet gedachten Körpers und die Wiedergabe der fast anatomisch genau beobachteten Musculatur ist bei der Mehrzahl der Statuen jener Zeiten, in den Anfängen aller Kunst, unverkennbar. Dem Auge des modernen Künstlers von Fach treten jene alten Werke der Vorzeit als Schöpfungen von Meisterhänden gegenüber.

Sechstausend Jahre Zwischenraum, von damals bis heute, welch' langer Weg, den die Kunst genommen! Hier der Schluß, dort in nebelhafter Ferne der Anfang! Hier, im Besitz der vollkommensten technischen Werkzeuge und Hilfsmittel, der hochgebildete, in der Schule des Schönen erzogene Meister, dort der erste Schöpfer künstlerisch gedachter Werke mit wenigem und einfachem Werkgeräth in seinen Händen. Nur der Bronce-Meißel ist der große Helfer in seiner unbewußten Noth. Der Anstrich seines plastischen Werkes, mit Hilfe weniger Grundfarben,


Digitized by Google

erscheint ihm als die äußerste Vollkommenheit, welche er seiner Schöpfung zu geben im Stande ist.

Der Künstler von damals, und dies geht aus den Inschriften unwiderleglich hervor, war durchaus nicht auf einen bestimmten Zweig der künstlerischen Thätigkeit angewiesen. Er schnitzte in Holz und Stein, er machte die geschmolzenen Metalle seinen Diensten zweckbar, er baute in Ziegel und in Stein, er war Künstler in der vielseitigsten Auffassung des Wortes. „Bildhauer und Baumeister des Königs" ist ein Amt, das häufig den Künstlern am Hofe Pharaos zugeschrieben wird. Daß nicht ein Jeder in allem Werke eine gleiche Fertigkeit zu entwickeln im Stande war, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Dafür aber beglückte den vollendeten Meister der nicht seltene Ehrentitel eines Her-seschta d. h. eines der die Schwierigkeiten seines Faches überwunden hat, der außerhalb der Schwierigkeit steht.

Der Künstler, der einseitig oder der allseitig ausgebildete Mann der That und des Tages, ging nicht aus der Hefe des Volkes als roher Anfänger hervor, sondern — und dies ist wohl anzumerken — in den Wissenschaften seines Zeitalters unterrichtet, hatte er, wie wir zu sagen pflegen, seine Erziehung genossen und seine Schule durchgemacht. Er war im Besitz wissenschaftlicher Kenntnisse, wie solche in der Epoche der Pyramiden-Könige eben in den Papyrus-Rollen niedergelegt waren und von den Lehrern der Hofschule mündlich den Schülern überliefert wurden. Der Umfang und Inhalt dieser Wissenschaft muß, der damaligen Weltanschauung entsprechend, ein sehr beschränkter gewesen sein, und mehr das Gebiet der alltäglichen Erfahrung als der philosophisch ausgebildeten Gelehrsamkeit berührt haben. Das Wissen war noch dem Können untergeordnet und die Wissenschaft in unserem Sinne eine Dienerin der Kunst. Darin allein dürfen wir den Schlüssel zu der räthselhaften Erscheinung finden, daß dem Mann der That, dem Künstler, zugleich der Weg zu allen Aemtern offen stand, bis zu dem höchsten hin, von dem uns die Denkmäler überhaupt Kunde geben, dem Amte eines königlichen Vorstehers aller künstlerischen Werke. Diesem lag es ob, nicht nur die Künstlerwelt in angemessener Weise zu beschäftigen, den Talentvollen „süß zu machen in der Gnade Pharao's" d. h. ihn zu empfehlen, sondern auch die Expeditionen zu organisiren, welche bis an die Südgrenze des Reiches hin entsendet wurden, um in den Kalkstein- und den Granit-Gebirgen Steine zu brechen und nach der Reichshauptstadt zu transportiren für die Herstellung königlicher Denkmäler und Bauten aller Art.

Ein tausendjähriger Zwischenraum, welcher die Glanzzeit der Pyramiden erbauenden Könige des alten Reiches von der nächstfolgenden Periode der ägyptischen Geschichte, dem sogenannten mittleren Reiche, trennt, darf als ausreichend gelten, um eine durchgreifende Verbesserung in der Technik und in der entwickelten Geschmacksrichtung in Kunst und Handwerk vorauszusetzen. Gewaltige Kolosse, aus dem härtesten Granit ausgeführt, welche aus der Hand des Künstlers in dieser neuen Periode hervorgegangen sind und deren letzte Reste sich noch heutigen Tages erhalten haben (im Säulenhofe der ägyptischen Sammlung des Berliner Museums gehört eine der beiden darin aufgestellten Sitzbilder dieser Zeit an), bezeugen am deutlichsten die Leistungsfähigkeit der Künstler, selbst bei der Bewältigung des härtesten Materials. Doch war die Kunst von den alten Ehren der früheren Zeiten

ausgeschlossen und die Inschriften hören auf von den Würden und Titeln der Künstler zu sprechen. Die Kunst nach ihrer ganzen Ausdehnung hin war zu einem Geschäfte geworden, dem der Einzelne aus der Zunft mit größerem oder geringerem Geschicke oblag. Der Künstler beginnt sich selber zu rühmen und den Nachkommen zu berichten, was ihm die Kunst an Erfolgen schuldete. Ein sehr belehrendes Beispiel bietet der Gedächtnißstein*) eines gewissen Marti-sen dar, welcher seine Tage unter der Regierung eines Königs Namens Menthuhotep (um 2500 vor unserer Zeitrechnung) beschloß und sein eigenes Lob mit den Worten einleitet:

„Der Meister der Künstler, der Maler Marti-sen, spricht also: Ich war unterrichtet in der Schwierigkeit der heiligen Sprache und in dem Verständniß der einzelnen Theile der religiösen Vorschrift. Alle Wissenschaft, welche den Inhalt desselben bildet, lag mir nicht fern. Auch war ich ein vollendeter Künstler in meiner Kunst und ragte hervor als der Erste in dem, was ich zu leisten vermochte. Ich war unterrichtet in den Verhältnissen der Reibefarben und in der genauen Erwägung der Proportionen. Ich stellte den Unterschied dar zwischen einer kommenden und einer gehenden Person und einer, welche einer kommenden entgegengeht. Ich konnte darstellen die schreitende Figur eines Mannes und die stehende einer Frau."

Nachdem er in den folgenden Worten weitere Details seiner Fähigkeit als Maler erwähnt hat, giebt er der Nachwelt Kunde, wie er erfunden habe solche Farben, „welche weder das Feuer zu verbrennen noch das Wasser auszuwaschen vermochte." Als weitere Erklärung fügt er hinzu: „Kein Mensch ist erstanden, der solches erreicht hat, mit einziger Ausnahme meiner selbst und meines ältesten leibhaftigen Sohnes, den Gottes Wille erschaffen hat."

Nach den Andeutungen einzelner Inschriften und Papyrus-Texte hatte in dem erwähnten Zeitraum die Kunst mit der Wissenschaft einen langen Wettstreit ausgekämpft, in welchem die letztere obsiegte. Der Schriftgelehrte stand schließlich oben an im Dienste Pharao's und des Staates, der Künstler folgte in zweiter Linie und das Handwerk nahm die letzte Stelle im öffentlichen Leben ein. Nichts Drastischeres zum Verständniß dieser Verschiebung der Stände als der Mahnbrief eines Vaters an seinen Sohn, welchen zwei altägyptische Papyrus aus dieser Zeit in alterthümlicher Sprachweise und Anschauung bis auf unsere Tage erhalten haben.**) Ich entlehne demselben einige der bezeichnendsten Stellen. Der Mahnbrief beginnt mit den folgenden Worten:

„Hiermit beginnt die Unterweisung eines Mannes aus Zar***), Duauf Sohn des Chruthai ist sein Name, für seinen Sohn, Pepi ist sein Name, damals als er hinaufzog an den Hof, um ihn zu übergeben der Schule der Schriftgelehrten. Er vermehrte nicht die Zahl der Kinder der Großen, sondern gehörte zu den Niedrigsten des Hofes.

Also sprach er zu ihm:

„Ich habe geschaut die Qual hier und die Qual dort!
Darum richte deinen Sinn auf die Schrift.

*) Unter C., 14 in der ägyptischen Sammlung des Louvre aufgestellt.

**) Papyrus Sallier II. und Anastasi VII. im britischen Museum zu London.

***) Name eines Ortes in Unterägypten.

Ich habe gesehen, wie man in seiner Arbeit geplagt wird,
Und daß es Nichts giebt außer der Schrift.
Das heißt gleichsam oben auf dem Wasser sein,
Wenn du dich versenkst in das Schwarzbuch.*)
Du wirst in ihm den herrlichen Spruch finden:
„„Ist Jemand ein Schriftgelehrter,
So stehen ihm alle Stellen am Hofe offen,
Wo ihn der Mangel nicht erreicht,
Denn ihm bereitet ein anderer seine Sättigung.
Er braucht nicht hinauszugehen, sondern pflegt der Ruhe.““

Ich habe geschaut die Hantierungen wie sie eben sind
Und es stimmt mit jenem Spruche überein.
Ich will daß du das Schriftthum wie deine Mutter lieb hast
Und lasse vor dich seine Vorzüge hintreten.
Weit besser ist es als jede Hantierung.
Der welcher nichts war auf dieser Erde,
Das Wort bereitet ihm den Anfang des Glückes.
Noch jung, giebt er schon seinen Rath
Und wird gesendet (vom König) in Aufträgen.
Der, welcher das nicht erreicht hat, bleibt stecken im Kittel.

Nicht habe ich geschaut den Schmied in Aufträgen,
Das Schmelzen ist seine Sendung;
Aber wohl habe ich geschaut den Erzarbeiter bei seinem Werke
Bei der Thüre seines Glühofens.
Seine Finger gleichen der Krokodilshaut
Und stinken ärger als Fischlaich.

Ein jeder Künstler, welcher den Meißel führt,
Ist müder als der Ackersmann.
Sein Feld ist das Holz
Und sein Geräth das Erz.
Die Nacht muß er zu Hülfe nehmen
Und arbeitet über das Vermögen seiner Hände.
In der Nacht ist sein Haus noch erhellt.

Der Steinschneider sucht nach Arbeit
In allerlei hartem Gestein.
Hat er vollendet eine Menge von Sachen,
So sind müde seine Hände, er ist erschlafft.
Er sitzt da für das tägliche Brot,
Seine Beine und sein Rücken sind gekrümmt.

*) Ich gebe die Uebersetzung des entsprechenden ägyptischen Ausdruckes ganz wörtlich. Daß es sich nicht um ein Schwarzbuch in unserem modernen Sinne handelt, versteht sich wohl von selber. Das bezeichnete Buch enthielt ohne Zweifel die Ansichten und Meinungen irgend eines Weisen seiner Zeit über den Vorrang der Wissenschaft und ihrer Jünger gegenüber den Beschäftigungen sonstiger Stände und Kasten der Bevölkerung des Landes.

Der Bartscheerer scheert bis tief in den Abend hinein,
Nur beim Essen ruht er auf seinem Arme.
Er begiebt sich von Haus zu Haus
Um zu suchen, wen er scheere.
Er thut Gewalt an seinen Händen um den Leib zu füllen,
Gleichwie die Biene sich von ihrem Werke nährt."

In ähnlicher Weise werden außerdem die verschiedensten Hantierungen der menschlichen Gesellschaft einer unterschätzenden Kritik unterworfen, deren Schlußergebniß der weise Vater dem Sohne in den folgenden Worten vor Augen führt:

„Da ist keine Hantierung ohne den Meister,
Nur der Schriftgelehrte ist selber der Meister.
Der welcher unterrichtet ist in den Schriften
Ist glücklicher als jeder andere.
Nicht so mit den Hantierungen, die ich dir vorgeführt habe.
Der Genosse drängt den Genossen,
Aber nicht spricht man zum Schriftgelehrten: Arbeite für diesen Mann da!
Verabsäume nicht, was ich dir gesagt habe;
Ich that es, wegen des Fortkommens am Hofe,
Du thue es, damit man dich liebe.
Etwas Schönes sei dir jeder Tag in der Schule,
Denn von ewiger Dauer sind ihre Erfolge wie Felsen.
Ich beeile mich, beeile mich dich es wissen zu lassen,
Da ich wünsche, daß du das Elend von dir fern haltest."

Aus diesem auch in kulturhistorischer Beziehung äußerst belehrenden Mahnbriefe eines um die Zukunft seines Sohnes besorgten Vaters erhellt mit unzweifelhafter Gewißheit, daß bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnuug der erste Künstlerstolz gebrochen war, daß die Kunst nach Brot ging, und daß die Wissenschaft fortan ihre Stelle einnahm. Wenn es auch nicht in den späteren Perioden der ägyptischen Geschichte an bedeutenden Künstlern und Kunstwerken gefehlt hat, so stehen dieselben doch nur vereinzelt da und nur im Zusammenhang mit wenigen kunstsinnigen Pharaonen in den glänzendsten, von Sieg und Ruhm erfüllten Zeiten der achtzehnten und neunzehnten Dynastie (vom Jahre 1800 etwa bis 1400 vor unserer Zeitrechnung). Die hohe Stellung des Künstlers im alten Reiche ist nie mehr wiedergekehrt, sondern die Könige überließen es den Priestern, für die Pflege der Kunst zu sorgen. Unter dem Zwange der religiösen Vorschriften büßte der Künstler die Freiheit des Gedankens ein. Nicht ward es ihm mehr vergönnt, den Adler in naturgetreuer Auffassung in seinem Werke darzustellen, er mußte sich darauf beschränken, der heiligen Vorschrift entsprechend, einen heraldischen Adler zu schaffen. Nicht die lebendige Natur, sondern der todte Buchstabe wurde ihm zum Gesetze in seiner Kunst. In dieser Weise ward die schöpferische Kraft gelähmt und damit dem echten Künstlerthum ein Ende bereitet. Mögen wir auch der technischen Vollendung in den Kunstwerken der späteren Zeiten das gebührende Lob nicht versagen, der Genius der Kunst spricht nicht mehr aus ihnen. Die Kunst war zum bloßen Handwerk geworden.

Der Schöpfer unserer modernen Kunstgeschichte, der unsterbliche Winckel-

mann, hat zum ersten Male den Unterschied der ägyptischen Kunst von der griechischen auch in einem äußerlichen Merkmale festzustellen versucht, indem er geltend machte, wie der Name des ägyptischen Künstlers niemals sein Werk geschmückt habe. In dieser kategorischen Form bedarf das Urtheil des großen Kunstkenners heut zu Tage einer wesentlichen Berichtigung. Nicht jedes ägyptische Kunstwerk — ganz abgesehen von seinem künstlerischen Werthe — trägt den Namen seines Urhebers, aber es fehlt auch nicht an zahlreichen Beispielen, welche uns direct oder indirect nicht nur den Namen des betreffenden Künstlers, sondern sogar die lange Reihe seiner Vorfahren überliefert haben, zum Beweise des vollberechtigten Künstlerstolzes.

In meiner Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen habe ich nach den Ueberlieferungen der Denkmäler es nicht an Zeugnissen fehlen lassen, welche für die Wahrheit meiner Behauptung in der schlagendsten Weise eintreten. Der Künstler wird genannt und wird gerühmt und sein Werk näher bezeichnet, sei es von ihm selber, sei es von seinem Sohne oder sei es von einem anderen Mitgliede seiner Nachkommenschaft. Mit Hilfe dieser Ueberlieferungen, die an Ausführlichkeit und an Zahl wenig zu wünschen übrig lassen, wird es dereinst gelingen, auch eine ägyptische Kunstgeschichte herzustellen, in welcher die Namen und die Werke der altägyptischen Kunstmeister ihre volle und gerechte Würdigung finden werden.

Zum Beweise will ich als geschichtlich interessantes Beispiel für die behauptete Thatsache den Ursprung der berühmten sogenannten Memnonskolosse berühren, welche noch heute das Ziel der Wanderung unserer modernen Reisenden auf dem Boden der alten Weltstadt Theben bilden. Einsam stehen sie gegenwärtig da inmitten eines von der Nilüberschwemmung erreichten Getreidefeldes, die beiden Steinriesen, ein jeder den auf seinem Throne sitzenden Pharao Amenophis III. (gegen 1500 vor unserer Zeitrechnung) darstellend. So häufig, von den Zeiten des griechisch-römischen Alterthums an, diese Kolosse genannt und besprochen worden sind, so wenig d. h. gar nichts ist von ihrem Schöpfer bekannt geworden. Und doch ist sein Name und sein Stand auf seinem eigenen Denkmale (einer im Besitz des Museums von Bulaq befindlichen und à l'égyptienne hockenden Statue) treu und ausführlich überliefert worden. Es war, wie ich anderwärts gezeigt habe, kein andrer als der hochgerühmte, vielbewunderte Weise seiner Zeit, Amenhotep, Sohn des Hapu, Sohnes des Chamus, welcher seinen König zu ehren die Idee erfaßte, jene Riesenbilder herzustellen, deren ursprüngliche Höhe nicht weniger als vierzig ägyptische Ellen, d. h. 21 Meter betrug. Durch Zerstörung der hohen Königskrone, welche die Statuen des genannten Pharao schmückte, erscheint das ursprüngliche Maß um gegenwärtig etwa 2½ Meter verringert. Die reichen Inschriften, welche das eigene Bild des Meisters bedecken, erwähnen ausdrücklich diese gigantischen Werke und fügen Einzelheiten hinzu, welche die Ausführung, das Maß, den schwierigen Transport, die Aufstellung und zuletzt die ungetheilteste Bewunderung der Zeitgenossen über die gelungenen Meisterwerke berühren. So hat uns ein gütiges Geschick den Namen des Künstlers bewahrt, dessen die Beischriften auf den Kolossen selber mit keiner Sylbe gedenken, und so, fügen wir es gleich hinzu, besitzen wir nunmehr den Schlüssel zum Verständniß der kurzen Bemerkung des griechischen Schriftstellers Pausanias über den tönenden

Memnonskoloß: er sei der Phamenopha, welches Wort nur in dem ägyptischen pha Amenhotep, d. h. „das (Werk) des Amenhotep," nämlich des Künstlers, seine befriedigende Erklärung findet.

Sowohl in den Zeiten des alten Reiches, in welchen der Künstler am Hofe Pharao's eine so hervorragende Stellung einnahm, als in den späteren Epochen der altägyptischen Geschichte, in welchen die Künste im Dienste der Priester und Tempel standen, bildete das Brechen der Steine in den Kalkstein-, Sandstein- und Granitgebirgen des Landes ein Ereigniß, welches die an Ort und Stelle eingemeißelten Denkinschriften oder sonstige Texte auf Stein oder Papyrus meistens mit ganz besonderem Nachdruck erwähnen, theils um den damit betrauten Leiter mit Lobsprüchen zu überschütten, theils um von den Schwierigkeiten und den glücklichen Erfolgen der Mit- und Nachwelt Kunde zu geben. Ob das gewonnene Material zum Bau von Heiligthümern, zur Herstellung von Obelisken, zur Anfertigung von Sarkophagen oder Sculpturwerken aller Art verwendet ward, stets wird ausdrücklich in den Inschriften vermerkt, daß die betreffende Arbeit in Folge eines königlichen Befehls dem damit betrauten Oberbeamten, einem Künstler von Beruf, übertragen ward. Der letztere versäumte es selten, seinem Künstlerstolze dabei gerecht zu werden und die gelungene Ausführung seiner schweren Aufgabe beim Loslösen der Steine und beim Transport der gewaltigen Blöcke zu Lande und zu Wasser mit der allerhöchsten königlichen Zufriedenheit in Verbindung zu setzen. Daß es dabei an belehrenden und anziehenden Einzelheiten nicht fehlt, ist bei der geläufigen altägyptischen Redseligkeit selbstverständlich, obgleich gewisse technische Fertigkeiten und Kunstgriffe, welche für uns das höchste Interesse haben dürften, als bekannt vorausgesetzt und deshalb beharrlich mit Stillschweigen übergangen werden. Ich zähle vor allem dazu das kunstgerechte Absprengen der gewaltigsten und schwersten Granitblöcke von den Felswänden und das Fortschaffen derselben aus den hochgelegenen Steinbrüchen bis zu der allgemeinen Wasserstraße des Niles hin. Die königlichen Expeditionen, welche nach den Steinbrüchen der arabischen Küste, oft mehrere Tagereisen in das Innere hinein entsendet wurden, waren aus Hofbeamten, Künstlern, Handwerkern und gewöhnlichen Arbeitern zusammengesetzt, die unter militärischer Begleitung ihren Zug antraten und in den Brüchen monatelang verweilten. Die Gesammtzahl der Köpfe belief sich nicht selten auf mehrere Tausend (bis zu 9000 hin), für welche der nothwendige Unterhalt in den Wüsteneien beschafft werden mußte. Künstlich ir den Boden der Wüste gebohrte Brunnen lieferten das erforderliche Trinkwasser. War die Aufgabe gelöst, waren die Steine von den Felswänden losgebrochen und alles zum Transport derselben vorbereitet, so wurde den Göttern ein feierliches Dankopfer dargebracht und die Rückkehr nach dem Nilthale angetreten. In den nächst gelegenen Hafenplätzen am Flusse wurden die Denkmäler auf eigens dazu construirte Schiffe verladen und den Orten ihrer Bestimmung entgegengeführt.

Welche technischen Kenntnisse und Hülfsmittel die alten Aegypter besaßen, um allen diesen Aufgaben bei einer königlichen Sendung in die Steinbrüche in einer verhältnißmäßig kurzer Zeit zu entsprechen, dafür fehlt uns heut zu Tage jedes Verständniß und wir stehen voller Staunen und Bewunderung vor ungelösten Räthseln. Daß die gehärtete Bronze bei den Werkzeugen und der fließende Sand

bei den Transporten die Hauptrolle spielten, läßt sich aus einzelnen Angaben der Inschriften mit aller Sicherheit schließen. Damit ist aber auch unsere Kenntniß der ägyptischen Technik am Ende. Wie soll man beispielsweise heute zu Tage, wo den Künstlern die vollendetsten Hülfsmittel zu Gebote stehen, eine Erklärung dafür finden, daß einer der größten Obelisken des Alterthums, welcher vor einem der Thore des großen Ammonsheiligthumes in Theben aufgestellt war (er trägt den Namen der Königin Haschop, um 1600 v. Chr. Geb.), in dem unglaublich kurzen Zeitraume von sieben Monaten in den Granitbrüchen von Syene vom Felsen losgesprengt, von der Südgrenze des Reiches nach Theben geschafft, dann spiegelglatt geschliffen, mit reichen Inschriften und Darstellungen auf allen vier Seiten vom Sockel bis zur Spitze hin bedeckt und zuletzt an seinem Standorte aufgerichtet werden konnte? Hier fehlt jede befriedigende Antwort auf alle diese Fragen.

Zum Schlusse eine Bemerkung, welche die ägyptische Vorzeit berührt, d. h. jenen geschichtlich unbestimmbaren Zeitraum, in welchem sich von den ersten und rohesten Anfängen an die Civilisation an den Ufern des Nilstromes allmälig entwickelte, um plötzlich in sittlicher nnd künstlerischer Vollendung auf der Weltbühne zu erscheinen in einem wohl organisirten Staatswesen mit einem Könige auf dem Throne. Keine einzige Nachricht der Denkmäler giebt uns darüber auch nur die leiseste Kunde. Alles was jenseits jenes ersten Actes des Schauspieles liegt, in welchem Aegypten's Geschichte sich als großartiger Vorwurf eines Weltdramas darstellte, ist in Nebel und Dunkel gehüllt, aus welchem nur einzelne Namen von Gottheiten als Erfinder und Entdecker der wichtigsten und segensreichsten Zweige des Culturlebens in unbestimmten Umrissen dem heutigen Forscher gegenübertreten. Der Mythos berührte sich ohne vermittelnde Uebergänge mit der Geschichte. So erscheint der oberägyptische widderköpfige Gott Chnum, der große Baumeister der Welten, als Töpfer vor der Drehscheibe, wie auch als erster Baumeister der Tempel- und Wohnstätten, so der uralte Local-Gott von Memphis, der oben bereits angeführte und besprochene Ptah, als der Vater der bildenden Künste, so der ibisköpfige Gott Thot als Erfinder der Malerei und Schrift und als Begründer aller wissenschaftlichen Thätigkeit, Gesetz und Maß mit inbegriffen, so die Göttinnen Isis und Nephthys, die Schwestern der Osiris, als Erfinderinnen der Spinnerei und Weberei und so andere Gottheiten in Bezug auf ähnliche dem Menschen nützliche und ersprießliche Erfindungen und Entdeckungen. — Die leeren Namen von Gottheiten decken die ganze lange Geschichte der Entwicklung der menschlichen Thätigkeit in den prähistorischen Zeiten des alten Aegyptens. Nachdem in dieser Epoche alles für den würdigen Eintritt in die Weltgeschichte vorbereitet war, erschienen plötzlich am äußersten Horizonte aller historischen Erinnerungen die ältesten Aegypter in vollstem Glanze ihrer großen Rolle als die ersten Begründer des menschlichen Culturlebens, an ihrer Spitze die edelsten Träger desselben, die Künstler mit ihren alten Würden und Ehren. Der älteste ägyptische Königssohn hütete keine Schafe, sondern führte Meißel und Hammer, um aus dem todten Steine das Leben hervorzuzaubern und dadurch des Namens eines Meisters der Kunst theilhaftig zu werden. Die Kunst vor sechstausend Jahren war ein königliches Ehrenamt und der Künstler der Freund und Liebling Pharao's.

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

V.

Wir hätten uns, um die chronologische Darstellung der Seeschlachten nicht zu unterbrechen, zunächst den Kriegen Hollands mit Spanien, England und Frankreich im 17. Jahrhundert zuzuwenden, jedoch glauben wir bei diesem Zeitabschnitt es nicht unterlassen zu dürfen, ein Stück vaterländischer Geschichte vorauszuschicken, der Schöpfung Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten schon hier zu gedenken, und aus dieser Schöpfung einige Episoden während der Kriege mit Schweden, deren Schauplatz meist und hauptsächlich die Ostseeküste war, wiederzugeben, um den Erfolg der siegreichen Waffen des Großen Kurfürsten durch die Bildung und Mitwirkung einer Flottille hervorzuheben und gleichzeitig zu beweisen, wie richtig es war, wenn sein großer Geist trotz der Unbeständigkeit des Glücks, trotz der bittersten Täuschung, gleich stark, gleich leidenschaftlich bis an sein Lebensende den Wunsch festhielt, sich in den Besitz einer eigenen Kriegsmarine zu setzen.

Wir sind weit davon entfernt, hier ausführlich auf die Geschichte der brandenburgischen Marine einzugehen, da die Schöpfungen des Großen Kurfürsten theils in den Büchern der preußischen Geschichte enthalten sind, theils neuerdings zu wiederholten Malen in besonderen Werken eine ausführliche Darstellung erfahren haben,*) vielmehr wollen wir nur in allgemeinen Umrissen diejenigen Momente derselben hervorheben, welche dazu angethan sind, in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen zu werden. Hierbei aber möchten wir nicht unterlassen, jedem Deutschen von Neuem ins Gedächtniß zu rufen, daß dieser erhabene Fürst, als Vater und Gründer der brandenburgischen Flottille gleichzeitig den Grundstein zu der späteren preußischen und jetzigen Reichsmarine legte und würde es uns eine Genugthuung sein, wenn wir mit unseren schwachen Kräften dazu beitragen könnten, dem Großen Kurfürsten in jedes Patrioten Brust ein bleibendes, nie witterndes Denkmal zu sichern. Denn wie Jordan sagt: „haftete der forschende Blick des Kurfürsten nicht nur an dem was ihm zunächst lag; sein Geist umfaßte mehr als das ihn Umgebende; Dänemark und Schweden unter Friedrich III. und Gustav standen gebietend, jeder in seinen Gewässern; die Generalstaaten besaßen 1650 bereits 120 Kriegsfahrzeuge, darunter 70 ersten Ranges; England war mächtiger denn je; selbst Spanien stand trotz Portugals Abfall und trotz seiner Niederlage durch die holländische Flagge mächtig da; in Frankreich scharten sich die Besten des Adels unter dem Pavillon der Linien.**) Ein Geist wie Friedrich Wilhelm fand in solcher Umschau ebenso reichen Gedankenstoff, wie sein Wille sich stolz aufrichtete

*) Vergleiche u. a. Geschichte der See- und Colonial-Macht des Großen Kurfürsten nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. P. F. Stuhr, Berlin 1839. — Und Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Kriegsmarine von A. Jordan bei F. Heinicke in Berlin, 2. Aufl. 1857.

**) Siehe v. Raumer historisches Taschenbuch: „Deutsche Seemacht".

bei Vergleichen, die er mit Hollands, Schwedens und Dänemarks Staatengröße und sich anstellte. Nur ihm war es möglich, dem Bestehenden gegenüber, dasselbe kühnen Muthes, wohl auch mit sicherem Gottvertrauen, zu wagen, wie es überhaupt wenigen gelungen ist, durch die aufgeregten Wogen des politischen Lebens so kräftig das kleine Schifflein zu steuern. Es gehörte dazu eine nervige Faust, der Peter des Großen ähnlich, dessen Geist die Bedürfnisse seines Volkes Jahrhunderte weit voraussah" ꝛc. ꝛc.

Doch lassen wir die Thatsachen sprechen.

Bereits im Jahre 1647, als der Handel im Herzen Europas in Folge der durch den dreißigjährigen Krieg bewirkten Zerrüttung total darniederlag, wurde die Aufmerksamkeit des Großen Kurfürsten durch einige reiche holländische Kaufleute auf die Gründung einer ostindischen Handelsgesellschaft unter kurfürstlicher Flagge gelenkt, allein der Mangel an Theilnahme seitens der brandenburgischen Kaufleute, die sich nicht auf überseeische Unternehmungen einlassen mochten, ließ diese Angelegenheit bald ins Stocken, endlich in Vergessenheit gerathen. Außerdem aber drängten kriegerische Verwicklungen, welche den Kurstaat bedrohten, die überseeische Handelsangelegenheit vollständig in den Hintergrund, und mit dieser war auch die Nothwendigkeit der Schaffung einer Flotte, um einer solchen Expedition den nöthigen Schutz zu gewähren, vollständig beseitigt. Statt der letzteren begnügte man sich augenblicklich mit der Ausrüstung einiger Ruderkanonenboote von zweifelhafter Größe zum Schutze der Küsten im Kampfe gegen die polnische Lehnsoberhoheit (1657), nicht ahnend, daß dies nur ein Vorspiel des 1675 zur That gewordenen Gedankens zur Bildung einer brandenburgischen Kriegsflotte sein würde.

Zur Zeit der schwedischen Invasion im Jahre 1675 ertheilte Friedrich Wilhelm an einen holländischen Schöffen, Benjamin Raule, Kaperbriefe gegen Schweden, um durch Abschneiden der Zufuhr von Salz und Korn, sowie anderer Artikel, das nordische Brudervolk zu verhindern, den Krieg gegen Brandenburg fortzuführen.

Obgleich das Unternehmen nicht vom Glücke begünstigt war, vielmehr Raule selbst, der Seeräuberei angeklagt und landflüchtig, den kurfürstlichen Schutz in Anspruch nehmen mußte, so ließ sich Friedrich Wilhelm auf der betretenen Bahn und in dem Gedanken an die Bildung einer Flotte durch Schwierigkeiten nicht abschrecken, vielmehr fand er nur in diesem Widerstand eine Uebung seiner schaffenden Kräfte. Denn noch im Jahre 1675 contrahirte er mit Benjamin Raule die Gestellung von 4 Schiffen: 2 Fregatten von 16—20 Kanonen und 2 kleineren Kriegsfahrzeugen auf 4 Monate, und ließ, verstärkt durch 3 von der holländischen Admiralität geliehene Kriegsschiffe, diese Flottille im August desselben Jahres mit den in Ostende unter seiner Flagge auslaufenden Kaperschiffen zugleich in See gehen. Die Feste Karlsburg bei Bremen war der Ausgangspunkt des Unternehmens. Zwar endete diese Expedition ohne Erreichung des beabsichtigten Erfolges, dennoch aber sah sich Schweden augenblicklich in die Lage versetzt, die Hegemonie in der Ostsee einzubüßen, zumal Dänemark fortfuhr, auf Seiten Brandenburgs zu stehen.

Der Kurfürst, nachdem er die Schweden von den brandenburgischen Marken verjagt hatte, fand, daß es für die Sicherheit seiner Erblande vortheilhafter sei, die Ostsee als Grenze zu gewinnen. So miethete er von dem zum Director der Marine ernannten Raule für das Jahr 1676 drei Schiffe zu 14, 18 und 20 Kanonen,

und zwar die Fregatten „Berlin“, „König von Spanien“ und „Kurprinz“; 2 kleinere Fahrzeuge zu 4 Kanonen „Potsdam“ und „Klara“, und 6 Schaluppen auf 4 Monate. Jacob Raule, Bruder des obigen wurde zum Befehlshaber dieser Schiffe, welche zunächst bestimmt waren, die schwedisch-pommersche Küste zu blokiren, ernannt. Gegen Ende des Monats April begannen im Verein mit einer dänischen Flottenabtheilung die kriegerischen Operationen zur See. Eine Fregatte von 22 Kanonen und ein Brander mit 8 Kanonen, welche von der Hauptmacht der schwedischen Flotte abgekommen waren, wurden von den Raule'schen Schiffen genommen, vom Kurfürsten bemannt und alsbald benutzt, als erste, diesem eigen gehörige Schiffe wieder in See zu gehen. Raule hielt mit seiner in drei Divisionen getheilten Macht die Häfen von Greifswald und Stralsund in enger Blokade und lief sogar in das Stettiner Haff ein, um die Stadt Stettin in Schrecken zu setzen.

Im Jahre 1677 schloß Friedrich Wilhelm mit dem zum Generaldirector der Marine beförderten Benjamin Raule einen neuen Vertrag, wonach wiederum auf 4 Monate 3 Fregatten und 3 Gallioten gestellt werden sollten. Von diesen Schiffen wurde 1 Fregatte und 10 kleinere Fahrzeuge von 6—10 Kanonen, welche in den Damm'schen See einliefen, zur Blockade resp. zur Einnahme der befestigten Handelsstadt Stettin verwendet; und nach dem Falle Stettins sandte der Kurfürst, unter Commando des Claus von Beveren, 3 Schiffe nach der Elbe, mit dem Befehl, französische Kaper und alle Schiffe aufzubringen, welche von Hamburg auslaufen würden. So schloß das Jahr 1677 mit vielfachem Kriegsglück; überall erzwang sich die junge brandenburgische Flagge Triumphe.

Im Jahre 1678 wurden in Holland und Pommern 10 Fregatten mit 107 Kanonen gegen Schweden ausgerüstet, zu denen 7 dänische Kriegsschiffe stießen, und auf 300 Transportfahrzeugen wurden die Landungstruppen nach Rügen übergeführt. Mit großer Geschicklichkeit unterstützte diese Flottille, unter dem Befehl des Admiral Tromp, die stürmenden Truppen, welche der Kurfürst mit seinem Feldmarschall Derfflinger führte, so daß nach kurzem Kampfe die Schweden am 14. September die Insel räumten und später auch den Dönholm aufgaben, so daß Schwedisch-Pommern brandenburgisches Besitzthum wurde.

Durch den Besitz von Stettin und Stralsund war aber beim Kurfürsten der Gedanke an die Verwirklichung einer Kriegsmarine, welche das mittelbare Werkzeug zum Aufblühen des überseeischen Handels sein sollte, näher gerückt. Die ihm eigengehörigen Fregatten bildeten den Stamm, den Raule (1679) auf die Dauer von 6 Jahren durch die Gestellung von 6 Fregatten von 40, 34, 30, 24, 20 und 16 Kanonen, sowie durch 2 kleinere Fahrzeuge zu 4 Geschützen gegen eine monatliche Heuer von 1000 Thalern, und von 5500 Thalern, wenn sie in Dienst gestellt waren, vertragsmäßig zu stützen versprach. In Stettin wurde ein Handelsrath constituirt, in Berlin eine Seehandlung gegründet. Die große Idee des Kurfürsten begann sich zu gestalten und es wurden von ihm die sogenannten Artikelsbriefe (Kriegsgesetze) für die Flottenmannschaft erlassen.

Im Jahre 1680 finden wir 6 Fregatten*) von 16—40 Kanonen und 1000 Mann Besatzung unter Commando von Claus von Beveren mit der Weisung

*) Friedrich Wilhelm (60 Kanonen), Kurprinz und Dorothea (je 32 Kanonen), Rother Löwe und Fuchs (je 20 Kanonen), Berlin (16 Kanonen).



unterwegs, nach dem westlichen Theile des englischen Canals zu segeln, dort zu kreuzen und der spanisch-ostindischen Handelsflotte möglichst viel Schaden zuzufügen, die Zerstörung der reich beladenen Schiffe aber zu vermeiden.

Claus von Beveren nahm bald nach seinem Erscheinen im Canal das wohl bewaffnete Schiff Carl II. und schickte die gute Prise nach Königsberg. Von hier lief die Flottille nach dem Busen von Mexico, nahm mehrere spanische Schiffe, segelte von dort nach Europa, begegnete unterwegs einer weit überlegenen spanischen Flottille, bestand mit dieser ein mehrstündiges Gefecht und kehrte im Jahre 1681 glücklich nach Pillau, wohin mittlerweile die in Stettin errichtete Handelsgesellschaft verlegt worden war, zurück. War das Resultat des Rechnungsabschlusses der Expedition auch kein besonderes günstiges, so war der Kurfürst stolz auf den Ruhm seiner jungen Flotte, deren rother Aar seine Schwingen so wohl geprüft hatte.

Im Jahre 1682 errichtete Friedrich Wilhelm, auf Anrathen holländischer Kaufleute, welche um brandenburgischen Flaggenschutz für ihren Handel nach der Goldküste Afrikas baten, eine afrikanische Handelsgesellschaft mit Actien auf 30 Jahre. Verschiedene Gesichtspunkte waren es, welche ihn hierbei, und besonders aus Rücksicht auf die sich mittlerweile geltend machende Eifersucht Hollands leiteten: im Vordergrund stand der Vortheil eines blühenden überseeischen Handels; die Errichtung einer Kriegsmarine, deren Mangel an Matrosen bisher der fühlbarste gewesen, fand in dem Aufschwunge der Handelsmarine ihre natürliche Unterstützung durch Erziehung von Seeleuten, und Brandenburg stand dann mit einem Fuße bereits außerhalb der lästigen und precären Werberverhältnisse und zugleich außerhalb der Abhängigkeit Hollands, das seine in brandenburgischem Dienst stehende Seeleute bereits zur Rückkehr aufgefordert hatte.

Am 12. Juli des Jahres liefen zwei Fregatten,*) deren Zweck die Kolonisation der Westküste Afrikas war, von Pillau aus, und ankerten nach glücklicher Fahrt am Kap der drei Spitzen beim Dorfe Accoda. Der kurfürstliche Bevollmächtigte, Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben, beschloß, als er mit Rücksicht auf die ihm von den Holländern sowohl, als von den Negerfürsten gegen Anlegung der ersten brandenburgischen Kolonie bereiteten Schwierigkeiten, weder einen gütlichen Vergleich, noch ein günstiges Ende für wahrscheinlich hielt, den beim Dorfe „Pokesor" belegenen Berg zur Erbauung einer Feste zu benutzen und taufte denselben „der große Friedrichsberg" (Groß-Friedrichsberg), weil, wie von der Gröben voll begeisterter Ueberzeugung sagte, „Sr. kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller Welt groß wäre".

Am. 1. Januar 1683 verkündeten Geschützsalven den feierlichen Augenblick der förmlichen Besitzergreifung durch Aufziehung der brandenburgischen Flagge, und jubelnd grüßte der rothe Adler von der Spitze des Berges die den Donnergruß erwidernden Fregatten.

Friedrich Wilhelms Pläne für die Gründung des überseeischen Handels seines Landes gewannen hierdurch an Festigkeit, und das Werk schien sich nunmehr selbst fördern zu wollen, denn günstiger als die Lage der neuen durch vier mit

*) Außerdem lagen für kurfürstlichen Dienst bereit: „Friedrich Wilhelm zu Pferde" (54 Kanonen), „Dorothea" (40 Kanonen), „Markgraf von Brandenburg" (50 Kanonen), „Rother Löwe" (32 Kanonen), „Fuchs" (20 Kanonen), „Salamander" (6 Kanonen).

Digitized by Google

46 leichten Geschützen armirte Schanzen befestigten Colonie konnte damals an der afrikanischen Küste keine gefunden werden, da der Boden fruchtbar, und Gold, Elfenbein und Sclaven eine ergiebige Handelsquelle versprachen.

Der Aufschwung, welchen die brandenburgische Marine durch Gründung der afrikanischen Colonien und größere Ausdehnung der damit verbundenen Handelsgesellschaft genommen hatte, war bedeutend genug, um Seitens des Kurstaates die augenblicklichen politischen Verhältnisse zu benutzen, und die Hauptstation der Marine aus der Ostsee in die Nordsee zu verlegen. Die Gründe, welche hierfür sprachen, waren: Die Unzugänglichkeit der Häfen der Ostsee während der Wintermonate; die Gefährlichkeit der Fahrt durch das Kattegat während der Herbst- und Winterstürme; der nicht geringe Sundzoll an Dänemark beim Passiren des Sundes und die Ungunst der lokalen Verhältnisse Pillau's.

Da nun zur Zeit die Stände von Ostfriesland mit ihren Fürsten in sehr bedenkliche Schwierigkeiten gerathen waren, und die ersteren den Kurfürsten um Schutz ihrer Gerechtsame angerufen hatten, so legte derselbe sowohl in das ostfriesische Schloß Gretsyhl, als auch nach Emden, welches um gleichen Schutz gebeten hatte, brandenburgische Besatzung, und entschloß sich, mit Zustimmung des Rathes letztgenannter Stadt, den Sitz der afrikanischen Handelsgesellschaft dorthin zu verlegen, wo einer der damals vorzüglichsten Häfen Europas seiner aufblühenden Marine neue Vortheile versprach. Dagegen sollten die Ostfriesen das Recht genießen, unter dem Schutze seiner Flagge fahren zu dürfen.

Das Jahr 1684 bildet die Grenze der glücklichsten Entwickelungsstufe der Gründung einer Marine, wie sie Friedrich Wilhelm für Brandenburgs politische und Handelsstellung für nöthig erachtete. War doch aus dem Sande der armen Mark ein Mastenwald wirklich aufgegangen; aus den, den bescheidensten Ansprüchen kaum entsprechenden Häfen Pillau und Colberg waren siegreiche Flottillen ausgelaufen in alle Meere; mit dreistem Muthe hatte der Hohenzollern-Aar sich zur Nordsee hinübergeschwungen und unbeirrt seinen Horst inmitten drohender Nachbarn gebaut. Brandenburgs Grenzen reichten von Liefland bis Holland, seine Macht und sein Ruhm weit über diese Grenzen hinaus.

Das Jahr 1684 war aber auch reich an Erwerbungen und Organisationen. Nachdem die Handelsschifffahrt durch die Gründung der Kriegsmarine aus dem Dunkel des Elends gehoben war, die afrikanische Handelsgesellschaft nunmehr auf eigenen Füßen stehen konnte, dachte der Große Kurfürst daran, eine Scheidung der bis dahin gemeinsamen Verwaltung beider vorzunehmen und zugleich natürlich an die Gewinnung ihm gehöriger Kriegsschiffe. Er erhielt deren 9, von 20 bis 40 Kanonen, durch Kauf (1684) von Raule für 109 400 Thaler, so daß die Gesammtzahl der die brandenburgische Kriegsmarine bildenden größeren Schiffe, mit Einschluß des spanischen Karl II., 10 betrug.

Die Gründung der Admiralität als Verwaltungsbehörde, der jährlich 54 000 Thaler zur Bestreitung der Ausgaben zugewiesen wurden, löste die Kriegsmarine effectiv von der des Handels ab; unter ihr standen 2 Flottenstationen zu Königsberg und Emden.*)

*) Flottenstation Königsberg: „Dorothea“ (40), „der Lithauer Bauer“ (14) und „Ruinnalpot“ (8), Flottenstation (Gretsyhl) Emden: „Friedrich Wilhelm zu Pferde“ (50), „Karl II.“ (50), „Kurprinz“ (36), „Fuchs“ (20), „dee Friede“ (10), „Philipp“ und „Marie“ (je 6).


Digitized by Google

Die zeitigen friedlichen Zustände auf dem Continent ließen den schaffenden Gedanken des Großen Kurfürsten Raum wie Gelegenheit, sich zu entwickeln und zur That zu werden; voran ging dreist und mit jugendlicher Frische seine Lieblingsidee: die Befestigung der Seemacht zur Hebung des Handels und der Cultur, zur Entfaltung der steigend politischen Macht, zunächst in Deutschland, weiter in Europa. Allein seine Wünsche, den Handel nach Westindien auszudehnen, die Erwerbung und Anlage einer Colonie auf den dortigen Inseln, sollten durch die Eifersucht Hollands und Frankreichs nicht den gehegten Erwartungen in vollem Maße entsprechen.

Mit dem Tode des Gründers der brandenburgischen Marine (29. April 1688) schließt auch im rechten Sinne die Geschichte ihrer Entwickelung. Die nachfolgende Epoche umfaßt den Verfall und endlichen Untergang alles dessen, was Friedrich Wilhelm an Material für seine Flotte gesammelt hatte. Bis zur letzten Stunde seines vielseitig bewegten Lebens begleitete ihn der Gedanke an den Aufschwung des Welthandels für seine Lande. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit eines ausgebreiteten Handels für das materielle und geistige Wohl seines Volkes leitete ihn sicher und fest auf den Weg, der, wenn auch nach Kämpfen und Prüfungen, endlich zum lohnenden Ziele führen mußte.

Während Friedrichs III. Regierung legte man keinen Werth auf Handelsspeculationen obiger Art, die allgemeiner Ansicht nach als abenteuerlich bezeichnet werden mußten, und so machte sich sowohl in der Kriegsmarine, als auch bei den Handelsgesellschaften bedenkliche Verwirrung bemerklich. Die Kriegsschiffe faulten, die bewährten Seeoffiziere suchten wieder das bürgerliche Gewerbe und so forderte wohl mit Recht eine bei Hofe mächtig gewordene Partei, welche sich für ein kühnes und kräftiges Vorwärtsschreiten, für so weitverzweigte Unternehmungen zur See nicht begeistern konnte, den Abbruch des Gebäudes, welches täglich einzustürzen drohte, und als 1707 der im Dienste des Kurstaates ergraute holländische Schöffe Benjamin Raule arm und unbetrauert starb, fiel die letzte Stütze von Friedrich Wilhelm's genialem Werke.

Streitigkeiten mit der Stadt Emden bezüglich der Besitzung auf St. Thomas und neue in Aussicht stehende Kämpfe in Afrika bestimmten König Friedrich Wilhelm I. sich von der Sache des Seehandels ganz loszusagen, so daß er nach mancherlei widrigen Zwischenfällen, die aufzuzählen zu unerquicklich sein dürfte, am 13. August 1720 die Abtretungs-Urkunde, worin er für sich und seine Nachfolger auf alle Besitzungen der ehemals brandenburgisch-afrikanischen Handelsgesellschaft ausdrücklich verzichtete, unterschrieb.

Die weiland berühmte und gefürchtete brandenburgische Flagge verschwand auf dem Weltmeer und mit ihr der Einfluß Preußens in Ostfriesland.

Es folgt eine lange Zeit der Ruhe, während welcher die letzten Reste des Materials der kurbrandenburgischen Seemacht vergingen.

Wenn wir auch befürchten, der Geschichte zu sehr vorzugreifen, so können wir dennoch nicht ein Ereigniß*) übergehen, welches in die erste Zeit des siebenjährigen Krieges fällt, und dessen um so mehr Erwähnung geschehen muß, als dasselbe

*) Raumer's historisches Taschenbuch, 2. Jahrg. 3. Folge.

Digitized by Google

das patriotische Interesse in Anspruch nimmt, aber oft und meist übersehen und den Wenigsten daher bekannt geworden ist.

Nach der Schlacht von Kollin (18. Juni 1757) übertrug der König dem Generalmajor v. Manteuffel diejenigen Anordnungen, welche nach dessen und des Kammer-Präsidenten von Aschersleben Ermessen für zweckdienlich gehalten wurden, um die Inseln Usedom und Wollin, sowie die Divenow und Swine gegen das dieselbe bedrohende schwedische Geschwader zu schirmen.

Erst im Frühjahr 1758 wurde auf bestimmtes Verlangen des Feldmarschalls Lehwald und nach Beseitigung der zunächst liegenden Schwierigkeiten durch den Generallieutnant Grafen von Dohna die Ausrüstung einiger flacher Fahrzeuge ins Werk gesetzt, wonach der Kaufmann Daniel Schulz in Stettin den Befehl erhielt, 4 Gallioten nnd 4 größere Fischerfahrzeuge mit den nöthigen Geschützen zu versehen. Diese Flottille leistete schon dadurch, daß sie das schwedische Geschwader am Einlaufen in das Haff hinderte, Außerordentliches. Am 10. September 1759, also bald nach der Schlacht bei Kunersdorf, jedoch ward sie, bei Windstille vor Anker liegend, von der schwedischen Uebermacht am Neppiner Haken vernichtet.

„Prinz Heinrich", „König von Preußen", „Jupiter", „Merkur" bildeten den rechten Flügel, eine Fregatte deckte die Mitte, während „Prinz Wilhelm", „Prinz von Preußen", „Mars" und „Neptun" auf dem linken Flügel lagen. Die Reserve bestand aus 4 Barkassen.

Die schwedische Flotte unter Befehl des Admiral Rubenspaar, 4 große Galeeren, 2 Bombardiergallioten, 8 kleine Galeeren, 1 Yacht, 1 Kranken- und 1 Transportschiff zählend, griff Morgens den rechten preußischen Flügel mit 2 großen, 5 kleinen Galeeren und 1 Bombardiergalliote an; das Treffen wurde bald allgemein und dauerte, bei anhaltender Kanonade, gegen 2 Stunden, bis der preußische rechte Flügel die Taue kappte und unter Segel ging. Der „Prinz von Preußen" wurde zuerst genommen, darauf der „Mars" und der „Prinz Wilhelm", der „König von Preußen" dagegen zog sich fechtend bis Ziegenort zurück, wo er, steuerlos geworden, endlich die Flagge zu streichen gezwungen wurde. Die Schweden erlitten den verhältnißmäßig bedeutenden Verlust von 3 Schiffen und 120 Todten. — Es ist dies ein Stück Geschichte aus des großen Königs ruhmvoller Zeit, zwar ohne Bedeutung für die Gründung oder Entwicklung einer Seemacht, doch nicht ohne hohes Interesse für denjenigen, der selbst in dem unbedeutenden Ereigniß den Keim des größern suchen und finden möchte.

Seit der Zeit ruhte zwar hin und wieder die Idee der Schaffung einer Flotte, allein ganz aufgehoben ist sie von der preußischen Regierung trotz aller Widersacher nie. Wäre Friedrich der Große Herr des Hafens von Neufahrwasser gewesen, wer möchte dann zweifeln, daß er sein Wort wahr gemacht hätte: „gebt mir Danzig, und ich baue euch eine Flotte!" Es haben daher diejenigen Unrecht, welche glauben, daß die Ansicht von der Nothwendigkeit einer preußischen Marine und die Bestrebungen, sie ins Leben zu rufen, nicht viel älteren Datums, als vom Jahre 1835 oder gar 1848 ist; daß es des Jahres 1848, mit Verwirrungen der politischen und socialen Zustände überfüllt, bedurfte, daß das stürmische Verlangen, der begeisterte Ruf: „eine deutsche Flotte! eine deutsche Flagge!" nothwendig war, um diese Idee bei der preußischen Regierung wach zu rufen. Die auf maritime

Einrichtung bezüglichen Gedanken ruhten seit 1815 während der noch übrigen Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm III. nicht so vollständig, wie Unwissende zu glauben scheinen, vielmehr ist im Gegentheil diese durch die Ungunst der Zeiten in den Acten verschollene Epoche reich an ernster Arbeit, an genialen Entwürfen wie an praktischem Verständniß für die Aufgaben eines auch zur See mächtigen Preußens.

Doch werden wir am Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf unsere jetzige Marine zurückkommen und wollen uns zunächst wieder den Kriegen Hollands mit Spanien, England und Frankreich im 17. Jahrhundert zuwenden.

Die Spanier hatten Mitte des 17. Jahrhunderts eine große Flotte mit einem Landungscorps nach den Niederlanden geschickt. Diese Expedition sollte jedoch nicht vom Glücke begünstigt werden, denn sie wurde im englischen Canal von holländischen Kriegsschiffen angegriffen und mußte sich nach den Downs flüchten, wo sie von dem holländischen Admiral van Tromp (dem älteren) streng bewacht wurde. Als einzelne spanische Schiffe dessen ungeachtet nördlich von Goodwinsand nach Dünkirchen entkommen waren, hielt sich Tromp nicht länger, sondern griff die spanische Flotte auf neutralem englischen Gebiete an und zerstörte sie vollständig, ohne daß die englische Regierung, welche mit inneren Wirren genügend beschäftigt war, gegen diesen Gewaltakt die erforderlichen Repressalien gebrauchte. Als jedoch Cromwell die Regierung mit starker Faust ergriffen hatte, wandte er auch seine Blicke nach außen, da es ihm nicht unbekannt geblieben war, daß, während der schwachen Regierung James I., England in Holland ein nicht zu unterschätzender Rival, sowohl auf dem Gebiete der Herrschaft zur See, als des Welthandels erstanden war.

Im Jahre 1652 brach der denkwürdige Krieg zwischen England und Holland aus; ein Krieg, in welchem die größten Seehelden ihres Zeitalters um die Oberherrschaft zur See gekämpft haben und zwar mit einer solchen Zähigkeit und Energie, als es die Wichtigkeit des Objectes erheischte.

Den Anlaß dazu gab im Mai 1652 ein holländisches Schiff, das sich weigerte beim Passiren von Dover, wie dies in England von den Kriegsschiffen aller Nationen verlangt wurde, den Salut für die Flagge zu feuern. Am 18. Mai desselben Jahres erschien der holländische Admiral van Tromp mit 45 Kriegsschiffen in den Downs, wo der englische Admiral Blake, der dort mit 20 Schiffen lag, den ersteren nur mit drei einzelnen Salut-Schüssen begrüßte, um ihm damit anzudeuten, seine Flagge zu streichen; allein van Tromp erwiderte diesen Salut mit einer gleichen Schußzahl. Blake wiederholte seine Absichten durch einen zweiten und dritten Schuß, die aber vom holländischen Admiral mit einer Breitseite beantwortet wurden. Dies war für Blake ein untrüglicher Beweis, daß es auf einen Kampf abgesehen sei, er lichtete daher Anker und steuerte mit seinem Schiffe der holländischen Flotte zu, um mit van Tromp zu unterhandeln und um vorläufig ein Blutbad und überhaupt Nationalzwist zu vermeiden. Als er sich aber dem holländischen Geschwader näherte, erhielt er nicht allein vom Admiralschiffe sondern von allen Schiffen der holländischen Flotte volle Breitseiten, ein Auftreten, das auch zu damaliger Zeit gegen das bestehende Völkerrecht war, da beide Nationen noch miteinander in Frieden lebten.

Blake, der einen solchen Empfang nicht erwartet hatte, gab sofort die Ordre in gleicher Weise zu antworten und während sich die übrigen Schiffe seines Geschwaders näherten, begann ein sehr heißer Kampf, der bis Abends 9 Uhr dauerte

und mit dem Verluste zweier holländischer Schiffe und dem Rückzuge van Tromp's endete, während die Engländer nur 15 Menschen verloren hatten, trotzdem nach dem Berichte Blake's an das Parlament, mehr als 1000 Schuß gegen ihn gefeuert sein sollen. Als darauf die holländische Flotte auch noch durch schlechtes Wetter mitgenommen worden, wurde van Tromp der Oberbefehl entzogen. Waren in diesem Kampfe die Holländer auch in der Ueberzahl, so besaßen die Engländer doch stärkere Schiffe; sie traten mit wirklichen Schlachtschiffen auf, deren Bau von den Holländern bis dahin vernachlässigt worden war.

Am 28. September desselben Jahres stand Admiral Blake abermals einer holländischen Flotte unter de Witt's und de Ruyter's Befehl im englischen Canal gegenüber. Das Zusammentreffen der feindlichen Flotten schien zwar auf beiden Seiten erwünscht zu sein, jedoch suchten die Holländer Anfangs einen Zusammenstoß zu vermeiden, indem sie sich hinter eine Untiefe legten. Allein Blake hatte beschlossen unter allen Umständen das Gefecht aufzunehmen. Sein Geschwader war in drei Divisionen getheilt, von welchen er die erste, Vice-Admiral Penn die zweite und Contre-Admiral Bourne die dritte commandirte. Bei Eröffnung des Gefechtes waren die Engländer im Nachtheil; dasselbe nahm jedoch, als de Witt aus seinem Hinterhalte hervorbrach, eine andere Wendung, indem ein holländisches Schiff, das den „Sovereign" entern wollte, bei dessen erster Breitseite in den Grund gebohrt, ein holländisches Admiralschiff von einem englischen genommen, noch zwei andere zum Sinken gebracht und ein drittes kurz vor Beendigung des Kampfes in die Luft gesprengt wurde. De Witt, in Folge dieser Verluste zum Rückzuge gezwungen, wurde bis zum anbrechenden Morgen von den Engländern energisch verfolgt, bis es ihm gelang die Goree zu erreichen. Die Engländer hatten 300 Todte und fast ebensoviel Verwundete; jedoch war die Schlacht selbst für beide Theile ohne eigentliche Entscheidung geblieben.

Als van Tromp mittlerweile der Oberbefehl wieder übertragen war, erschien er am 29. November 1652 unerwartet mit 80 Schiffen in den Downs, um Blake, welcher glaubte, daß im laufenden Jahre ein Angriff Seitens der Holländer nicht zu erwarten sei, und daher einen Theil seiner Flotte in die Themse geschickt hatte, anzugreifen. Um 2 Uhr Morgens schon begann der Kampf und dauerte bis 6 Uhr Abends. Blake am Bord des „Triumph", sowie die Schiffe „Victory" und „Vanguard" hatten einen harten Stand gegen 20 holländische, so daß der englische Admiral, nachdem seine Schiffe außerordentlich gelitten hatten, zwei Schiffe weggenommen, eine Fregatte verbrannt und drei gesunken waren, während der Feind mit Bezug auf seine günstige Gefechtsposition zur Windrichtung bedeutend im Vortheil war, es für gerathen hielt, sich noch unter dem Dunkel der Nacht in die Themse zurückzuziehen. Van Tromp erkaufte diesen Sieg mit dem Verlust eines seiner Flaggschiffe, welches mit der ganzen Besatzung in die Luft gesprengt wurde; außerdem hatte sowohl sein eigenes, als auch das Flaggschiff des Admiral de Ruyter derart gelitten, daß sie einer nicht unbedeutenden Reparatur bedurften.

In Folge dieses Sieges segelte van Tromp, zum Hohn der Engländer mit einem Besen am Großtop, als Zeichen, daß die englische Flotte von der See weggekehrt sei, Angesichts der englischen Küste durch den Canal nach dem Atlantischen Ocean.

Das englische Parlament ließ sich durch solchen Affront jedoch nicht einschüchtern, vielmehr wurde das Geschwader von Blake, welcher mit Monk und Deane für das nächste Jahr zu Generalen zur See ernannt wurde, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verstärkt, so daß schon am 11. Februar 1653 eine Flotte von 60 Schiffen bereit war, mit welcher Blake nach Portland segeln konnte, um hier die Rückkehr van Tromp's aus dem Atlantischen Ocean abzuwarten und die erlittene Schlappe wieder auszugleichen.

Am 18. Februar schon erschien van Tromp mit 70 Kriegsfahrzeugen und einem an der französischen Küste gesammelten Convoy von etwa 300 Handelsschiffen im englischen Canal und war nicht wenig erstaunt, als ihm Blake und Deane mit 12 großen Schiffen und einigen Fregatten entgegenkamen. Den Convoy unter dem Schutz einer entsprechenden Zahl kleinerer Kriegsschiffe zurücklassend, segelte er mit dem Gros seiner Flotte auf das englische Geschwader los, um dasselbe anzugreifen. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, bei welchem Blake selbst bei Eröffnung des Geschützfeuers schon verwundet, sowie kurz darauf der größte Theil seiner Officiere und Besatzung entweder getödtet oder verwundet, außerdem aber das Flaggschiff „Triumph“ von den feindlichen Geschossen in dem Maße beschädigt wurde, daß es kaum noch über Wasser gehalten werden konnte. Es kam zu Enterungen auf beiden Seiten und hatte man sich soviel Eisen in die Rümpfe und durch die Takelage geschleudert, daß beide Theile froh waren als die Nacht hereinbrach, um unter dem Schutze derselben die Schäden wiederum nach Kräften auszubessern. Während der nächsten Tage wurde das Gefecht, ähnlich wie z. B. zwischen den Engländern und der spanischen Armada fortgesetzt, während beide Flotten der Straße von Dover zusteuerten. Van Tromp hatte mittlerweile seine Kriegsschiffe so formirt, daß sie die Schenkel eines nach Osten offenen Winkels von etwa 70 Grad mit dem Course bildeten und da der Wind günstig (westlich) war, so konnte er in dieser Formation den Convoy in die Mitte nehmen und denselben gegen Beschädigungen resp. Wegnahme durch die Engländer am besten schützen. Zwar war nicht zu vermeiden, daß einige Handelsfahrzeuge, welche der Flotte nicht zu folgen im Stande waren, dem Feinde in die Hände fielen, während andere sich gezwungen sahen, einen Theil ihrer Ladung über Bord zu werfen, wenn sie nicht ein gleiches Schicksal mit den schlechten Seglern theilen wollten; allein den Holländern gelang es trotzdem, nicht allein ihre arg zugerichteten Kriegsschiffe zu salviren, sondern auch den größten Theil des Convoy's in Sicherheit zu bringen. Die holländische Flotte verlor während dieser Gefechte 11 Kriegsschiffe, 1500 Todte und hatte ebensoviel Verwundete, während die Engländer nur ein Schiff, den „Sampson“, der während des Gefechts kampfunfähig geworden war, vom Capitain angebohrt und versenkt wurde, einbüßten. An Todten und Verwundeten dagegen waren die Verluste etwa denen des Feindes gleich.

Van Tromp, in den Hafen zurückgekehrt, ließ die nöthigen Reparaturen an den Schiffen seiner Flotte unverweilt ausführen und steuerte nach Beendigung derselben mit neuen Kräften der englischen Küste zu, beschoß Dower und als er die Engländer nicht in den Downs fand, suchte er dieselben an der flandrischen Küste auf. Hier stieß er auf den englischen Admiral Monk und kam es am 12. und 13. Juni 1653 bei Nieuport zur Schlacht, in welcher auf beiden Seiten sich etwa

100 Schiffe gegenüber standen. Das Resultat war der Rückzug der holländischen Flotte nach Texel, wo dieselbe von der englischen Flotte eingeschlossen wurde.

Die Holländer, weit entfernt, so leichten Kaufs die Herrschaft des Meeres aufzugeben, suchten sich von ihrem letzten Mißgeschick möglichst bald wieder zu erholen und gelang es van Tromp und de Ruyter schon Ende Juli des Jahres mit einer Flotte von 120 Segeln wieder die offene See zu erreichen.

Die englische Flotte, welche an der holländischen Küste kreuzte, wurde von den Admiralen Monk und Lawson commandirt und stand der holländischen an Zahl bedeutend nach. Am 10. August kam es zwischen beiden Flotten abermals zur Schlacht. Die Holländer schickten zur Einleitung des Gefechtes eine Anzahl Fregatten mit Brandern vor und wußten mit großer Geschicklichkeit die letzteren so in das Gefecht eingreifen zu lassen, daß die englische Flotte durch dieselben außerordentlich belästigt und als drei englische Schiffe sich mit ihren Takellagen in einander verwickelt hatten, durch einen feindlichen Brander sämmtlich in Brand gesteckt wurden. Admiral Lawson brach sich jedoch bald Bahn zum Gros der feindlichen Flotte und griff zunächst das Flaggschiff des Admirals de Ruyter mit solcher Heftigkeit an, daß dasselbe aus der Schlachtlinie geschleppt und de Ruyter genöthigt war, sich an Bord eines andern Schiffes zu begeben. Der Kampf, von beiden Gegnern mit gleicher Erbitterung geführt, neigte sich bis Mittag mit wechselndem Glücke bald nach der einen bald nach der andern Seite und war bereits auch das Flaggschiff des Admiral Monk so zerschossen, daß es aus der Schlachtlinie geschleppt werden mußte, als van Tromp aus dem Mars eines feindlichen Schiffes von einer Musketenkugel tödtlich getroffen wurde. Sein Tod entschied zu Gunsten der Engländer; die holländische Flotte begann zu weichen und entkam nur mit genauer Noth und einem Verlust von 26 Schiffen und 4—5000 Mann nach Texel, während die Engländer nur 2 Schiffe verloren und 1300 Mann Todte und Verwundete hatten. Von 5 holländischen Kommandoflaggen waren bis zur Beendigung des Gefechtes drei gestrichen worden.

Der Sieg gehörte dies Mal den Engländern und zwar über einen bedeutend stärkeren Feind. Bemerkenswerth ist, daß der englische Admiral Monk vor Eröffnung der Schlacht seinen Schiffskommandanten den Befehl gab, weder Pardon zu geben noch zu nehmen und schrieb mit Bezug auf diesen Befehl sein Secretair Burchett: „Stundenlang war die Atmosphäre durch Trümmer in die Luft gesprengter Schiffe und der Leichen verdunkelt und das Meer mit dem Blute der Getödteten und Verwundeten gefärbt.“ Veranlassung zu dem obigen Befehle scheint die Erfahrung des Admirals gegeben zu haben, daß in allen Seegefechten außerordentlich viel Zeit und Kräfte durch die Fortschaffung der im Kampfe genommenen Schiffe absorbirt wurden und war er, in Anbetracht seiner geringen Schiffszahl und der weiten Entfernung von der englischen Küste, gezwungen, seine Streitkräfte zusammenzuhalten, wie grausam auch dieser Befehl erscheinen möge.

Der holländische Admiral de Witt sagte — nach der uns zugekommenen Ueberlieferung — in seinem Berichte an die Generalstaaten: „er müsse gestehen, daß er sehr übereilt den Rückzug angetreten habe, allein er hätte dafür zwei Gründe gehabt, daß nämlich seine besten Schiffe aufs furchtbarste zerschossen gewesen wären und sehr viele seiner Offiziere sich wie feige Memmen benommen hätten.“

Digitized by Google

Hiermit endete der erste englisch-holländische Seekrieg des 17. Jahrhunderts, durch welchen Holland bei völliger Lahmlegung seines Handels in 16 Monaten mehr wie 1500 Handelsschiffe verloren hatte und sich genöthigt sah, Frieden zu schließen.

Der Hauptgrund, weßhalb die holländische Flotte der englischen auf die Dauer unterliegen mußte, war der Mangel sowohl eines geschulten Personals als auch großer, regulärer Schlacht- oder Linienschiffe, d. h. einer eigentlichen Kriegsflotte, wie wir das bei einer früheren Gelegenheit schon besprochen haben. Man mußte daher, um nicht die Herrschaft zur See ganz einzubüßen, auch Seitens Hollands sich entschließen, eine Anzahl großer Kriegsschiffe und ein stehendes Marinepersonal zu schaffen; wie überhaupt von diesem Zeitpunkte an bei allen damaligen Marinen im Allgemeinen als Regel angenommen worden zu sein scheint, daß nur Schiffe mit 50 Kanonen und darüber als eigentliche Schlachtschiffe gezählt werden könnten.

Die verschiedenen Expeditionen der englischen Flotte gegen Algier, Tunis, Spanien ꝛc. während der nächsten Jahre übergehend, weil für unsere Betrachtung von geringer Bedeutung, kommen wir zunächst auf die Ereignisse des zweiten Krieges zwischen England und Holland, welcher mit der Wiedereinsetzung Karls II. von England von Neuem entbrannte, nachdem bereits während des letzten Jahres schon die Feindseligkeiten, in den Kolonien und fernen Meeren, wo sich die bewaffneten Kauffahrer befehdeten, zwischen beiden Nationen begonnen hatten.

Der Kampf wurde am 3. Juni 1665 mit einer bedeutenden Schlacht, — von den Engländern die Schlacht von Lowestoff, von den Holländern bei Texel genannt, — eröffnet. Die englische Flotte zählte 114 größere und kleinere Schiffe und 28 Brander unter Befehl des Prinzen von York, nachmaligen Königs Jacob II., und Monk (Herzog von Albemarle), welche in drei Geschwader: in das der rothen, der weißen und der blauen Flagge, getheilt waren. Die Schiffe des rothen Geschwaders bildeten das Corps de bataille, das weiße Geschwader die Avantgarde, das blaue die Arrieregarde. Die Holländer, unter den Admiralen von Opdam und van Tromp dem jüngern, stellten ihnen 103 Schiffe und 11 Brander entgegen.

Zu bemerken ist, daß in dieser Schlacht zum ersten Male auf beiden Seiten eine bestimmte Schlachtordnung, d. i. „die Kiellinie beim Winde unter kleinen Segeln fahrend", innegehalten wurde. Der Wind war westlich und leicht, der von beiden Flotten innegehaltene Cours südlich und östlich; die Engländer befanden sich auf der Luvseite (Windseite) vom Gegner.

Bei Tagesanbruch hielt die englische Flotte auf die feindliche ab und als sie nahe genug herangekommen war, drehte sie wieder bei und wurden, indem sich Schiff gegen Schiff legte, auf diese Weise zwei parallele Linien von mehreren Seemeilen Länge gebildet. Gegen 4 Uhr erfolgte der erste Angriff, indem die Engländer das Feuer aus mäßiger Entfernung eröffneten. Bald zeigte sich, daß die englische Artillerie der holländischen überlegen war und nachdem der Kampf bis Mittag hin und her gewogt hatte, rückten die Engländer dem Gegner direct auf den Leib, und durchbrachen die feindliche Schlachtlinie. Die Holländer, um dem Stoß auszuweichen, versuchten das gleiche Manöver auszuführen, geriethen aber dabei in Unordnung

und wurden von den Engländern theils arg zusammengeschossen, theils die hierdurch ohnehin schon entstandene Verwirrung noch durch englische Brander, welche in den Knäul der zusammen gerathenen Schiffe dirigirt wurden, vergrößert. Nur der holländische Admiral von Opdam, welcher im Centrum kommandirte, behauptete mit einigen seiner Schiffe den Platz, bis sein Flaggschiff „Eendracht“ von 84 Kanonen und 500 Mann Besatzung in die Luft flog und hierdurch das Signal zum Rückzuge gegeben wurde. Trotzdem die Engländer einen vollständigen Sieg erfochten hatten, unterließ man unbegreiflicherweise die Verfolgung der feindlichen Flotte und ist dies um so auffälliger, als die englische Flotte noch mehrere Tage in See blieb, ehe sie in die Themse zurückkehrte; ein Fehler, welcher wohl nur in Anbetracht der hohen Stellung des Oberbefehlshabers nicht ernstlicher gerügt worden ist.

Obgleich besiegt, kehrte die holländische Flotte vom Feinde unbelästigt in ihre Häfen zurück, um die beschädigten Schiffe ohne Verzug auszubessern und die verlornen Mannschaften wieder zu ersetzen. Und so finden wir im Jahre 1666 am 11. Juni wiederum eine holländische Flotte unter de Ruyter und de Witt mit 90 Linienschiffen, Fregatten und Brandern vor der Themse bei Foreland vor Anker liegend. Die Engländer unter Monk (Herzog von Albemarle) und Sir John Barkley vom blauen Geschwader verließen mit nur 60 Schiffen die Themse, um obige Flotte von dort zu verjagen, während der Prinz Rupert mit dem weißen Geschwader, bestehend aus 20 Schiffen, vorher schon nach der französischen Küste dirigirt worden war, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, die Franzosen würden den Holländern zu Hülfe eilen. Um 11 Uhr Morgens wurde dem Admiral Ruyter die mit frischem günstigem Winde im Ansegeln begriffene englische Flotte gemeldet. Er ließ sofort Segel setzen, und da keine Zeit zum Ankerlichten war, die Taue kappen, um in kürzester Zeit die Schlachtlinie über B. B. Bug zu formiren. Die Engländer formirten unter gleichem Kurse ebenfalls die Boienwindlinie, indem sie die Luvlinie (Windseite) einnahmen. Gegen 1 Uhr Nachmittags kam es zum Gefecht bei der Avantgarde unter van Tromp dem jüngeren. Die Engländer waren in Folge der frischen Brise und des durch dieselbe herbeigeführten Ueberliegens (Neigens) ihrer Schiffe bald gezwungen, die unteren Geschützpforten zu schließen; wie außerdem durch die Neigung der Schiffe die Präzision ihres Geschützfeuers in hohem Grade beeinträchtigt wurde, während die Holländer mit ihren Luvgeschützen die Decks der feindlichen Schiffe mit großer Wirkung bestreichen konnten. Das Gefecht nahm daher für die Engländer eine ungünstige Wendung und schon nach einigen Stunden waren die meisten ihrer Schiffe arg zusammengeschossen, sodaß eins derselben sogar sank. Monk, in der Absicht das Gefecht abzubrechen, wendete wieder nach Foreland, hatte aber das Unglück, bei diesem Manöver 3 Schiffe seiner Avantgarde, welchen die Wendung versagte, zu verlieren, indem sie in die feindliche Linie trieben und genommen wurden. Die Holländer, dem Manöver der Engländer folgend, griffen von Neuem an und wurde bis Abends spät gekämpft. Den Holländern geriethen durch das vom Winde auf die Schiffe zurückgetriebene unverbrannte Pulver und die glimmenden Vorschläge an diesem Tage 2 Schiffe in Brand. Die Nacht wurde von beiden Gegnern zur Ausbesserung der Havarien benutzt. Am nächsten Tage war der Wind weniger frisch und griffen sich die beiden Flotten unter entgegengesetzten Coursen steuernd von Neuem an, bei welcher Gelegenheit van Tromp die



feindliche Linie ohne Befehl durchbrach und seinen Uebermuth theuer bezahlt haben würde, wenn de Ruyter sich nicht entschlossen hätte zu wenden und ihn so aus der Klemme zu reißen. Beide Flotten hatten bei diesem Vorbeisegeln durch das Geschützfeuer arg gelitten, so daß Monk beschloß das Gefecht abzubrechen, und hielt es am 13. Juni der englische Oberbefehlshaber für gerathen, sich überhaupt in die Themse zurückzuziehen, jedoch nicht ohne vom Gegner scharf verfolgt zu werden. Er verbrannte 3 seiner kampfunfähigen Schiffe, ließ die beschädigten Fahrzeuge voransegeln und deckte mit dem Rest seiner Flotte den Rückzug. Von Wichtigkeit für ihn war es, daß Prinz Rupert an diesem Tage noch zu ihm stieß, weßhalb er den Entschluß faßte, am nächsten Tage schon den Kampf wieder zu erneuern.

Am 14. Juni Morgens 8 Uhr griff daher Albemarle, durch die Division Rupert verstärkt, den Feind mit erneuter Kraft an und wurde bis 7 Uhr Abends gekämpft, wo beide Theile jedoch bereitwillig das Feuer einstellten und die Engländer arg mitgenommen sich abermals nach der Themse zurückzogen. Der Verlust der letzteren betrug 23 Schiffe, 5—6000 Mann todt, 3000 Mann gefangen.

Die Holländer waren durch ihre bedeutend größere Zahl von Schiffen und durch ihre Leeschlachtlinie am ersten Tage im Vortheil und blieben Sieger, jedoch waren auch ihre Verluste nicht unbedeutend, daß auch sie zur Reparatur ihrer Schiffe die Downs räumen und in ihre Häfen zurückkehren mußten.

Der holländische Admiral de Witt sagt von dieser Schlacht: „Wenn die Engländer geschlagen sind, so macht ihnen ihre Niederlage mehr Ehre als alle ihre früheren Siege; soviel habe ich wohl gesehen, daß Engländer getödtet und ihre Schiffe verbrannt werden können, daß mir aber englischer Muth unbesiegbar zu sein scheint." *)

*) Als Illustration des Heldenmuths und gleichzeitiger Erbitterung, mit welcher auf beiden Seiten gekämpft, mag Folgendes dienen: Man erzählt, daß der englische Admiral Sir Eduard Spragge beim Empfang seiner Ernennung zu seiner Stellung dem Könige das Versprechen gegeben habe, er wollte ihm van Tromp entweder todt oder lebendig bringen oder selbst sein Leben im Kampfe lassen. Ferner berichtet Bischof Parker später in seiner Geschichte über den Tod Spragge's Folgendes: zwischen Spragge und van Tromp war ein denkwürdiger Kampf, denn diese beiden Helden hatten beschlossen, sich gegenseitig anzugreifen, nicht aus Haß, sondern aus Durst nach Ruhm; sie fochten mit Wuth, aber auch mit allem Kriegsmuth. Sie gingen sich so nahe, daß sie zu gleicher Zeit mit Geschützen und Schwertern fochten. Fast bei jeder Wendung wurden ihre Schiffe durchbohrt, da sie ihre Geschütze auf die nächste gewöhnliche Schußweite feuern ließen; kein Schuß fehlte, sondern jeder traf und durchbohrte die Schiffe, als wenn sie mit Lanzen gefochten hätten. Endlich als 3 oder 4 Schiffe zerschossen waren, ging Spragge in einem Boote nach einem seiner Fahrzeuge, um weiterzukämpfen, als das Boot von einer Kugel getroffen kenterte, und dieser große Mann, der nicht schwimmen konnte, zum großen Leidwesen seines generosen Feindes ertrinken mußte, denn nach dem Tode Spragge's durfte er nicht mehr hoffen, einen Gegner zu finden, der diesem gleich war.

Der Geschichtsschreiber, welcher das Leben de Ruyters beschrieben hat, sagt über diesen letzten Kampf zwischen Spragge und van Tromp: Die Holländer bekennen, einen ähnlichen Mann, wie Spragge, nie gesehen zu haben; die beiden Schiffe Spragge's und van Tromps hatten sich, ohne ein Segel zu rühren, volle drei Stunden in einem wüthenden, unausgesetzten Kampfe befunden.

Rundschau über das nationale Leben.

Politische Briefe.

Die englischen Parlamentswahlen.

Berlin, 23. April.

Nicht wenige deutsche Zeitungen, liberale und conservative, trauern in Sack und Asche um das Ministerium Beaconsfield; nicht nur, daß der Ausfall der Neuwahlen zum englischen Unterhause sie überrascht hat, sie mißbilligen ihn auch, als ob ihre Redacteure sämmtlich Mitglieder des toryſtischen Carlton-Cubs wären, und wenig fehlte, daß von dem Deutschland aus, welches seit ganzen zehn Jahren die Praxis eines nationalen Volksleben kennt, dem Volke der „politischen Erbweisheit" mitleidige Belehrungen über die Art zu Theil würden, wie man bei Wahlen zur Volksvertretung auswärtige und innere Politik zu machen hat. Auffallend erscheint das sicherlich nicht, wenn man bedenkt, wie seit zwei Jahrzehnten der geistvollste und einflußreichste deutsche Staatsrechtslehrer der Gegenwart die Ansicht, die heutigen Engländer verständen nichts von den Grundbedingungen des englischen Staatslebens, sondern sie hätten sich darüber in einem Hörsaale der Berliner Universität Raths zu erholen, mit so viel Beharrlichkeit und Ueberzeugung vertritt, daß es nachgerade von vielen Seiten in gutem Glauben nachgesprochen wird. Ganz zu schweigen von Absurditäten, wie die Behauptung, das ganze engliche Wahltreiben sei „Humbug" — eine Ansicht, deren Quelle irgend eine Thackeraysche Satire zu sein scheint — oder der Hinweis auf das viele Geld, welches Lady Rosebury geb. Rothschild für die liberale Wahlagitation zur Verfügung gestellt habe und welches das Räthsel, wie die Engländer Benjamin Disraeli stürzen konnten, wenigstens einigermaßen erkläre; die toryſtischen Herzöge, Earls und Bierbrauer — das „Schankwirths-Interesse" ist in England bekanntlich seit circa zehn Jahren conservativ — sind nach der Ansicht des deutschen Blattes, welches diese Enthüllung zum Besten giebt, vermuthlich arme Schlucker und gewöhnt, bei Wahlen zu knausern. Es scheint wirklich fast, als sei man in Deutschland neidisch auf den Ruf, welchen französische Urtheile über Angelegenheiten des Auslandes sich erworben haben.

Aber — giebt nicht die erste politische Autorität Deutschlands die Parole für eine solche Auffassung der englischen Wahlen aus? Hat nicht die officiöse Presse

des Reichskanzlers vor derselben Herrn Gladstone als armen Schächer behandelt und nach der Entscheidung offen der Enttäuschung und dem Bedauern Ausdruck verliehen über die für Lord Beaconsfield entstandene Nothwendigkeit des Rücktritts? Hat sie nicht diesem Staatsmanne seit Jahr und Tag in demselben Maße Reverenz erwiesen, wie sie den Fürsten Gortschakoff befehdete? Und kann Fürst Bismarck in Angelegenheiten der auswärtigen Politik irren? Diese letztere Frage zu erörtern, liegt für uns keinerlei Anlaß vor, obgleich uns der Ausfall der englischen Wahlen sehr wohl motivirt und durchaus nicht unerfreulich dünkt, während die Organe des Kanzlers der entgegengesetzten Ansicht sind; denn wir gestatten uns, zu bezweifeln, daß er dieselben sehr tief in seine Auffassungen und Pläne einweiht. Die Erfahrung lehrt, daß Fürst Bismarck, so oft er sich der öffentlichen Meinung — nicht blos der officiösen Zeitungen — zu seinen diplomatischen Zwecken bedienen will, sie nach irgend einem Punkte hin in so energischem Tempo in Gang bringt, als ob dieser Punkt das Ziel wäre; in sehr vielen Fällen bedeutet derselbe aber nur eine Etappe, und nachdem diese erreicht ist, geht es nach einer andern Richtung — zum großen Erstaunen derer, welche sich für eingeweiht hielten und nur benutzt wurden. Hierin liegt eine Warnung vor der bei uns aufgekommenen Mode, jede einzelne Wendung der Bismarck'schen diplomatischen Kunst für eine definitive Offenbarung des Genies zu erklären und sich in die systematische Begründung und Erläuterung derselben dergestalt zu vertiefen, daß man noch völlig darin steckt, wenn der Kanzler bereits eine andere Wendung vollführt, die in der Gesammtheit seines Planes vielleicht ebenso wie die erste nur sehr vorübergehende Bedeutung hat. Wie es sich in dieser Beziehung mit der Stellung der deutschen Politik einerseits zu Rußland, anderseits zu England während der jüngsten Zeit verhalten hat, darüber möchten wir künftige zuverlässigere Aufschlüsse abwarten, als die Urtheile der officiösen Presse über die englischen Wahlen enthalten.

Doch kehren wir zu der Frage zurück, ob es wirklich so unbegreiflich oder so verkehrt ist, daß das englische Volk Lord Beaconsfield und seinen Collegen die Amtswohnungen in Downing Street und Whitehall gekündigt hat trotz der „imperialen Politik" und der englischen „Erfolge" auf dem Berliner Congreß. Wir sind weit entfernt, über Lord Beaconsfield in dem Tone zu urtheilen, der von anderer Seite über Gladstone angeschlagen worden, eine so eigenartige und außerordentliche Persönlichkeit abthun zu wollen durch einige naheliegende Spötteleien über die seltsam schillernden Redewendungen, die großen Inconsequenzen in der öffentlichen Laufbahn, die offenkundigen Schwächen des vom radicalen Poeten zum Führer der Conservativen, vom Romanschreiber zum Premierminister aufgestiegenen Mannes; sein Lebensgang wird immer als einer der merkwürdigsten Beweise dafür betrachtet werden, wieviel das Talent über äußere Hindernisse vermag. Aber wer die jüngsten englischen Wahlen verstehen will, wird immerhin nicht außer Acht lassen können, daß Disraeli bis zu seinem neuen Amtsantritt vor sechs Jahren, ja sogar noch über diesen Zeitraum hinaus eigentlich von Niemandem in England als Politiker recht ernsthaft genommen wurde. Er war, als vor einem Menschenalter die Masse der Conservativen sich wegen der Abschaffung der Kornzölle von ihrem großen Führer Peel trennte, rasch in die Lücke eingesprungen, hatte sich der vacanten Führerstelle bemächtigt, und je länger je mehr hatten die Conservativen, weil es ihnen außer

Disraeli im Unterhause an jedem bedeutenden Talente mangelte, ihr anfängliches Widerstreben, doch niemals ihr Mißtrauen gegen diesen Leiter aufgegeben; und für die Liberalen war er selbst in dem Lande, in welchem man im Allgemeinen trotz aller Energie der Parteikämpfe sehr viel mehr Anerkennung für gegnerische Leistungen hat, als etwa bei uns, immer nur ein Gegenstand der Satire gewesen. Es glaubte ihm eben Niemand recht, weder den Sympathien, noch den Antipathien, die er zur Schau trug. So stand die öffentliche Meinung vor wenigen Jahren zu dem Manne, dessen Sturz durch die jüngsten Neuwahlen manchen Beurtheilern bei uns schier unbegreiflich erscheint; erinnern wir uns nun seiner Orient-Politik, des Hauptstücks in den Erörterungen sowohl seiner Gegner, als seiner Anhänger.

Als die Neuwahlen ausgeschrieben wurden, konnte der oberflächliche Beobachter allerdings glauben, die öffentliche Meinung Englands stände zur Orientfrage ungefähr so, wie zur Zeit des Krimkriegs; verhielt es sich in der That dergestalt, dann mußte Lord Beaconsfield aber einen Umschwung der erstaunlichsten Art seit zwei Jahren hervorgebracht haben; denn als der Aufstand in der Herzegowina und in Bosnien ausgebrochen war, hatte das englische Volk offenbar eine gegen die Mitte der fünfziger Jahre durchaus veränderte und den Erfahrungen und Entwicklungen der Zwischenzeit entsprechende Auffassung der orientalischen Wirren bekundet. Schon am 23. August 1875 schrieb die „Times": „Wer kann daran zweifeln, daß die beste Lösung der türkischen Schwierigkeit zu finden ist in dem allmäligen Abbrechen einer Provinz nach der anderen von der todten Hand von Konstantinopel?" Diesem Bruch mit der traditionellen Orient-Politik Englands blieb das Blatt, welchem man die feinste Empfindung für die jeweilige Denkart des englischen Volkes nachrühmt, alsdann Jahrelang, trotz der türkenfreundlichen Haltung des Ministeriums, treu, und der „Daily Telegraph," das verbreitetste englische Tagesblatt, das für das Kleinbürgerthum zu sein bestrebt ist, was die „Times" für die höheren Klassen ist, schrieb in demselben Sinne; beide Zeitungen haben freilich nach dem Berliner Congreß ihre Haltung geändert und diese veränderte Haltung bis nach dem Beginn der jüngsten Wahlen beibehalten; seitdem haben sie aber die Erfahrung gemacht, daß sie sich dabei über die Volksmeinung getäuscht. Der Premier nun — er saß noch im Unterhause und hieß noch Mr. Disraeli — war beim Ausbruch der neuen Orient-Krisis anderer Meinung, als damals die Mehrheit der englischen Presse: im Mai 1876, als Deutschland, Oesterreich und Rußland in dem „Berliner Memorandum" über die allerbescheidensten behufs Beendigung des Aufstandes an die Türkei zu stellenden Forderungen sich geeinigt hatten — Waffenstillstand, locale Reformen der Verwaltung, Ueberwachung ihrer Ausführung durch die fremden Consuln —, lehnte die englische Regierung das Memorandum ab. Natürlich wurde die Pforte dadurch zum Widerstande ermuthigt. Gleich darauf erfüllten die Gräuel in Bulgarien ganz Europa mit Entsetzen und Abscheu; aber Anfang Juni äußerte Disraeli im Unterhause sein Vertrauen auf die „neue Aera", welche in der Türkei in Folge verschiedener Palast-Revolutionen sollte begonnen haben, und als Ende des Monats die grauenvollen bulgarischen Berichte von allen Seiten eintrafen, affectirten die englischen Minister Unglauben, und der erste Lord des Schatzes, der gefühlvolle Romandichter fand den Muth zu Spötteleien; in einem um dieselbe Zeit vertheilten

Blaubuch wurde eine Depesche des Gesandten in Konstantinopel, Elliot, mitgetheilt, der äußerst ernsthaft berichtete, Midhat Pascha habe ihm versichert, es liege nicht in den Gewohnheiten der Türken, Frauen und Mädchen Gewalt anzuthun. Im August mußte die Regierung aber wohl anderer Meinung über die „türkischen Gewohnheiten" geworden sein, denn eine Depesche Lord Derby's nach Konstantinopel erklärte, die Wiederholung der bulgarischen Gräuel in Serbien, wo soeben der Krieg begonnen hatte, würde zu einer europäischen Intervention führen. Das war die Folge einer entschieden antitürkischen Bewegung der englischen öffentlichen Meinung, welche sich in Zuschriften hervorragender Männer (Lord John Russell's, des Historikers Freeman xc.) an die Zeitungen, durch Meetings und dergl. kundgab. Am 9. Semtember begann Gladstone durch eine Rede vor seinen Wählern in Greenwich die unermüdliche Agitation, welche mit seinem Wahlsiege geendet hat. Er verlangte, daß Bosnien, die Herzegowina und Bulgarien der türkischen Herrschaft entzogen würden — d. h. das, was seitdem unter der Mitwirkung aller Großmächte *geschehen* ist, während Disraeli damals für die „Integrität" der Türkei sprach. Wer von beiden war also der die Zeichen der Zeit erkennende praktische Politiker, und wer der Wortmacher? Gladstone hatte in seiner Greenwicher Rede das Zusammengehen Englands mit Rußland zu jenem Zwecke angerathen; aber daß er deshalb keineswegs diese Macht für die Verkörperung der politischen Unschuld hielt, constatirte er fast gleichzeitig, indem er an die „Times" schrieb, die Minister brächten durch ihre Connivenz gegen die Türkei die Russen Konstantinopel näher, als dies jemals früher der Fall gewesen — und haben nicht zwei Jahre darauf russische Truppen in San Stefano gestanden? Ganz ebenso wie Gladstone äußerte sich der erste Kenner der türkischen Verhältnisse in England, Lord Stratford de Redcliffe, der englische Botschafter in Konstantinopel während des Krimkriegs und nachher; ihm secundirten Lord Granville und Earl Russel. Thomas Carlyle schrieb an „Daily News", es würde Wahnsinn sein, wenn England für die Türkei Krieg gegen Rußland führen wollte. Daß die Regierung solche Kundgebungen als den getreuen Ausdruck der öffentlichen Meinung, wider Willen, anerkennen mußte, bezeugte Lord Derby durch eine Depesche an den Gesandten in Konstantinopel, in welcher es hieß: „Ich bin verpflichtet, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß irgend welche früher gegen jenes Land (die Türkei) gehegte Theilnahme durch die jüngsten beklagenswerthen Ereignisse in der Bulgarei vollständig ausgerottet worden ist. Die Berichte haben in sämmtlichen Schichten der englischen Gesellschaft ein allgemeines Gefühl der Entrüstung hervorgerufen, und diese ist zu einer solchen Höhe gestiegen, daß in dem äußersten Falle einer Kriegserklärung Rußlands gegen die Türkei Ihrer Majestät Regierung sich thatsächlich außer Stand sehen würde, zur Vertheidigung des ottomanischen Reiches einzuschreiten." Bald darauf trat in Konstantinopel die Conferenz von Vertretern der Großmächte zusammen, welche abermals die Quadratur des Kreises suchen, die Türkei „reformiren" sollte; ostensibel übernahm dort England die Führung der Mächte, welche die Pforte zu Zugeständnissen drängen wollten, aber die Paschas rechneten trotzdem auf die Sympathien der conservativen englischen Regierung, die Conferenz verlief ergebnißlos, und — als am 8. Februar 1877 das Parlament in London eröffnet ward, wurde abermals in der Thronrede von der „Unabhängigkeit und

Integrität der Türkei", die man aufrecht erhalten müsse, gesprochen! Lord Granville im Oberhause, Gladstone im Unterhause bekämpften diese Politik, welche nachgerade papageienhaft Worte wiederholte, die zur Situation schlechthin nicht paßten; Gladstone warnte, die englische Regierung treibe die slavischen Christen gewaltsam in Rußlands Arme. Dieses hatte inzwischen die Mächte aufgefordert, den gemeinsamen diplomatischen Versuchen, welche gescheitert waren, gemeinsam Nachdruck zu geben und begann, als dazu nirgends Geneigtheit hervortrat, die Mobilmachung. Das einzige Ergebniß der nochmals monatelang geführten Verhandlungen war das am 31. März in London von den Vertretern der Großmächte unterzeichnete Protokoll, welches die Pforte wiederum vermahnte und daran eine unbestimmte, äußerst wenig besagende Drohung knüpfte: „Wenn aber die Hoffnung der Mächte noch einmal getäuscht und die Lage der christlichen Unterthanen des Sultans nicht so verbessert würde, daß die Verwickelungen, welche die Ruhe im Orient periodisch stören, verhindert werden, so glauben die Mächte, erklären zu müssen, daß ein solcher Stand der Dinge unverträglich mit ihren Interessen, wie mit den Interessen Europas im Allgemeinen sei; für einen solchen Fall behalten sich die Mächte vor, gemeinsam die Mittel zu bezeichnen, welche sie für geeignet halten, um das Wohl der christlichen Bevölkerungen und die Interessen des allgemeinen Friedens sicher zu stellen." Man sollte meinen, es war nicht zu befürchten, daß diese Phrasen am goldenen Horn eine allzu niederschmetternde Wirkung üben würden; aber Disraeli's auswärtiger Minister hatte kaum seine Unterschrift unter dieses Dokument gesetzt, als er den Mitunterzeichnern die Erklärung vorlas: Da England nur im Interesse des europäischen Friedens in die Unterzeichnung des Protokolls willigte, sei es als selbstverständlich zu betrachten, daß, falls der Zweck, nämlich die gegenseitige Abrüstung und das friedliche Einvernehmen zwischen Rußland und der Türkei nicht erreicht werde, das Protokoll als null und nichtig angesehen werden solle! Natürlich wurde es darauf von der Pforte abgelehnt, und am 24. April erschien das Kriegsmanifest des Czaren. Im Unterhause griff Gladstone im Juni die ministerielle Politik an, weil sie den Krieg, den sie hätte verhindern können, herbeigeführt habe, und die „Times" war noch immer wie zwei Jahre zuvor beim Beginn des Aufstandes in Bosnien und der Herzegowina, in der Ueberzeugung, die öffentliche Meinung zu vertreten, auf der Seite der Opposition: „Die Schwäche unserer Politik", schrieb sie, „in Bezug auf Rußland liegt darin, daß unsere Politik für alle zwischen dem adriatischen Meere und dem chinesischen Reiche gelegenen Länder, d. i. für einen großen Theil der östlichen Halbkugel, einen Zustand dauernder Barbarei, Wüstenei und Unnahbarkeit verlangt. Weil wir Interessen in Indien haben und das Wachsthum der russischen Macht in einer fernen Zukunft und unter gewissen unwahrscheinlichen Umständen uns in unserem Wege dorthin behindern könnte, deshalb kann keine Veränderung auf irgend einem Theile der Weltkugel, der dem russischen Reiche nahe liegt, gestattet werden. Die von der Natur am meisten gesegneten und in der Geschichte berühmtesten Landstriche müssen auf immer dem Müssiggange und der Barbarei zur Unterkunft dienen, dem Reisenden nahezu verschlossen bleiben, ihre Bevölkerung muß verderben und vergehen, ihre Dörfer müssen in Trümmer fallen — und das wird britische Politik genannt!" Als darauf der Krieg monatelang gedauert hatte, wagte der englische Premierminister (inzwischen zum Lord Beaconsfield

erhoben) auf dem Lordmayors-Bankett am 9. November in einer unglaublich selbstgefällig-leichtfertigen Rede u. A. zu sagen: Der Sultan habe sich in der formellsten Weise (!) bereit erklärt, alle Veränderungen zu bewilligen, welche den Christen die von dem russischen Kaiser gewünschte Sicherheit und Wohlfahrt geben; im Grunde genommen stimmten also beide Souveräne in allen Fragen überein, und nur militärische Gründe und Rücksichten könnten den Abschluß des Friedens aufhalten — worauf die „Times" über den Premier bemerkte: „Jede Wiederholung seiner kopflosen Rhetorik vermindert deren schädliche Wirkung, weil der wahre Werth dadurch zur besseren Würdigung gelangt". In dieser Weise hatte die Orient-Politik der Regierung und die Stellung der öffentlichen Meinung Englands zu derselben sich zwei Jahre hindurch entwickelt, als sehr bald nach dem Lordmayors-Bankett die Russen ihre entscheidenden Erfolge errangen, den Balkan überschritten, und am 31. Januar 1878 in Adrianopel die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, aus denen am 3. März der „Präliminarfriede" von San Stefano wurde.

Welchen schweren Fehler die russische Diplomatie in diesem Vertrage beging, ist seitdem allgemein erkannt worden: sie erhob Forderungen, welche der militärischen Machtstellung des Siegers nicht entsprachen, der, obgleich er aus seinem Lager den Halbmond auf der Sophieen-Moschee erblickte, einem Zusammenwirken der türkischen Truppen und des Aufstandes im Rücken der russischen Armee keineswegs ohne Besorgniß entgegensehen konnte, und sie provocirte, weil jene Forderungen Oesterreich-Ungarns Interessen bedrohten, die bewaffnete Einmischung dieses Reiches und die diplomatische Unterstützung desselben durch Deutschland. Diese russischen Fehler hat der siegreiche Staat durch das halbe Fiasco, welches er nachher auf dem Berliner Congreß erlitt, gebüßt, und er büßt sie noch theilweise vermöge der inneren Wirren, an deren Steigerung das diplomatische Mißlingen von 1877 nicht ohne Antheil ist. Aber die Rolle, welche durch die Fehler Ignatieff's und Gortschakoff's den Lords Beaconsfield und Salisbury auf dem Congreß ermöglicht wurde, konnte gleich damals und konnte seitdem nur für das oberflächlichste Urtheil und für das kürzeste Gedächtniß die Thatsache in Vergessenheit bringen, daß wesentlich die Politik des englischen Ministeriums den Krieg veranlaßt, Rußland von Neuem zum Protector der Südslaven gestempelt, den Einfluß dieses Staates auf der Balkanhalbinsel, trotz der Modificationen des Vertrags von San Stefano durch den Congreß, außerordentlich erhöht hatte; wenn Rußland nicht durch die Maßlosigkeiten und Ungeschicklichkeiten von San Stefano Oesterreich, und zur Unterstützung desselben Deutschland, gegen sich aufrief, so konnte Lord Beaconsfield seine paar tausend indischer Soldaten in Malta ausschiffen, die Panzerflotte beliebig im Marmara-Meer herumfahren lassen, und das vollständige Scheitern seiner Orient-Politik war doch nicht zu verhüllen. Eine Verhüllung desselben, eine Ablenkung der Aufmerksamkeit gelang ihm durch die unverdiente Gunst der Umstände während des Congresses, aber mehr nicht. Die „Unabhängigkeit und Integrität" der Türkei war das Ziel seiner Politik gewesen — und die „Loslösung der türkischen Provinzen von der todten Hand in Konstantinopel" machte durch den Berliner Vertrag größere Fortschritte, als bei irgend einem früheren Anlaß; die Befreiung der christlichen Völkerschaften in der Türkei sowohl um ihrer selbst willen, als

behufs Verstopfung einer beständigen Quelle der Beunruhigung für Europa war, als mit der öffentlichen Meinung fast des gesammten Welttheils auch die von England sie verlangt hatte, für Lord Beaconsfield ein Gegenstand des Spottes gewesen — und sie vollzog sich fast vollständig. Der „große Erfolg", für welchen ihm ein paar tausend Londoner bei seiner Rückkehr aus Berlin einen Triumphzug vom Charingcroß-Bahnhof nach Downing-Street bereiteten, der Erwerb von Cypern, war thatsächlich das Eingeständniß des Scheiterns seiner Orient-Politik, denn diese wandte damit ihren Blick vom europäischen Gebiete der Türkei, das sie, abgesehen von Konstantinopel, definitiv verloren gab, dem asiatischen zu. Die Bedeutung der Gladstone'schen Agitation lag darin, daß sie diesen Zusammenhang der Vorgänge für die öffentliche Meinung Englands festhielt, während der einflußreichste Theil der englischen Presse durch die „Gloria" der Erwerbung Cyperns und der Berliner diplomatischen Zurückdrängung Rußlands sich entweder selbst blenden ließ, oder doch die Nation für so verblendet davon hielt, um dieser vorausgesetzten Stimmung Rechnung tragen zu müssen. Und in diesem Zusammenhange erblicken wir in dem Verdict der englischen Wähler nicht mit einem Theil der deutschen Presse einen Beweis für die Urtheilslosigkeit der Menge und für die Wirksamkeit leidenschaftlicher, aber unbegründeter Agitationen, sondern im Gegentheil eine Bekundung der Selbständigkeit und Reife des englischen Volkes, einen tröstlichen Sieg der Wahrheit — trotz mancher Uebertreibungen und Absurditäten in den Reden Gladstone's — über den Humbug. Wenn man in Deutschland ob dieses Ergebnisses wie aus den Wolken gefallen ist, so zeigt das nur, wie sehr bei uns die Selbständigkeit des Urtheils seit einer Reihe von Jahren sich verringert hat. Man war mehr als nothwendig russisch, als man vermuthete, daß der Kanzler die russische Politik unterstütze, und man identificirte sich mit Benjamin Disraeli's Staatsweisheit, als man glaubte, Fürst Bismarck habe sie approbirt. Das englische Volk aber hatte dazu um so weniger Grund, da ihm außer der Orient-Politik des conservativen Ministeriums auch der unnöthige, vom Zaun gebrochene Krieg in Südafrika und die weder politisch, noch militärisch weise behandelte Verwickelung in Afghanistan die Frage nahe legte, ob nicht die früher allgemein verbreitete mißtrauische Meinung über den Staatsmann Disraeli die richtige war.

So wenig, wie die Entscheidung der englischen Wähler gegen Lord Beaconsfield uns unter den Gesichtspunkten der auswärtigen Politik Englands unrichtig dünkte, so wenig vermögen wir zuzugestehen, daß sie für den europäischen Frieden oder die besonderen Interessen Deutschlands bedrohlich wäre. Was die letzteren betrifft, so sollte man doch über die Stellung aller englichen Parteien und Regierungen zu den Angelegenheiten des Continents durch die Erfahrungen so weit aufgeklärt sein, um sich zu sagen, daß weder ein conservatives, noch ein liberales englisches Cabinet uns gegen irgend einen Angriff beistehen wird, sofern nicht britische Interessen unmittelbar bedroht werden. In einer Constellation, bei welcher letzteres der Fall wäre, würde aber auch ein liberales Londoner Ministerium nicht unthätig bleiben, besonders nachdem die conservative Regierung immerhin das Interesse der Nation für die Wahrung ihrer Weltstellung etwas lebendiger gemacht, als es unter dem letzten Ministerium Gladstone war. Auch das Wahl-

ergebniß bedeutet ja keineswegs — wie man übrigens nach dem ersten Schrecken bei uns einzusehen begonnen hat —, daß das englische Volk den Russen im Orient freie Hand lassen, jede Betheuerung Ignatieff's und ähnlicher Biedermänner künftig für baare Münze nehmen wolle; es bedeutet betreffs der auswärtigen Politik lediglich eine verdiente Mißtrauenserklärung gegen die bisherigen Minister. Gladstone selbst denkt sicherlich nicht daran, jeden Satz seiner Agitationsreden als Programm der neuen Regierung zu betrachten. Er hat, wie wir in der obigen, raschen Skizze der englischen Orient-Politik von 1875—78 hervorhoben, 1876 und 1877 den conservativen Ministern grade den durch die Ereignisse bestätigten Vorwurf gemacht, daß sie damals durch ihr Verhalten die Balkan-Völkerschaften erst recht in die Arme Rußlands getrieben, indem sie diesem Reiche allein die Beschützung derselben gegen die türkische Mißregierung überließen; danach und nach Lord Granville's und Lord Hartington's wiederholten Erklärungen ist an eine „russische" Politik des liberalen Cabinets nicht zu denken. Sofern dasselbe aber den natürlichen Gegensatz der englischen und der russischen Interessen zu vermitteln versuchen sollte, wird es dem europäischen Frieden und insbesondere dem deutschen Reiche einen Dienst leisten: die Türkei ist nicht darum lebensfähiger geworden, als sie 1877 nach der allgemeinen Ueberzeugung Europas war, weil 1878 das frühere freundschaftliche Verhältniß der Cabinette von Berlin und Petersburg erkaltete; die Liquidation des Osmanenreiches wird weiter fortschreiten, und wenn Rußland dabei von England zwar — wie sich immer von selbst verstehen wird — bewacht und gezügelt, aber in der Erfüllung der ihm unbestreitbar zugefallenen geschichtlichen Mission nicht systematisch gehemmt wird, so wird für das Zarenreich der Anreiz zur Bildung einer kriegerischen Coalition mit combinirten, am Rhein und im Orient liegenden Zielen sich verringern, vielleicht verschwinden. Die türkische Liquidation zu übereilen, wird zu alledem eine englische Regierung sich nicht versucht fühlen, welche ihr Dasein hauptsächlich den industriellen, gewerbtreibenden Klassen verdankt, die vor Allem Frieden und Hebung der Geschäfte verlangen.

Die tiefgehende Ueberraschung, die in Deutschland durch das Ergebniß der englischen Wahlen hervorgebracht worden, erklärt sich aus der eigenthümlichen Disposition, in welcher bei uns der Volksgeist sich gegenwärtig befindet, und kennzeichnet dieselbe zugleich in merkwürdiger Weise. Zu hören, daß die englischen Wähler die auswärtige Politik Lord Beaconsfields verworfen, war in Deutschland darum Vielen so erstaunlich, weil sie vermuthen, daß Fürst Bismarck neuerdings diese Politik gebilligt und getheilt habe; und wie sie nicht recht zu fassen vermögen, daß trotz solcher Stütze die Tories besiegt werden konnten, so findet man andererseits halb unbegreiflich, daß in der inneren Politik die große Majorität eines Volkes, dem man staatliche Rechte doch nicht wohl absprechen kann, eine entschiedene Wendung zur Demokratisirung der öffentlichen Einrichtungen vollzieht, während bei uns sogar die verschämte, nach überwundenen Zuständen sich zurücksehnende Gesetzgebungs-Romantik bereits überholt wird durch eine unverhüllte rücksichtslose Reaction. Sehr begreiflich, daß unter solchen Umständen unsere conservative Presse die Bedeutung dieser Wahlen herabzusetzen versucht. Es war ja in der That in Deutschland gelungen, selbst in liberalen Volkskreisen den Eindruck zu erwecken, als ob

diejenige staatliche Entwickelung, welche bis vor Kurzem als eine der vornehmsten Aufgaben unserer Zeit gegolten, eine verfehlte wäre; in diesem Zusammenhange sind die englischen Wahlen mit ihrem Verdict für die fortschreitende Demokratisirung Englands eine Mahnung für uns, zu sorgen, daß wir nicht trotz unserer militärischen Siege und der Erfolge bei der Constituirung unseres nationalen Staates doch unter die Nachzügler der europäischen Culturbewegung gerathen. Die letztere wird nicht darum neue Wege einschlagen, nicht deshalb umkehren, weil man bei uns die Innungen zu galvanisiren versucht, die lange vorher gestorben waren, ehe der Staat sich entschloß, ihnen den Todtenschein auszustellen, oder weil man bei uns den Muth hat, ein gerechtes und bewährtes Steuersystem durch ein anderes zu ersetzen, das die große Menge mit ungerechter Härte trifft; wir allein gehen durch solche Mißgriffe zurück. Die Erschlaffung des politischen Denkens unter dem Einfluß einer überwältigenden Persönlichkeit ist es, welche derartige beklagenswerthe und gefährliche Rückschritte bei uns in erster Reihe ermöglicht; aber das Fiasco parlamentarischer Versammlungen und das Umschlagen liberaler Bestrebungen in einen unfruchtbaren Radicalismus in einer Anzahl anderer europäischer Staaten kam dazu, um den falschen Schein zu erwecken als ob sich in der Welt eine Ueberzeugung von der Irrthümlichkeit der liberalen Theorien herausgebildet hätte. Die englischen Wahlen sind hiergegen der Einspruch eines Volkes, das man nicht wie die Franzosen beschuldigen kann, sich in einem ausgangslosen Cirkel von Revolutionen und Reactionen umzutreiben, und das unter irgend einem andern Vorwande in der neuerdings bei uns Mode gewordenen Manier über die Achsel anzusehen, uns doch wohl übel anstehen würde. Vermuthlich werden auch die Engländer in den nächsten Jahren von Neuem das Beispiel eines Volkes geben, welches in stolzem Selbstbewußtsein sich weder durch überkommene Vorstellungen, noch durch trügerische Vorspiegelungen hindern läßt, die Staatseinrichtungen nach den Ueberzeugungen und Interessen der großen Mehrzahl zu gestalten.

Unter den seltsamen Erklärungen des englischen Wahlergebnisses, welche bei uns zum Besten gegeben wurden, war auch die, daß die ungünstige wirthschaftliche Lage den unbestimmten Wunsch nach einer Veränderung der Regierung erzeugt habe, das Verlangen, daß es „anders werden“ solle, und da gerade ein conservatives Ministerium am Ruder war, habe man ein liberales zur Macht befördert. Wunderlicher Weise sagen das dieselben Leute, welche von einer ähnlichen Erklärung des vielberufenen „conservativen Hauchs“, der bei uns die reactionäre Wendung ermöglicht hat, nichts hören wollen. Uebrigens bedarf es zur Erläuterung der in England erfolgten Wandlung durchaus keiner derartigen Vermuthungen; sie ist die naturgemäße Fortsetzung eines Entwicklungsprozesses, in welchem die öffentlichen Einrichtungen Großbritanniens sich seit einem halben Jahrhundert befinden. Das im Jahre 1874 gestürzte Ministerium Gladstone verlor die Macht, nachdem es an dieser Umwandlung eine Reihe von Jahren mit großem Eifer unter dem Beifall der Nation gearbeitet hatte; aber die letztere verlangte damals nur nach einer Ruhepause, keineswegs etwa nach einer Einstellung der „Modernisirung“ Englands. Darum wählte das Land eine conservative Majorität, und Disraeli wurde Premierminister; doch auch er und seine Parteigenossen verstanden die ihnen gestellte Aufgabe so, daß in der inneren Politik von ihnen nur ein momentaner

Stillstand begehrt wurde, keineswegs etwa eine Wiederaufrichtung beseitigter Mißbräuche oder eine Wiederverstärkung des seit Jahrzehnten beständig mehr abgeschwächten aristokratischen Charakters der Verfassungs-Institutionen und der Verwaltung; sie haben nichts dergleichen versucht, und die Liberalen können, nachdem sie soeben wieder zur Regierung des Landes berufen worden, da einsetzen und fortfahren wo sie vor sechs Jahren unterbrochen wurden.

Es scheint, daß während dieser Zwischenzeit innerhalb der liberalen Partei der sogenannte radicale Flügel im Verhältniß zu den alten Whigs stärker geworden ist, als er ehedem war; noch vor den Wahlen hat eines der Häupter der Whig-Aristokratie, der Herzog von Somerset, in einem in Deutschland kaum beachteten Buche die Behauptung aufgestellt, daß die Zeit der Aristokratie in England zu Ende sei, daß denen, welche nicht mit den demokratischen Führern zu deren Zwecken zusammenwirken wollen, nur resignirter Rückzug vom öffentlichen Leben übrig bleibe; andere englische Stimmen prophezeien eine baldige Neubildung des Parteiwesens, wobei der whigistische Bestandtheil der liberalen Partei sich mit den Tories zu einer neuen conservativen, zur Vertheidigung der noch vorhandenen aristokratischen Einrichtungen bestimmten Partei verbinden, die jetzt so genannten Radicalen aber dann allein die liberale Partei bilden würden. Der fremde Beobachter wird nicht leicht ein Urtheil über Grund oder Ungrund solcher Erörterungen wagen; aber er sieht, daß die, welche sie anstellen, obgleich ihre Sympathien auf der Seite des Alten sind, das Neue zwar bekämpfen, doch weder fürchten, noch verabscheuen. Danach würden die Grundlagen der englischen Freiheit, die Selbstregierung in der Gemeinde und in der Grafschaft so wie die parlamentarische Regierung des Staates wohl auch durch den „Radicalismus" nicht so bedroht sein, wie manche deutsche Beurtheiler meinen. Der ganze bisherige Verlauf des von der ersten Reformbill datirenden Umwandlungsprozesses giebt auch keinen Anlaß zu solchen Befürchtungen. Er hat, neben der Abschaffung jetzt allseitig als solcher anerkannter Mißbräuche und neben der Sorge für gewisse Pflichten des Staates, welche auf dem Continent lange vorher erfüllt wurden, darin bestanden, daß die bürgerlich erwerbenden Klassen einen immer größeren Antheil an der Regierung erlangten, gemäß ihrer gewachsenen Bedeutung in der Nation. Aber diese Veränderung vollzog sich und wird sich ohne Zweifel weiter vollziehen in derselben organischen, alle Erschütterungen vermeidenden Art, wie englische Reformen eben vor sich gehen: das Neue wächst in das Alte hinein und gestaltet es allmälig um. Deutsche conservative Zeitungen finden es ungeheuerlich und spotten darüber, daß vielleicht nächstens ein Herr Smith oder Jones Premierminister sein werde; aber warum denn nicht, da ja in dem eben abgetretenen conservativen Ministerium wirklich ein Herr Smith (als erster Lord der Admiralität) neben Herzogen und Earls saß? Ganz zu schweigen davon, daß der hohe Adel von England trotz seiner an die Zeit der normännischen Eroberungen erinnernden Titel größtentheils sehr jung ist. Einst hat man den neu zur Theilnahme an der Staatsmacht Gelangenden gern einen altersgrauen Titel, den vorher eine ausgestorbene Familie geführt, angehängt; jetzt hält man das nicht mehr für nothwendig. Die englischen Radicalen sind keine Utopienjäger; ihre „radicalen" Forderungen sind sogar zum Theil Gemeingut aller continentalen Parteien und für England schwerlich gefahrvoll. Die kritischste — namentlich für

den Partei-Zusammenhang der Liberalen kritischste — von den gegenwärtig schwebenden Fragen, die „Landfrage", hat, während vor zweihundert und selbst noch vor hundert Jahren die Möglichkeit der parlamentarischen Regierung davon abhängen mochte, heute thatsächlich nur sehr untergeordnete politische Bedeutung. Einst diente die Geschlossenheit des aristokratischen Grundbesitzes dazu, den Adelsfamilien dauernd den Reichthum, die ökonomische Unabhängigkeit zu bewahren, deren sie bedurften, um auf den verschiedenen Stufen des staatlichen Organismus die Regierung des Landes führen zu können; heute bedeutet der im Grundbesitz steckende Reichthum in England verschwindend wenig gegen den beweglichen Besitz, dessen Träger einen immer umfassenderen Antheil an der Staatsgewalt erlangen — und damit ist die „Landfrage" zu einer blos wirthschaftlichen geworden. Aehnlich steht es mit vielen anderen Controversen, von deren Austrag eine doctrinäre, nicht geschichtliche, sondern alterthümelnde Anschauungsweise in Deutschland Sein oder Nichtsein des parlamentarischen Staatswesens Englands abhängig meint. Dasselbe ist daher von dem dortigen „Radicalismus" nicht bedroht, trotzdem derselbe Ernst macht mit dem Bestreben, den Staat zum zutreffenden Ausdruck der in der Gesellschaft herrschenden Kräfte und Anschauungen zu gestalten. Die Whigs haben vor diesen Radicalen bei weitem nicht so viel Angst, wie man vor diesen bei uns im Interesse der ersteren empfindet. Wenn der Herzog von Argyll, dessen ältester Sohn die Schwester der künftigen deutschen Kaiserin zur Gattin hat, einen jüngeren Sohn vor einiger Zeit in ein kaufmännisches Geschäft gab, so können wir Deutsche es uns ersparen, die Zurückdrängung der englischen Aristokratie durch demokratische Elemente zu beklagen.

Andere Interessen bewegen den deutschen Liberalismus, als den englischen, und andere Gegner hat er zu bekämpfen; aber wie trotz dieser Verschiedenheit mehr als einmal früher England uns ein ermuthigendes Beispiel des Wirkens für ein freies und gerechtes Staatswesen gegeben, so wird während der nächsten Jahre der deutsche Liberalismus wahrscheinlich abermals dort eine Schule für sich aufgethan erblicken. X.

Waldeck in seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Bedeutung.

Von
G. Eberty,
Berlin.

1. Sein Bildungsgang.

Jeder Mensch ist nicht blos ein Kind seiner Eltern, sondern auch des Orts, wo er aufgewachsen, und der Zeit, in welcher er zum Bewußtsein gelangt und gelebt. Dies die Stufenleiter von der natürlichen Entstehung zur geistigen Erhebung.

Glücklich ist die Constellation, wenn diese drei Gestirne in harmonischen Sphären an der Wiege eines Menschenkindes sich zeigen. Solch harmonische Erscheinung umleuchtete die Wiege **Waldecks**, als er am 31. Juli 1802 das Licht der Welt erblickte.

Es wachte über ihn der liebevolle Blick seines Vaters, dessen Lebensstellung dem Sohne die einzuschlagenden Bahnen vorzeichnete.



Er war Professor der Jurisprudenz an der Universität Münster, und, nach deren Aufhebung, Director der höheren Provinzial-Bürger- und Gewerbeschule, welche sich der allgemeinsten Theilnahme und bedeutender Einwirkung erfreute. Eine große Anzahl von Zöglingen wurde unter seiner Leitung herangebildet.

Der erfolgreiche Uebergang von der Jurisprudenz zum Gewerbeschulwesen läßt schließen, daß Waldeck, der Vater, die Rechtswissenschaft als Universitätslehrer im Zusammenhange mit allgemeiner Wissenschaftlichkeit, mit der Philosophie, in das Auge gefaßt. Diese philosophische Richtung ging auf den einzigen Sohn über. Er studirte, nachdem er auf dem Gymnasium der Vaterstadt sich zum akademischen Studium vorgebildet, seit 1817 in der philosophischen Facultät der Akademie Münster, welche an die Stelle der früheren Hochschule getreten war, Philosophie und Philologie.

Die Frucht seiner ernsten philosophischen Studien war eiserne Logik. Diese bildete den Kern seiner geistigen Entwicklung.

Aber das bürgerliche Element, in dem er sich bewegte, ließ ihn nicht in einsamem Denken erstarren. Sein Herz war warm. Unter dem Sonnenstrahl der Freundschaft entfaltete sich seine poetische Seele, welche seinen politischen Worten und Werken einst eine höhere Weihe verlieh.

An dem dichterischen Leben der akademischen Jugend Münsters betheiligten sich ausgezeichnete Poeten, wie Hoffmann von Fallersleben, Heinrich Heine, Simrock, im Bunde mit später sich auszeichnenden Juristen, wie Bauerband, Böcking, Daniels, Jarcke, Elvenich.

Der geistreiche Chirurg Dieffenbach zierte und erheiterte den Kreis. Ein Theil dieser genialen Jünglinge wandte sich der aufblühenden Universität Bonn, ein anderer der alma mater der Juristen, Göttingen, wo Hugo und Eichhorn lehrten, zu. Dorthin begab sich nebst Waldeck auch H. Heine. Er schrieb am 4. Januar 1821 an einen gemeinschaftlichen Freund:

„Waldeck ist ein sehr guter Poet, und wird dereinst viel leisten. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen und weiß, was schön ist."

In Göttingen promovirte Waldeck im zwanzigsten Lebensjahre und kehrte dann nach Münster zurück.

In der Vorbereitungszeit zwischen dem Auscultator- und Referendariats-Examen knüpfte er die Verbindungen zu gemeinsamem Streben in Dichtkunst und Philosophie wieder an. Gemeinsam mit seinen Genossen studirte er Fichte und Hegel, auch v. Haller nicht verschmähend.

Unter den damals auftauchenden Dichtern zog ihn der von französischem Geiste tingirte Romantiker Chamisso mächtig an.

Es bildete sich ein Bund der „Siebner", der „Münstersche Geschichten, Sagen und Legenden" herausgab. Auf Simrocks Einfluß wird wohl Waldecks Bearbeitung des Nibelungenliedes in ottave rime zurückzuführen sein. Eine der Stanzen verherrlicht Volcher, den Fiedler:

„Wer tritt hervor in jugendlicher Schöne,
Mit Schwerterklang und süßer Saiten Laut?
Herr Volcher ist's, und alle Hunnensöhne,
Mit seinen Saiten sind sie wohl vertraut.

Hört ihr ihn fiedeln seine starken Töne
Mit blutigen Zügen, daß es Allen graut?
Hört ihr den grimmen Fiedelbogen hallen,
Daß rings herum die stolzen Hunnen fallen?

Die Verherrlichung des heroischen Fiedlers läßt auf einen tiefen Sinn für Musik schließen. Aber sein poetischer Geist sprudelte auch über in komischen, theils versificirten, theils im westfälischen Dialekt in Prosa gedichteten Scenen.

Aus diesen Elementen erwuchs die Eiche, unter deren Schatten noch jetzt die Freiheitskämpfer in der Hitze des Gefechts sich flüchten.

2. Sein Heimatland.

Diese Eiche erwuchs in der rothen Erde.

Dort lagen die Wurzeln ihrer Kraft.

Dessen war sich Waldeck wol bewußt. Er kannte die Geschichte seines Heimatlandes wie nicht leicht ein Anderer.

Zu Justus Möser, dem Verfasser der Osnabrück'schen Geschichte, blickte er zurück, und schöpfte daraus Anschauuntgen der ursprünglichen Art der Bebauung des Bodens, der Rechtspflege, der Gemeindeverhältnisse Westfalens, welche für altdeutsche Verhältnisse charakteristisch sind.

Justus Möser schildert

„Die erste Anlage der Natur".

„Solche einzelne Wohner waren Priester und Könige in ihren Häusern und Hofmarken. Sie richteten über das Leben ihrer Familien und Knechte, ohne einander Rechenschaft zu geben. Jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger Staat, der sich von seinen Nachbaren mit Krieg oder Frieden schied.

Jeder Hausvater handhabte seinen eigenen Hausfrieden, und wo sich Mehrere, Sicherheit halber, eng verbanden, ward diese Befugniß nicht aufgehoben. Keine Obrigkeit und vielleicht nicht einmal eine gemeine*) Gottheit erstreckte sich in eines Mannes Wehre.

Das gemeine Recht kam, wie billig, dem Hausrecht nur zu Hülfe."

Solche Schilderung konnte einen tiefen Eindruck auf Waldeck nicht verfehlen. Er bildete sich aus tiefer Geschichtskunde und Liebe zum Heimatlande heraus zu einem Hort der Bewohner des Landes, der Bauern, deren Eigenthümlichkeit Immermann in seinem Oberhof verherrlicht hat. Den rechtlichen Gehalt dieser stolzen, unabhängigen Bauernnatur stellte aber Waldeck ans Licht, und führte sie in der classischen, 1841 erschienenen Schrift „über die bäuerliche Erbfolge in Westphalen" auf das rechte Maß zurück. Er wies darin nach, wie die Untheilbarkeit der Güter und das Anerbenrecht mit der Leibeigenschaft zusammenhing und mit ihr hätte fallen müssen.

3. Seine Zeit.

Waldeck's Geburt fällt in die Zeit der Auflösung des „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation".

*) Anmerk. v. J. Möser: „Ich kann daher mir noch gar nicht vorstellen, daß die Macht einer gemeinen oder öffentlichen Gottheit, aus deren Vollmacht die Obrigkeit in theokratischen Verfassungen handelt, sich ins Haus erstreckt habe."

Der am 9. Februar 1801 geschlossene Friede von Lüneville hatte diesen Spruch des Weltgerichts besiegelt. Am 25. Februar 1803 kam er für das Geburtsland Waldeck's, das Münsterland, zum Vollzug. Es hatte bis dahin einen jener kleinen geistlichen Staaten Deutschlands gebildet, welche Haeußer, in seiner Deutschen Geschichte, in ihrer ganzen Misère schildert. Es wurde von dem Bischof, der zugleich Landesfürst war, beherrscht, der aber mit einer ständischen Versammlung, gebildet aus dem Domcapitel, der Ritterschaft und der städtischen Repräsentation, die gesetzgebende Gewalt theilte.

Am 7. August 1803 nahm Blücher das Land für Preußen in Besitz. Die Stände schickten ihm einen Notar entgegen, um, „in bester Form Rechtens", gegen die Besitznahme des Landes zu protestiren. Seine Antwort, die er unter freiem Himmel, mit der Pfeife im Munde, ertheilte, war: „Vorwärts Marsch!" Das Preußische Landrecht wurde eingeführt und das Land in gleicher Weise wie die alten Provinzen der Monarchie verwaltet. Bis dahin hatten Adel und Geistlichkeit im Münsterlande geherrscht. Der Bauernstand war leibeigen. Dies wurde durch die Einverleibung in Preußen umgewandelt.

Aber durch den Frieden von Tilsit vom 9. October 1807 verlor Preußen Westfalen; das Fürstenthum Münster wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen, bald darauf mit dem französischen Kaiserreich vereinigt.

Die französische Gesetzgebung trat an die Stelle der preußischen; sie brachte Erlösung von den Fesseln des Feudalismus. Das Kirchenvermögen wurde Staatsdomaine, Stifter und Klöster wurden aufgehoben, der Adel verlor seine Fideicommisse, die Leibeigenschaft wurde vernichtet.

1815 kamen Stadt und Land Münster an Preußen zurück.

Die großen Ereignisse, welche ihre Merkmale in der Geschichte seines Heimatlandes eingegraben, die Bewegung der Geister, aus welcher die französische Revolution hervorgegangen, die Befreiung des Vaterlandes von dem Joche der Fremdherrschaft, waren an dem Gemüth Waldeck's nicht spurlos vorübergegangen.

Die Juli-Revolution in Frankreich war durch Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts und durch clerikale Uebergriffe hervorgerufen. Die Februar-Revolution hatte ihren Grund in dem Mißbrauch der Regierungsgewalt und der Kräfte des Volkes für dynastische Zwecke und in socialistischen Bestrebungen, welche in jenem Mißbrauch der Regierungsgewalt aufregende Unterstützung und Nahrung suchten und fanden.

Alle diese Momente wurden von Waldeck ernst erwogen, und aus dieser Erwägung gingen seine politischen Ueberzeugungen hervor.

4. Seine amtliche Laufbahn.

Sein philosophischer, auf historische Forschungen stets zurückgreifender, Geist durchmaß rasch die amtliche Laufbahn. 1828 hatte er die Staatsprüfung bestanden, fungirte dann als Assessor bei den Obergerichten in Halberstadt und Paderborn, von 1832 bis 1836 als Dirigent des Gerichts zu Vlotho, von 1836 bis 1844 als Rath bei dem Ober-Landesgericht zu Hamm.

In dieser Zeit wurde er auch Stadtverordneter und stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher; er vertrat die Stadt auf dem Kreistage. Hier lernte er

das Junker-Institut der Kreisstände kennen, verschaffte sich aber zugleich praktische Anschauungen von dem Bergbau und der Fabriken-Industrie. 1844 ward er als Hülfsarbeiter an das Obertribunal berufen, und vertrat hier mit größter Entschiedenheiten seine Ansicht in Agrarsachen. 1846 ward er unter allgemeiner Anerkennung des Collegii definitiv als Obertribunalsrath angestellt.

5. Seine politische Wirksamkeit.

a) Erste Epoche 1848 und 1849.

Waldeck's eiserner Charakter, seine Thatkraft und Tiefe des Geistes waren in Berlin, obgleich er nie in Vereinen erschien, noch sonst sich hervordrängte, nicht unbekannt geblieben.

Nach der März-Revolution erschien er, von den Wahlmännern des zweiten Wahlkreises eingeladen, vor ihnen. Sein einfaches Programm:

Preß- und Versammlungs-Freiheit,
Sicherheit der Person,
Gleichheit vor dem Gesetz, in der Nationalvertretung, in der Gerichts- und Gemeindeverfassung,

vorgetragen mit dem Ernste der Begeisterung, gewann ihm die Stimmen der Wähler. Obgleich noch in vier westphälischen Kreisen gewählt, nahm er für Berlin an.

Es war dies Programm eine Frucht seines Vorlebens und dessen, was er darin erfahren. Ihm ist er durch sein ganzes Leben treu geblieben. Aber nicht an diese Grundlagen verfassungsmäßigen Lebens war seine Thätigkeit gebannt. Sie ging weit darüber hinaus; sie war schöpferisch.

Durch seine Kraft wurde die Verfassung geschaffen; er war es, der als Vorsitzender der Verfassungscommission und Referent in Beziehung auf die wichtigsten Bestandtheile derselben, es bewerkstelligt, daß in fünf Wochen die „Charte Waldeck“, für ihn, trotz aller Mängel, von denen ja kein Menschenwerk frei ist, ein monumentum aere perennius, zu Stande kam.

Den Bau zu schildern, welchen der große Meister entworfen, und dessen Fundamente er nicht blos hat legen helfen, sondern dessen das Ganze tragende Säulen und umfassende Mauern größtentheils nach seinen Angaben ausgeführt worden, muß der Verfassungsliteratur überlassen bleiben. Hier aber blicken wir von der Höhe seines Werks auf den großen Werkmeister. Es war sein eigenstes Werk, wenn auch nicht überall nach seinem Plane durchgeführt.

In welchem Geiste er sich das Ganze gedacht, geht aus den Motiven des Verfassungsentwurfs hervor, welche in ihren Grundzügen von ihm herrühren. Sie bilden einen geistvollen, belehrenden Commentar zu dem der Geschichte angehörenden Entwurf, der in seinen wesentlichen Bestandtheilen allen Stürmen der Reaction getrotzt hat. Waldeck begnügte sich nicht mit dem Ausbau der Verfassung.

Er umgab sie mit dem Schutz einer Habeas-corpus-Acte, einer Gemeinde-, Kreis- und Bezirks-Verfassung. In dem hierüber von ihm mit d'Ester gemeinschaftlich verfaßten Entwurf abstrahirte er, dem französischen Vorbilde folgend, von den Provinzen, denen er keine berechtigte Eigenthümlichkeit beimaß.

Den lebhaftesten und eingreifendsten Antheil nahm er an der Ausarbeitung der Bestimmungen der Verfassung über die Geschwornengerichte.

Vor Allem zog er gegen die Feudal-Aristokratie in's Feld, indem er für die Theilbarkeit des Grundbesitzes, gegen die Grundsteuerbefreiungen, gegen die Beschränkungen des Grundbesitzes durch Jagdrecht, Laudemien und Zehnten, für die Freiheit der Bürger und Bauern eintrat.

Dadurch zog er den Haß der Feudal-Aristokratie wie kein Anderer auf sich.

Dies entging ihm nicht. Aber mit unerschütterlichem Muthe vertheidigte er, nach Auflösung der Nationalversammlung, in der am 26. Februar 1849 zusammengetretenen zweiten Kammer die Grundsätze der Verfassung und rettete sie in ihren wesentlichen Bestandtheilen.

In dieser Kammer vertrat Waldeck mit hervorragender Energie die Einigung des Deutschen Reichs unter Preußens Führung.

Wegen der hierauf abzielenden, freilich aber die Anerkennung der Reichsverfassung mit umfassenden, Beschlüsse der II. Kammer wurde diese am 26. April 1849 aufgelöst. Nunmehr brach die entfesselte Reaction los. Waldeck, den Führer der Linken, hatte sie sich zum Opfer ausersehen.

6. Sein Martyrium.

Am 21. Mai wurde er verhaftet und schmachtete in einsamer Haft bis zum 3. Dezember. Sein Haar erbleichte im Gefängniß.

Der vortreffliche Preußische Richterstand, im Bunde mit der Staatsanwaltschaft brandmarkte „das Bubenstück", geschmiedet „um einen Mann zu verderben."

Im Einklange mit diesem vom Staatsanwalt ausgesprochenem Stigma lautete der Wahrspruch der Geschworenen:

„Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig."

Im Triumph wurde er von der jubelnden Menge in seine Wohnung zurückgeführt.

Aber die Reaction, verkörpert in den Landrathskammern, schritt hinweg über dies in der Freisprechung des Mannes der Freiheit und des Rechts ihr entgegengeworfene Hinderniß. Sie machte die freiheitliche Entwicklung unseres Vaterlandes rückgängig. Die Folge war nicht blos die Restauration verrotteter Zustände im Innern, sondern auch die Niederlage von Olmütz.

Während dieser traurigen Zeit hat die damals noch geeinte liberale Partei, nicht blos Waldeck, sondern auch Unruh an ihrer Spitze, sich der Wahlen enthalten. Sie wollte nach Aufhebung des Wahlgesetzes es verhindern, daß eine wahre Volksvertretung die rückläufige Bewegung sanctionire. Mit der neuen Aera, bezeichnet durch den Regierungsantritt des gegenwärtigen Kaisers, trat sie wieder auf den Plan.

7. b) Die Zeit von 1861—1869.

Waldeck, der unermüdliche nicht zu beugende Vorkämpfer der Freiheit, nahm den Faden der Entwicklung da, wo er abgerissen war, wieder auf. Was er aus seinem Vorleben in sich aufgenommen, brachte er zur Beseitigung der feudalistischen „Trümmer" herbei. Er kämpfte für die Rechtsgleichheit gegen die Vorrechte der ehemals Reichsunmittelbaren, so der späteren Gerichtsorganisation die Bahnen ebnend.

Gegen den Ultramontanismus hatte er schon früher bei der Verfassungs-

berathung sich erhoben. Er schrieb damals gegen die Uebergriffe der Kirche in das Unterrichtswesen am 11. August 1848 an den demokratischen Verein in Münster:

„Ueber die Frage der sog. Trennung der Volksschule von der Kirche habe ich mich speciell noch gar nicht ausgesprochen, werde aber allerdings die in unserem Verfassungsentwurf ausgesprochene Ansicht, welche bei mir allerdings nicht von heute und gestern her ist, vertheidigen. Das katholische Volk in Westfalen und am Rhein ist über diese Frage in eine ganz unnöthige Aufregung gekommen, welche mir nur aus Reminiscenzen, des freilich sehr verabscheuungswürdigen, alten Systems der religiösen Unterdrückung herzustammen scheint. Ist die Volksschule zunächst Sache der politischen Gemeinde, hat diese Gemeinde, wie es meine Ansicht ist, die Aufsichtsbehörde mit zu wählen, dann sehe ich nicht ein, wie in Gegenden gemischten Bekenntnisses daraus ein Nachtheil für die Aufrechterhaltung der Religion entstehen kann; ich denke, den wird das Volk schon selbst abwenden. In gemischten Gegenden schützt aber jenes System gerade die Religionsfreiheit."

Hiermit stimmt seine Rede vom 27. März 1867 überein.

„Die Trennung der Kirche vom Staat, die Unabhängigkeit der Religionsgesellschaften, die Freiheit des Gewissens, das sind die großen Grundsätze, das sind die Eroberungen von Jahrhunderten und die sind niedergeschrieben noch heute in unserm Grundgesetz.

Meine Herren, wenn Sie das anerkennen, wie können Sie die Schule unter die Kirche bringen wollen.

Meine Herren, ich habe mich nicht gescheut, damals jeder Versuchung gegenüber, mit dem Indieschanzeschlagen dieser Art von Popularität, das Princip zu vertheidigen und dafür zu stimmen, daß die Kirche von der Schule getrennt werden muß, daß der Religionsunterricht in der Schule allerdings den Religionsgesellschaften angehört, daß aber eine Ordnung der Dinge in Kirche und Staat, nach welcher, sei es die evangelische, sei es die katholische Kirche, sei es welche Kirche es wolle, in der Art mit dem Staate identificirt sei, daß die Kirche sich über die Schule ein Recht anmaße, daß eine solche Ordnung der Dinge mit dem gegenwärtigen Zustande der Welt vollkommen unvereinbar ist. An dem Ende solcher Ordnung der Dinge steht unzweifelhaft die gegenseitige Unterdrückung der Religionsgesellschaften. Sie kann gar keinen andern Erfolg haben.

Und wenn Sie das beibehalten wollen, daß die Gymnasien nach Raumer's Ansichten confessionell sind, daß also in der Regel auf evangelischen Gymnasien kein katholischer Lehrer angestellt wird, wem setzen Sie Ihre Kinder aus? Gerade dem, was der Herr Vorredner getadelt hat, gerade dem, daß z. B. der Lehrer sagen kann: „die Messe ist eine Erfindung des Teufels"; wenn es nämlich ein evangelischer Lehrer auf einem evangelischen Gymnasium sagt; dieser Lehrer wird sich damit entschuldigen können: Das ist meine Ansicht und das hat auch Luther

gesagt. Ist es aber kein confessionelles Gymnasium, so sagt der Staat, der die Aufsicht hat über die Schulen, zu dem Lehrer: Ihr sollt den Glauben respectiren, Ihr sollt nicht durch die confessionelle Verschiedenheit die Gemüther verletzen."

Schon vorher hatte er in seiner Rede vom 27. Juli 1862 dem Ultramontanismus den Fehdehandschuh hingeworfen:

„Deutschland und Italien tragen die Garantie der Zukunft, die Garantie der künftigen Welt in sich; davon wird jeder Deutsche, wird jeder Italiener überzeugt sein.

Da möge es uns denn äußerst lieb sein, wenn der Papst diesen leeren Schatten von Souverainetät gänzlich verliert, den man ihm im Jahre 1815 wiedergegeben hat durch Rußland und England, diesen Schatten, der ihn seinem eigenen Volke verhaßt gemacht hat.

Mit dem Anspruche der Völker auf freie Presse und freie Repräsentation ist die geistliche Regierung unvereinbar.

Die geistliche Regierung kann diese Forderung nicht anerkennen, denn sie behauptet, selbst eine Herrschaft über den Geist auszuüben; diese Herrschaft des Geistes gebühre ihr in Glaubenssachen, insofern die Gläubigen sie ihr einräumen, aber kein weltliches Schwert soll sie darin unterstützen und sie soll kein Schwert führen."

Aber er, der wahre Volksfreund, der einst bei dem Barrikadenkampf in der Roßstraße sein Leben eingesetzt, indem er zwischen die Arbeiter und die Bürgerwehr sich mitten hinein begab, war weit davon entfernt, socialistischen Gelüsten zu schmeicheln.

Obgleich er sich für die Coalitionsfreiheit der Arbeiter und die Aufhebung der Beschlagnahme zukünftigen Lohnes erklärt, dessenungeachtet sprach er sich in der Sitzung vom 11. Februar 1865 dahin aus:

„Das allgemeine Wahlrecht ist im Jahre 1848 allgemein anerkannt worden und hat in allen Verfassungen gestanden; keiner meiner Gesinnungsgenossen hat es jemals aufgegeben. Soll aber das allgemeine Wahlrecht in dem Sinne gebraucht werden, daß den Leuten vorgesprochen wird: Ihr sollt das allgemeine Wahlrecht deshalb verlangen, damit Ihr zur Staatshülfe nach socialistischen und communistischen Begriffen gelangt, so können Sie überzeugt sein, es würde nicht ein einziger preußischer Demokrat von 1848 dazu seine Zustimmung geben."

Ebenso bekämpfte er die corporative Organisation der Arbeiter.

Die wenigen hier hervorgehobenen Punkte mögen dazu dienen, das Verhältniß Waldeck's zu den damals auftretenden Parteien zu kennzeichnen.

Als er am 12. Mai 1870 nach langen Leiden, ungeschwächten Geistes, starb, nahmen fast alle Parteien, sicherlich alle Stände, an seinem Leichenbegängniß Theil. Es war die größte öffentliche Feierlichkeit, die Berlin je gesehen.

8. Waldeck's Bedeutung für die Gegenwart.

Waldeck's Bildungsgang, die Betrachtung seiner heimatlichen Einrichtungen, der Flügelschlag der Zeit, der ihn umrauschte und den er wohl zu deuten wußte, hatten ihn dahin geführt, nicht blos die Herstellung der Rechtsgleichheit, sondern die gleichmäßige Berücksichtigung der Interessen Aller in Bildung und Wohlfahrt, im Gegensatz zum Socialismus, Feudalismus und Clericalismus, zu erstreben.

Diese seine Gegner haben jetzt, als wären sie mit einander verschworen, die Aufrechterhaltung der Grundsätze, welche Waldeck verfochten, der freiheitlichen Einrichtungen, welche auf jenen Grundsätzen beruhen, aufs Aeußerste gefährdet.

Die Socialisten erkennen nur die Arbeit als einzigen Rechtsgrund, nur die Arbeiter als Berechtigte an.

Auf der anderen Seite wollen die Feudalisten nur den Besitz, nur das Bestehende und die daraus entspringenden Particular-Interessen gelten lassen.

Der Staat hat aber die Aufgabe, Arbeit und Besitz mit einander zu versöhnen, mit Gerechtigkeit das Wohl und die Freiheit Aller zu fördern, damit Wohlfahrt und Bildung gleichmäßiger sich verbreiten und die Welt der Ideale von Jedem erschaut und deren Verwirklichung erstrebt werden könne.

Wenn so der Staat das, was die Menschen trennt, zu versöhnen und die Menschheit immer höher zu entwickeln bestimmt ist, so will der Clericalismus diese Aufgabe nicht gemeinsam und in Gleichstellung mit dem Staate lösen. Er nimmt die Führung für sich in Anspruch, durch den Glauben will er die Welt retten; das Glaubensbekenntniß soll auch für die Einrichtung der Schulen maßgebend sein. So tritt der Clericalismus der höchsten Aufgabe des Staates entgegen.

Er befördert den Zwiespalt unter den Menschen.

Waldeck trat aber für den Bürgerstaat ein, jenen drei Feinden gegenüber. Auf allen Gebieten regen sie sich, mehr oder weniger bewußt zu dem gemeinsamen Werk der Unterdrückung. Mögen alle freidenkenden und die Freiheit liebenden Männer dem heranziehenden Verhängniß entgegenwirken.

Der Grund der Scheidung liberaler Männer, daß die Einen die Einheit, die Andern die Freiheit zuerst erringen wollten, kann gegen Waldeck nicht angeführt werden.

Jedenfalls ist jetzt, nachdem die deutsche Einheit errungen, jener Grund des Zwiespalts hinweggeräumt. Sollen aber die Errungenschaften, für welche Waldeck gekämpft und gelitten, für welche das Vaterland ihm Dank schuldet, nicht verloren gehen, so müssen jetzt alle freisinnigen Männer um das gemeinsame Banner der weiteren Ausbildung der Verfassung in dem Sinne, in welchem sie entworfen, sich schaaren.

Mögen diese Erinnerungen dazu beitragen, die Einigung unter den liberalen Parteien herzustellen, damit sie ein berechtigtes Gewicht in die Waagschale der Geschicke unseres Vaterlandes werfen.

Nicht blos das Heil Deutschlands, nein, das der ganzen Menschheit hängt davon ab.

Google

Das Schwinden des Mittelstandes und die Erweiterung der Kluft zwischen dem reichen Kapitalisten und dem armen Arbeiter.

Von
Dr. E. Laspeyres.
Gießen.

Unter den bösen Folgen, welche, einerlei ob nothwendig oder nur bisher factisch, die heutige s. g. privatcapitalistische Wirthschaft nach sich ziehen soll, wird als eine der schlimmsten vielfach angeführt das Schwinden des Mittelstandes und die Erweiterung der Kluft zwischen Arm und Reich.

Denjenigen, welche an Stelle der heutigen privatcapitalistischen die collectivcapitalistische setzen möchten, ist diese vermeintliche Folge der heutigen Wirthschaft durchaus nicht unerwünscht, im Gegentheil, je schneller durch Schwinden der mittleren Schichten die Scheidung in wenige ganz reiche Capitalisten auf der einen Seite und in die vielen ganz Armen, welche, wie Lassalle es ausdrückt immer an der Grenze des Unterganges herumtanzen, sich vollzieht, um so lieber ist dies dieser Gruppe von Socialisten.

Am Schroffsten hat dies Marx in seiner bekannten Breite ausgeführt; diesen gewünschten Zersetzungsproceß giebt Schäffle in Folgendem in seiner Quintessenz des Socialismus kürzer etwa so nach Marx wieder:

Das heutige Großcapital entstand durch Vernichtung jener Kleinbesitzformen (des Handwerkerthums und der Bauernschaft) in welchen Arbeit und Privateigenthum wirklich verknüpft, der wirkliche Arbeiter auch Eigenthümer seines Arbeitsmittels und seines Arbeitsproductes war. Diese innerlich wahre Form des Privateigenthums, wo der Arbeiter freier Eigenthümer war seiner von ihm selbst gehandhabten Arbeitsbedingungen, der Bauer des Ackers den er bestellt, der Handwerker des Werkzeugs das er virtuos gebraucht — diese für ihre Zeit beglückende, weil innerlich wahre, mit der Arbeit identische Form des privaten Productionsmittelsbesitzes, habe jedoch an dem großen Fehler der Zersplitterung der Productionsmittel, daher an Zwerghaftigkeit und Unproductivität der Betriebsweise gelitten. An diesem Mangel habe der Kleinbesitz zu Grunde gehen müssen und gehe er in seinen kleingewerblichen und kleinbäuerlichen Resten fort und fort zu Grunde; er müsse der Uebermacht des großen landwirthschaftlichen und industriellen Capitals weichen. Das selbsterarbeitete, so zu sagen auf Verwachsung des isolirten unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen privaten Arbeitsbedingungen beruhende Privateigenthum ward verdrängt durch das capitalistische Privateigenthum, welches auf Exploitation fremder, aber formell freier Arbeit beruht. Sobald dieser Kleingewerbe und Bauernstand vernichtende Umwandlungsproceß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt habe, sobald die alten Privatarbeiter

---

Neueste Literatur: 1) Michaelis Richard. Die Gliederung der Gesellschaft nach dem Wohlstande. In den Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen von Schmoller. Band I. Heft 5. Berlin 1878. 2) Sötbeer Adolph. Umfang und Vertheilung des Volkseinkommens im preußischen Staate 1872—1878. Leipzig 1879 und in Hildebrands Jahrbüchern Band XXXIV. Heft II. 3) Böckh Richard. Die Berliner Volkszählung von 1875. Heft II. Berlin 1878.

in Proletarier d. h. in Arbeiter ohne eigene Produktionsmittel, ihre Arbeitsbedingungen in Capital verwandelt seien, gehe der Kampf des Capitals noch weiter: der große Capitalist bekämpfe in zweiter Entwicklungsstufe den Kleincapitalisten selbst. Unter fortwährender Concentration der Productionsmittel im Großbetriebe schlägt je ein Capitalist viele andere todt; Hand in Hand damit entwickelt sich innerhalb des Privatcapitals die corporative (gesellschaftliche) Form der Arbeit auf stets wachsender Stufenleiter — die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, — die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, — die Verwandlung privater Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel und die Oeconomisirung aller Productionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Mittel combinirt gesellschaftlicher Arbeit. Mit der fortwährenden Abnahme der Zahl der Capitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Ummandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wachse aber auch die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, wachse auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des capitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten und organisirten Arbeiterclasse. Das Capitalmonopol selbst werde endlich zur Fessel der Productionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht sei. Alsdann habe die Stunde des capitalistischen Privateigenthums geschlagen. Die Expropriateurs werden expropriirt.

Kann man klarer reden, fragt Schäffle mit Recht. Früher handelte es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse.

Im Interesse des Socialismus also liegt es, daß der Mittelstand, sei es der Mittelstand dem Einkommen nach, sei es der Mittelstand dem Capitalbesitz nach, immer mehr schwindet, indem die capitallosen Arbeiter immer mehr wachsen und das Capital in Hände immer weniger Capitalisten sich concentrirt, damit die vielen capitallosen Arbeiter möglichst leicht mit den wenigen capitalreichen Unternehmern aufräumen können.

Wie weit wir in diesem Auffressen der kleinen Capitale durch die großen schon gediehen sind, ist schwer zu beurtheilen; nach Einigen schon recht weit. Am bekanntesten ist der Ausspruch Schmollers in dieser Richtung, welcher sagt: „Meine Untersuchungen über Gewerbe und Consumtionsstatistik, meine Beobachtungen auf Reisen und im Verkehr mit Gewerbetreibenden, der ganze Gang unserer gegenwärtigen Industrie- Bank- und Wirthschaftsentwickelung, so weit ich ihn übersehe, die Resultate der Einkommen und Vermögenssteuern, endlich manche vereinzelte aber unzweifelhaft sichere Thatsachen wie z. B. die, daß in Preußen nur ein Fünftel aller Vormundschaften mit einer Vermögensverwaltung verbunden sind, machen es mir wahrscheinlicher, daß die großen Einkommen und Vermögen bedeutend rascher wachsen als der Gesammtwohlstand, so daß daneben die Classe der Bevölkerung, die ohne Besitz von der Hand in den Mund lebt, heute sowohl absolut als relativ eine größere ist, als vor 10, vor 30, vor 40 Jahren. Ich glaube nur Unkenntniß der Thatsachen oder ein hohes Maß von sanguinischem Optimismus wird leugnen können, daß hierfür die größere Wahrscheinlichkeit spreche, wird an dem Satze Böhmerts festhalten können, der Mittelstand sei es, der heute an Zahl und Vermögen am Beträchtlichsten zunehme."

Diesen Satz von Schmoller hat Schäffle ohne Weiteres im dritten Bande seines großen Werkes „Bau und Leben des socialen Körpers“ adoptirt und damit diesen Satz in weite Kreise getragen. Also nach Schmoller und Schäffle soll Dreierlei stattfinden: Es soll 1. nicht wie Böhmert behauptet, der Mittelstand an Zahl und Vermögen am Beträchtlichsten zunehmen, sondern 2. sollen die großen Einkommen und Vermögen bedeutend schneller wachsen, als der Gesammtwohlstand, und 3. soll die von der Hand in den Mund lebende Bevölkerung (die unteren Classen) absolut und relativ eine größere sein als vor 10, 30 und 40 Jahren.

Es kommt also auf die Frage heraus: 1. ob die Reichen jetzt einen größeren oder einen kleineren Procentsatz der Gesammtbevölkerung ausmachen als früher, 2. ob die Armen in Procenten Aller gestiegen oder gesunken sind, und endlich 3. ob der Mittelstand in Procenten Aller gesunken ist. Freilich läßt sich herrlich darüber streiten, so lange man noch nicht einmal einig ist, was man unter den drei Kategorien „Reich“, „Arm“ und „Mittelstand“ zu einer bestimmten Zeit oder gar zu verschiedenen Zeiten verstehen will.

Nur wenn wir quantitativ feste Kategorien hierfür hätten, welche jede Willkür ausschließen, ließe sich das Streitobject, das sich leicht den Händen entwindet, fest packen. Solche quantitative Kategorien könnte man folgendermaßen gewinnen.

Man nimmt zuerst die durchschnittliche Wohlhabenheit, d. h. die Summe aller Einkommen, dividirt durch alle Einkommenbezieher. Alle über den Durchschnitt wären „reich“, alle darunter „arm“. Von allen Einkommenbeziehern unter dem Durchschnitt, d. h. von allen „Armen“, läßt sich wieder das durchschnittliche Einkommen berechnen, alle, welche ein Einkommen unter diesem Durchschnitt haben, könnten wir „sehr arm“, alle über diesem Durchschnitt aber unter dem Generaldurchschnitt „ziemlich arm“ nennen. Ebenso wären alle „Reichen“ zu trennen in die „ziemlich reichen“, welche unter dem Durchschnitt aller Reichen an Einkommen beziehen, und in die „sehr reichen“, welche eines Einkommens über dem Durchschnitt aller „Reichen“, sich erfreuen. Dann könnte man auch die „sehr armen“ „arm“, die „ziemlich armen“ „unterer Mittelstand“ die „ziemlich reichen“ „oberer Mittelstand“ und die „sehr reichen“ „reich“ nennen, um uns unserer obigen Unterscheidung anzupassen. Genau dieselbe Eintheilung in über- und unterdurchschnittlich könnte für jeden späteren Zeitpunkt gemacht werden, nur daß dann das Durchschnittseinkommen, welches die Grenze bildet, auf einem höheren Niveau liegt, z. B. weil die durchschnittliche Wohlhabenheit zugenommen hat. Leider fehlt uns das hierfür sehr detaillirt sein müssende Material, um an dem Einkommen aller Bewohner eines Landes dieses zu illustriren; aber für ein ganz anderes Material sind wir im Stande, diese Eintheilung als Probe durchzuführen, und so an Zahlen klar zu machen, was wir unter quantitativ meßbaren und vergleichbaren Kategorien verstehen.

Wir führen dies unten in einer längeren Anmerkung durch.*)

*) Im Jahr 1847 bekamen zu Paris 196 279 Arbeiter in 300 verschiedenen Gewerben an täglichem Lohn 743 896 Frcs. Der Durchschnittslohn aller Gewerbe war 3,79 Frcs. Alle 134 Gewerbe mit 94 650 Arbeitern, in denen der jedem Gewerbe eigenthümliche Lohn über 3,79 Frcs. betrug, kann man Gewerbe mit „hohem“ Lohn nennen; alle 166 Gewerbe mit 101 629 Arbeitern, deren Lohn unter 3,79 Frcs. durchschnittlich betrug, Gewerbe mit

Schmoller beruft sich für seine oben citirte Behauptung auf Viererlei: Erstens auf seine Untersuchungen über Gewerbe- und Consumtionsstatistik. Diese Untersuchungen haben ihn und uns, die wir seine Geschichte des deutschen Kleingewerbes mit höchstem Interesse studirt haben, allerdings gelehrt, daß in gewissen Erwerbsklassen die Leute mit mittlerem Einkommen, wenn man sie so nennen soll, abnehmen. In der Industrie sind vielfach die kleinen Unternehmer, Dank dem Großbetrieb, verdrängt worden. Unter den „Unternehmern" kann daher wol der Mittelstand geschwunden sein, indem das Kleincapital neben dem Großcapital sich nicht halten konnte, es giebt jetzt ausgeprägter als früher wenige Großindustrielle und daneben viele „kleine Handwerker". „Die größeren Handwerker" und die „kleineren Fabrikanten" sind vielleicht geschwunden. Dieses läßt sich viel leichter plausibel machen als das, was diesem Schwinden des Mittelstandes vielleicht entgegen-

„niedrigem" Lohn. Die „hohen" Löhne, d. h. über 3,79 Frcs., waren 398 791 Frcs. auf 94 650 Arbeiter = 4,21 Frcs. im Durchschnitt der Gewerbe mit hohem Lohn. Alle Gewerbe mit Lohn über 4,21 Frcs. können wir jetzt Gewerbe mit „sehr hohem" Lohn nennen, alle Gewerbe mit Lohn zwischen 3,79 und 4,21 Frcs. Gewerbe mit „ziemlich hohem" Lohn. Ebenso nach unten: Die „niedrigen Löhne", d. h. unter 3,79 Frcs. waren 345 105 Frcs. auf 101 629 Arbeiter = 3,40 Frcs. im Durchschnitt der Gewerbe mit niedrigem Lohn. Alle Gewerbe mit Lohn unter 3,40 Frcs. können wir jetzt Gewerbe mit „sehr niedrigem" Lohn nennen, alle Gewerbe mit Lohn zwischen 3,40 Frcs. und 3,79 Frcs. Gewerbe mit „ziemlich niedrigem" Lohn. Jede dieser 4 Kategorien „sehr hoch", ziemlich hoch", „ziemlich niedrig", „sehr niedrig" ließe sich nun wieder in 2 Theile theilen, so daß wir 8 Kategorien erhielten u. s. f. 16, 32 Kategorien. Für 1860, aus welchem Jahr wir wieder eine Lohnstatistik von Paris haben, machen wir genau dieselbe Eintheilung, nur haben wir hier von dem höheren Durchschnitt von 4,49 Frcs. auszugehen. Dann werden 1860 die Gewerbe mit Durchschnittslohn über 4,49 Frcs. Gewerbe mit „hohem Lohn" zu nennen sein, alle mit Durchschnittslohn darunter Gewerbe mit „niedrigem". Führt man dies weiter durch, dann sind 1860 Gewerbe mit „sehr hohem" Lohn solche von über 4,88 Frcs., die mit „ziemlich hohem" Lohn solche von 4,49—4,88 Frcs. mit „ziemlich niedrigem" Lohn solche von 4,49—4,21 Frcs und mit „sehr niedrigem" Lohn solche unter 4,21 Frcs. Gehen wir nun einen Schritt weiter und setzen wir in jedem der beiden Jahre 1847 wie 1860 den Durchschnittslohn von 3,79 resp. 4,49 = 100 und fragen, wie stark differiren die „hohen" Löhne und die „niedrigen" Löhne vom Durchschnitt, so erhalten wir das interessante Resultat, daß die Löhne der verschiedenen Gewerbe sich einander sehr genähert haben. Die Löhne haben sich ausgeglichen, doch liegt diese materielle Seite der Frage uns hier fern. Wir stellen nun die Resultate für beide Jahre einander gegenüber:

	Absolut in Frcs.		relativ gegen Durchschnittslohn = 100		Grenzen, zwischen denen die Löhne stehen.	
	1847	1860	1847	1860	1847	1860
Durchschnittslohn aller Gewerbe . . .	3,79	4,49	100	100		
Durchschnittslohn der Gewerbe mit hohem Lohn	4,21	4,88	111,2	108,8	über 3,79	über 4,49
Durchschnittslohn der Gewerbe mit niedrigem Lohn	3,40	4,21	89,8	93,9	unter 3,79	unter 4,49
Durchschnittslohn der Gewerbe mit sehr hohem Lohn	4,50	5,20	118,9	115,8	über 4,21	über 4,88
Durchschnittslohn der Gewerbe mit ziemlich hohem Lohn	3,98	4,60	105	102,4	v.4,21-3,79	v.4,88-4,49
Durchschnittslohn der Gewerbe mit ziemlich niedrigem Lohn	3,60	4,33	95	96,5	v.3,79-3,40	v.4,49-4,21
Durchschnittslohn der Gewerbe mit sehr niedrigem Lohn	3,09	4,21	81,5	84	unter 3,40	unter 4,21

gearbeitet hat, wir meinen die Ausbildung der mannigfachen Zwischenstufen zwischen dem heutigen Großunternehmer und den unteren Arbeiterklassen, die Menge von „Privatbeamten", wenn man sie so nennen will, „der Aufseher", der Contremaitres u. s. w. Messen läßt sich diese Zunahme allerdings nicht, so lange wir keine genauen Lohnstatistiken haben. Ebenso sind unter den Arbeitern wol größere Unterschiede entstanden zwischen denen, welche feinere und denen, welche gröbere Arbeit machen, namentlich seit man dem Kunsthandwerk wieder mehr Aufmerksamkeit widmet. Verschweigen wollen wir übrigens nicht, daß in der neuesten Zeit ein gefährlicher Schritt gethan worden ist, die kleineren Unternehmungen auch in Fabriken — nicht etwa im Handwerkbetrieb zu verringern. Wir meinen die neueste Schutzzollpolitik. Diese nimmt sich der großen Industrien namentlich derer, welche Halbfabrikate machen, an, wir erinnern nur an Roheisen- und Garnzölle, wodurch den vielen Kleinindustriellen in Weiterverarbeitung des Roheisens und der Gespinnste, trotz gleichfalls gewährter Schutzzölle das Leben erschwert wird, namentlich denjenigen Kleinindustriellen, welche besonders für den Export arbeiten. Diesen nützt der deutsche Schutzzoll auf ihre fertigen Producte nicht, wol aber vertheuert ihnen der Schutzzoll ihre Verarbeitungsstoffe, und außerdem sperrt sich auch das Ausland gegen die deutschen Producte mehr und mehr in dem Maße ab, als Deutschland selbst die ausländischen Manufacte von sich selbst abzuhalten bestrebt ist. Hier wird der von den Socialisten gewünschte Proceß, daß das Capital sich mehr und mehr in die Hände Weniger concentrire, um die Wenigen leichter „expropriiren" zu können, nicht unwesentlich beschleunigt. Freilich können andere Momente diesem Grunde für Schwinden des Mittelstandes entgegenwirken. Wenn Schmoller zweitens auf den ganzen Gang unserer gegenwärtigen Industrie-, Bank- und Wirthschaftsentwicklung hinweist (womit aber nicht die neueste Schutzzollphase gemeint ist, denn Schmollers Ausspruch datirt von 1875), so steht dieses Argument für Schwinden des Mittelstandes in engem Zusammenhange mit dem oben berührten ersten Grunde für Schmollers Annahme. Erst eine gute Statistik wird hier entscheiden wer Recht hat.

Aehnlich gehören zusammen Schmollers „Beobachtungen auf Reisen und im Verkehr mit Gewerbetreibenden und die vereinzelten aber unzweifelhaft sicheren Thatsachen wie z. B. daß in Preußen nur ein Fünftel aller Vormundschaften mit einer Vermögensverwaltung verbunden sind." Auf solche Einzelbeobachtungen, auch wenn sie, woran wir nicht zweifeln, ganz richtig sind, vermögen wir kein sehr großes Gewicht zu legen, wenn wir daneben auch nur einigermaßen brauchbare Massenbeobachtungen haben, denn was vermag der Einzelne an Bewegung der Vermögenslage selbst zu beobachten im Vergleich mit den Massenbeobachtungen der Statistik. Außerdem kann der Umstand, daß nur ein Fünftel aller Vormundschaften mit Vermögensverwaltung verbunden ist, doch höchstens beweisen, daß der Armen sehr Viele sind, niemals aber, daß der Armen immer mehr werden. Um den Stand der Armuth zu beurtheilen, ist die Beobachtung gut, nicht aber um auf den Gang der Armuth zu immer größerer Verarmung zu schließen.

Mit den eigenen Beobachtungen muß man überhaupt äußerst vorsichtig sein, weil hier gar zu leicht die wenigen eclatanten Fälle, welche dem Extrem nach Oben oder nach Unten sich nähern, dem Gedächtniß haften bleiben, die vielen Fälle, welche nach keiner Seite hin stark von der mittleren Erscheinung abweichen aber nicht.

Digitized by Google

Alle Fälle eclatanten Reichthums aus den Steuerlisten, wie die mehrere Millionen Mark steuerpflichtigen Einkommens eines einzigen Steuerpflichtigen im Regierungsbezirk Düsseldorf, oder alle Fälle eclatanter Armuth, wie Hungertod einer armen Wittwe, welchen die Zeitungen melden, erfährt man und behält man; alle die tausende und abertausende Fälle, in denen die Menschen weder vor Armuth verkommen noch vor Reichthum fast ersticken, erfährt man bei eigener Beobachtung nicht, sondern nur bei methodischer Massenbeobachtung, wie die gesammten Einkommensteuerlisten sie bieten. Diese tausende Fälle, welche man nicht erfahren hat, kann man also auch nicht behalten.

Ja selbst Massenbeobachtungen, welche auf zu kleinem Beobachtungsfelde unzweifelhafte Verschiebungen in der Wohlhabenheit gegen einander beweisen, beweisen nicht, daß im Durchschnitt die mittleren Klassen hinter den extremen Klassen der Armen und der Reichen zurücktreten, sondern nur, daß sie auf dem betreffenden den Durchschnitt nicht repräsentirenden, weil zu kleinem Beobachtungsgebiete zurücktreten. Schmoller mag vollständig Recht haben, daß die Resultate der Einkommens- und der Vermögenssteuern ihm die Abnahme des Mittelstandes an vielen Orten gezeigt haben, aber wenn die Beobachtungsgebiete etwa große Städte waren, dann beweist die relative Zunahme der ärmsten und reichsten und die relative Abnahme der mittleren Schichten wohl für das Schwinden des Mittelstandes in den Städten aber nicht auf dem platten Lande, und im ganzen Staate.

Es ist das Verdienst von Schmoller's Schüler, Michaelis, diesen Punkt ins rechte Licht gestellt zu haben. Er sagt in seiner oben citirten sehr interessanten Arbeit mit Bezug auf Berlin: „Von Jahr zu Jahr wird der Mittelstand einen geringeren Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen. Man muß sich jedoch wohl hüten, diese letztere Erscheinung zu verwechseln mit der Verdrängung des Mittelstandes in dem Sinne, daß dieselbe ein Herabsteigen Vieler zu niedrigeren wirthschaftlichen Lebensformen bedeutet. Da nämlich die Vermehrung Berlin's nur zum kleinen Theile durch Ueberschuß der Geborenen über die Verstorbenen, zum größten Theile vielmehr durch Einwanderung erfolgt, und diese zu Folge unserer neuesten Gesetzgebung durch Anzugsgelder nicht beschränkte vielmehr durch vollkommene Freizügigkeit und die Bestimmungen über den Unterstützungswohnsitz begünstigte Einwanderung vorzugsweise den untern, welche die Aussicht auf Verdienst lockt, und den obersten wirthschaftlichen Schichten, welche in der Hauptstadt ein genußreiches Leben führen, angehört, — so muß der Mittelstand, welcher im Allgemeinen seßhafter ist, am Ende jedes Zeitraums einen geringeren Bruchtheil der Gesammtbevölkerung bilden, ohne daß wir daraus nothwendig zu folgern brauchen, daß eine größere Anzahl von Bewohnern, die entweder selbst oder deren Familien früher dem Mittelstande angehört haben, zu einer schlechteren Gestaltung ihrer Lage gedrängt worden sind." Michaelis hätte auch noch hinzufügen dürfen, daß wie der Zuzug in Armen und Reichen besonders stattfindet, der Wegzug vielleicht besonders die mittleren Schichten umfaßt, welche das theurer werdende Leben der Großstadt nicht mehr erschwingen könne, kleine Rentiers, pensionirte Beamte mit nicht vermehrbarem Einkommen. Michaelis hätte auch seine gewiß richtige Betrachtung aus dem Hamburgischen Staate, der ja fast nur Großstadt ist, statistisch illustriren können. Wir wollen das an seiner Statt nachholen:

Die Ergebnisse der seit 1866 in Hamburg geltenden Einkommensteuer zeigen, wenn wir 1868 mit 1872 vergleichen, folgende Aenderungen im Antheil von verschiedenen Wohlhabenheitsklassen, wobei wir bemerken, daß wir 1866 und 1867 nur auslassen, weil in diesen beiden Jahren die Steuer sich erst einzuleben hatte, folglich noch nicht normale Zahlen gab.

In der untersten Steuerstufe von 601 bis 840 Mark waren 1868 43,3 pCt. der Steuerpflichtigen 1872 aber 43,9 pCt., in der zweiten Steuerstufe von 840 bis 1200 Mark früher 17,9 später 18,7 pCt. Der Antheil der Aermsten ist gestiegen von 61,2 auf 62,6 pCt. In der dritten Stufe von 1200—2400 waren früher 19,2 pCt. später 18,8, in der vierten von 2400—3600 früher 6,6 pCt. später 6,0 pCt., in der fünften von 3600—6000 früher 5,4 später 5,1, in der sechsten von 6000—12 000 früher 4,2 später 3,7. Diese vier Stufen, die wir den Mittelstand nennen könnten, haben sich von 35,4 pCt. aller Steuerpflichtigen auf 33,6 pCt. reducirt. Endlich die drei letzten Wohlhabenheitsstufen änderten sich folgendermaßen. Die siebente Stufe von 12 000—30 000 Mark stieg von 2,1 auf 2,3 pCt., die achte Stufe von 30 000—120 000 Mark von 1,1 auf 1,2 pCt. und endlich die neunte von mehr als 120 000 Mark von 0,1 auf 0,2 pCt. Die Wohlhabenden und Reichen stiegen also wieder von 3,3 pCt. auf 3,7 pCt. Nun dürfte man zweifeln, ob es richtig ist, in eine solche Berechnung die untersten Steuerstufen von mindestens 600 Mark an miteinzubeziehen, weil hier eine Vermehrung davon herrühren kann, daß immer mehr aus den Steuerbefreiten unter 600 Mark in die unterste Steuerstufe mit mindestens 600 Mark einrücken. Läßt man aus diesem Grunde die Stufe 601—840 Mark fort, so bleibt doch immer, daß die Aermeren und Reicheren zunehmen, die Mittleren abnehmen.

Wohlhabenheitsstufen. ℳ	1868		1872		1868		1872	
	Steuerzahler	Procente	Procente	Steuerzahler	Steuerzahler	Procente	Procente	Steuerzahler
von 601— 840	18 525	43,3	(+) 43 9	20 604	—	—	—	—
„ 841— 1 200	7 663	17,9	(+) 18,7	8 753	7 663	31,6	(+) 33,3	8 753
„ 1 201— 2 400	8 196	19,2	(—) 18,8	8 819	8 196	33,8	(—) 33,5	8 819
„ 2 401— 3 600	2 832	6,6	(—) 6,0	2 826	2 832	11,7	(—) 10,7	2 826
„ 3 601— 6 000	2 321	5,4	(—) 5,1	2 399	2 321	9,6	(—) 9,1	2 399
„ 6 001— 12 000	1 808	4,2	(—) 3,7	1 731	1 808	7,5	(—) 6,6	1 731
„ 12 001— 30 000	906	2,1	(+) 2,3	1 097	906	3,8	(+) 4,2	1 097
„ 30 001—120 000	455	1,1	(+) 1,2	579	455	1,9	(+) 2,2	579
über 120 000	34	0,1	(+) 0,2	95	34	0,1	(+) 0,4	95
	42 740	100,0	100	46 903	24 215	100	100	26 299

Wäre in ganzen großen Staaten das statistische Ergebniß der Einkommensteuern dasjenige, welches wir bei Hamburg gefunden haben, dann hätten Schmoller und Schäffle gewiß Recht, allein Michaelis hat nachgewiesen, warum in großen Städten die Armen und Reichen wachsen, der Mittelstand schwindet, und damit zugleich warum, wenn anderwärts das Gegentheil sich zeigen sollte, ein ganzes Land den Mittelstand nicht braucht schwinden zu sehen. Auf dem platten Lande oder in kleinen Städten könnte die Zunahme des Mittelstandes einerseits und die Abnahme der Armen und der Reichen andererseits genau so stark sein,

daß für das ganze Land zum Mindesten keine Verschiebung in den Wohlhabenheitsklassen herauskommt, oder auch stärker, so daß im ganzen Lande die mittleren Schichten später mehr Procente betragen, als früher, obwohl in den großen Städten die mittleren Schichten später weniger Procente ausmachen als früher.

Nun haben wir zum Glück ein genügend großes Beobachtungsgebiet, das Königreich Preußen alten Bestandes vor 1866, aus welchem wir die nach gleichen Grundsätzen veranlagte Classensteuer und classifizirte Einkommensteuer im Anfang der Fünfziger Jahre und im Anfang der Siebziger Jahre unseres Jahrhunderts kennen. Wir können das Jahr 1854 mit dem Jahr 1873 vergleichen, und fragen, wie viel Procente aller Steuerzahler fielen 1854, und wie viel 1873 auf die Armen, wie viel auf die mittleren Schichten, wie viel auf die Reichen.

Um nicht von unseren eigenen früheren Untersuchungen, an welche Michaelis anknüpft, zu reden, nehmen wir das Material, welches Michaelis zur Prüfung der Frage nach Schwinden des Mittelstandes benutzte. Darnach haben alle Einkommenclassen, unter 300 Thaler oder 900 Mark, (wohin wir auch die früheren Steuerstufen 1 a und 1 b, in welchen Dienstboten, Arbeiter, Gesellen u. s. w. ohne Schätzung ihrer Einkommen sich befanden, rechnen) im Jahre 1854 auf je 100 000 Steuerzahler 93 124 ausgemacht, im Jahr 1873 nur noch 91 954, diese Wohlhabenheitsschichte bis 900 Mark hat abgenommen, um 1 170 auf je 100 000. Die Schichte von 900 bis 3000 Mark (nennen wir sie einmal die unteren Mittelschichten) sind von 5 962 auf 6 492 unter je 100 000 Steuerzahlern angewachsen, d. h. um 530. Die Schichte von 3000 Mark bis 9 600 Mark (die oberen Mittelschichten) sind von 805 auf 1322 unter je 100 000 angewachsen, d. h. um 517, also ebensoviel als die unteren Mittelschichten, obwohl sie schwächer vertreten sind. Endlich alle über 9 600, welche wir die Reichen nennen wollen, sind von 107 auf 229 oder um 122 auf je 100 000 gestiegen. Also alle Schichten, mit Ausnahme der Armen sind hiernach gestiegen. Das Genauere, auch mit den absoluten Zahlen stellen wir im Folgenden zusammen, und setzen auch noch das Mittelglied, das Jahr 1864 ein. Dies ist wichtig, damit man sehen kann, ob die Abnahme von 1854 auf 1873 nicht etwa nur eine einmalige zufällige ist, sondern ob regelmäßige Abnahmen und Zunahmen vorliegen.

Einkommen.	1854 Steuerzahler.	1864 Steuerzahler.	1873 Steuerzahler.	Auf je 100 000 Steuerzahler. 1854	1864	1873
bis 900 Mark	4 866 789	5 467 159	5 813 713	93 124	92 529	**91 954**
900—3000 Mark	311 615	373 256	410 499	5 962	6 317	**6 492**
3000—9600 Mark ...	42 106	59 236	83 638	805	1 028	**1 322**
über 9600 Mark	5 626	8 875	14 512	107	116	**229**
Summa ..	5 226 136	5 908 526	6 322 362	100 000	100 000	**100 000**

Zu diesem Resultat bemerkt nun Michaelis: „Jedenfalls ist also eine Erweiterung der Kluft zwischen „Arm und Reich“ aus diesem Material nicht zu ersehen; um weiter zu gehen, und um positiv eine Vermehrung des Mittelstandes zu behaupten wie Laspeyres, Soetbeer und auf Grund noch weit schlechteren Materials Böhmert thun, dazu

scheinen die hier zu Gebote stehenden Mittel doch gar zu unsicher und bedenklich." Wir acceptiren dieses Resultat von Michaelis sehr dankbar, gegenüber Schmoller, ein weiteres Material für diese Frage hat auch Michaelis aufzutreiben nicht vermocht, und so ergeben denn jedenfalls die „Resultate der Einkommen- und Vermögenssteuern" nicht, wie Schmoller meint, ein Ueberwuchern der Bevölkerung, welche von der Hand in den Mund lebt. Man mag nun wohl zweifeln, ob das vorliegende statistische Material eine relative Abnahme der untersten Classen bedeutet, schon daß sie keine Zunahme beweist, ist uns erfreulich. Ob eine Verschiebung zum Besseren eintritt, könnten wir nur sehen, wenn wir aus 1854 und aus 1873 ermitteln könnten: 1. wie groß war in jedem Jahre das mittlere steuerpflichtige Einkommen aller Steuerpflichtigen, wie viele Steuerpflichtige hatten also ein unterdurchschnittliches, wie viele ein überdurchschnittliches Einkommen, und wie hoch stellte sich in jedem Jahre der Durchschnitt im Einkommen aller Derer, welche unterdurchschnittliches Einkommen hatten, also „arm" waren, wie hoch das Derer, welche überdurchschnittliches Einkommen hatten, also „reich" waren, 2. müßten wir dann weiter fragen, nach unserer obigen Berechnungsart, wie viele waren „sehr Reiche", d. h. mit Einkommen über dem Durchschnitt aller Reichen, wie viele „ziemlich Reiche", d. h. mit Einkommen zwischen dem mittleren Einkommen, bei dem die „Reichen" überhaupt beginnen, und dem Einkommen, mit dem die „sehr Reichen" anfangen. Ebenso wären in jedem Jahre die „sehr Armen" und die „ziemlich Armen" zu ermitteln. Dann hätten wir trotz verschiedener Einkommenmenge in Mark, quantitativ meßbare Begriffe, und könnten fragen: sind auf je 100 000 Einkommensteuerpflichtige der „sehr armen" im Jahre 1873 weniger als im Jahre 1854, wie steht es mit den „ziemlich armen", wie mit den „ziemlich reichen", wie mit den „sehr reichen"? Leider haben wir das Material nicht detaillirt genug für eine solche Berechnung.

Eine andere Frage ist, ob das Gleichbleiben oder das Anwachsen der großen Einkommen, wenn die ganz kleinen abnehmen, oder doch nicht zunehmen, und die mittleren zunehmen, oder doch nicht abnehmen, als ein Glück oder als ein Unglück aufgefaßt werden muß? Wir halten es hier mit Soetbeer, der für ein mit England verglichen noch so armes Land wie Deutschland meint: statt die vorhandenen verhältnißmäßig wenigen großen Vermögen im Besitze von betriebsamen Unternehmern als eine Beeinträchtigung der kleinen und dürftigen Einkommen in Deutschland anzufechten, wäre es richtiger, die Unentbehrlichkeit derselben anzuerkennen und eine bedeutende Vermehrung solcher großen Vermögen zu wünschen.

Ein brillantes Material liegt noch unbenutzt für unsere Frage in den Archiven der französischen Gerichte. In Frankreich wird seit 1826 eine Erbschaftssteuer erhoben. Benützte man dieses gesammte statistische Material, dann ließe sich ziemlich genau feststellen, wie in den letzten 50 Jahren der Blüthezeit der capitalistischen Wirthschaft die Vermögensklassen sich gegeneinander verschoben haben und das wäre fast noch wichtiger, als zu ermitteln, wie die Einkommensclassen (d. h. Einkünfte aus Arbeit und Vermögen) sich veränderten. Auch hier wäre für jedes Jahrzehnt erst die „mittlere Erbschaft" zu bestimmen, darnach die mittlere Größe aller überdurchschnittlichen Erbschaften und der unterdurchschnittlichen

Erbschaften. Hieraus ergäbe sich dann nach obiger Darstellung, wie viel Procente aller Erbschaften in jedem Jahrzehnt die Erbschaften ausmachen, welche als „sehr große", „ziemlich große", „ziemlich kleine", „sehr kleine" (oder statt dieser Viertheilung in weiterer Achttheilung) zu characterisiren sind. In Frankreich wäre für unser Jahrhundert diese Frage endgiltig zu entscheiden, aber wer mag sich an diese Riesenarbeit machen, selbst wenn das Material bequem zugänglich sein sollte.

In Ermangelung directen Beweismaterials, das uns nach Vorstehendem für unsere Frage fast ganz abgeht, muß man sich auf Indicienbeweise verlegen. Als ein solches Indicium für die Wohlhabenheit gilt die Art, wie der Mensch wohnt. Darum führt Michaelis seine Untersuchung über die Gliederung der Gesellschaft nach der Wohlhabenheit im überwiegenden Theile an Hand der neueren Haushaltungs- und Wohnungsstatistik, und er gelangt damit zu recht hübschen Vergleichungen von Ort zu Ort. Um die Gesellschaftsgliederung verschiedener Zeiten zu vergleichen, womit wir uns hier beschäftigen, genügt die Wohnungsstatistik leider nicht. Ein mal genügt sie noch nicht, weil sie noch zu jungen Datums ist, um daraus zeitliche Reihen für die Vergleichung zu bilden und zweitens hat sie, auch wo sie schon durch Jahrzehnte hindurch geht, zu viel Aenderungen in der Erhebung erfahren müssen, als daß sie vergleichbare Zahlen liefern könnte. Aber auch wenn wir schon die Wohnungsstatistiken, welche wir jetzt haben, weit nach rückwärts vergleichen könnten, so würde die Wohnungsstatistik für die Frage nach Schwinden des Mittelstandes überhaupt nicht tauglich sein, da sie bisher und wohl für lange Zeit noch nur Statistik einzelner Städte, namentlich einzelner Großstädte sein wird. Dann ist aber, wie wir oben ausführten, Michaelis an Hand nicht der Einkommenstatistik der Großstädte, sondern gerade an Hand der Wohnungs- und Haushaltungsstatistik zu dem Satze gelangt, daß an der Statistik der großen Städte sich nur die den großen Städten eigenthümliche Verschiebung in der Wohlhabenheit nachweisen lasse, nicht die allgemeine.

Gerade das Halten von Dienstboten wäre ein gutes Characteristikum für die Wohlhabenheit, wenn wir durch einen langen Zeitraum hindurch wüßten, wie viel Familien früher ohne Dienstboten waren, wie viele später, wie viele Familien früher 1, 2, 3 Dienstboten hatten, wie viele später, aber es wäre nur ein gutes Characteristikum, wenn wir aus einem ganzen Lande die Veränderungen kennen würden und wenn wir beweisen könnten, daß nicht etwa die Dienstboten neuerdings weniger zu persönlichen Diensten für die Herrschaft als vielmehr wie eine besondere Art von Gewerbsgehilfen gehalten werden, um die Chambregarnisten zu bedienen, ohne welche Chambregarnisten viele Haushaltungen einen Dienstboten nicht bestreiten könnten. Es müßte also zuerst entschieden werden, ob die Chambregarnisten neuerdings derart überhand nehmen, daß um ihretwillen die Dienstbotenhaltung entweder zunimmt oder doch nicht so stark abnimmt, als sie sonst etwa abnehmen würde.

Fänden wir die Veränderungen in dem Halten von Dienstboten in ganz Preußen ähnlich wie es Michaelis selbst in einem kurzen Zeitraum für Berlin nachweist, dann wäre dies ein trauriges Zeichen für den Mittelstand. Michaelis hat nämlich gefunden, daß in Berlin ohne Dienstboten waren im Jahre 1864 78,5 pCt., im Jahre 1867 schon 79,2 pCt., im Jahre 1871 schon 81 pCt. Die Haushaltungen mit Dienstboten nahmen also ab von 21,5 pCt. auf 20,8 und

19,0. Namentlich der Sprung auf 1871 ist stark, aber hinlänglich erklärt durch den starken Zuzug in den arbeitenden Classen. Zwischen der Zählung von 1867 und 1871 liegt das Freizügigkeitsgesetz, welches mit Anfang 1868 in Kraft trat, der glücklich beendete französische Krieg, der Uebergang Berlins zur Reichshauptstadt 2c., was Alles in frischester Erinnerung lebt. Die Abnahme der Dienstbotenhaltung liegt in den Familien mit nur einem Dienstboten; aber auch hier ist dies nicht so zu verstehen, als ob die Zahl der Familien mit einem Dienstboten abgenommen hätte, nein, sie stieg von 5382 im Jahre 1867 auf 5949 in 1867 und 6932 in 1871, aber die Zahl der Familien ohne Dienstboten, der Arbeiterzuzug von Außen, stieg noch viel stärker, so daß die absolut auch nicht unbedeutend anwachsende Anzahl von Familien mit einem Dienstboten doch relativ sank. Die Familien mit 2 Dienstboten sind absolut so stark gewachsen, daß sie, obgleich die Bevölkerung hauptsächlich durch Zuzug von Familien ohne Dienstboten wuchs, doch relativ fast ebenso stark blieb. Die Familien mit 2 Dienstboten betrugen in den 3 genannten Jahren 4,1 pCt., 3,9 pCt., 3,9 pCt. Endlich die Reichen mit 3 und mehr Dienstboten nahmen in Berlin so zu, daß sie wenigstens nach 1867 auch relativ stiegen. Nachdem sie von 2 pCt. in 1864 auf 1,8 pCt. in 1867 gesunken waren, stiegen sie wieder auf 2,4 pCt. in 1871. Also Hauptvermehrung der Familien ohne Dienstboten, der Armen, und der Familien mit viel Dienstboten, der Reichen, Constantbleiben der Familien des obern Mittelstandes mit 2 Dienstboten, relative Abnahme der Familien des unteren Mittelstandes mit 1 Dienstboten. Eine Bestätigung dafür, daß diese Bewegung der Großstadt eigenthümlich ist, findet sich in der Michaelis seiner Zeit noch nicht vorliegenden Statistik über die Berliner Volkszählung vom Jahre 1875, welche Boeckh publicirt hat. Im Jahre 1875 sind die Familien ohne Dienstboten relativ wieder herabgegangen von 81 auf 79,6 pCt., indem der Zuzug der Arbeiterfamilien ohne Dienstboten nach dem Krach nachließ. Dadurch sind dann auch die Familien mit einem Dienstboten von 12,7 pCt. in ihre frühere Stellung von 15,1 pCt. fast wieder heraufgerückt, nämlich auf 14,8 pCt. Die Familien des oberen Mittelstandes mit 2 Dienstboten sind auch hier wieder auf dem alten Standpunkt von 3,9 verharrt, und die Reichen mit 3 und mehr Dienstboten auf ihre Stellung vor den Schwindeljahren zurückgegangen auf 1,7 pCt. Die Tabelle von Michaelis für 1875 vervollständigt lautet nun:

Die Haushaltung in Procenten aller Haushaltungen.

Haushaltung		1864	1867	1871	1874
ohne Dienstboten	Arme (?)	78,5	79,2	81	79,6
mit 1 „	Unterer Mittelstand (?)	15,4	15,1	12,7	14,8
„ 2 „	Oberer Mittelstand (?)	4,1	3,9	3,9	3,9
„ 3 und mehr Dienstboten	Reiche (?)	2	1,8	2,4	1,7
Alle Haushaltungen		100	100	100	100

Für die Veränderungen der Großstadt sind die Zahlen höchst beweisend, eine Verallgemeinerung auf ein ganzes Land wäre ein grober Mißgriff.

Die Wohnungsstatistik wird nicht eher brauchbar sein zur Beantwortung nach Schwinden des Mittelstandes überhaupt, als bis auch sie über das ganze Land ausgebreitet ist, bis dahin werden wir aber wohl direct besseren Aufschluß durch neue Einkommensteuern, z. B. die sächsische, erhalten haben.

* * *

Man sieht aus dem Vorstehenden, welche enorme Wichtigkeit für Wirthschaft und alle Cultur unsere Einkommensteuern neben ihrer finanziellen Bedeutung haben. Leider ist jede Aenderung in der Einkommensteuer ein Hinderniß der Vergleichbarkeit für allgemeine wirthschaftliche und Culturfragen und wäre es sehr zu wünschen, daß man eine Einkommenstatistik beschaffen könnte, unabhängig von Finanzzwecken.

Unsere Wohnungen im Hochsommer.

Von
Dr. C. Flügge, Privatdocent.
Berlin.

Schwieriger als irgend eine andere Seite des menschlichen Bedarfs findet innerhalb der modernen großen Städte die Nachfrage nach gesunden, zuträglichen und angenehmen Wohnungen eine befriedigende Deckung; für den weitaus größten Theil der Bevölkerung ist es so gut wie unmöglich, sich Wohnräume zu schaffen, die Luft und Licht, Schutz gegen die wechselnden Einflüsse der Witterung, und behaglichen Aufenthalt gewähren. Je ungemessener die Entwickelung der Städte fortschreitet, um so häufiger werden die Klagen; entweder richten sich dieselben in bestimmter Form gegen einzelne unangenehme Eigenschaften der Wohnung und dieselbe wird als zu kalt, zu warm, als feucht, als zu sonnig oder zu dunkel bezeichnet; oder aber — in der Mehrzahl der Fälle — wird ganz allgemein das Prädicat „ungesund" oder „unbehaglich" gebraucht, und dies Urtheil wird durch das Befinden der Bewohner motivirt, die sich krank oder weniger leistungsfähig fühlen, seitdem und so lange sie eine bestimmte Wohnung benutzen. Eine genaue Definition, worin der krankmachende, schädliche Einfluß besteht, ist dabei dem Arzte oft ebenso unmöglich wie dem Laien.

Diese befremdende Thatsache, daß auch die medicinische Wissenschaft leicht die Deutung eines Verhaltens versagt, das ihr eigentlich durchaus geläufig sein müßte, findet eine Erklärung darin, daß bis vor Kurzem die alltägliche Umgebung des Menschen, in der er leben und schaffen muß, nur außerordentlich selten in den Bereich der wissenschaftlichen Untersuchung gezogen und daß noch seltener ein krankmachender Einfluß in den gewöhnlichsten äußeren Lebensbedingungen gesucht wurde. Erst die jüngste medicinische Disciplin, die Hygiene, hat den Antrieb dazu gegeben, daß diese Umgebungen des Menschen mit allen ihren für die Gesundheit einflußreichen Momenten wissenschaftlich durchforscht werden, um Krankheitsursachen aufzudecken und geeignete, rationelle Präventivmaßregeln zu finden.

In den letzten Jahren ist auch das Verhalten der Wohnungen und ihr Einfluß auf den Menschen eingehenderem Studium unterworfen. Dabei hat sich aber herausgestellt, daß die hier vorliegenden Verhältnisse sehr complicirter Natur und daß die Beziehungen der Wohnräume zu unserem Wohlbefinden ungeahnt mannichfaltige sind, so daß noch vielseitige Untersuchungen bis zu ihrer völligen Klarstellung nöthig sein werden.

Ich will aus diesen neuerdings bekannt gewordenen Eigenschaften der Wohnhäuser einige herausgreifen und im Folgenden zu schildern versuchen; und zwar

wähle ich als Gegenstand der heutigen Besprechung ein Verhalten der Wohnungen, das nicht sowohl als directe Ursache schwerer Krankheitsformen sich geltend macht, das aber deshalb unser lebhaftes Interesse erregt, weil es zeitweise unsere Leistungsfähigkeit erheblich zu beeinflussen und höchst lästige Empfindungen in uns hervorzurufen vermag, und weil diese störenden Einwirkungen so allgemein verbreitet sind, daß fast Jeder dann und wann unter denselben zu leiden hat. — Ein solches Verhalten kennzeichnet unsere Wohnungen während der Hochsommermonate, im Juli und August.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Einfluß eines Hauses ganz außerordentlich ändert je nach den Jahreszeiten. Dieselbe Wohnung kann im Sommer behaglich sein, im Winter dagegen eine Menge unangenehmer Einwirkungen äußern, und umgekehrt. Im großen Ganzen nehmen wir in unserem Klima mit Recht mehr Rücksicht auf die viel länger dauernde kalte Jahreszeit und sorgen gern für sonnige, nach Süden gelegene, warme Wohnungen. Aber Jeder weiß, wie unerträglich der Aufenthalt in solchen Zimmern werden kann, wenn eine Reihe schöner Sommertage uns Temperaturen bringt, wie sie höher kaum in den Tropen beobachtet werden. Leicht wird uns dann der Aufenthalt im Zimmer völlig verleidet; eine Depression ergreift uns, die ein reges Schaffen und Arbeiten unmöglich macht; jede Bewegung, selbst die Mahlzeiten werden eingeschränkt, weil man beobachtet, daß sie den Körper noch mehr erhitzen; Nachts sucht man vergeblich nach Ruhe und Erholung. — Alsdann werden allerlei Vorrichtungen gegen die Einwirkungen der Hitze probirt; man schützt sich gegen die Sonnenstrahlen durch Vorhänge und Jalousien; trotzdem wird häufig das Zimmer mehr und mehr erwärmt und das Thermometer steigt fortwährend, selbst wenn die Sonne längst die Fenster verlassen hat; das Schlafzimmer sucht man durch reichliches Lüften zu kühlen; man läßt die Fenster offen bis in die Nacht hinein, und hofft so wenigstens einen erquickenden Schlaf sich zu sichern; aber kaum eine Stunde Ruhe ist trotzdem dem erschöpften Körper gegönnt; bald erwacht man, gebadet in Schweiß und von einer seltsamen Beklemmung gequält, und mit Erstaunen kann man wahrnehmen, daß das Thermometer im Zimmer jetzt Temperaturen zeigt, wie dieselben den ganzen Tag über nicht beobachtet sind. — Verläßt man schließlich verzweifelt die räthselhaft heiße städtische Wohnung in der Meinung, daß wol nur die „Stadtluft" dieselbe so unerträglich macht, und zieht man auf's Land, so kann man es oft erleben, daß hier noch lästigere Zustände auftreten. Das überall freistehende Haus, das man gerade der freien Lage und allseitig freien Luftzufuhr wegen gewählt hat, gestattet nur so lange erträglichen Aufenthalt, als durch weit geöffnete Fenster die Außenluft eindringt; Nachts dagegen zeigt das Thermometer wiederum Wärmegrade, wie sie selbst in der Stadt kaum vorkamen, und häufig gerade die höchsten in Zimmern, deren Fenster nur einen kleinen Theil des Tages oder gar nicht von den Sonnenstrahlen getroffen werden.

Manche dieser Erscheinungen haben wir bisher nicht richtig zu deuten verstanden und naturgemäß deshalb auch in den Mitteln zur Abhilfe häufig fehlgegriffen. Eine richtige Auffassung wird erst dann möglich sein, wenn wir näher betrachtet haben, worin jene lästigen Empfindungen eigentlich begründet sind und von welchen äußeren Momenten sie abhängen. — Dieselben sind nun nichts anderes

als Symptome einer Behinderung der Wärmeabgabe von unserem Körper; und wir werden uns daher zunächst über die Nothwendigkeit einer steten Wärmeabgabe und über die Art und Weise, in welcher dieselbe innerhalb der Wohnräume beeinflußt wird, genauer orientiren müssen.

So lange unser Körper unverändert leistungsfähig bleiben soll, so lange muß er auch stetig eine bestimmte Menge Wärme der Umgebung mittheilen können.

Jeder thierische Organismus lebt nur durch stete Verbrennung organischer Stoffe. Nur dadurch erhält er die Fähigkeit, Arbeit der verschiedensten Art zu leisten, zu athmen, das Herz schlagen zu lassen, zu denken; ohne solche Verbrennungen kann der Körper so wenig etwas leisten, wie eine kalte Dampfmaschine, in der kein Heizmaterial verbrannt wird.

Andererseits ist aber unser Körper eine sehr empfindliche Maschine; sie functionirt nur, wenn sie auf 37½ Grad erwärmt ist; sobald die Temperatur höher oder niedriger wird, vermögen die einzelnen Theile nicht mehr ordentlich in einander zu greifen und versagen ihren Dienst.

Demnach ist es also gleich wichtig, daß sowohl fortwährend Verbrennung fortdauert, wie auch daß die Temperatur nicht höher wird als 37½ Grad.

Daraus folgt dann aber weiter unmittelbar, daß der Körper fortwährend auch Wärme abgeben muß und zwar genau in dem Verhältniß, in dem durch Verbrennungsprocesse Wärme gebildet wird. Sorgen wir nicht, daß der Körper die producirte Wärme auch wieder los wird, so muß er erkranken, da er ja weder eine Steigerung der Temperatur noch eine erhebliche Verminderung der für seine Lebensprocesse nöthigen Verbrennungen ertragen kann.

Die Wärmeabgabe vom Körper erfolgt nun auf drei verschiedenen Wegen.

Zunächst entsenden wir einen sehr beträchtlichen Theil der Körperwärme durch sogenannte Strahlung. Jeder warme Gegenstand strahlt nämlich gegen einen kälteren Wärme aus und zwar um so energischer, je größer der Temperaturunterschied zwischen beiden ist. Die Wärmestrahlen durchsetzen die größten Entfernungen; sie sind ganz ähnlich den Lichtstrahlen, nur daß das sichtbare Leuchten kein nothwendiges Attribut der Wärmestrahlen ist; wir sehen zwar nur leuchtende Strahlen, aber wir können uns leicht durch das Gefühl überzeugen, daß auch dunkele heiße Körper auf größere Entfernung hin Wärme aussenden. — Und so findet nun auch von unserer Körperoberfläche, oder richtiger von der Oberfläche unserer erwärmten Kleider aus eine fortwährende Abstrahlung von Wärme gegen uns umgebende kältere Gegenstände statt. — Im Freien ist natürlich diese Abstrahlung nach allen Richtungen hin ermöglicht; in der Wohnung sind es aber namentlich die Zimmerwände, die von unserem Körper Wärme empfangen, und die um so energischer unsere Entwärmung unterstützen, je kälter sie sind. — Diese Abstrahlung beträgt nun gewöhnlich 60 bis 70 Procent der gesammten Wärmeabgabe und macht also deren weitaus bedeutendsten Antheil aus; wir werden aus dem Folgenden ersehen, daß sie innerhalb der Wohnräume oft sogar fast ausschließlich in Betracht kommt.

Zweitens kann dann der Körper Wärme verlieren durch Leitung, d. h. durch unmittelbare Berührung. Für den menschlichen Körper kommt hier vor allem die Luft in Frage und diese wird um so energischer abkühlend wirken, je kälter sie ist und je rascher sie sich bewegt, je öfter also immer von neuem kalte Lufttheilchen

mit dem Körper in Berührung kommen. Diese Art der Wärmeabgabe ist im Freien immer sehr bedeutend; selbst bei scheinbarer Windstille bewegt sich nämlich die Luft mindestens mit einer Geschwindigkeit von etwa 1 Meter in der Sekunde; dabei erreicht ihre Temperatur niemals auch nur annähernd die unseres Körpers, und vermöge der fortwährenden raschen Bewegung können wir daher selbst in warmen Tagen auf solchem Wege eine ansehnliche Menge Wärme verlieren. — Anders im geschlossenen Wohnraum; hier ist meist die Temperatur höher, aber die Bewegung der Luft außerordentlich viel geringer als im Freien. Es wird ganz darauf ankommen, wie groß der bewohnte Raum ist und wie oft innerhalb einer gewissen Zeit die Luft des Zimmers sich erneuert; je ergiebiger dieser Luftwechsel ist, je mehr Luft also in gleicher Zeit mit dem Körper in Berührung kommen kann, um so eher wird noch eine merkliche Wärmeabgabe durch Leitung erfolgen; in kleinen Räumen aber und bei dem geringen Luftaustausch, welcher an heißen Tagen stattfindet, muß dieselbe auf ein verschwindend kleines Maß reducirt werden.

Drittens kann die Wasserverdunstung den Dienst einer Abkühlung des Körpers leisten. Solche Wasserverdunstung erfolgt sowol in den Lungenbläschen, wo die eingeathmete Luft mit Wasserdampf gesättigt wird, um dann wieder ausgeathmet zu werden; als auch von der Hautoberfläche aus. Daß mit jeder Wasserverdunstung eine beträchtliche Abkühlung verbunden ist, weiß auch der Laie aus manchen Erfahrungen des täglichen Lebens. So empfindet man z. B. sofort eine intensive Kälte, wenn man die Hand in Wasser getaucht hat und nun im Luftzuge rasch hin und her bewegt; umhüllt man ferner eine Thermometerkugel mit Leinwand und befeuchtet letztere, so sieht man das Quecksilber sofort um mehrere Grade sinken; in beiden Fällen ist es lediglich die Wasserverdunstung, die so rasch Wärme entzieht. — Dieses Mittel der Wärmeabgabe tritt nun auch für die Entwärmung des menschlichen Körpers oft in den Vordergrund. Jedoch kann es nur dann wirksam werden, wenn die Luft bewegt und trocken ist; feuchte, ruhende Luft kann nur wenig Wasser aufnehmen, sie ist sehr bald mit Feuchtigkeit gesättigt, und wenn wir uns in solcher Luft befinden, so fällt natürlich mit der Wasserverdunstung auch diese Art der Wärmeentziehung fort. — Im Freien, und in großen, reichlich ventilirten Räumen, kann fast die gesammte vom Körper producirte Wärme durch Wasserverdunstung entfernt werden. In kleinen, geschlossenen Wohnungen steht dagegen während des Hochsommers, wo eine Zufuhr von frischer Luft in höchst geringem Maße stattfindet, jedem Bewohner nur ein sehr kleines Luftquantum zur Disposition; in kurzer Zeit ist dasselbe stets durch die Wasserverdunstung von Haut und Lungen aus derart mit Feuchtigkeit beladen, daß nunmehr die weitere Verdunstung sich auf der untersten Grenze bewegt und für eine Entwärmung nicht mehr in Betracht kommen kann.

Da somit innerhalb unserer Durchschnittswohnungen sowohl die Wärmeableitung durch die umgebende Luft wie die Wasserverdunstung nahezu in Wegfall kommen, so muß der gesammten Wärmeproduction fast lediglich durch entsprechende Abstrahlung das Gleichgewicht gehalten werden; und daraus folgt, daß also für die Wärmeabgabe innerhalb der Wohnräume in erster Linie die umgebenden Wände in Frage kommen; von ihrer Temperatur wird es wesentlich abhängen, ob wir

innerhalb eines Raumes genügend Wärme abgeben können, oder ob die Behinderung der Abgabe Störungen in unserem Wohlbefinden hervorruft.

Es ist auffallend, daß — trotz der naheliegenden Wichtigkeit — in früheren Zeiten die Einwirkung der Wände sehr wenig beachtet worden ist. Man kennt wol im Allgemeinen den unangenehmen Eindruck zum ersten Mal geheizter Zimmer und führt das Frösteln, das man dort empfindet, auf die Wände zurück, die alsdann noch kalt sind und erst „ausgeheizt" werden müssen; ebenso beobachtet man häufig, daß die Zimmer noch mehrere Tage erheblich wärmer bleiben, wenn nach heißen Tagen kühles Wetter eingetreten ist; aber bisher hat man selten der Größe dieses Einflusses und der eigenthümlichen Art und Weise, wie derselbe zu Stande kommt, nähere Aufmerksamkeit zugewandt. Und doch ist es gerade die Erkenntniß dieser Verhältnisse, die uns Aufschluß geben muß über die Ursachen jener lästigen Empfindungen, denen wir im Hochsommer innerhalb unserer Wohnungen so oft ausgesetzt sind; und ebenso wird nur eine solche Erkenntniß uns die richtigen Mittel und Wege zeigen, durch die wir uns einen behaglicheren Aufenthalt schaffen können.

Die Temperatur der Hauswände stellt sich nun in folgender Weise her: Zum Theil werden dieselben erwärmt durch die Berührung mit warmen Luftschichten, von denen sie umflossen sind. Diese Erwärmung geht aber nur sehr langsam von statten; das gewöhnliche Material der Wände, die Steine, leiten die Wärme außerordentlich schlecht und zwar um so schlechter, je geringfügiger die auszugleichenden Temperaturunterschiede sind. Die Luft im Schatten erwärmt sich aber im Laufe eines Tages meist nur um wenige Grade, und dementsprechend werden die Wände, die von dieser wenig wärmeren Luft umgeben sind, nur sehr schwer sich den Temperaturschwankungen derselben anpassen können. — Dazu kommt, daß Steine eine enorme Menge von Wärme bedürfen, um eine bestimmte Temperatur zu erhalten. 1 cbm Bausteine verschluckt etwa 1500mal so viel Wärme als 1 cbm Luft, während er um die gleiche Anzahl von Graden erwärmt wird. Daher muß eine enorme Masse wärmerer Luft an einer Wand vorbeifließen und immer wieder Wärme an dieselbe abgeben, bis endlich diese die gleiche Temperatur zeigt. — Andererseits kann eine einmal erhitzte Wand sehr große Mengen kälterer Luft erwärmen, und wird sich daher nur äußerst langsam abkühlen.

Es ergiebt sich daraus, daß die Innenluft geschlossener Zimmer nicht etwa die Temperatur der Wände beeinflußt; die Luftmengen, die in einem solchen Zimmer sich bewegen, können bei weitem nicht die Wärmemengen liefern, welche eine Wand gebraucht, um ihre Temperatur erheblich zu verändern. Vom Inneren aus kann daher nur bei weit geöffneten Fenstern und reichlichster Ventilation eine Beeinflussung der Wandtemperatur statthaben; weit eher schon an der äußeren Fläche. Dagegen wird umgekehrt unter gewöhnlichen Umständen die Lufttemperatur in geschlossenen Zimmern lediglich abhängen von der Temperatur der Wände.

Nun wirkt aber auf die Erwärmung der Hauswände noch ein Factor, dessen Effect ungleich bedeutungsvoller ist, als der der umgebenden Luft. Die Wände werden großentheils von den Sonnenstrahlen getroffen, und man darf sich nicht etwa vorstellen, als ob die Mauern unserer Häuser uns vollständig gegen die Sonnenstrahlen schützen und diese wirkungslos machen; sondern sie nehmen vielmehr die Sonnenwärme auf und lassen dieselbe, nur etwas modificirt und zeitlich

verschoben, in's Innere der Wohnungen eindringen. Das Steinmaterial, das die Wärme langsam absorbirt, in großer Menge aufspeichert und dann langsam wieder entläßt, macht die Wände zu großen Wärmereservoiren; als solche äußern sie sich uns in der nützlichsten Weise während des Winters, wo sie gleichsam einen großen Kachelofen bilden, der, einmal durchheizt, nachhaltig und dauernd die Zimmerluft zu erwärmen vermag, und so allein eine fortlaufende, gleichmäßige Beheizung ermöglicht. Dieselbe Eigenschaft der Wände kann uns aber ebenso lästig werden, wenn sie im Hochsommer uns den Effect der Sonnenstrahlung übermittelt.

Der Grad dieser Wirkung und die Höhe der Temperaturen, auf welche eine Wand erwärmt wird, ist von verschiedenen Umständen abhängig. Zunächst ist die Dicke der Wand von Einfluß. Je größer ihr Querdurchmesser ist, um so länger wird es dauern, bis die Wärme, die der äußeren Oberfläche durch die Sonnenstrahlen mitgetheilt wird, auf der inneren Seite ankommt; und je weiter der zurückgelegte Weg ist, um so mehr Steinmasse hat sich an der Aufnahme der Wärme betheiligt, und um so niedriger werden demnach die Temperaturen. Außerdem wird aber jede Wand nur während einer beschränkten Zeitdauer bestrahlt, und von dem Moment an, wo die Sonne sie verläßt, wird eine Abkühlung der erhitzten Oberfläche durch die viel kühlere äußere Luft und durch Abstrahlung gegen entferntere kältere Gegenstände erfolgen; unterdeß schreitet zwar die aufgenommene Wärme auch nach innen fort, aber unter stetiger Abnahme und daher immer langsamer; und bei unbegrenzter Dicke der Wand muß schließlich der Augenblick eintreten, wo die Abkühlung von außen so weit eingedrungen ist, daß diese nunmehr die letzte im Inneren noch vorhandene überschüssige Wärme aufzehrt. Bei einer sehr dicken Wand wird also dieser Wärmeausgleich noch stattfinden, ehe die innere Oberfläche überhaupt eine Temperaturerhöhung erfahren hat; während dünne Wände rasch von der aufgenommenen Wärme durchsetzt werden und auch an der inneren Seite hohe Temperaturen zeigen, ehe die nachfolgende Abkühlung jene erreicht.

Zweitens ist dann aber Dauer und Energie der Bestrahlung von wesentlichem Einfluß. Je länger die Sonne eine Wandfläche bescheint und je senkrechter ihre Strahlen auffallen, um so höhere Wärmegrade werden auftreten und um so schneller wird die Wärme die Wand durchsetzen. In dieser Beziehung ist also die Himmelsrichtung von größter Bedeutung; je nachdem eine Wand nach Norden, Süden, Osten oder Westen gerichtet ist, wird sie kürzer oder länger, energischer oder weniger intensiv bestrahlt werden und dem entsprechend auch andere Temperaturen an der inneren, dem Zimmer zugewandten Fläche auftreten lassen.

Unsere modernen Bauten haben nun meist eine Wanddicke von 50 Centimeter; man kann den Durchgang der Wärme durch solche Mauern direct beobachten, indem man empfindliche Thermometer in verschiedenen Tiefen in dieselben einlegt; und eine Reihe solcher Beobachtungen giebt uns dann leicht jeden wünschenswerthen Aufschluß über die Temperaturgrade, die wir bei der üblichen Bauart in einem Zimmer von bestimmter Lage und zu bestimmten Zeiten erwarten dürfen.

Die Nordwand eines Hauses wird so gut wie gar nicht von den Sonnenstrahlen getroffen; sie zeigt daher die Durchschnittstemperatur der Luft im Freien. — Anders dagegen die bestrahlten Hauswände. Eine z. B. nach Osten, mit geringer

Digitized by Google

Abweichung gegen Süden, gerichtete Mauer wird im Laufe des ganzen Vormittags von der Sonne beschienen. Die größte Erhitzung der äußeren Fläche tritt gegen Mittag ein; die Wärme verbreitet sich aber so langsam, daß die Innenfläche erst nach etwa 8 Stunden, also Abends um 8 oder 9 Uhr ihre höchste Wärme erreicht. Der Temperaturunterschied, der zu dieser Zeit gegenüber der unbestrahlten Nordwand besteht, ist ganz erheblich und beträgt an heiteren, sonnigen Tagen 3—4 Grad. — Aehnlich verhält sich eine West- und Südwand. Letztere, die von 9 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags von den kräftigsten Sonnenstrahlen getroffen wird, zeigt die Temperaturerhöhung auf der Innenseite circa 7 Stunden später als außen; die Zimmertemperatur steigt daher von 4 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und nimmt dann erst langsam ab. Hier lassen sich noch höhere Wärmegrade beobachten, als an der Ostwand. Beispielsweise zeigte an einem der letzten heißen Augusttage die Innenfläche einer Südwand $31^1/_2$ Grad Cels., während die Lufttemperatur zur selben Zeit nur 22 Grad betrug. — Auch bei der Westwand tritt hochgradige Erwärmung ein; und zwar fällt dieselbe hier fast ganz auf die Nachtzeit; sie beginnt — wiederum 6—8 Stunden, nachdem die Sonne die Wand berührt hat — um 8—9 Uhr Abends, erreicht den Höhepunkt etwa um 2 Uhr Nachts und ist noch bis zum Morgen hin deutlich fühlbar.

Ein wichtiger Umstand kommt noch hinzu. Da das Haus auch von oben, vom Dache her bestrahlt wird, während nach unten der kalte Erdboden und die Kellerräume für stete Abkühlung sorgen, ist die Erwärmung der Wohnräume auch nach der Etagenhöhe verschieden. Man kann sich leicht überzeugen, daß jede Wand einer 4. Etage um etwa 4 Grad wärmer ist, als die correspondirende Wand des Parterres; zwischen einer Nordwand des Parterres und der bestrahlten Südwand der 4. Etage können demnach sogar Differenzen bis 10 Grad und darüber bestehen.

Es liegt auf der Hand, daß solche Differenzen für unser Wohlbefinden von bedeutendem Einfluß sind und alle Uebergänge vom Behaglichen bis zum Unerträglichen einschließen.. — Erinnern wir uns, daß die Wärmeabgabe von unserem Körper zum weitaus größten Theil durch Abstrahlung an die Wände erfolgt und daher das Maß der Abkühlung in erster Linie von der Temperatur der Wände abhängt; und berücksichtigen wir ferner, daß die Luft der Zimmer ihre Temperatur derjenigen der Wände anpaßt, nicht aber umgekehrt, so geben uns jene hohen Wandtemperaturen eine völlig ausreichende Erklärung für die Einwirkungen der Wohnungen im Hochsommer.

An der Hand der kennen gelernten Zahlen ist es dann auch leicht zu bestimmen, welche Wohnräume am meisten zu einer fühlbaren Behinderung unserer Wärmeabgabe disponirt sind. Zunächst sind es die in oberen Etagen gelegenen Zimmer, ferner namentlich die nach Süden und Westen gerichteten. Außerdem kommt aber die Größe der bestrahlten Außenwand erheblich in Betracht. Bildet dieselbe die schmale Seite des Zimmers, oder ist sie reichlich mit Fenstern versehen, so ist die übermittelte Wärmemenge relativ gering. Ihren höchsten Betrag erreicht sie dagegen bei fensterlosen sogenannten Giebelwänden, die namentlich oft bei freistehenden Neubauten den Sonnenstrahlen eine enorme Fläche bieten; diese bilden dann kolossale Wärmemagazine, die anhaltend und im höchsten Grade die

Temperatur der anliegenden Zimmer zu beeinflussen vermögen. Jedes Fenster bildet eine immer nur günstig wirkende Unterbrechung solcher Steinmassen, denn gegen die Sonnenstrahlen, die durch die Fenster einfallen, sind wir längst gewohnt uns durch außen angebrachte Jalousieen und Vorhänge zu schützen, und die Fenster selbst vermögen keine Wärme aufzuspeichern, sondern nehmen die Lufttemperatur an, sobald die Sonne sie verlassen hat. Die Steinwände dagegen, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, täuschen uns nur einen Schutz gegen dieselben vor, während sie in Wahrheit lediglich eine zeitliche Verschiebung bewirken, und die Sonnenwärme uns gerade dann zukommen lassen, wenn sie uns am wenigsten erwünscht ist. — So sind auch viele der modernen Villen und Landhäuser, die, auf baumlosem Terrain erbaut, den ganzen Tag über allseitig bestrahlt werden, in hohem Grade disponirt, die Temperatur der Innenräume zu steigern; und die Bewohner befinden sich dort geradezu in einem Ofen, der anhaltend durch die Sonne geheizt wird.

Die unerträglichsten Hitzegrade kommen da zum Vorschein, wo eine im Innern des Hauses befindliche Wärmequelle, ein Küchenheerd oder dgl., neben der Bestrahlung eine Zimmerwand erwärmt, wie dies z. B. in besonders hohem Grade in Häusern vorkommt, in denen sich eine Conditorei oder Bäckerei befindet. Es kann beobachtet werden, daß in einem solchen Zimmer, dessen eine Wand von den Sonnenstrahlen, dessen andere durch einen Schornstein erwärmt wird, der Bewohner die Empfindung hochgradigsten Fiebers hat und sich ernstlich erkrankt wähnt; während die vermeintlichen Krankheitssymptome sich lediglich auf die erschwerte Wärmeabgabe und das damit verbundene unerträgliche Hitzegefühl zurückführen lassen, und nur durch die extrem hohen Wandtemperaturen hervorgerufen sind.

Je kleiner ein Zimmer, je dichter es von Menschen bewohnt und je geringfügiger die Menge von außen zutretender frischer Luft ist, um so lästiger wird natürlich der geschilderte Einfluß sich äußern. **Zeitlich** wird er namentlich dann ein hohes Maß erreichen, wenn hintereinander mehrere heiße Tage folgen; jeder läßt alsdann die Wände höher erwärmt zurück, und die Sonnenstrahlen des neuen Tages addiren ihre Wirkung zu immer größeren Werthen. Ferner werden namentlich dann die Extreme erreicht, wenn die Nächte warm und der Himmel bedeckt ist, weil alsdann die Wände nicht wie in heiteren Nächten ausstrahlen und sich abkühlen können, sondern die hohe Tagestemperatur fast unvermindert conserviren.

Sobald wir diese Verhältnisse der Erwärmung unserer Wohnhäuser richtig erkannt haben, ist es nun leicht, die therapeutischen Maßregeln abzuleiten, von denen wir eine Besserung der lästigen Zustände erwarten dürfen. Im Allgemeinen werden die Wände den richtigsten Angriffspunkt für alle Reformvorschläge bilden; diese müssen wir in irgend welcher Weise gegen die Erwärmung zu schützen suchen. Zunächst kann das dadurch geschehen, daß man ihre Dicke entsprechend berücksichtigt. In südlichen Klimaten kennt man unsere Construction von 50 Centimeter dicken Mauern kaum; dort sind die Wände entweder ganz außerordentlich dünn und leicht gebaut, und dann erhitzen sie sich unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen zwar sehr rasch und hochgradig, aber diese Erwärmung verschwindet auch ebenso rasch; sie bilden daher nur sehr kleine Wärmereservoire, die am Abend vollständig auskühlen und während des größten Theiles der langen Tropennacht keine Erwärmung des

Inneren veranlassen. Oder aber man baut dort Steinpaläste von enorm dicken Wandungen, welche die Tageswärme nicht zu durchdringen vermag, und die an der Innenfläche fast das ganze Jahr hindurch die gleiche mittlere Temperatur zeigen. Unsere Wohnungen nehmen eine sehr unzweckmäßige Mittelstellung ein; ihre Wände sind nicht dick genug, um die Wärme entsprechend abzuschwächen; und nicht dünn genug, um die aufgenommene Wärme rasch wieder abzugeben; und so kommen gerade bei den hier üblichen Dimensionen jene eigenthümlichen, anhaltenden und hohen Temperaturen unserer Wohnräume zu Stande. Von vielen Seiten wird neuerdings auf die mannichfaltigen Annehmlichkeiten und hygienischen Vortheile hingewiesen, welche leichtgebaute einstöckige Häuser, nach dem Muster der amerikanischen Familienhäuser, bieten; durch solche würden außerdem die hohen Etagen unserer casernenartigen Miethsgebäude und damit ein weiterer einflußreicher Factor des Wohnungsklima's vermieden werden. Aber alle derartige Fragen dürfen nicht aus einem einzelnen Gesichtspunkt beurtheilt werden, sondern unterliegen einer Concurrenz so vielseitiger Interessen, daß erst nach langem sorgfältigem Abwägen und nach Untersuchungen, die auch den Eigenthümlichkeiten der übrigen Jahreszeiten Rechnung tragen, eine zweckentsprechende Entscheidung möglich sein wird.

Sieht man von einer Aenderung der Mauerdicke ab, so ist es dennoch oft möglich, die Hauswände gegen die Sonnenstrahlung zu schützen. In wirksamster Weise kann dies durch eine Doppelwand geschehen, in deren Zwischenraum Luft circulirt. Wird die äußere Wand dann bestrahlt und erwärmt, so überträgt sich die Wärme von dieser zunächst auf die Luft, theilt sich aber der inneren Wandlage so gut wie gar nicht mit, weil die erwärmte Luft sehr rasch ihren Platz wechselt, nach oben entweicht und durch immer neu von unten aufrückende kalte Luftschichten ersetzt wird. — Eine solche Construction braucht nicht etwa aus theuerem Material zu sein; der Schutz nach außen kann vielmehr vollkommen ausreichend durch eine Bretterwand, durch Vorhänge von Leinwand oder Strohmatten, oder endlich durch ein Beranken der Wand mit Blattgewächsen gegeben werden. — Namentlich für die sonnigen Villen, die zum Landaufenthalt dienen, würden gewiß derartige periodische Vorrichtungen zweckmäßig sein und die geringen Unkosten reichlich durch ihre wohlthuende Wirkung aufwiegen. — Ebenso können Eisenbahnwagen, die ja theilweise mit dem luxuriösesten Comfort ausgerüstet werden, im Hochsommer nur dadurch einen behaglichen Aufenthalt gewähren, daß die Sonnenstrahlung von der Decke und den Seiten des Wagens durch solche Doppelwandungen abgehalten wird.

Häufig werden freilich alle eingreifenderen Aenderungen des Wohnhauses nicht ausführbar sein. Kann man alsdann die Wirkung der Strahlung nicht verhindern, so muß man wenigstens versuchen, ihr so viel wie möglich auszuweichen; und dies kann geschehen durch eine entsprechende Auswahl der Zimmer. Wir haben oben gesehen, daß ein Wohnraum zu der Zeit, wo die Sonne auf seinen Fenstern steht, keineswegs die höchsten Temperaturen zeigt, sobald nur das direkte Eindringen der Strahlen gehindert ist; sondern ein Zimmer, dessen Außenwand nach Osten gerichtet ist, ist Nachmittags am wärmsten, ein nach Süden gelegenes Zimmer am späten Abend, ein Westzimmer Nachts bis zum Morgen hin, und diese Effecte sind gerade bei fensterlosen Außenwänden am bedeutendsten. Wo es daher irgend angeht, sollte man vor allem als Schlafzimmer niemals Räume mit

nach Westen gerichteter Außenwand, und wo möglich auch keine Südzimmer benutzen, da letztere erst gegen Mitternacht anfangen sich abzukühlen.

Gesellt sich zu der zweckmäßigen Auswahl der Zimmer eine möglichste Vertheilung der Bewohner auf die vorhandenen Räume, namentlich während der Nachtzeit, so kann auf diese Weise den Einwirkungen übermäßiger Hitze sehr wirksam vorgebeugt werden. Man muß bedenken, daß jeder Mensch wieder für sich einen Ofen bildet, der die Umgebung heizt und die Luft außerdem mit Verbrennungsproducten verunreinigt. Halten sich im Hochsommer mehrere Bewohner in einem ungünstig gelegenen engen Raume längere Zeit auf, so können durch die Behinderung der Wärmeabgabe und die Anhäufung der ausgeathmeten Stoffe geradezu ernstliche Störungen der Gesundheit eintreten. Der Deutsche hängt zwar mit einer großen Beharrlichkeit an der üblichen Einrichtung der Wohnung, die den größten Raum stets zum unbenutzten Prunkzimmer und die kleinste Kammer zum Schlafraum bestimmt; und mit gleicher Hartnäckigkeit läßt er am liebsten in einer solchen engen Kammer die ganze Familie sich zusammendrängen. Aber vielleicht wird allmälig doch die Erkenntniß, daß die schlaflosen Nächte und die nachfolgende körperliche und geistige Schlaffheit wesentlich mit in diesen Gewohnheiten begründet sind, zu einer rationelleren Vertheilung der Zimmer und der Bewohner während der Hochsommermonate Anlaß geben.

Wenn es gar nicht möglich ist, die Wandtemperaturen zu ändern oder ihnen auszuweichen, so liegt die Erwägung nahe, ob denn nicht die Wärmeabgabe vom Körper mittelst Leitung oder Wasserverdunstung durch gewisse Vorrichtungen sich vermehren und auf diese Weise Abhilfe schaffen läßt. — In der That versucht man ja sehr häufig, durch Oeffnen der Fenster die Zimmerluft zu kühlen. Aber nach den oben gegebenen Auseinandersetzungen ist es klar, daß im Hochsommer diese Maßregel nur dann etwas wirken kann, wenn fortwährend in reichlichstem Maße Luft zugeführt wird. Sobald die Fenster geschlossen sind, erhitzt sich die Zimmerluft wieder an den wärmeren Wänden, und nach kurzer Zeit, verschieden nach der Größe des Raums, ist wieder dieselbe Temperatur hergestellt, die vor dem Lüften bestand. Auch die Athmungsproducte füllen eine stagnirende Luft außerordentlich rasch, und so kommt es, daß es für ein Schlafzimmer fast gleichgiltig ist, ob bis zum Abend die Fenster offen oder geschlossen gewesen sind; an heißen Tagen wird auch im ersteren Falle Temperatur und Beschaffenheit der Luft schon nach wenigen Nachtstunden unerträglich sein und sich wenig von der Luft eines ständig geschlossenen Raumes unterscheiden. — Von Erfolg ist nur eine dauernde Ventilation. Dringt fortwährend neue, kühle und reine Luft in's Zimmer, so ist dadurch allerdings eine Abkühlung der Wände, eine vermehrte Wärmeabgabe durch Leitung und eine Fortschaffung der Athmungsproducte möglich. Für solche dauernde Ventilation brauchen wir im Winter gar nicht extra zu sorgen; ist die Luft außen kalt und innen warm, so wird durch diese Temperaturdifferenz ein lebhafter Austausch hervorgerufen, der selbst durch die Ritzen und Fugen von Thüren und Fenstern und durch die feinen, unsichtbaren Oeffnungen gemauerter Wände große Mengen von Luft in's Zimmer schafft. In einigermaßen großen Räumen tritt daher im Winter keine Belästigung der Bewohner ein, selbst wenn Tage lang kein Fenster geöffnet wird. Im Sommer hört

dagegen jener wesentlichste Factor der natürlichen Ventilation — der große Wärmeunterschied zwischen außen und innen — völlig auf, und wir müssen künstlich nachhelfen und größere Oeffnungen herstellen, durch welche Zimmer- und Außenluft ungehindert communiciren können. Besonders ist dies für die Nachtzeit von Bedeutung; abgehärtete Naturen können im Schlafzimmer ganze Fensterflügel ohne Nachtheil offen lassen; für Empfindlichere läßt sich jede Zugluft vermeiden und doch reichliche Ventilation herstellen, wenn nur der obere Theil eines Fensters geöffnet wird, namentlich wenn dieser nach Art der sog. Sheringham'schen Klappe um eine horizontale Axe beweglich ist und sich öffnet, indem man ihn nach innen und unten etwas herabzieht; auf der so hergestellten schrägen Fläche wird die eintretende Luft aufwärts zur Decke des Zimmers geleitet und kommt erst mit dem Bewohner in Berührung, wenn sie sich mit einem großen Theil der Innenluft gemischt hat.

Häufig sucht man auch durch Wassersprengen und die dadurch bewirkte reichliche Verdunstung die Zimmerluft abzukühlen. Bei diesem Verfahren ist aber eben das Wirksame die Verwandlung von Wasser in Wasserdampf, und diese geht nur in ergiebigem Maße vor sich, wenn hinreichende Zufuhr von frischer Luft stattfindet. Daher ist im Freien, ferner in sehr großen Wohnräumen und bei geöffneten Fenstern wol eine Abkühlung durch stärkere Wasserverdunstung möglich; in kleinen Wohnungen aber ist die vorhandene und zutretende Luftmenge so gering und meist schon so mit Wasserdampf erfüllt, daß nur wenig Wasser mehr verdunsten kann. Der neugebildete Wasserdampf und die dadurch hervorgerufene größere Sättigung der Luft kann unter solchen Verhältnissen geradezu schädlich wirken und die Wärmeabgabe vom Körper noch mehr behindern; denn die Luft wird alsdann leicht auch ungeeignet, das vom Körper verdunstende Wasser aufzunehmen, und damit fällt dann dieser unterstützende Factor der Wärmeabgabe ganz fort.

Es ist nicht möglich, in Kurzem eine nur einigermaßen vollständige Uebersicht der Präventivmaßregeln zu geben, die mit Erfolg gegen die Einwirkungen unseres Hochsommerklima's in's Feld geführt werden können. Bei unbefangener Beobachtung wird man leicht erkennen, wie wir in Bezug auf noch manche andere Einrichtungen, Gewohnheiten und Gebräuche lediglich Bedacht nehmen auf die kalte Jahreszeit und auf schroffe Temperaturwechsel. Die heiße Periode lassen wir dagegen unbeachtet, und halten es nicht für der Mühe werth, ihretwegen besondere Vorkehrungen zu treffen oder unsere Lebensweise zu ändern. — Als ein hervorragendes Beispiel dieser Ignoranz oder Indolenz will ich nur noch die gebräuchliche Art der Pflege kleiner Kinder während des Hochsommers erwähnen. Kaum eine Mutter oder Wärterin scheint eine Idee davon zu haben, daß für die Kinder eine Abgabe der Körperwärme genau so nothwendig ist wie für die Erwachsenen, daß für fieberhaft erkrankte Kinder sogar die wesentlichste Therapie in einem kühlen, die Wärmeabgabe erleichternden Verhalten besteht. In denselben heißen Räumen, die der Erwachsene nur erträgt, wenn er Bekleidung und Lagerung des Körpers seinen Empfindungen einigermaßen anpaßt, und die er oft genug verläßt, um an frischer Luft sich zu erholen, werden die Säuglinge meist in dicke Binden und Tücher eingeschnürt und mit großen Federbetten allseitig umhüllt; eine Wärmeabgabe wird so fast zur Unmöglichkeit; die Kinder liegen stets in

Schweiß gebadet und gerathen allmälig in einen Zustand der Entkräftung und Schlaffheit, der sie dann den geringfügigsten Krankheiten unterliegen läßt. Es ist ganz zweifellos, daß wir eine viel geringere Sterblichkeit der Kinder zu beklagen haben werden, wenn wir ein kühleres Verhalten unserer übermäßig heißen Wohnungen und eine leichte, die freie Körperbewegung nicht hemmende Bekleidung und Bedeckung der Kinder durchzuführen suchen. Außerdem muß freilich von Seiten der communalen Behörde womöglich für eine solche Vervielfältigung freier, bepflanzter Plätze gesorgt werden, daß es den Bewohnern jeglichen Stadttheils leicht ist, die Kinder täglich aus den Wohnungen heraus und unter Bedingungen zu bringen, die eine reichlichere Wärmeabgabe gestatten.

Für den Erwachsenen mag das geschilderte Hochsommerklima nicht die Bedeutung eines direct krankmachenden Einflusses haben; sicher ist es und durch vielfältige Erfahrungen bestätigt, daß dasselbe unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit in höchstem Maße zu beeinträchtigen vermag. Gerade aber in unserer fieberhaft vorwärts strebenden Zeit, wo die Arbeitsleistung nach Quantität und Qualität eine so hohe Werthschätzung erfährt, muß es von Bedeutung sein, die Ursache eines jeden die Production lähmenden Einflusses kennen zu lernen, und daher müssen wir auch Mittel festzustellen suchen, welche unsere Wohnungen im Hochsommer derart gestalten, daß wir uns in ihnen gesund und behaglich fühlen und disponirt zu energischem, freudigem Schaffen.

Unser Interesse an den Südseeinseln.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle.

Am 23. Dezember des letzvergangenen Jahres vollzog sich ein für uns bedeutungsvolles Ereigniß im Angesicht Apia's, des Hauptortes der Samoa-Inseln: an Bord eines deutschen Kriegsschiffs wurden die neuen Grundrechte des samoanischen Staates verkündet in Gegenwart der Häupter aller acht bisherigen Theilstaaten des Archipels, welche von nun an Malietoa als König des Einheitsstaats auf dessen Lebenszeit anzuerkennen feierlich bekräftigten. Unsere Corvette Bismarck war als neutraler Boden zu diesem Act gewählt worden, und keinen deutlicheren Beweis ihres Zutrauens zur Ehrlichkeit der deutschen Reichspolitik konnten die Samoaner geben, als daß sie ihre langjährigen inneren Wirren, in denen bald die eine Partei englischen, bald die andere nordamerikanischen Schutz angerufen hatte, nun beilegten vor dem jüngst angelangten ersten Berufs-Consul des Deutschen Reichs in der Südsee, dem Corvetten-Kapitän Zembsch.

Was uns zu dieser, noch vor zehn Jahren von keinem erwarteten Machtstellung geführt hat auf jener anderen, vom größten aller Weltmeere bedeckten Erdhälfte — das ist in der letzten Zeit unter uns viel besprochen worden, nur nicht immer mit der unparteiischen Ruhe, welche statt auf betheiligte Personen auf die Sache blickt. Nur um das Urtheil derjenigen zu unterstützen, welche nicht Gelegenheit haben, tiefer in die reingeographischen und handelsgeographischen Verhältnisse der uns räumlich so fern liegenden Inseln einzubringen an der Hand größerer

Quellenwerke, doch aber auch nicht von einer beliebigen Zeitung sich fertige Urtheile über jene Angelegenheit aneignen möchten, soll hier in kurzen Zügen versucht werden zu umschreiben, was die Südseeinseln sind und was wir auf ihnen wollen.

Die ein ganzes Drittel der heutigen Erdoberfläche einnehmende Südsee ist der landärmste Raum der Erde und dennoch der inselreichste aller Oceane. Wir gedenken hier keineswegs die Zahl der im engeren Sinn sogenannten Südseeinseln zu bereichern mit dem australischen Inselgürtel, der von Neuguinea gen Südosten zieht; selbst im Stil unserer amtlichen Reichs-Veröffentlichungen werden zwar Gruppen wie die von Neu-Britannien und Neu-Irland, die Salomonen oder Hebriden, mit als „Südseeinseln" aufgeführt, jedoch kaum mit mehr Recht, als wollte man ein Gleiches mit Japan oder den Kurilen thun. Alle diejenigen Archipele, welche als abgelöste Randglieder ihrer benachbarten Festlande zu betrachten und mit ihnen noch heute durch Untiefen verbunden sind, mit zum continentalen „Sockel" gehören, schließen wir vielmehr nebst dem vereinsamten Neufeeland aus, behalten mithin nur jene freien Inselschwärme als Südseeinseln im eigentlichen Sinn übrig, welche aus tiefem Meere emporragend, meist eigenthümlich geordnete Reihen zwischen den beiden Wendekreisen darstellen, gehäufter in der Westhälfte ihres Meeres, weit vor Amerikas Küsten abschließend, zumal wenn wir die Galápagos-Gruppe zu Amerika schlagen wollen.

Als „australische Inseln" sollte man diese Südseeinseln fürder nicht mehr bezeichnen; der Mißgriff entstammt ja nur dem scholastischen Verlangen, alle Eilande irgend einem Erdtheile gleichwie seine Trabanten zuzuweisen. Selbst in ihren Gewächsen und Thieren sind unsere Inseln viel mehr Asien als Australien verwandt, zeigen aber auch in dieser Hinsicht so viel Eigenbesitz und Eigenart, daß man am besten thut, sie als eine selbständige Inselwelt zu behandeln und ihr etwa den Namen Polynesien zu geben.

Dieser Name trifft zu, denn wer möchte die vielen Hunderte von Inseln und Inselchen zählen, die auf unseren Karten oft nur wie Stäubchen erscheinen! Und doch, könnten wir sie mosaikartig an einander fügen, so würden wir noch nicht einmal die Landgröße des Königreichs Baiern herausbekommen. Nur drei Inseln, gewahren wir dabei, besitzen einen etwas größeren Umfang, dem von Corsica sich annähernd oder ihn übertreffend: im Norden Hawaii, im Südwesten die beiden größten Inselkörper der Fidschi-Gruppe. Schon zwischen diesen Riesen unter den Zwergen könnte man ganz Europa versenken, ja zwischen den, gewöhnlich mit zu den Carolinen gerechneten Pellew-Inseln im fernen Westen und dem Paumotu-Schwarm im äußersten Osten (die entlegenen Klippen der Oster-Insel und Sala y Gomez außer Betracht gelassen) würde Europa bequem zweimal Platz haben, mithin auch der riesenhafte asiatische Erdtheil noch vollauf Raum finden, selbst ohne die Endpunkte zu berühren.

Es ist der Wissenschaft des letzten Halbjahrhunderts gelungen, die Zerstreuung so massenhafter und dazu fast durchweg so ganz kleiner Inseln über ein derartig ungeheueres Meeresfeld zu erklären. Eine größere Ausnahme von der Regel, daß Inseln sich um die Festlande zu schaaren, die hohe See zu meiden pflegen, als die hier gegebene läßt sich allerdings auf Erden nicht entdecken. Diese Ausnahme ist jedoch in so fern nur eine scheinbare, als wir es hier mit einem im Laufe langwähren-

der Zeitalter der Erdgeschichte allmählich ins Meer versunkenen Welttheil zu thun haben; der Große Ocean erscheint uns als nasses Grab eines großen Festlandes, von dem wir nicht einmal mehr die Umrisse, nur noch die etwaige Vertheilung seiner Gebirge zu erkennen vermögen. Die bekannte Thatsache, daß riffbildende Korallenthierchen nur dicht unter der Oberfläche des Meeres zu bauen im Stande sind, zusammengehalten mit der anderen Thatsache, daß von den Küsten der Südseeinseln die Korallenkalkmassen bis in ungeheure Meerestiefen hinabreichen, bestätigt vollkommen die Ansicht von der im großartigsten Maßstabe (nach Höhenbetrag wie horizontalem Umfang) stattgehabten Senkung im Bereich des pacifischen Oceans. Die Milliarden schleimiger Riffpolypen führten in glücklicher Gegenwehr gegen das fortschreitende Sinken ihres Baugrundes die Kalkgebilde ihrer eigenen Aussonderung höher und höher; die ewig brüllende Brandung des „friedensstillen" Meeres trieb ihr Spiel mit den abgerissenen Zacken des Weiterbaus, dessen Zinnen durch die Ansammlung solcher zerkleinerter, in sandartigen Korallenkalk zermalmter Bruchstücke zuletzt über den Spiegel selbst der Fluthhöhe der See, wenn auch naturgemäß nur ganz flach emporwuchsen. Bisweilen sehen wir noch die oberste Spitze eines Berges jenes verschwundenen pacifischen Festlandes umgeben von dergleichen Krönungen unterseeischer Riffmauern, die, selten mehr als ein paar Meter hoch, oft noch niedriger und stets völlig eben, aus der Vogelschau betrachtet einen lückenreichen, verzogenen Ring zusammensetzen; zumeist indessen ist auch der letzte Rest der einstmals im Innern des Korallenkalk-Kranzes befindlichen Höhe längst versunken, und es umschließen dann die Kranzstücke als langgestreckte Flachinseln in oft beträchtlicher Vielzahl (bis zu 64, und doch nicht ohne Grund gewöhnlich als eine Insel gerechnet und benannt, zur Ebbezeit durch Hervortreten der meist sehr seichten Verbrückungen der Theilstücke natürlich in Umriß und Zahl der letzteren stark verändert) eine seichte Lagune, deren smaragdgrünes Gewässer malerisch absticht von dem tiefen Blau des ringsum tosenden Meeres jenseits der am Korallenriff weißschäumend gebrochenen Wellenkämme.

Schnurförmig geordnete Flachinseln wie die Carolinen und die rechtwinklig zu ihnen gereihten Marianen, Ralik, Ratak, werden wir demnach als Gedenksteine über der Stelle versunkener Kammgebirge uns zu denken haben; so ungefähr würden, von gleichartigem Schicksal betroffen, Wasgau und Schwarzwald in nordsüdlich auf einander folgenden Koralleninseln neben einer weit längeren westöstlichen Reihe, den Spuren der heutigen bairischen Alpen, in einem Meere erscheinen, welches unser Vaterland in seinem Schooße begraben hätte. Der auffälligste Umstand aber ist der, daß wo irgend uns in oder außer den Gruppen von korallinischen Flachinseln Hochinseln in der Südsee begegnen, dieselben von dunkelfarbigem, vulkanischen Gestein, von Basalt oder Lava zusammengesetzt sind. Der an allen seinen Rändern vulkanische Erscheinungen zeigende große Ocean ist also bis in sein Inneres vulkanisch; und sollten diese festlandfernen vulkanischen Inseln nicht erst nach Verschwinden des Südsee-Erdtheils aus dem Meere sich aufgeschüttet, sondern jenem selbst noch angehört haben, so müßten wir wohl annehmen, daß sie durch aufwärts drängende Bewegung vor dem Versinken mit ihrer Umgebung bewahrt geblieben seien. Nirgends nämlich finden sich im weiten Südseebereich andere als vulkanische Bergeshäupter und dennoch sträubt man sich gegen

die Anschauung, daß jenes vormalige Festland ausschließlich von Vulkanen bekrönt gewesen sei. Gerade wo wir ohne Riffumkränzung eines umschließenden Lagunenbeckens die erhabensten Südseeberge vor uns sehen, die hawaiische Inselgruppe mit noch ununterbrochener Thätigkeit ihrer riesenhafter Krater und einer Gipfelerhebung über diejenige der Jungfrau im Berner Oberland hinaus, haben wir in mehr denn 1000 Meter über den Seespiegel mit emporgehobenen Korallenriffmassen den unzweideutigsten Beweis zugleich vor uns, daß es auch im pacifischen Drittel der Erdoberfläche örtliche Hebungen von beträchtlicher Wirkung, wenn auch auf beschränkteren Gebieten gegeben hat und vermuthlich noch giebt. Je niedriger die Koralleneilande alle sind, um so eher sind sie dem Verschwinden in Folge secularer Senkung ausgesetzt; und so wird unsere Südseekarte, mag man noch so rüstig ihre Vervollkommnung betreiben, nie wohl für die Dauer bis ins einzelnste der Natur entsprechen. Der Oceanhimmel der Südsee ist reich an veränderlichen Inselsternen; neue leuchten auf, alte verlöschen.

Die an Zahl so viel geringeren Hochinseln, die, wie wir gesehen haben, nach Maßgabe ihrer Entstehung von den übrigen sich außer durch die Höhe auch noch durch ihre vulkanische Felsnatur, größeren Umfang und nicht so lang gezogene Gestalt unterscheiden, haben aus dem nämlichen geologischen Grund eine höchst eigenthümliche Flora und Fauna. Die Samoas, auch eine Hochinselgruppe, sind in dieser Hinsicht noch nicht hinlänglich vollständig untersucht, aber vom Fidschi- wie vom Hawaiischen Archipel wissen wir, daß jeder von beiden reichlich die Hälfte seiner Pflanzenschätze mit keinem anderen Theil der Welt gemein hat. Die Thierwelt der Inseln gibt uns sogar einen ungefähren Maßstab für Abschätzung des Alters jenes dereinstigen Südsee-Erdtheils an die Hand: die im Tertiäralter hauptsächlich vollzogene Ausbildung des Säugethiertypus ist nämlich diesen Inseln so gut wie gänzlich fremd geblieben; außer Fledermäusen ist auf ihnen niemals auch nur die geringste Spur einheimischer Säugethiere bemerkt worden, was doch wohl der Fall gewesen sein müßte, wenn die Vernichtung des Festlandes bis auf insulare Ueberreste nicht bereits in vortertiärer Zeit erfolgt wäre. So buntscheckig wie im übrigen die Lebenswelt der hohen Inseln, so eintönig ist die der Flacheilande. Aufgeschüttet von der brandenden Salzfluth, waren sie von vorn herein alles Lebens bar und ledig; erst mit der Zeit flog oder schwamm ihnen manches zu, und zumal die stromartige Bewegung des Meeres in der Nähe der Linie trug durch mit ihr treibende Gesäme und Früchte viel dazu bei, ihre Blöße zu decken, bis endlich der einwandernde Mensch diese Ausstattung nach seinem Nutzen vermehrte. Ein Angebinde vor allem stiftete allen unseren Inseln die Westfeste Amerika: in der westwärts ziehenden äquatorialen Meeresströmung schwammen die kopfgroßen Cocosnüsse an und schlangen, da die Keimkraft ihres Kernes durch die starke Faserhülle bestens gegen den Einfluß des Salzwassers geschützt ist, allmählich einen herrlichen Kranz schlanker Fiederblattpalmen um fast alle Inseln, hohe wie niedere. Ein rechtes Wahrzeichen also für diese sämmtlichen Inselfluren wurde die Cocospalme, ganz wie es die Dattelpalme ist für die Oasen der nordafrikanisch-arabischen Wüste. Sie gedeiht nirgends besser als dicht am Seestrand; den furchtbarsten Stürmen bietet sie Trotz: sie beugt wohl dann ihren schwanken Stamm tief hernieder, doch er bricht nicht, und selbst wenn ein Orkan ihr den stattlichen Schopf der mächtigen Blätter einmal rauben sollte,

daß sie zeitweise wie ein todtes Holz aussieht, zaubert sie nicht lange frisch zu ergrünen und gesellig mit den Genossen — denn sie kommt selten einsam vor, sondern in Waldbeständen — die Blüthentrauben wieder ersprießen zu lassen am Grunde des Blätterbusches, woraus dann die wuchtigen Früchte werden.

Von der überschwänglichsten Fruchtbarkeit der Hochinseln gibt es kaum eine Ausnahme; es sei denn daß neu ausgebrochene Lavamassen noch nicht die rechte Zeit zur Verwitterung gehabt haben oder vulkanische Asche (wie allein im Hawaiischen Archipel) den Boden deckt. Die überall waltende passatische Luftbewegung führt immer neue, immer mit Feuchtigkeit gesättigte Luftmassen herbei; die Feuchtigkeit verdichtet sich an den felsigen Höhen, umkleidet sie mit Wolken, schmückt sie mit dichtestem Wald und gibt unzähligen Quellen den Ursprung, die, lustig in Cascaden die schluchtig ausgetieften Steilgehänge hinabtanzend, Silberstreifen durch das mannigfache, nie erbleichende Grün der Waldung ziehen, und deren Gewässer, durch die schattige Ueberwachsung vor dem heißen Sonnenstrahl geschirmt, erquickenderes Bad gewährt als die ewig laue Welle des Strandes. Indessen Georg Forster's begeisterte Schilderung der zauberischen Reize Taïti's hat unter uns die unberechtigte Verallgemeinerung hervorgerufen, als seien sämmtliche Südseeinseln irdische Paradiese. Um das sein zu können, fehlt gar mancher der Flachinseln der eigentliche Fruchtbarkeitshebel: die ausreichende Benetzung; ja selbst zur künstlichen Berieselung gebricht es gar nicht selten am nöthigen Wasservorrath, Quellenbildung ist auf den flachen Tennen des Korallensandes vollends eine bare Unmöglichkeit. Während man auf den Samoas eine echt tropische Regenfülle von mehr als dritthalb Meter im Jahr selbst an der Küste kennt, bezeugt das Vorkommen von Guano-Inseln unfern des Aequators (von der Längenlage der Fidschis bis zu der der Gesellschafts-Inseln) stellenweise die drückendste Regenarmuth. Jahr aus Jahr ein bläst hier der Passat, aber zur Verdichtung seines Wassergases ist nicht die mindeste Höhe vorhanden; man erlebt es da wohl, daß ein Regenschauer vom Meere her naht, sich jedoch spaltet über dem Gluthhitze ausstrahlenden kahlen Scheitel der kleinen Koralleninsel, welche somit nur Seevögeln zur Rast dienen kann, denen das Meer den Tisch deckt; höchstens zur Nachtzeit, wo der Korallensand seine Wärme rascher ausstrahlt als die Seefläche, tränkt ein flüchtiger Regen den dürstenden Boden. Dergleichen Wüsten im tropischen Weltmeer sind auch außerhalb der Südsee wohl bekannt; und wenn die größeren Gruppen der niederen Südseeinseln nicht das Loos der eben gedachten Guano-Inseln theilen, so verdanken sie das entweder der Einmischung von Hoch-Inseln, die auch unter jenen nicht ganz zu fehlen pflegen, oder der von ihren geräumigeren Flächen zur Zeit der zenithalen Sonne stärker aufwärts gehenden Luftströmung, welche von der Höhe herab dann Niederschlag erzeugt. Immerhin ist die Dürre eine drohende Geisel der niedrigen Inseln, sie schlägt mitunter die sorglosen Insulaner geradezu mit Hungersnoth und nöthigt sie stets ihr Trinkwasser in Cisternen oder künstlichen Teichen zu sammeln. Viel weniger peinigt die Hitze, da der Seewind beständig, am frischesten eben zur heißesten Tageszeit Kühlung fächelt; eine ausgezeichnet gleichmäßige Temperatur von gegen oder etwas über 25° C. herrscht überall. Die mittlere Jahreswärme der Samoas z. B. (26.8°) erleidet nur Schwankungen um wenige Grade im Verlauf des Jahres wie des Tages; der Linie nicht um voll 14 Breitengrade entrückt, verharrt die

durch gewaltige Tropenregen ermäßigte Sommerwärme stets so nahe bei ihrem Mittelwerth von 28°, daß nie daselbst solch extreme Hitzgrade gemessen wurden wie an überheißen deutschen Sommertagen, und vollends wonnig ist die schöne Winterzeit, wo bei regelmäßigstem Anwehen des Passats doch noch nie unter 18° im Schatten beobachtet wurde. Es ist ein Klima, an das sich der Deutsche erfahrungsmäßig recht gut gewöhnen kann.

Wir verweilen nicht ausführlicher bei den Zuständen der Eingeborenen. Die Papûas, d. h. im Malaiischen „Krausköpfe", eine dunkelhäutige Rasse mit oft kühnem Gesichtsausdruck, scharf geschnittnem Profil, namentlich schmal hervortretender Nase und jener bisweilen wollsackartig gethürmten Haarkrone bewohnen nur den südwestlichsten, den Fidschi-Archipel; im übrigen verbreiten sie sich zu anderthalb Millionen über die australischen Inseln. Ihre beträchtliche Kopfzahl (allein auf den Fidschis sich auf 116,000 belaufend) macht sie für die wichtige Frage der Beschaffung von Arbeitskräften um so werthvoller, als sie geistig und körperlich durchschnittlich gut beanlagt und erwerbslustig sind, obwohl sie noch theilweise den Eindruck der „Wilden" machen und die Menschenfresserei noch nicht aller Orten abthaten. Auf allen Südsee-Archipelen, welche jenem papuanischen Wohnraum (Neu-Guinea bis Fidschi) nordwärts gegenüber liegen, vermuthet man mit gutem Grund Mischung von Papûas und Polynesiern, was zu der aussondernden Gesammt-Bezeichnung jener Gruppen (östlich bis zu den Gilbert- oder Kingswill-Inseln) als „Mikronesien" geführt hat. Diese westlichsten Südsee-Inseln waren ja auch zu allererst der polynesischen Zuwanderung ausgesetzt, die, wie niemand mehr bezweifelt, vom Malaien-Archipel Südost-Asiens ausging. Als unvermischte Malaien sind die „Polynesier" wahrscheinlich erst im Laufe des Mittelalters in die vor ihnen unbewohnten Inselschaaren der ferneren Südsee gelangt und hier zu einer geographisch bedingten Varietät ihrer malaiischen Rasse umgestaltet worden. Sie blieben nicht die verschlossen in sich gekehrten Malaien; sie entfalteten die mitgebrachte Kunst Boote zu bauen, mit Segel und Ruder zu lenken, durch Ausleger gegen das Umschlagen zu sichern, in der neuen Meeres-Heimat recht anerkennenswerth, begannen überhaupt ein halb amphibisches Leben als Ruderer, Schwimmer und Taucher; wie die Jonier des Alterthums holten sie ihre animalische Kost vorzüglich aus dem Meer und wie die Jonier lebten diese hübschen, schlicht- oder lockenhaarigen braunen Menschen fröhlich, oft ausschweifend sinnlich genießend in den blauen Tag hinein. Die Yams-Knolle oder die Wurzel des Taro, einer Aroidee, gab ohne viel Mühe zu fordern gute Mehlspeise, der eingeführte Brodfruchtbaum lieferte in seinen großen Kugelfrüchten ein nahrhaftes und schmackhaftes Brod fast schon fertig zur Tafel, daß man die Fruchtscheiben nur zwischen heißen Steinen zu rösten brauchte, der duftige Pandanus, Ananas und Bananen schenkten herrlichstes Obst; zum Festtag ließ man mit Fisch, Muscheln und Schildkröten Schweine- und leckere Hundebraten abwechseln. Wie man nicht Getreide zu bauen oder Weidewirthschaft zu treiben hatte, so brauchte man auch nicht zu weben; die Bastrinde des Papiermaulbeerbaums lieferte geschmeidigste Gewandung, und viel bedurfte es deren unter solchem Himmel nicht. Eisen kannte man nirgends, indessen hatte man auch kein Schlichtbeil nöthig, um aus dem so vielseitig nützlichen Bambus alsbald ein wohnliches Haus mit dichtem Blätterdach zu bauen. Alles lieferte die Natur auch auf den quellenleeren Inseln

den labenden Trunk in der kühlen Milch der noch nicht ausgereiften Cocosnuß. Aber die Natur verführte eben dadurch zumal auf den üppig bewachsenen Hochinseln zum seligsten Schlaraffenthum mit all seinen bösen Schatten im Gefolge, was sich noch durch die eigenthümlich communistische Gemeindeverfassung verschlimmerte, die dem Einzelnen aus dem Volk das Sondereigenthum nicht gewährte, folglich den Erwerbssinn gar nicht entwickelte. Nur die ärmeren mikronesischen Gruppen stellen noch heute neben den Papuas brauchbare Arbeitskräfte; und im Ganzen beträgt auch gegenwärtig, wo die Polynesier nach der Berührung mit Europäern vielfachen Krankheiten verfielen, die Zahl der Bewohner sämmtlicher Südsee-Inseln, also die seit 1874 englischen Fidschis mit ihrer unmittelbar hiernach durch eine entsetzliche Masern-Epidemie stark gelichteten Bevölkerung mit eingerechnet, noch keine halbe Million.

Unsere Machtstellung in dieser wunderbaren Südsee-Welt ist nun mit dem einen Satz gekennzeichnet: wir beherrschen durch unseren Handel und unser Plantagenwesen die dortigen wirthschaftlichen Verhältnisse mehr als irgend eine andere Culturnation. Von Mitte der vierziger bis Ende der sechziger Jahre hat sich unter Führung des Hamburger Kaufhauses Godeffroy dieser Umschwung vollzogen, der uns den unerwartetsten Vorsprung verschafft hat nicht allein vor den Franzosen, den Beherrschern der südostpacifischen Archipele von Taïti aus, sondern sogar vor den handelsmächtigen Engländern und Nordamerikanern, die so weite Küstenstrecken im australischen Südwest oder an der entgegengesetzten Seite dieses Oceans ihr eigen nennen, mithin schon deshalb ein hervorragendes Interesse am Productions- und Handelswesen der Südsee haben müssen.

Im Stile des gewöhnlichen Tauschhandels ist auch der deutsche Handelsverkehr im Bereich dieses großen Weltmeers entstanden, wo er wie vormals unter hanseatischer Flagge auf dem engen Schauplatz der Nord- und Ostsee die vorörtliche Stellung einnehmen sollte. Von Anfang an war es die Cocosnuß, welche diese weiten Ausfahrten hauptsächlich lohnte. Anstatt die schweren und im Innenraum des Kerns noch dazu hohlen Nüsse zu verfrachten, legte sich zuerst Godeffroy, dann auch andere Großhändler wie der Mainzer Hernsheim, die Firma Ruge und Hedemann u. a. darauf, an Ort und Stelle den Cocoskern ausbrechen und trocknen zu lassen, um die so gewonnenen scherbenartigen Stücke, die sogenannte Copra, in den Schiffsraum zu füllen und daheim maschinenmäßig auspressen zu lassen. Das hatte nicht bloß den Vortheil, daß das Cocosöl, auf dessen Gewinn es zunächst abgesehen war, viel reiner und vollständiger aus der Copra gezogen wurde als es jemals durch Handpressung seitens der braunen Insulaner möglich gewesen wäre, sondern man verfügte nun auch über den Pressungsrückstand, der vorher auf den Südseeinseln verfaulte oder höchstens hie und da zur dortigen Schweinemast diente, jetzt aber in nahrhaften Cocoskuchen ein vortreffliches Futter besonders für unser Rindvieh darbietet, so daß sich große Fabriken in Hamburg, Berlin, Magdeburg gleichzeitig mit der Verwerthung der Copra zu Oelgewinnung wie zur Herstellung von Cocoskuchen beschäftigen.

Es war leicht ersichtlich, daß es sehr viel vortheilhafter sein müsse, die Copra, welche auf dem Londoner oder Hamburger Markt einen Preis bis zu 480 Mark für die Tonne (20 Ctr.) erzielt, nicht durch zeitraubendes Herumfahren

Digitized by Google

in der Südsee von den meist so sorglosen Insulanern für Tauschwaare einzuhandeln, sondern selbst zu gewinnen durch Plantagenbau. Vorwiegend flache Inseln wie die Tonga's unfern der Samoas können Hunderttausende dieser herrlichen Palmen tragen, von denen 60 genügen um eine Toune Copra zu erhalten. Die felsigen Hochinseln, unwegsam und großentheils urwalderfüllt in ihrem Innern, erheischten freilich, sobald man über ihre Küsten (die fast allein bisher bewohnten und bebauten Theile derselben) mit den Pflanzungen tiefer eindringen wollte, harte Rodungsarbeit; dann aber hatte man sich auch den denkbar herrlichsten Boden erobert für die vortheilhaftesten Culturen, nicht nur von Cocos und Baumwolle, nein auch von Kaffee und Zuckerrohr, um geringere, aber nicht minder glückliche Acclimatisationsversuche wie die der Vanille hier nicht weiter zu berühren.

So wurde im natürlichen Fortgang der Dinge der deutsche Kaufmann zum Pflanzer. Als solcher erst vermochte er seine Handelsunternehmungen großartig zu entwickeln, als solcher begann er auch erst einen erziehenden Einfluß umfassenderer Art auf die Insulaner zu üben. Denn zur Pflege der Plantagen, zur Vorbereitung der Copra oder der Baumwolle für die Ladung bedurfte man unbedingt der Eingeborenen; angeworben für mehrere Jahre, ziehen dieselben seit Jahren zu Tausenden Hunderte von Meilen weit auf Godeffroy'sche oder Hernsheim'sche Plantagen, hauptsächlich nach Upolu, der zweitgrößten der Samoa-Inseln, wo die größten unserer Pflanzungen sich befinden und noch fast zehnmal größere Areale von Godeffroy behufs weiterer derartiger Anlagen erworben wurden. Die humane Behandlung dieser polynesischen, micronesischen und papuanischen Arbeiter hat schnell die Lust nach solcher Beschäftigung weit und breit unter den Inselbewohnern erregt; ganze Familien verbingen sich so auf die deutschen Plantagen, um als ganz andere, ein erstes Mal an den Segen der stetigen Arbeit gewöhnte Menschen auf ihre Inseln dann heimzukehren, die sie als scheue, träge, halbwilde Leute vor wenigen Jahren verlassen hatten.

Es ist hier nicht der Ort die Frage nach dem Reingewinn des Südseegeschäfts ziffernmäßig zu erörtern. Seine Hauptbedeutung wird wohl dauernd in der Copra-Gewinnung liegen, und daß diese bei dem angeführten hohen Marktpreis der Waare, andererseits bei der Wohlfeilheit der Plantagenarbeit eine so vorzügliche als sichere Rente abwirft, ist keinem Zweifel unterworfen. Für größere Baumwollenernten mangelt es den Inseln an Raum, so seidenähnlich auch die Südseefaser sich in deutschen und Lyoner Fabriken bewährt. Dagegen birgt Zucker- und Kaffeebau auf den dazu so vorzüglich geeigneten Hochinseln eine ähnliche Zukunftsgröße wie sie in den letzten Jahrzehnten auf Mauritius erreicht ist. Unsere deutsche Südsee-Politik hat, wie man sieht, einen sehr realen Inhalt schon in der Gegenwart; sie faßt aber offenbar eine weitere Zukunft ins Auge, der es beschieden ist bei redlichem und rüstigem Weiterarbeiten auf den bereits gegebenen Grundlagen noch viel größeres zu schaffen. Es ist nicht deutsche Art, das Kleine zu verachten; am ungerechtfertigsten aber wäre diese Verachtung des Kleinen, wenn es einen zum Aufleben drängenden Keim betrifft, und in solchem Werdezustand eben gewahren wir das ganze Südseegeschäft.

Viel ist für uns zu gewinnen, viel für uns zu verlieren in der Südsee. Ein Erddrittel unter vorherrschend deutscher Flagge — das ist ein Triumph, den

sich unsere Väter nicht hätten träumen lassen! Gäbe das Deutsche Reich diese dem Geschick und der Ausdauer unserer Großhändler zu verdankende Stellung deutscher Nation den fremden Mitbewohnern preis, so handelte es nicht nur pflichtwidrig an einigen kaufmännischen Firmen, sondern an der Ehre von Staat und Volk. Kein einziger der von Reichs wegen mit jenen Inselkönigen von der Tonga- bis zur Hawaiischen Gruppe abgeschlossenen Verträge bereitet politische Annexionen vor, aber jeder nimmt die bestehenden Handels- und Besitzinteressen deutscher Reichsbürger wahr, um ihnen gedeihliche Fortführung auf dem glücklich beschrittenen Wege zu sichern. Noch jüngst ertönte von unsern Landsleuten der Ruf an den Reichskanzler, er möge die Samoas, diesen Mittelpunkt der deutschen Südseehandlung, zum Reichsbesitz machen. Wir denken, der Eingangs gedachte Act der Befriedung und gesetzlichen Ordnung jenes Archipels ist ein heilsameres Vorgehen. Wir haben damit die beste Gewähr erhalten, daß unser Meistberechtigungsvertrag vom 24. Januar 1879 treu eingehalten wird.

Und was anders besagt der Vertrag gleich den anderen ähnlich lautenden, die wir nicht ohne Zeigen der Kanonen unserer Kriegsschiffe erreicht haben, — was anders als den festen Willen, keiner fremden Macht ein Uebergewicht auf jenen Inseln einzuräumen, welches zur Lahmlegung der segensreichen deutschen Unternehmungen benutzt werden könnte? Unter dem rings um den Erdball heutzutage willig oder unwillig anerkannten starken Schutz unseres jugendstarken, aber nie in seiner äußeren Politik jugendlich übermüthigen Reichs, mag der Deutsche auf den kleinen Eilanden des fernen Weltmeers seinen Fleiß und seine praktische Befähigung im überseeischen Großhandel, im colonisatorischen Schulen fremder Rassen zu doppelseitigem Vortheil, in der selbstbewußten Haltung gegen jene blutsverwandten, mehrfach in solcher Hinsicht uns weit überlegenen Nationen üben, um hoffentlich dereinst auf größerem Schauplatz zu zeigen, daß er sich nicht berufen fühlt in anderen Erdtheilen allein für lachende Erben seiner Arbeitsfrüchte Kopf und Arm zu regen!

Literarisches.

Aus meinem Leben. Von **Louis Schneider.** 3 Bände, 2. Auflage. Berlin 1879. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

In den vorliegenden, mit großer Liberalität und Luxus buchhändlerisch ausgestatteten drei Bänden wird den Lesern eine Selbstbiographie des kürzlich verstorbenen Schauspieldichters und früheren Schauspielers, nachmaligen Geheimen Hofrath Louis Schneider, des langjährigen Vorlesers sowohl bei dem verstorbenen Könige Friedrich Wilhelm IV. als beim jetzigen deutschen Kaiser gegeben. Der Biograph führt seine Leser in die kleinen Ereignisse seines kindlichen Lebens mit einer Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung ein und entwickelt dabei durchweg einen so glücklichen und köstlichen Humor, auch werden dabei alle Erlebnisse von ihm so anschaulich und offenherzig geschildert, daß gleich von vorn herein ein lebhaftes Interesse an der Darstellung erweckt und dieses in immer zunehmendem Maße forterhalten wird. Louis Schneider war der Sohn eines Musikers bei der Berliner Hof-Theaterkapelle, der, als die Kapelle in Folge der napoleonischen Invasion sich auflöste, in Rußland seinen und seiner Familie Unterhalt durch Concerte und Theater fristete, an welchem letzteren der kleine Louis seine regelmäßige Betheiligung fand. Es folgen dann die Flegeljahre, wie der Selbstschreiber seine spätere Knaben- und Jünglingsperiode unverhohlen nennt, und darnach beginnt die Schilderung von seinem Wirken als Schauspieler und Theaterdichter sowie von seiner schriftstellerischen Thätigkeit für die preußische Armee, für welche der ehemalige Neuchateler Garde-Schütze sein ganzes Leben hindurch eine begeisterte Vorliebe bewahrt hat. Als Schauspieler genoß er den Vorzug, zu den Schaustellungen im Palais König Friedrich Wilhelms III. zugezogen zu werden, auch seine Theaterstücke dort aufgeführt zu sehen,

wobei er sich des besonderen Wohlwollens dieses Monarchen erfreuen konnte. Zwei Eigenthümlichkeiten sind es nun, welche Louis Schneider characteristisch auszeichnen und durch sein ganzes Leben allem seinem Thun und Denken ein besonderes Relief geben, nämlich einmal seine unbedingte und blinde Anhänglichkeit an das preußische Königshaus und dann seine begeisterten russischen Sympathien, welche beide er mit der ihm eigenen Geradheit beständig zur Schau getragen hat. Diese zweifache Neigung seines Characters bildet dann gleichsam den rothen Faden, der sich durch seine Lebensbeschreibung hindurchzieht, und von ihr aus muß auch seine Darstellung aufgefaßt werden, wenn sie die zutreffende Beurtheilung finden soll. Am prägnantesten äußert sie sich in seiner Schilderung von dem großen Manoeuvre in Kalisch und von dem Augenblick ab, wo er zum ersten Male als Vorleser in den engeren Abendzirkel König Friedrich Wilhelms IV. eingeführt ist, bis zum Schlusse des Buches findet namentlich die tiefe Ehrfurcht vor dem Königshause ihren ununterbrochenen Ausdruck, wie es denn undenkbar für ihn ist, sich anders als im schwarzen Frack und weißer Halsbinde seinem Herrscher zu nahen. So erfüllte denn auch die Revolutionsperiode des Jahres 1848 ihn mit ganz besonderer Indignation, und die mißliebigen Scenen, die ihm damals nicht erspart blieben, veranlaßten ihn, daß er der Bühne dauernd entsagte und auch Berlin den Rücken kehrend, sein bleibendes Asyl fortan in Potsdam wählte. Den Schwerpunkt und unzweifelhaft den interessantesten Theil von dem ganzen Buche bildet der Schluß desselben im dritten Bande, nämlich die überaus anregend und lebhaft wiedergegebene Schilderung von den Erlebnissen des Selbsterzählers während des österreichischen Feldzuges vom Jahre 1866 und des jüngsten französischen Krieges, welche beide er im großen Hauptquartier des Königs als dessen Berichterstatter über alle sich dabei zutragenden Ereignisse und zugleich als Kriegs-Correspondent der neuen preußischen (Kreuz-) Zeitung sowie des officiellen Staatsanzeigers mit durchgemacht hat. Der ungemein klare Blick und die practische und lebenskluge Auffassung, die den Selbstbiographen für die ihn umgebenden Verhältnisse und Personen immer die richtige Beurtheilung finden läßt, im Vereine mit seinem beständigen Verkehr mit den höchsten und bedeutendsten Persönlichkeiten, lassen gerade diese Schilderungen seiner Kriegserlebnisse ganz besonders fesselnd und anziehend erscheinen und geben ihnen einen augenfälligen Vorzug vor den zahlreichen Kriegsbeschreibungen ähnlicher Art. Wenn so aber der Leser am Schlusse des dritten Bandes das Buch mit dem lebhaften Bedauern, daß es schon zu Ende ist, zur Seite legt, kann ihm die Mittheilung vielleicht zur Beruhigung dienen und ihm Freude machen, daß ein Nachtrag, und zwar noch dazu der wichtigste und bedeutsamste Theil der hinterlassenen Aufzeichnungen Louis Schneider's, bereits fertig da liegt, mit dessen Veröffentlichung aus leicht erklärlichen Gründen noch zurückgehalten wird. Es sind dies seine den König und späteren Kaiser Wilhelm und seine Thätigkeit für ihn betreffenden Aufzeichnungen (Band III, Seite 251), welche von ihm jedesmal dem Monarchen zur Prüfung und Bewilligung vorgelegt wurden und in denen nach der Behauptung des Verfassers am Schlusse seines Werkes (Band III, Seite 356) die eigenhändigen Correcturen des Kaisers für die Zukunft das Werthvollste sind.

Nach Allem stellt diese Lebensgeschichte einen werthvollen Beitrag zum besseren Verständniß und zur Beurtheilung der Geschichte der Neuzeit und im Speciellen des berliner Hoflebens unter den beiden dem jetzigen Kaiser vorangegangenen Monarchen dar.

—e.

Aus Aegyptens Vorzeit. Von Prof. **Dr. F. J. Lauth.** Berlin Theodor Hofmann 1880. Lief. 1 u. 2.

Wir haben bisher kein gediegenes umfassendes Buch über Egyptens Vorzeit, welches allgemein verständlich behandelt wäre, besessen, es ist deshalb erfreulich, daß ein so bekannter Egyptologe wie Professor Lauth in München sich einer solchen Arbeit unterzogen hat. In der soeben erschienenen zweiten Lieferung sind das Herrscherhaus der Thinyten, die Dynastien von Memphis, die großen Pyramiden und der Androsphinx, die Elephantiner, und die Dreitheilung des Reiches geschildert. Der Autor versteht es, das Thema auch für den Laien interessant zu gestalten, nirgends wird der Leser, der nicht die egyptischen Sagen und die Geschichte kennt, auf Schwierigkeiten in Betreff des Verständnisses des Buches stoßen und trotzdem findet auch der Fachmann einen reichen und werthvollen Stoff für Studien und eigne Arbeiten.

Ueber Metaphysik. Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles von **J. Barthélemy Saint Hilaire.** Deutsch von E. P. Goerges. Verlag von Theobald Grieben Berlin.

Aristoteles wurde durch seinen frühzeitigen Tod daran verhindert, die letzte Hand an seine Schriften zu legen, so daß dieselben in dem Zustande größter Unordnung auf uns gekommen sind. Seit mehreren Jahrzehnten hat Barthélemy Saint Hilaire sich mit dem Studium des Aristoteles beschäftigt und allmählich sämmtliche erhaltene Schriften des griechischen Philosophen übersetzt und mit Noten versehen. Die obengenannte Schrift darf als Quintessenz dieser langjährigen Studien und als Resumé einer seit mehr als vierzig Jahren fortgesetzten Reihe von Veröffentlichungen betrachtet werden. Jeder Gebildete wird durch diese Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles die unsterblichen Leistungen des großen Philosophen näher kennen und würdigen zu lernen im Stande sein, ohne sich durch die streng wissenschaftliche Fach-

literatur durcharbeiten zu müssen. In unsrer Zeit sind philosophische Kenntnisse für jeden nöthig; wer deshalb über Aristoteles nicht nur oberflächlich sich belehren will, dem kann diese kleine Schrift von Hilaire sehr empfohlen werden.

Wichtige Tagesfragen. Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik von **K. Birnbaum.** Berlin, Verlag von Th. Hofmann.

Eine große Gruppe von Interessenvertretern haben die wirthschaftlichen Angelegenheiten zum Ausgangspunkte von Parteibildungen gemacht, hierdurch sind so viele kleine und größere Parteien in den letzten Jahren entstanden, daß es nöthig und nützlich ist, die verschiedenen Standpunkte und Bestrebungen derselben zu beleuchten. Prof. Birnbaum, dem Verfasser des vorliegenden Werkes, ist diese Aufgabe vortrefflich gelungen. In interessanter und leicht verständlicher Form führt er uns tiefer in das wirthschaftliche Parteileben ein, er zeigt uns die Anschauungen der Merkantilisten und Physiokraten, der Socialisten in Frankreich, und schildert das Wirthschaftsprogramm der klerikalen Arbeitervereine, der Agrarier und der Socialconservativen, u. a., so daß man ein umfassendes Bild von allen Parteien erhält. In ebenso ausführlicher Weise werden in dem Werke die wirthschaftlichen Hauptaufgaben beleuchtet, wie das Lohnsystem und die Productivassociation, das Arbeiterrecht und die Fabrikgesetzgebung, die directe und indirecte Besteuerung, die Staatsproduction, das Kleingewerbe und die Handwerker, die Förderung der Bodenproduction u. a.

Das Werk kann deshalb als ein vorzügliches populäres Lehr- und Handbuch Allen, die sich für die Wirthschaftspolitik interessiren, empfohlen werden und wird Vielen über manche wichtige Fragen unsrer Zeit eine größere Klarheit geben.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks von **Willibald Koch.** Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp.

In unserer Zeit, wo überall aus Handwerker-Kreisen Stimmen laut werden, die nach einer Besserung unserer gewerblichen Zustände verlangen, war es ein guter Gedanke, eine kurze Geschichte des deutschen Handwerks in populärer Form zu schreiben. Der Verfasser bietet uns, nach einem kurzen Ueberblick der frühesten Zeiten des Handwerks eine eingehendere Schilderung des Zunftwesens vom 13. Jahrhundert bis zum Erlaß der Reichszunftordnung vom Jahr 1731. Das Buch ist in erster Linie für Leser aus dem Gewerbestande bestimmt, aber dasselbe gewährt neben einer Fülle interessanter Daten so manchen Einblick in das städtische Culturleben jener Zeiten, (namentlich in den Kapiteln über die Uniformgesetze und über die Handwerkerfeste), daß es auch wol anderen Kreisen willkommen sein dürfte. Zugleich bildet dasselbe aber auch seinem ganzen Inhalte nach eine ernste Warnung vor der Rückkehr zu den verrotteten Zuständen des alten Zunftwesens, die wol beherzigt zu werden verdient. Im Schlußkapitel plaidirt der Verfasser für die Bildung **freier Innungen**, denen auf dem Wege der Gesetzgebung bestimmte gewerberechtliche Befugnisse zugewiesen werden sollen, eine Anschauung, der wir nur beipflichten können. Sm.

Die Wirthschaftlich-socialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete. Von **Gamz,** Regierungs-Assessor. Berlin. Carl Heymanns Verlag. 1880.

Die vorstehende Arbeit enthält dankenswerthe Vorschläge zur Wiederherstellung des deutschen Gesellschaftslebens, das während der Dauer des Socialistengesetzes sich in einem anormalen Zustande befindet. Die Präpositionen des Verfassers, welcher ein nicht sehr vielseitiger Verfechter bureaukratischer Schutzzöllnerei ist, werden vielfach auf Widerstand stoßen, nichtsdestoweniger enthalten dieselben durchaus werthvolle Anregung und kommen zu dem Resultat, das allgemeine Würdigung verdient, eine socialpolitische Enquête zu sachgemäßer Anschauung der Classengegensätze, insoweit dieselben unberechtigt sind, zu empfehlen. Was die technische Anordnung des Stoffes betrifft, so hätten wir gewünscht, daß die einzelnen Rubra, welche die Capitel enthalten, mit Marginalien versehen wären; bei Kapiteln von 50 bis 70 Seiten mit vielen Unterabtheilungen ist die Anfügung der Inhaltsangabe am Rande eine dem Leser schuldige Rücksicht.

Der moderne musikalische Zopf. Eine Studie von **Emil Naumann.** Berlin. Oppenheim 1880.

In unserer jungdeutschen Tonschule hat sich eine Vergötterung einzelner Componisten und namentlich des jetzt herrschenden Meisters in Bayreuth herausgebildet, die jede Gegnerschaft, wie eine Entweihung der Kunst mit Bann und Acht belegt; es ist deshalb erklärlich, wenn nur Wenige es wagen, eine große Partei in der heutigen musikalischen Welt öffentlich zu bekämpfen. Um so mehr muß es anerkannt werden, daß ein so bedeutender Musiker und Kritiker wie Emil Naumann sich nicht gescheut hat, offen die Wahrheit über den modernen musikalischen Zopf auszusprechen; es gehört wirklich moralischer Muth dazu, den nur eine feste Ueberzeugung geben kann, so scharf einer großen, meist aus Fanatikern bestehenden Zunft als Einzelner entgegenzutreten, wie dies in vorliegender Schrift geschehen ist Naumann läßt sich in seiner Broschüre nur von sachlichen Gründen leiten, er tritt weder als persönlicher Feind Wagners noch eines anderen Componisten auf, sondern er erkennt das Talent, wo er es wirklich findet, an, und zwar besonders dasjenige Wagners. Ueberall ist sein Urtheil gerecht und frei von allem Parteigeist. Sehr schwer dürfte es deshalb werden, gegen die Fülle des wissenschaft-

lichen und thatsächlichen Materials, in dieser Schrift, welches eine fast vernichtende Kritik an gewissen modernen musikalischen Zuständen übt, mit gleichen Waffen zu kämpfen. Alle Freunde der Musik, die sich nicht der jungdeutschen Tonschule in blinder Anbetung hingegeben haben, werden gewiß mit den Urtheilen Naumann's übereinstimmen und es dankbar anerkennen, daß der Verfasser dieser Broschüre das Parteitreiben, das Streben und die Ziele unserer Zukunftsmusiker in so trefflicher Weise geschildert hat. Auf die einzelnen Capitel dieser Schrift brauchen wir hier nicht einzugehen, da dieselben in Form von Abhandlungen in dieser Zeitschrift schon früher veröffentlicht wurden.

Lyrisches. — Für den Spessart. Ein Dichterbuch. Herausgegeben von Wilhelm Müller und Max Beilhack. Aschaffenburg Weilandt. Die Sammlung, deren Ertrag für die Nothleidenden im Spessart bestimmt ist, empfiehlt sich nicht nur durch ihren wohlthätigen Zweck, sondern auch durch die treffliche Auswahl der Beiträge, bei welcher fast alle hervorragenden deutschen Lyriker der Gegenwart berücksichtigt sind. — Die Steiermark im deutschen Liede. Herausgegeben von Anton Schlossar. Graz. Leykam-Josefsthal. Diese Anthologie sucht ein Bild davon zu geben, wie das Land Steiermark von deutschen Dichtern der letzten hundert Jahre in den Kreis ihrer Dichtungen einbezogen wurde und hat nebem ihren dichterischen auch einen gewissen ethnografisch-kulturhistorischen Werth. Ist die Auswahl auch nicht allzustreng, so enthält die Sammlung doch vieles Vortreffliche; namentlich ist durch dieselbe manche Perle lokaler Dichtung einem weitern Leserkreis zugänglich gemacht. Der literarisch-biografische Anhang ist mit großer Sorgfalt gearbeitet. — Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl. 3 Bände. Wien, Hartleben. Diese elegante Gesammtausgabe ist zur Feier des 70. Geburtstags des auch in Deutschland nach seinem Werthe geschätzten österreichischen Dichters veranstaltet. Sie enthält neben seinen zahlreichen lyrischen und episch-lyrischen Dichtungen auch die Sammlung serbischer Nationallieder: Gusle. Frankls Gedichte zeichnen sich sämmtlich durch Reichthum der Phantasie, Eleganz der Form und Wärme des Colorits aus, ohne daß aus ihnen eine selbstständige, originelle Dichterphysiognomie hervorschaute. Alle aber sind sie Zeugniß einer edlen Gesinnung, einer echt humanen Weltanschauung, und deshalb ist die Gesammtausgabe mit Freuden zu begrüßen. — Gedichte eines Deutsch-Amerikaners. Von Caspar Butz. Chicago. Uhlendorff. Echter Dichtergeist lebt in diesen, in der Form sich zumeist an Freiligrath anlehnenden und nur hier und da allzusehr in die Breite gezogenen Poesieen eines Mannes, der in schlimmer Zeit aus dem deutschen Vaterlande vertrieben und jetzt ein treuer Bürger der neuen Heimat geworden, doch die alte nicht vergessen hat, und in der Rede höherem Schwunge immer sehnsuchtsvoll nach ihr zurückschaut. Möge ihm Deutschland jene Anerkennung, die ihm drüben naturgemäß nur in beschränkter Weise werden kann, voll und ganz zollen, der patriotische Sinn und die schöne Begabung des Dichters verdienen es. — Schwertlieder eines Freiwilligen 1870/71 Von Dr. O. Wedbigen. Essen und Leipzig. Alfred Silbermann. Der Verfasser scheint das nonnm prematur in annnm beherzigt zu haben, leider aber hat es in seinem Falle nichts geholfen. Die Sammlung hätte vielleicht vor zehn Jahren milde Richter gefunden, heute war ihre Herausgabe völlig überflüssig. — Zum Schluß erwähnen wir, daß die Gedichte Ernst Scherenbergs bei Keil in Leipzig in 2. Auflage erschienen sind.

Stunden der Erhebung. Eine Sammlung von Aussprüchen von **Carl Immanuel Nitzsch.** Zusammengestellt von E. Rudorff. Berlin. Otto Janke.

In gedrängter Kürze werden hier eine ziemlich große Reihe von Gedanken und Aussprüchen des berühmten Bonner Professors der Theologie Carl Immanuel Nitzsch vorgeführt, welche in drei Abtheilungen: „Des Christen Sinn und Wandel", „der Christ als Lehrer und Bildner" und endlich: „der Aufschwung der Seele zu Gott", mit gutem Geschick und Urtheil gesondert worden sind. Es spricht eine so tiefe und innige Frömmigkeit und zugleich eine solche edle, zur vollkommenen Durchdrungenheit durchbildete, wahrhaft christliche Gesinnung aus allen einzelnen Sentenzen und Aussprüchen dieses Büchleins, und ihre jedesmalige Anwendung und Uebertragung auf das tägliche Leben ist so richtig und zutreffend dargestellt, daß der beschauliche Leser, je länger er sich in die Lectüre derselben versenkt, desto lebhafter davon gefesselt wird. Und damit ist denn jedenfalls der Zweck dieser Zusammenstellung, die Leser zu erbauen und veredelnd zu erheben, in vollem Maße erreicht. —e.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte

der

Erdkunde und der Entdeckungen.

Vorlesungen

an der Universität zu Berlin gehalten

von

Carl Ritter.

Herausgegeben

von

H. A. Daniel.

Zweite Auflage.

Mit Carl Ritter's Bildniß.

Preis 4 Mark 50 Pf.

Berlin, Anfang April 1880. **G. Reimer.**

Soeben erschien im Verlage von **Theodor Hofmann** in **Berlin:**

Wichtige Tagesfragen.

Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der

Wirthschaftspolitik.

Von Professor **Dr. Karl Birnbaum** (Leipzig).

21 Bogen. Preis geh. ℳ 5,40.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Sommerfahrt.

Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens

von

Waldemar Kaden.

gr. 8. Eleg. geh. Preis 7 Mark.

Einband-Decken zur „Deutschen Revue".

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Unsern verehrlichen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, dass wir zum Einbinden der „Deutschen Revue" auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decken

in englischer brauner Leinwand mit reicher Goldpressung haben anfertigen lassen, welche zum Preise von

1 Mark

pro Quartal-Band durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke in Berlin,

11. Anhalt-Strasse.

Digitized by Google



Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Digitized by Google

Harvard

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.



Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 9. Juni 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 9. Juni 1880.

Allgemeiner Theil.

Seite

Ballestrem: Die blasse Lady, Novelle 273

H. M. Richter: Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche. II. 290

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. VI. 308

Minghetti: Die Schüler Rafaels 329

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herr von Stosch und das Ober-Seeamt 347

S. E. Köbner: Heinrich Bernhard Oppenheim 350

Das Verhältniß zwischen Deutschen und Magyaren in Ungarn . 366

M. Carriere: Platon und Darwin 374

Heinrich Viehoff: Ueber poetische Landschaftsmalerei . . . 379

F. Reber: Sardanapal 388

W. A. Baillie-Grohman: Wild, Land und Leute im großen Westen 395

Literarisches 407

Allgemeiner Theil.

Die blasse Lady.

Novelle

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

„Quod dixi, vixi,
Quos cantavi, amavi."

Die blasse Lady! Mir ist, als sähe ich sie noch vor mir rastlos dahinschreiten an der felsigen Küste des Eilandes, den Blick hinabgesenkt in die brausenden, brandenden, zischenden und schäumenden Wogen, welche sich seit Menschengedenken so brachen an den zackigen Felsenriffen. Und ob der Sturm tobte und heulte, ob die Sonne herablachte aus klarer Höh', ob der Regen herabrieselte oder strömte, die blasse Lady ging Tag für Tag denselben Weg an der Küste entlang, bis sie den Felsenvorsprung erreicht hatte, der gleich einer Riesenfaust hineinragte in's Meer. Dort setzte sie sich nieder und starrte stundenlang hinaus in's Unendliche. Die Fischer des Eilandes kannten sie und beachteten kaum mehr ihr seltsames Gebahren, und wenn sich von den Seebadgästen, welche den anderen Theil der Insel besuchten, manchmal einer an diesen Inseltheil verirrte und er sah die einsame Frauengestalt auf der schroffen, starren Klippe sitzen, ohne Regung und Bewegung, so erhielt er bald die Aufklärung von den Fischern: „Sie ist nicht richtig im Kopf." — Die Meisten begnügten sich mit dieser Auskunft; es gab aber auch Neugierige, welche, nachdem sie Gelegenheit gehabt, einen Blick auf das ungewöhnlich schöne Antlitz der blassen Lady zu werfen, wissen wollten, wer sie sei, wo sie wohne ꝛc. Fischerweiber schwatzen nur zu gerne und die Wißbegierigen erfuhren bald von den netzstrickenden und flickenden besseren Hälften der Fischerhünen, daß die „blasse Lady" droben im Schlosse, das wie ein Dohlennest an dem Felsen über dem Meere klebe, wohne, daß sie die Wittwe des letzten Lord Northrock auf Northrock-Hall und die Tochter eines Herzogs sei. Mit ungemeiner Zungenfertigkeit sprachen sodann die Fischerweiber von dem großen Hochmuth der blassen Lady, wie sie früher nur in Sammet und Seide einhergerauscht sei. Der Lord, ihr Gatte, war vor mehr als Jahresfrist an Gift gestorben, das er selbst genommen aus Schmerz darüber, daß sie ihn so sehr vernachlässigt und seit der Zeit sei sie

Digitized by Google

wie ausgewechselt — wahrscheinlich mache sie sich Vorwürfe und das habe ihr den Verstand etwas verrückt. Kurz, die blasse Lady war und blieb lange Zeit der willkommene Stoff der Unterhaltung für sich langweilende Seebadgäste und Fischerweiber. Es wird sich Mancher der kleinen, elfenhaften Gestalt, gekleidet in einfaches Schwarz, erinnern. Ihre winzigen Füßchen schritten so schleppend und langsam dahin auf dem sandigen Klippenwege, als wären sie matt und müde zum Tode. Der schwarze, faltige Mantel hing schwer an ihr herab und seine Kapuze verhüllte fast ganz ihr Haupt. Mitunter fuhr eine entzückend geformte, weiße, von Juwelen blitzende Hand hervor und zog den Mantel fester um sich, und wenn ein plötzlicher Windstoß die Kapuze von ihrem Kopfe riß und das reiche, sanft gewellte, flachsblonde Haar zerzauste, so konnte man das wunderschöne Antlitz sehen, in welchem jeder Zug vollkommen und in seiner marmorgleichen Bläſſe und Ruhe noch vollkommener erschien. Das Seltsamste in diesem jungen erstarrten Antlitz aber waren die Augen. Sie waren umrahmt von dunklen Brauen und Wimpern, und von jenem intensiven Stahlgrau, das einen entschieden grünen Eindruck macht, etwa wie die Wogen der See im Sonnenlicht. Es waren große, wundervolle Nixenaugen, wie sie bei Erdgeborenen selten oder nie zu finden sind. Und was sie noch seltsamer und berückender machte, das waren die schmalen, feinen, dunklen Brauen darüber, welche über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren. Die abergläubischen Fischer, welche in Jenen, die zusammengewachsene Brauen haben, Abkömmlinge der Nixen sehen und an eine unnatürliche Todesart für sie glauben, prophezeihten auch der blassen Lady nichts Gutes. „Es wird ihr ergehen, wie allen Verwandten des Meeres," meinten sie. „Die da drunten hausen in feuchter Tiefe, lieben die Menschen, und wen sie für sich erringen wollen, den zeichnen sie sich schon in der Wiege, indem sie seine Brauen zusammenwachsen lassen. Das sind meist Solche, die in der Johannisnacht geboren werden, die bekommen eine gewaltige Vorliebe für das Meer — sie können nicht von dem feuchten Elemente lassen, bis sie ihm verfallen, sei es im Guten oder im Bösen. Die blasse Lady ist in der Johannisnacht geboren und die Wassergeister haben sie gezeichnet. Was sitzt sie stundenlang am Meer und starrt hinein? Weil sie nicht anders kann — es zieht sie wie mit eisernen Ketten an die Ufer, bis sie's eines Tages hineinziehen wird. Amen. Gott schütze uns!" —

Ich lauschte halb lächelnd, halb schaudernd den kindlichen und abergläubischen Raisonnements der Fischer — der Aberglaube sitzt ja nirgends fester als in den Köpfen der Seeküstenbewohner und sie hangen an den alten, poetischen Traditionen fester noch als am Evangelium. Mir war die Sage von den Meeres-Gezeichneten nicht unbekannt, aber hier wurde sie mit einer Ueberzeugung vorgetragen, welche Einem die Seele mit leisem, heimlichem Schauer ergriff, und die blasse Lady war und blieb für mich eine anziehende Gestalt der Menschheit. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Seltsamkeit und der Zauber, den die Volkspoesie um sie wob, machten einen unvergeßlichen Eindruck auf mich.

Das war vor Jahren.

Zwei bis drei Mal mochte der Sommer gekommen und gegangen sein, seit die Gestalt der blassen Lady zum ersten Mal an meinem Lebenshorizont aufgetaucht war. Ich hatte sie seit den Sommertagen, welche ich zum Genuß der

Seeluft an den Gestaden jenes Eilandes zubrachte, nicht wieder gesehen, aber auch nicht vergessen.

Und wieder führte mich mein Weg auf das Eiland, welches sie bewohnte. Da hörte ich zu meiner Verwunderung, daß die Säle von Northrock-Hall sich wieder den Gästen geöffnet hatten, daß mit einem Worte Lady Diana Northrock ihre Wittwentrauer aus- und das helle lustige Gewand der Lebensfreude wieder angezogen hatte.

Nichts war natürlicher als das, denn die Zeit lindert jeden Schmerz und die Jugend verlangt am Ende auch ihr Recht — dennoch aber verstimmte mich diese Nachricht. Meine Phantasie hatte sich die blasse Lady als eine überirdische, verkörperte Sagengestalt dargestellt, eine jener Huldinnen oder Najaden, wie sie das Märchen beschreibt, wandelnd auf der Erde zu ihrem eigenen oder Anderer Schmerz und Fluch. Und nun hatte die einsame Bewohnerin des einsamen Meeresschlosses, die räthselhafte blasse Lady den Märchenschleier, der sie umwob, von sich geworfen und an Stelle der Wittwenhaube schmückten jetzt wol Blumen und Edelsteine ihr köstliches lichtblondes Haar!

Wie gesagt, der Gedanke verstimmte mich, trotzdem er ganz natürlich war. Unwillig schlenderte ich, das eben Gehörte überlegend, die Klippen entlang, der Nordseite zu und wählte einen tieferen Weg unterhalb der überhangenden Fels- und Kreidemassen. Ich mußte an der Stelle vorüber, wo die blasse Lady vor ein paar Jahren täglich gesessen — jetzt saß sie wol vor ihrem Spiegel und blickte anstatt in die brausenden Meeresfluthen auf die seidenen Wogen ihres Gewandes. „Das ist der Lauf der Welt," dachte ich mit Bitterkeit. In diesem Augenblicke fiel ein Buch zu meinen Füßen nieder. Erschreckt sah ich auf — da, auf der Klippe über mir, saß die wohlbekannte schwarze Gestalt, angelehnt wie damals an die feuchte, schroffe Felsenwand, welche hier eine Art von Sitz bildete. Die Kapuze ihres Mantels war zurückgesunken und die hellen Haarmassen flutheten und wogten um ihre Gestalt. Ihr Antlitz konnte ich nicht sehen, denn sie hatte es in den Händen versenkt und ich vermeinte ein Stöhnen des tiefsten Schmerzes durch das Rauschen der Wasser hindurch zu hören.

Ich hob das Buch auf — doch um zu der muthmaßlichen Besitzerin zu gelangen, mußte ich die ganzen Klippen umschreiten — es führte kein Weg an ihnen empor. Ich eilte hastig den Weg zurück, so hastig, als es der steinige, schlüpfrige Pfad eben erlaubte, und als ich endlich, endlich die Stelle erreichte, war die blasse Lady verschwunden.

Hatte mich ein Spiegelbild geäfft, hatte eine Fata morgana meine Sinne betrogen? Doch nein, ich hielt das Buch ja in der Hand — ein in rothen Maroquin gebundener Band des Shakespeare. Und hier auf der ersten Seite stand es in klarer, kleiner, charakteristischer Handschrift geschrieben: „Lady Diana Northrock". Mich auf den Sitz niederlassend, welchen sie soeben verlassen haben mußte, blätterte ich in dem Buche — es enthielt den „Hamlet". Zahlreiche Bleistiftstriche bezeichneten die Lieblingsstellen der Leserin — und hier gar auf dieser Seite waren Thränenspuren. Das Blatt war noch feucht davon, es war kein Zweifel, hier waren bittere, zahllose Thränen vergossen worden. Doch welche Stelle der Tragödie war so rührend, daß sie eine derartige Thränenfluth hervor-

rufen konnte. — Etwa Ophelias Tod? Nein — die thränenbethaute Seite des Buches enthielt die Scene, in welcher Hamlet seiner Mutter von den Schauspielern die Pantomime ihres Verbrechens aufführen läßt. Was war das — ich stutzte. Jene abgeschmackten Geschichten über das Ende des verstorbenen Lords kamen mir wieder in den Sinn, aber was hatte jenes Gerücht, daß der Lord aus Verzweiflung über seines Weibes Coquetterie Gift genommen, mit dieser Hamletscene zu thun?

Grübelnd und sinnend ging ich meinem Logis zu und das Resultat meines Nachdenkens war, daß ich zur Visitenstunde des nämlichen Tages, in tadellosem Costüm, die Glocke zur Pforte von Northyrock hell zog und dem öffnenden, geschmackvoll livrirten Diener meine Karte mit dem darauf gravirten Namenszug: „von Fuchs, Legationssecretair", mit dem Bemerken überreichte, mich Mylady zu melden.

Nach der Ewigkeit des Hangens und Bangens von einigen Minuten kam der Diener zurück und führte mich mit dem Bemerken, Mylady würde sogleich erscheinen, in das Drawing-Room. Da stand ich in dem mit äußerstem Luxus eingerichteten Raum mit seinen schwellenden lichtgrünen Atlasmöbeln, seinen Gemälden, Statuen und aufgehäuften Prachtwerken, dem geöffneten, kostbaren Flügel. Und über alles dies gossen zwei mächtige Kronleuchter ihr strahlendes Licht, denn es war sechs Uhr vorüber und schon dämmerig draußen. Im Kamin knisterte ein leichtes Holzfeuer, ohne das ein englisches Drawing-Room unmöglich ist. Die schweren Atlasfalten der Fenstervorhänge waren herabgelassen, nur eines der Fenster stand offen und führte, bis zum Boden reichend, hinaus auf einen Steinsöller, welcher weit hineinragte ins brausende Meer, so daß ein erfrischender Hauch sich mit der parfümirten Atmosphäre des Salons mischen konnte.

Das Rauschen eines seidenen Gewandes weckte mich aus meinem Hinausstarren ins Freie; mich umwendend sah ich mich der Herrin des Hauses, der blassen Lady gegenüber. Eine decolletirte schwarze reiche Atlasrobe umrauschte ihre schöne Gestalt, in ihrem blonden Haar lag wie verloren eine weiße Rose. Ihr schönes Antlitz war bleich wie immer und ihre großen Nixenaugen sahen mich fragend an.

Ich stammelte etwas, das eine Entschuldigung meiner Visite sein sollte — ich fühlte mich klein wie ein Schulbube dieser räthselhaften Schönheit gegenüber.

„Ich kenne Ihren Namen schon," sagte sie gütig, auf einen Fauteuil deutend, indem sie selbst Platz nahm. „Sir Richard Dove erzählte mir, daß Sie drunten das Bad besuchten — er und Sie sind ja am gleichen Ort stationirt —."

So plaudernd half sie mir, mich ein wenig aus meiner Verzauberung zu befreien und nachdem wir unsere Bemerkungen über den Ort und dessen Lage, wie über unseren gemeinsamen Bekannten ausgetauscht hatten, wagte ich's, den gefundenen Band des Shakespeare hervorzuziehen und ihr, als den eigentlichen Zweck meines Besuches, zu überreichen. Beim Anblick des rothen Maroquin-Bändchens überzog erst tiefe Röthe, dann Todtenblässe das Antlitz Lady Dianens.

„Muß mich dieses Buch verfolgen wie ein böser Geist?" sagte sie leise scheu und bebend, „ich mag es nicht sehen und meinte es in den Wellen vergraben zu haben. —"

Ich war ebenso erfreut als erschrocken über diesen sonderbaren Ausbruch und es trat eine kleine Pause ein, während der ich das Buch immer noch in Händen hielt. Endlich faßte ich den Muth, durch einen leichten Ton den räthselhaften Eindruck des eben Gehörten zu mildern.

„Was that Ihnen der arme Hamlet, Lady Diana, daß Sie ihn meuchlings ins Meer werfen wollten?“ — fragte ich scheinbar harmlos.

„Ich hasse ihn,“ stieß sie hervor und ihre Augen schienen Flammen zu sprühen. Dann, sich mehr beherrschend, setzte sie hinzu: „Es ist so unnatürlich, dieses Drama!“

Unnatürlich! Das durfte man mir, der ich den Shakespeare zu meinen Steckenpferde gemacht, nicht sagen.

„Pardon, Lady Diana,“ begann ich, aber mein schönes Gegenüber erhob sich und streckte wie beschwörend ihre wundervollen, weißen Arme aus, wahre Nixenarme, von denen sich gern ein jeder Sterbliche auf den Meeresgrund hätte ziehen lassen.

„Ich gebe Alles ungehört zu,“ rief sie, „Alles, aber ich kann es nicht hören. Nennen Sie es Thorheit, Nervosität, Idiosynkrasie — was Sie wollen, nur muthen Sie mir nicht zu, über den „Hamlet“ zu streiten. Sprechen Sie über den nervenaufreibenden „König Lear“, führen Sie mir alle Schrecken des „Macbeth“ vor Augen und ich will mit keiner Wimper zucken — der „Hamlet“ aber würde mich zu Boden schmettern.“

Ein unsäglicher Ausdruck des Schmerzes lag bei diesen Worten auf ihren Zügen — ein fast irrer in ihren Augen. Sie athmete tief und schwer und brauchte ein paar Minuten, um sich zu fassen. Endlich ergriff sie das Buch und wollte es mit den leicht sein sollenden Worten: „Lassen Sie es mich den Meeresgöttern heut zum zweiten Mal opfern“ — über die Brüstung des Söllers schleudern, als ich es ihr aus der Hand nahm, und ruhig in die Brusttasche meines Rockes steckte.

„Die Meeresgötter lesen nicht Shakespeare,“ sagte ich, „und ich zweifle daher, daß ihnen Ihr Geschenk genehm sein würde, Lady Diana. In meiner Bibliothek aber soll das Bändchen geehrt werden, als wäre es ein Elzevir — —“

Sie hatte mich gar nicht mehr angehört. Gelehnt über das Steingeländer sah sie herab in die ewig brandenden Wellen — — —

„Nein,“ sagte sie leise, eintönig, „das Buch wollen sie nicht, die da drunten, sie würden es mir zum Hohn und zur Qual wieder zurückwerfen an den Strand. Nicht das Buch, mich selbst wollen sie haben! Geduld ihr drunten, Geduld! Noch klebt die Erde an meinen Füßen, aber wenn sie nicht mehr an meinen Sohlen haften wird, dann mögt ihr euer Opfer haben —!“

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick die schrillen Töne der Tischglocke durch das Haus klangen — die Mahnung für mich, daß ich gehen mußte, für Lady Diana, daß Gäste ihrer harrten.

Es hatte mir gegraut in ihrer Nähe, als sie die seltsamen Worte sprach — die Fischergeschichten von der meergeweihten, durch zusammengewachsene Brauen gekennzeichneten blassen Lady spukten mir durch das Hirn, die eigenthümliche Atmosphäre, welche sie umgab, fing an mich zu betäuben, ich athmete auf bei den

schrillen Tönen der Glocke. So mochte Herrn Oluf zu Muthe gewesen sein, als nach der wüsten Nacht auf der Erlenhöhe in den Armen von Erlkönigs Tochter der Hahnenschrei ihn weckte aus der Verzauberung.

Hätte nicht Gott zu seinem Glück den Hahn lassen rühren die Schwingen,
So wär' er geblieben auf Erlenhöh'n, wo Erlenjungfrauen singen.

Schnell verabschiedete ich mich, die weiße Hand, die sie mir bot, küssend, und wie ein Träumender ging ich meinen Weg zurück nach dem Badeort. In der Stille meines Zimmers saß ich stundenlang und sah auf die Seite, wo ihre Thränen den Druck befeuchtet und verwischt hatten und der räthselhafte Zauber, der sie umwob, spann sich fest und fester um mein Herz.

Am nächsten Tage schon erhielt ich die Einladung, nach Northrock-Hall überzusiedeln, und ich folgte ihr etwa mit dem Gefühl, wie die Fliege in das magnetisch auf sie wirkende Netz der Spinne geräth; denn ich wußte sehr genau, daß diese Frau mir nur Weh und Schmerz bringen konnte. Sie mein zu nennen, war ein Gedanke, dessen Kühnheit mich selbst schwindeln machte — ich, der arme, im Kampf ums Dasein ringende Diplomat, sie die große Dame, die Tochter eines Herzogs und Wittwe eines Lords. Ihr dagegen entsagen — der Gedanke war unerträglich, und so folgte ich armer Verblendeter pochenden Herzens und fiebernden Hirnes der Einladung in den Palast der Circe. Mit wahrem Galgenhumor malte ich mir aus, daß sie mir nur, im Falle sie, wie jene altgriechische Zauberin, ihre Gäste in Thiere zu verwandeln belieben sollte, die Gestalt des grauen Sackträgers geben würde, und das geschah mir schon Recht. Dennoch aber ging ich, und jeder Andere hätte gehandelt wie ich, wenn er ein einzig Mal der „blassen Lady“ in's Angesicht gesehen hätte.

Sir Richard Dove, mein diplomatischer College, hatte das Glück, Lady Diana's Cousin zu sein, und ihm verdankte ich wohl auch die Einladung nach Northrock-Hall. Es waren dort, außer ihm, etwa zehn Personen als Gäste anwesend, Herren und Damen der guten Gesellschaft, welche sich durch Arrangements von Picknicks, Wasserfahrten auf der reizenden Yacht der Lady Diana und allerlei Spielen nach Kräften amüsirten. Die Schloßherrin selbst war eine liebenswürdige Wirthin, aber es schien mir, als machten ihre Pflichten als solche ihr Mühe, als schmerze es sie, wenn die Anderen lachten. Ich entsinne mich nicht, sie in jener Zeit je lachen gehört zu haben. Zuweilen irrte wohl ein Lächeln um ihren reizenden Mund, aber das war nur wie bleiches Mondlicht auf halbverwelkten Blüthen, so farblos, so kühl und entfernt. Es lag wie ein großer, gewaltiger Schmerz über ihrem Wesen, wie ein stummes namenloses Elend. Und je mehr ich zu dieser Ueberzeugung kam, je mehr auch liebte ich sie — ich konnte nicht anders. Wie oft beobachtete ich sie, wenn sie, während die Anderen sich nach dem Lunchorn in ihre Zimmer zurückgezogen, ihren Mantel nahm und hinausging nach den Klippen, um stundenlang in's Meer hinauszusehen. Einmal traf ich sie dort wie aus Zufall und fragte sie, warum sie diesen einsamen Platz jahraus, jahrein besuche und in das Meereswogen hinaussehe. Sie antwortete mir einfach:

„Weil das Auf- und Niederwallen der Wasser mir wohlthut und die gewaltige Stimme der Natur stärker ist als der Schmerz, der mir am Herzen frißt. Je wilder es dort schäumt und braust, je wohler wird mir. Ich könnte nicht leben ohne das Meer — —".

Ich hätte gern gefragt nach ihrem Schmerz, von welchem sie sprach, vielleicht ohne den Frager zu beachten, aber ich wagte es nicht. Ein solcher gewaltiger Schmerz ist ein Heiligthum, in welches kein Profaner dringen darf, ohne es zu entweihen. Und so schwieg ich denn und verließ sie stumm an ihrem Felsensitz, ohne daß sie es gewahr wurde. Mir aber kam wieder die alte Sage von den Meergeweihten in den Sinn.

Und dann bestürmten Zweifel mein Herz. Sollte ich dennoch eindringen in ihr Seelenleben, in ihr Geheimniß, denn ein solches mußte Lady Diana's Leben bergen nach Allem, was ich gehört, sollte ich versuchen, ihrem Schmerze ein Tröster zu werden, sollte ich ein fruchtloses Werben beginnen um sie selbst, oder — sollte ich fliehen, weit, weit, dahin, wo der magnetische Zauber dieser Frau mich nicht erreichen konnte? Und während die Tage unter diesen stillen Fragen verstrichen, verfiel ich ihrem Zauber mehr und mehr. Da plötzlich trat eine Katastrophe ein, welche Alles änderte und meinem stillen Roman mit der blassen Lady ein Ziel streckte, wie ich es nimmer erwartet hätte.

Es sollte ein Ball stattfinden in Northrock-Hall — der Adel der Umgegend und des inneren Landes sollte in pleno erscheinen, sowie das Officiercorps eines im Hafen des Seebades liegenden englischen Kriegsschiffes. Unsere Gäste freuten sich sehr auf das in Aussicht stehende Fest, und schon früh am Morgen wurden die Prachtsäle des stolzen Meeresschlosses von ihren einhüllenden Decken befreit und zahllose Wachskerzen von zahlreichen Händen in die Lüstern von Crystall und Goldbronze befestigt. Tanzlustige versuchten sogar schon am Morgen die Glätte des Parquets zu den Klängen eines auf dem Musikchor stehenden Flügels. Die Geberin dieses Festes war den Morgen über unsichtbar — ich sah sie später von den Klippen kommen, das Brausen und Branden des Meeres hatte also wieder ihre Seelenschmerzen einlullen müssen. O, hätte ich die Macht, das Recht dazu besessen, ich hätte dem Meere dies liebevolle Amt abgenommen!

Beim Gabelfrühstück war Lady Diana indeß heiterer wie gewöhnlich, ja, sie nahm sogar Theil an einigen Gesprächen, welche fein pointirt und witzig waren, und ich hatte Gelegenheit, scharfe, leuchtende Geistesblitze von ihr zu bewundern. Sir Richard Dove hatte Anfangs beim Mahl gefehlt, endlich, am Schlusse desselben, trat er ein in's Speisezimmer, ganz roth von der scharfen Seeluft und mit einer Miene, welcher man ansah, daß er Neues brachte.

„Was bekomme ich für eine deliciöse Neuigkeit, Ladies und Gentlemen?" rief er fröhlich aus.

Natürlich hatte er dadurch die Neugierde erst erregt, und namentlich die Damen forderten ihn auf, sie nicht länger auf die Folter zu spannen.

„Nun wohl," begann er, ein großes Stück kaltes Roastbeef für sich abschneidend, „unser heutiger Ball wird auf interessante Weise vermehrt — zwei Herren lassen Sie, liebe Cousine Diana, bitten, ihnen Gastfreundschaft auf Grund

einer alten Bekanntschaft zu gewähren. Ich habe mir erlaubt, es in Ihrem Namen zu thun, theure Cousine!"

Lady Diana neigte das schöne blonde Haupt.

„Daß Sie es thaten, lieber Richard," sagte sie freundlich, ist mir Bürgschaft genug für diese Herren."

„Doch wer ist es?" — „Ihre Namen!" schwirrte es bunt durcheinander.

Sir Richard zuckte die Achseln und bewältigte erst einen tüchtigen Bissen Roastbeef. Dann sagte er:

„Eigentlich reisen die Herren incognito, indeß dies kann ja bewahrt werden, wenn Sie auch den rechten Namen wissen. Mit einem Worte: Auf einer Yacht-Excursion um einen Theil der Welt begriffen, hat Se. Königliche Hoheit der Kronprinz von *** an unserer Küste Anker gelegt, da die Yacht einiger Reparaturen bedarf. Der Kronprinz reist unter dem Namen eines Grafen von Meersburg, sein Adjutant, Freiherr von Rothenegg, begleitet ihn, da specielle Freundschaft die beiden Herren verbindet. Ich habe natürlich noch die übrigen Officiere vom Bord der „Diana" mit eingeladen, liebe Cousine!"

Während Sir Richard noch erzählte, war mein Blick auf Lady Diana gefallen — sie war blaß wie der Tod. Ihre Hand, welche mit einem Weinglase gespielt hatte, zitterte so heftig, daß das Glas umfiel und zerbrach.

„Dieses böhmische Glas ist so zerbrechlich," sagte sie mit tiefer, völlig fremder, unbewegter Stimme, indem sie mit dem Taschentuch den Tropfen Blut trocknete, den ein Glassplitter auf ihrer Hand hervorgeritzt hatte. Sie selbst, ihr ganzes Wesen waren in diesem Augenblicke unheimlich, fremd und wie zu Eis erstarrt.

„Lady Diana, sind Sie unwohl?" flüsterte ich ihr zu. Ihr Blick streifte mich verständnißlos.

„Böhmisches Glas ist so spinnwebenzart —" sagte sie in demselben tiefen, fremden Ton, der mich mehr in Besorgniß versetzte, als ich es mir selbst eingestehen wollte.

In demselben Augenblicke dröhnte ein Signalschuß vom Meere durch die offenen Fenster hinein und die gewaltige Detonation desselben machte Lady Diana erschreckt auffahren. Sie erhob sich von ihrem Sessel und sagte in ihrer gewöhnlichen Art und Weise zu ihren Gästen:

„Bitte, bleiben Sie sitzen — ich habe starken Kopfschmerz und möchte mich lieber zurückziehen, um am Abend desto frischer zu sein!" —

Jetzt erst bemerkte man allgemein ihr bleiches Aussehen und wollte sich in Bedauern und Mittelanpreisungen gegen den bösen Erbfeind, Kopfschmerz genannt, erschöpfen — Lady Diana aber winkte schwach lächelnd, abwehrend mit der Hand und wollte sich entfernen, doch sie schwankte dermaßen, daß sie sich anhalten mußte. Sofort war ich ihr zur Seite; an meinem Arm verließ sie das Speisezimmer und stieg langsam und schweigend mit mir die Treppe zu ihren Gemächern empor. Doch kaum hatte sie die Schwelle ihres Boudoirs betreten, als sie lautlos zusammenbrach — sie war ohnmächtig geworden.

Aufs Höchste erschreckt zog ich die Klingel und hob die schöne, leblose Gestalt auf den nächsten Divan. Nun sah ich erst, welch tiefes Leiden auf den unbewachten Zügen lag, wie schmerzlich der holde, kleine Mund zuckte, und wärmer drückte ich



die schönen eiskalten Hände in den meinen. Da trat die Kammerfrau ein und erschrack gleich mir sehr über den Zufall — sie eilte sofort wieder von hinnen nach belebenden Medicamenten. Indeß schlug Lady Diana die Augen auf und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Die Yacht wurde nach mir Diana genannt," sagte sie wie im Traum — sie hatte mich nicht bemerkt und leise stahl ich mich aus dem Gemach, um die Tieferschütterte allein mit sich selbst zu lassen — was sollte ihr auch der Fremde!

Aber was hatte sie so erschüttern können? Ich sann und sann und fügte Glied um Glied an die Kette meiner Vermuthungen. Die Yacht des Kronprinzen von *,* war nach ihr „Diana" genannt, und Dove hatte ja auch von einer früheren Bekanntschaft mit Lady Diana und dem künftigen Herrscher Erwähnung gethan — sollte aus dieser Bekanntschaft ein Roman entstanden sein —? Doch nein, die Erinnerung daran hätte nicht so erschütternd sein können — hier lag Tieferes verborgen.

Der Nachmittag verging — es hieß, Lady Diana sei wieder wohler und werde jedenfalls am Abend die Honneurs als Wirthin machen — dergleichen Anfällen sei sie häufig, ohne dauernde Nachwirkung, unterworfen. Das Wetter hatte sich verschlechtert, drohendes Sturmgewölk lagerte am Horizont und die Möven flogen kreischend, schrillen Tones über den sich drohend bäumenden Wogen dahin, als wollten sie die Wasser aufstacheln zum Kampfe gegen ihren Peiniger, den Sturm. Ich stand lange auf dem Söller in der früh hereinbrechenden Dämmerung und sah hinaus ins weite Meer, wie es bräuend gährte und zischte darinnen, wie die Brandung immer drohender donnerte, wie die Wogen sich hoch aufbäumten vor den Windstößen, den Herolden ihres Bruders, des Sturms! Im Westen glomm noch ein Purpurstreifen durch das schwarze Gewölk und warf grelle, unheimliche Reflexe auf das grollende Element — und wie ich so hoch über ihm stand, da hatte ich eine seltsame Vision, einen Traum mit offenen Augen. Mir war's, als tauchte plötzlich das schöne blonde Haupt Lady Dianens auf aus den dunklen, schaumgekrönten Wassern und wiegte sich auf den Wellen wie auf schwellenden Polstern, ohne daß ihr Haar feucht wurde von der sprühenden Gischt. Dann tauchte ihr Oberkörper hervor und mit ihren weißen, korallenumgürteten Armen fuhr sie spielend über die Wogen. Plötzlich stiegen andere weibliche Gestalten hervor und umringten Lady Dianen — ich konnte deutlich sehen, daß sie Alle zusammengewachsene Brauen hatten. Es kam seltsam über mich, wie alte, vergessene Sagen von Meerjungfrauen, welche spielend auftauchen auf der Oberfläche des Meeres und sich zu Tode sehnen nach den grünen Triften der Erde — da brach der Sturm aus, mächtig, grandios, wild, furienhaft und die Vision war verschwunden.

Wie erlöst flüchtete ich hinein unter das schützende Dach vor der Gewalt des Sturmes und ging zum Ballsaal, in welchem es schon laut war und wogte von seidenen und duftigen Gewändern, blitzte und strahlte von gestickten Uniformen und leuchtete von blendenden Nacken und Armen von zahllosen Juwelen. Und inmitten dieses glänzenden Bildes stand sie, Lady Diana, an ihrer Seite ein hoher, schöner Mann, der Kronprinz von *,*, ich erkannte ihn sogleich. Er sprach lebhaft mit ihr und sie antwortete, ohne daß ihr bleiches Marmorantlitz irgend welche Be-

wegung zeigte. Wie schön sie war, wie ein weißer Schwan unter bunten Pfauen! Das weiße, schwere Atlaskleid floß in prächtigen, silberglei߬enden Falten an ihr herab und ließ den schönen, meeresschaumweißen Nacken frei. Perlenschnuren schmückten den schlanken Hals und ihr helles, blondes Haar trug als einzigen Schmuck einen Schmetterling, einen Trauermantel, so natürlich gefertigt aus schwarzer Emaille und Brillanten, daß ich im ersten Augenblicke meinte, er lebe, habe sich verirrt und sei Schutz suchend in diese hellen Haarmassen, welche ihre Besitzerin wie mit einem Glorienschein umgaben, geflüchtet.

Und während draußen der Sturm heulte und die Brandung an die Klippen donnerte, erschollen hier lustige Tanzweisen und die Paare glitten, getragen von den süßen Tonwellen, auf dem glatten Parquet dahin. Lady Diana tanzte nicht — sie hatte an der Seite des Kronprinzen die Touren der Polonaise abgeschritten und saß nun auf einem etwas erhabenen Sitz unter den nichttanzenden Damen, oder sie ging auf den Arm ihres hohen Gastes gelehnt ruhig auf und nieder. Nein, hier hatte von ihrer Seite kein Roman gespielt, wenn auch die Blicke des Königssohnes wie berauscht an ihr hingen. Das war ein Tribut, dargebracht ihrer bleichen, mondnachtzauberischen Schönheit.

Müde, verstimmt, ohne mir davon Rechenschaft geben zu können, verließ ich das bunte Treiben und stieg hinab nach dem matterleuchteten ganz vereinsamten Drawing-Room, wo ich sie zuerst in diesem Hause gesehen. Nur selten drangen die Klänge der Lust aus dem Tanzsaal bis hierher, hier war's ruhig und wonnig still. Ich stellte mich in eine Fensternische und sah hinaus in den Sturm, an sie denkend, an sie. Es war, als hätten meine Gedanken sie herbeigezogen, denn noch war ich nicht lange hier, als die Thür aufging und Lady Diana hereintrat.

Eben wollte ich, hervortretend, meine Gegenwart melden, als Lady Diana die Hände an die Schläfen preßte und mit dem unterdrückten Aufschrei eines zum Tode gepeinigten Herzens: „Großer Gott, ich ertrage es nicht länger!" — in die Knie sank und das Antlitz in die Polster eines neben ihr stehenden Sessels vergrub. Wie sehe ich sie noch vor mir — der glänzende weiße Atlas ihres Kleides rauschte und knisterte elektrisch um sie herum, das flachsblonde Haar breitete sich federleicht aus über ihren Nacken und der schwarze Trauerfalter auf ihrem Haupte bebte leis, wie lebend, wenn ein thränenloses Schluchzen den reizenden Körper erbeben machte.

Sofort war ich an ihrer Seite, ich kniete neben ihr nieder, lehnte ihr Haupt an meine Schulter und sanft über ihr Haar streichelnd, stammelte ich ihr die thörichte Erzählung meiner Liebe vor. Sie schien erst nicht darauf zu achten, wer mit ihr sprach, und als sie dessen gewahr wurde, erhob sie sich rasch und trat, noch wortlos, an das Fenster, welches sie aufriß und den Sturm um ihre Schläfen spielen ließ. Ich stand sogleich neben ihr und flehte wie ein Bettler um das erlösende Wort aus diesem Bann. Da sah sie mir in's Auge, lange, mitleidsvoll.

„Sie wissen nicht, wen Sie lieben," sagte sie leise, „Sie wissen nicht, wie elend, wie verworfen ich bin —"

„Was es auch sei, das Ihre Seele bedrückt, Lady Diana," unterbrach ich sie, „meine Liebe wird es lindern und endlich heilen! Werden Sie mein Weib, und ich will —"

„Und wenn ich nun einen Anderen hoffnungslos liebte?“ fragte sie traurig.

„Dann will ich durch zwiefache Liebe Ihr Dasein erhellen,“ sagte ich feurig, „dann will ich Sie auf Händen tragen, Diana, bis ein Schein dieser Liebe auf mich fällt.“ — — Sie schwieg einen Augenblick, dann entgegnete sie: „Nein, es wäre Sünde, mein elendes, verfluchtes Dasein an das Ihre zu ketten. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, kurz, wie sie sich abspielte, denn Sie haben mir vertraut und ich muß Ihnen sagen, wem Sie die kostbare Gabe Ihrer Liebe geschenkt. Lassen Sie mich sprechen, mir ist, als müsse sie einmal von meiner Seele genommen werden, diese Last!“ — Sie schwieg aufathmend einen Augenblick, dann fuhr sie fort, leise, aber ohne zu stocken: „Ich bin die fünfte Tochter eines schottischen Herzogs, erzogen mit viel Ansprüchen und wenig Geld. Drei Töchter hatten meine Eltern gut vermählt, als die vierte eine Mesalliance machte, d. h. mit einem Pächter meines Vaters sich heimlich zu Gretna-Green vermählte. Wahrscheinlich hatte man Furcht, ich könnte Geschmack an einem gleichen Schritte finden, kurz, mit Aufbietung aller Ueberredungskünste, Drohungen ꝛc. wurde ich vermocht, dem alternden, grämlichen, launischen Lord Northrock meine Hand zu reichen, der mich dann alsbald hierher auf sein einsames Meeresschloß führte und mich eifersüchtig abschloß von Welt und Menschen. So ward ich mit 17 Jahren eine Frau, welche mit der Welt abgeschlossen hatte. Mein Gatte besaß nur zwei Leidenschaften. Die erste war die Photographie. Er hatte sich ein Atelier einrichten lassen und photographirte dort Gemälde, Gegenstände, die Dienerschaft und mich fortwährend. War es zu finster dazu, so studirte er den Shakespeare. Das war seine zweite Leidenschaft. Stunden — und aber Stunden lang mußte ich ihm die Tragödien, Lustspiele und Gedichte unseres größten Dichters vorlesen — eine Weigerung konnte ihn zur Wuth reizen. Da lernte ich Shakespeare hassen, verabscheuen — man hat wol mit 18 Jahren das berechtigte Verlangen nach Menschen, Sonnenschein und Liebe, Shakespeare findet in solch jungem Herzen noch keine Heimstätte. Am Ende haßte ich auch meinen Peiniger und wandte mich mehr und mehr von ihm ab, was er mit beißenden Redensarten und verschärfter Qual im Atelier und beim Shakespeare strafte. Da, als mein junges Herz schier brechen wollte in Verzweiflung, da wandte sich mein Geschick — o, wäre es nie geschehen! Drunten im Seebade hielten sich zwei Herren auf, welche auf ihrer eigenen Yacht auf dem Meere kreuzten. Es geschah durch Bekannte, daß sie sich mir näherten, doch ich sah nur den Einen, den Grafen Meersburg. Sein edles, männliches Auftreten, die Liebenswürdigkeit seines Charakters nahmen ganz dies arme, thörichte, liebebedürftige Herz gefangen und eine seltsame Freudigkeit überkam mich mit Macht, wie der erste Frühlingssonnenschein, der das Eis bricht und die Veilchen hervorlockt aus der Erde. Und ich sah, ich fühlte, daß auch er mich liebte. Täglich kam er nach Northrock-Hall, und während sein Freund und Begleiter mit meinem Gemahl stritt und las, da träumte ich meinen ersten goldigen Frühlingstraum. Was hatten sie mich verkauft an den schrecklichen Mann, dessen Namen ich trug? Jede Knospe drängt nach dem Lichte und jedes Menschenherz nach Liebe — was konnte ich dafür, daß mein Herz erweichte? Seine Yacht hieß „die Unbekannte“, doch er taufte sie um mit meinem Namen „Diana“ und ein köstliches Relief der jungfräulichen Göttin schmückte ihren Bug. — —

Da war's an einem köstlichen kalten Herbstabend, als wir draußen auf dem Söller standen, während drinnen mein Gemahl seinen Shakespeare docirte. Ich weiß es noch wie heute, die See war ruhig und glatt und schimmerte wie flüssiges Gold im Abendroth. Und der letzte rothe Tagesstrahl fing sich in meinen lichten Haaren und spann ein sichtbares Zaubernetz um unsere Herzen und Seelen und über seine, meine Lippen floh das streng bewahrte Wort unserer unseligen Liebe. Dann ward es stille zwischen uns, bis das Abendroth versunken und das Zaubernetz verschwunden war, bis graue Dämmerung uns einhüllte und ein Frösteln durch unsere Seelen zog. — Da sagte er: „Seien Sie stark, Diana, wir müssen entsagen, es darf nicht sein — es steht gar so viel zwischen uns — der Abgrund, der uns trennt, ist zu tief, wir können ihn nicht überbrücken.“ —

Ich glaubte zu wissen, was er meinte — doch ich hätte die Seligkeit dieser traurigen Stunde nicht eingetauscht mit allen Schätzen der Erde.

Am Tage darauf photographirte mein Gemahl nicht — er fühlte sich unwohl, Nervenschmerzen peinigten ihn, er saß am Kamin und schalt auf mich. Ich verstand ihn nicht einmal, denn mein Herz war ja so voll, so voll! Gegen Abend mußte ich den Shakespeare zur Hand nehmen und vorlesen — den Hamlet hatte er gewählt. Ich las und las und war bis zur Pantomime gekommen, als mein Gemahl mich unterbrach und mich hinaussandte, um ihm einen Gegenstand aus seinem Ankleidezimmer zu holen. Ich kam dem sofort nach und ging. Als ich zurückkehrte und unhörbar auf den Teppichen der Thür nahte, welche in das Wohnzimmer meines Gemahls, in welchem dieser saß, führte, da war's ein seltsames Gefühl, das mich zurückhielt davon. Es war wie ein Todesschauer, wie das Nahen künftigen Elends, das ich verspürte. Und dennoch trat ich näher und schlug die Portiere zurück. Dort, am Kamin saß Lord Northrock. Vor ihm stand ein Tischchen, mit Fläschchen und Gläsern besetzt, der aufgeschlagene Band des „Hamlet“ lag auf der anderen Seite, wie ich ihn hingelegt. Aber das Thun meines Gatten, das ich, ungesehen von ihm, gewahrte, erfüllte mich mit namenlosem Entsetzen. In seinen Händen hielt er zwei Glasflacons — das eine enthielt seine Morphiumtropfen, versetzt mit Bittermandelwasser, das andere, dem fast gleich, war das Flacon mit Cyankali, dessen er sich beim Photographiren bediente. Er hatte das Flacon aus dem Atelier holen lassen, um es später wohlversiegelt in die Officin des Ortes zu senden — er behauptete, der Inhalt tauge nichts. Ich kannte dieses Flacon genau. Sein Medicamentflacon aber hatte, ich weiß heute noch nicht wie, die Etiquette verloren und prüfend hielt mein Gemahl die beiden Flaschen in den Händen, bemüht, durch den Geruch &c. sie zu unterscheiden. Endlich war seine Wahl getroffen — er stellte das Medicinflacon zurück und goß einige Tropfen des furchtbaren Giftes in den kleinen Löffel, der ihm zum Mediciniren diente —! Ich stand wie erstarrt — Wahnsinn, Entsetzen, Todesqual drohten mich zu vernichten und tobten mir im Hirn — eine Bewegung, ein Schrei der Warnung, und ich verhinderte das Grauenvolle — aber ich schrie nicht — ich sah, wie der alternde Mann dort im Lehnstuhl am Kamin den Löffel zum Munde führte, wie er den Tod in sich trank, ich sah, wie er aufzuckte, einen gurgelnden Laut ausstieß und todt zusammensank — — — ich sah dies Alles und warnte ihn nicht, mir war, als brauste ein Geisterheer um mich herum und dröhnte mir

das Wort „Mörderin“ in's Ohr — dann flüsterte eine süße Stimme: „Der Abgrund, der uns trennt, ist zu tief.“ — — Da schrie ich laut auf: „Er ist überbrückt“ und sank besinnungslos zu Boden. — — — — “

Lady Diana schwieg, schweratkmend, erdrückt von der entsetzlichen Erinnerung — ich aber war erschüttert bis in's tiefste Herz hinein. Das also war das Geheimniß der blassen Lady? —

Endlich fuhr sie fort:

„Als ich erwachte, war ich noch allein. Ich raffte mich auf und stahl mich in mein Zimmer — es war so unheimlich in der Nähe des Todes. Die Kammerfrau glaubte, ich wartete ihrer schon lange und besorgte schleunig meine Toilette zum Diner — und als die helle Seide um mich rauschte und ich Schmuck anlegte, da stürzten sie in mein Zimmer und riefen, Lord Northrock sei todt —! Selbstmord, Vergiftung — das waren die Worte, die um mich schwirrten und brausten — ich verlor abermals die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, war Alles schon geordnet — der Coroner hatte sein trauriges Amt verrichtet und sein Verdict lautete auf Selbstmord, wofür als schlagender Beweis angeführt wurde, daß mein Gatte das Fläschchen mit Cyankali schon an sich genommen, als er an diesem Tage sein Atelier verließ. Und ich Elende, die ich Licht hätte in dies Dunkel bringen können, ich schwieg, schwieg feige und ließ es geschehen, daß mein Gatte als Selbstmörder begraben wurde! Als auch das vorbei war, kam er, Graf Meersburg, um mir Worte des Trostes zu sagen, um Abschied von mir zu nehmen — denn die „Diana“ sollte noch am nämlichen Tage in See stechen. Lange hielt er meine Hand fest, endlich sagte er:

„Wir sehen uns vielleicht später im Leben wieder, und dann werden wir Alles, was in unseren Herzen sein holdes Liebeslied gesungen, vergessen, oder doch überwunden haben. Warum mußten solch tiefe Abgründe uns scheiden?“ —

„Sind — sind Sie vermählt, wie ich es war?“ fragte ich stockend, athemlos.

„Nein, Diana,“ entgegnete er traurig, „aber ich bin dazu vom Schicksal bestimmt, meine Neigungen der Pflicht zu opfern, der Pflicht gegen ein Volk, das ich einst beglücken soll. Ich bin nicht der einfache Graf Meersburg, als welchen Sie mich kennen — ich bin der Kronprinz von ***“ — —

— — Das war das Ende des Liedes. Er reiste ab in fremde Lande, durch fremde Wasser, ich aber blieb zurück mit meinem Elend, meinem marternden Gewissen, das mir ohne Unterlaß zurief: „Warum stießest Du nicht den warnenden Ruf aus, der den Todestrank vom Munde Deines Gatten entfernt hätte?“ Ja, warum that ich's nicht? Ich kann es selbst nicht sagen. So lebe ich seit vier Jahren einsam, meinem Schmerze, der Trauer um meine einzige, wahre, um meine erste Liebe. Tagtäglich gehe ich hinaus auf die Klippen, um durch die gewaltige Brandung des Meeres meinen Schmerz übertäuben zu lassen — vergebens. Und heut kehrte er wieder, den ich geliebt — —“

Ihre Stimme verlor sich in leises Schluchzen, und sie neigte das schöne, blasse Haupt auf die Brust. Ich ergriff ihre Hand.

„Und wenn er kam, um seine Liebe höher zu stellen als seine Pflicht, wenn er trotz Allem und Allem sich sein Glück erringen will?“ fragte ich leise.

„Zu spät, zu spät," rief sie in herzzerreißenden Tönen, „das schuldbeladene Weib darf nicht empor zu seiner reinen Höhe!"

„Lady Diana," bat ich, „Sie müssen ruhig werden. Sie sind nicht schuldig — Sie hätten den Warnungsruf ausgestoßen, wenn Sie gekonnt hätten, aber das Entsetzen band Ihre Zunge — —"

„O wäre es so," schluchzte sie, „aber ich weiß es besser. Ja, das Entsetzen bannte mich, aber zugleich auch tausend böse Geister. Die Mutter Hamlet's war vielleicht schuldloser als ich — —"

„Diana —!" sagte eine tiefe, klangvolle Stimme hinter uns, und uns umwendend, gewahrten wir die hohe, schöne Gestalt des Kronprinzen von *** vor uns.

Lady Diana zitterte so heftig, daß sie sich an die Lehne eines Fauteuils klammern mußte, um nicht zu sinken.

„Sie hörten, was ich sagte, Königliche Hoheit?" fragte sie mit verlöschender Stimme.

„Ich hörte es," erwiderte er, „Diana, was soll dieses entsetzliche Wort bedeuten?"

Sie senkte das lichte, marmorblasse Haupt und kreuzte die Arme über der Brust.

„Mein einziger und höchster Wunsch war, in Eurer Hoheit geistigem Auge als ein schattenloses Bild der Erinnerung dazustehen," sagte sie traurig, „das ist vorbei — ein Schatten erhebt sich zwischen uns Beiden — das ist mein todter Gatte —"

„Diana, um aller Barmherzigkeit willen —" unterbrach der Kronprinz ihre Rede — sie aber trat zurück und erhob wie beschwörend ihre beiden Hände.

„Lassen Sie mich vollenden," rief sie, ich aber erkühnte mich, ihr das Wort abzuschneiden:

„Muß es gesagt sein, so schonen Sie sich, Lady Diana." — —

„Schonen?" sagte sie ruhig, groß, „ich bedarf keiner Schonung. Das Bekenntniß, das schwerste soll über meine Lippen und dann — dann — —" sie athmete schwer auf. „Verlassen Sie uns," bat sie, zu mir gewendet.

Ungern nur verließ ich das Drawing-Room. Wie gern hätte ich ihr zur Seite gestanden in dieser schweren Stunde, wie gern ihr ungeschminktes, grausames Bekenntniß gemildert und seine rein menschlichen, verzeihlichen Seiten beleuchtet. In rastloser Unruhe durchmaß ich wohl fünfzig Mal die weite Halle — die Minuten wuchsen mir zu Stunden — wie mußte sie leiden unter dem erneuten Erzählen ihres Elends. Und so liebte ich sie, daß ich in dieser Stunde der Erregung wünschte, der Kronprinz möchte sie an sein Herz nehmen und durch seine Liebe ihr jahrelanges Ringen und Dulden sühnen.

Endlich that sich die Thür auf und der Kronprinz erschien in ihrem Rahmen. An seinem Arme führte er Lady Diana, blaß wie der Tod aussehend, die Augen seltsam, gläsern und starr, die Züge wie versteint.

„Herr von Fuchs," wandte er sich ruhig an mich, „Lady Diana fühlt sich zu unwohl, um ihrem Feste beiwohnen zu können, und bittet Sie, in ihrem Namen die Herzogin von *** zu ersuchen, die Honneurs des Hauses zu machen."

Ich verbeugte mich und — mußte gehen.

Nachdem ich kaum meinen Auftrag vollführt, erschien auch schon wieder der Kronprinz in dem Tanzsaal und mischte sich heiter unter den heiteren Kreis, sein Incognito als Graf von Meersburg dazu benutzend, um desto zwangloser zu verkehren.

Was war zwischen ihm und Lady Diana vorgefallen?

Mich litt die Unruhe nicht länger in den Sälen und ich stahl mich leise hinweg, die Treppe empor nach dem stillen, matterleuchteten Corridor des östlichen Traktes, bis vor Lady Dianas Zimmerthür, an welcher ich leise, zaghaft klopfte.

Drinnen rauschte ein seidenes Kleid, ein Moment athemloser Spannung und Lady Diana öffnete selbst. Wie schön sie war in dem matten, schwankenden Licht — farblos wie eine weiße Marmorstatue, und der Schmetterling in ihrem Haar sprühte seine roth-grün-goldenen Reflexe bei jeder Bewegung ihres Hauptes. Sie sah mir lange fremd, fast wild in's Auge.

„Sie sind es?“ sagte sie endlich langsam. Dann lachte sie grell und schneidend auf. „Ich Thörin, wie konnte ich glauben, er könnte es sein, um seine harten Worte zu widerrufen —!“

Sie faßte verzweifelnd mit beiden Händen an ihren Kopf, als schmerze er sie. Ich trat nun über die Schwelle und schloß die Thür.

„Lady Diana,“ begann ich, aber sie unterbrach mich sofort:

„Sprechen Sie nicht mit mir — ich werde krank davon.“

In meinem Hirn wirbelte es wie Tanzweisen und Trauerchöre — ist das der Wahnsinn?

Dann sah sie mich gerührt an.

„Sie lieben mich wahrhaft,“ sprach sie leise, „denn Sie wollten mein Elend mit mir theilen und mir helfen, meine Schuld zu sühnen — aber ich kann Sie nicht lieben. Wissen Sie, was er mir antwortete, als ich ihm mein Bekenntniß machte? Er sagte: „„Sie thäten gut, Mylady, sich von der Welt zurückzuziehen und Ihre große Schuld in Sack und Asche zu betrauern. Ich bedaure, Ihr Haus je betreten zu haben.““ — Das sagte er, dessen Liebesworte ich für echt nahm, und die nichts waren als ein Ding pour passer le temps! O, wie das Erkenntniß der Wahrheit schmerzt —!“

Und Lady Diana sank überwältigt in die Kniee — mich aber ergriff ein überwältigendes Zorngefühl gegen den fürstlichen Splitterrichter, der den Balken im eigenen Auge nicht sah. Und doch, welche Trostesworte sollte ich diesem unglücklichen Weibe sagen, das menschliche Wort klingt so profan einem so gewaltigen Schmerze gegenüber. Ich konnte nur neben ihr knieen, ihre Hand küssen und liebkosend ihr blondes Haar streicheln — sie achtete dessen nicht, und die Minuten verstrichen schnell. Da holte die kleine Pendule auf dem Kaminsims aus zum Schlagen und zeigte die Stunde der Mitternacht an. Nun erhob Lady Diana das gebeugte Haupt.

„Es ist Zeit zum Scheiden,“ sagte sie leise.

„Wollen Sie schlummern, Diana?“ fragte ich, und fügte hinzu: „Ja, schlummern Sie — Sie werden müde sein und matt. Schlummern Sie einem neuen Leben entgegen und wenn das Morgenroth wieder erwacht, so verkläre es Ihr Haupt mit dem rosigen Schimmer einer Verheißung des Glückes.“

Digitized by Google

Sie sah mir voll in die Augen — es war fast, als umspielte ein Lächeln ihre blassen Lippen.

„Das Morgenroth wird Alles gesühnt finden," sagte sie mit klingender Stimme. „Sie können ruhig von mir scheiden!"

Ich drückte ihre Hände: „Auf Wiederseh'n denn, und gute Nacht!"

„Gute Nacht," erwiderte sie freundlich und ich ging. Doch in der Thür noch überkam mich ein seltsames Gefühl. Ich wendete mich noch einmal um und sah sie vor mir stehen, die weiße, herrliche Gestalt mit dem losen blonden Haargewirr, in welchem der Trauermantel wie natürlich schwebte — es faßte mein Herz wie eine geheime, unerklärliche Angst.

„Wo finde ich Sie morgen in der Frühe, Diana?" fragte ich.

„Drüben," entgegnete sie und deutete mit der Hand seitwärts. „Schmerz und Freude werden in Eins zerfließen und die Verzweiflung, mit welcher meine Seele kämpft, wird geschwunden sein, und im Lichte der göttlichen Sonne vielleicht mehr Barmherzigkeit finden, als vor den Augen der Menschen. Gute Nacht!" Ich ging. „Drüben" — — drüben lag das Drawing-Room, dort sollte ich sie ja morgen wiedersehen. Thor ich, der ich's nicht auszudenken wagte, daß es noch ein anderes „Drüben" giebt —!

Ich war zu tief ergriffen, um dem Feste weiter beiwohnen zu können und zog mich in mein Zimmer zurück. Erst, als das Morgenroth schon am Himmel stand, schlief ich ein, von irren, wirren Träumen gepeinigt und verfolgt — Wasser wogten und rauschten um mich, und darüber schwebte ein Schmetterling, ein Trauermantel, den ich erhaschen wollte und nicht konnte, bis er von den Wogen herabgerissen wurde auf den Grund des Meeres, wo eine schöne blonde Nixe mit zusammengewachsenen Augenbrauen ihn aufhob und ihn in ihr Haar flocht — — —

Endlich weckte mich mein Diener mit der bluterstarrenden Kunde, Lady Diana sei wahnsinnig geworden — — ein Fischer habe sie gesehen, wie sie in ihrem weißen Atlaskleide in der Morgendämmerung zu den Klippen gegangen sei, und dort habe sie, wie im Wahnsinn, die Hände gerungen. Der Mann hatte nicht gewagt, sich ihr zu nahen, denn sie habe ausgesehen wie eine Meerfrau, die zur Nacht an den Strand gestiegen sei, und ein blasses, grünliches Licht sei von ihr ausgegangen. Langsam sei sie zum Felsenstrand heraufgestiegen und von da habe sie sich in's Meer gestürzt — aber es sei gewesen, als flöge sie wie ein Geist hinab in die Wasser, die sich lautlos über ihr geschlossen. Da habe es dem Fischer gegraut — er habe ein Gebet gesprochen und sei verhüllten Angesichts nach Hause gegangen.

Und so war es. Man konnte ihren Körper nicht finden in den Wellen, die ihr Eigenthum nicht wiedergeben wollten. Was sie je gesündigt, das Morgenroth dieses Schreckenstages hatte ihre Sühne gesehen. Jetzt verstand ich ihr geheimnißvolles „Drüben". Arme Lady Diana!

* * *

Mehr als ein Jahr war verrauscht — ich hatte meine Trauer in die Einsamkeit vergraben und befand mich jetzt zur Kräftigung meiner sehr in's Schwanken gerathenen Gesundheit auf der poesiereichen, schönen, stillen Insel S. in der Nordsee.

Diese Insel hat einen Friedhof, über dessen Pforte die einladenden Worte stehen: „Heimstätte für Heimatlose". Auf diesem Friedhofe ruhen die

Namenlosen, welche die See auf den Strand geworfen hat nach Schiffbrüchen und Stürmen. Aus Erde ist der Mensch entstanden, der Erde muß er wieder verfallen, wenn seine Seele von ihm geflohen — darum wirft das Meer seine Opfer wieder an's Land, denn es hat keinen Theil an ihren Körpern. Und darum nannten die Inselbewohner von S. jenen Friedhof: „Heimstätte für Heimatlose“.

Es war ein köstlicher Sommerabend, als ich ihn zum ersten Mal betrat. Der letzte goldene Sonnenschimmer des Tages lag auf dem stillen Flecken Erde mit seinen zahllosen, haidekrautüberwucherten Hügeln, seinen von der Pietät der Fischer mit Blumen geschmückten, namenlosen Kreuzen. Mild wehte die Luft der See herüber und stille Schmetterlinge schwebten über die Gräber wie im Traum.

Ein alter, wetterharter Fischer grub dort ein neues Grab und ich trat zu ihm um mit ihm zu plaudern — mir war's mit einemmal, als müßte ich menschliche Laute hören, um ein seltsames Ahnen und Bangen aus meinem Herzen zu verscheuchen. Ich wechselte einige Worte mit dem Manne und trat ihm näher — nur noch ein Hügel schied mich von ihm. Schon wollte ich mich auf das Kreuz desselben stützen um vorsichtig das Grab zu überschreiten, als ich fühlte, wie alles Blut aus meinem Herzen drang und die Kniee unter mir wankten — denn an diesem Kreuze aus schlichtem Tannenholz war ein künstlicher Schmetterling befestigt — ein Trauermantel. Zwar war die schwarze Emaille arg beschädigt und die Brillanten des Randes waren fast alle ausgebrochen, aber ich erkannte das Zeichen doch gleich. — Keines Wortes mächtig deutete ich darauf hin und der alte Fischer verstand mich sogleich.

Unaufgefordert erzählte er mir, daß die See vor Jahr und Tag eine Frau an's Land geworfen habe in weißem, seidenem Gewande, in dessen Falten Tang, Algen und Seethierchen sich festgehangen hatten. Und auch ihr helles, flachsblondes Haar war fast unsichtbar gewesen vor Seetang. Ihre Augenbrauen hatte sie zusammengewachsen wie die Meerfrauen — die aber hatten sie zurück geworfen auf's Land, weil jener schwarze Schmetterling ihr im Haar gesessen. Der Schmetterling aber ist das Symbol der Menschenseele und an der haben die drunten in der Tiefe keinen Theil. Da habe man ihr den Falter aus dem Haar gelöst, den namenlosen Leichnam in die stille Erde gesenkt und auf dem Kreuze ihr zu Häupten den Schmetterling befestigt, damit, so schloß der schlichte, alte Mann, die arme Frau am jüngsten Tage ihre Schwingen bereit finde zum Fluge zur Höhe des Himmels.

Es dunkelte stark, als ich die Heimstätte für Heimatlose verließ, die Seele in tiefer Trauer, im Herzen aber das beruhigende Gefühl, den Ort zu kennen, wo sie schlummerte.

Und wenn Du, lieber Leser, einst auch diese Heimstätte betrittst und Du findest das blumenumwachsene Grab mit dem schlichten Kreuz und dem Schmetterlinge daran, so dämpfe Deine Stimme und tritt leise auf, denn dort ruht sie in Frieden, die schöne blasse Lady — !

Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche.

Antiquarische Studien
von
Professor Dr. H. M. Richter.
Wien.

II.

Werther war also den Wienern keine fremde Erscheinung, er war in Wien allgemein verbreitet, die Buchhandlungen kündigten ihn an, bei seinem Erscheinen, beim Eintreffen neuer Exemplare, und seine Uebersetzungen in fremden Sprachen wurden angekündigt, vorgeführt und beurtheilt. Er hatte in Wien Freunde und Gegner. In den einsamen Praterauen, in den zahlreichen Gärten, auf den Pfaden des Wienerwaldes seufzte man mit Werther und Lotte und man wird auch in den Taschen manches Selbstmörders ein abgenütztes Exemplar der Leiden des jungen Werther's gefunden haben. In Wort und Bild waren Werther und Lotte die Helden des Tages. Die bildlichen Darstellungen von Chodowiecki und Crusius werden in Wien angekündigt und ausgestellt. Werther und Lotte erscheinen in jeder Art bildlicher Darstellung als Typen, die Jedermann geläufig waren. Die größte Volksthümlichkeit genoß der Illustrator von Werthers Leiden — und Freuden, Chodowiecki. Als 1781 die 3. Ausgabe seiner Bilderakademie für die Jugend erschien, — zunächst doch ein Lehrmittel für die Berliner Schüler — kündigte sofort die Weingand'sche Buchhandlung das Eintreffen derselben in ihrer Kunsthandlung am Graben (Wien) an. Aber sofort erscheinen auch die andern Buchhändler und Kunstverleger und „Lucas Hochenleither, bürgerlicher Kunsthändler am Kohlmarkt, dem grünen Faßl gegenüber" bietet stets die Werther-Illustrationen als neuesten Kunstartikel aus.

Werther und Lotte stellten sich in den Schaufenstern der Firma Artaria & Comp. „für Kunstliebhaber und fühlbare Seelen" in dem „Gewölbe am Kohlmarkt der Michaelerkirche gegenüber" vor. Chr. Torricella „Kunst-, Kupferstich- und Musikalien-Verleger" (in der Herrngasse), der das größte Lager englischer und französischer Kupferstiche hielt, kündigte die Chodowiecki'schen Illustrationen an. Daneben gab es auch andere Darstellungen Werther's und Lotte's, „nach dem neusten Geschmack illuminirt", zu sehen. Glaubwürdigen Zeugnissen zufolge wurden Werther und Lotte in volksmäßigen Liedern in Kneipen und auf Jahrmärkten vorgeführt und ihre Liebesgeschichte erregte das Interesse der Menge.

Wenn irgend etwas gefehlt hätte, Werther dauernd in der Erinnerung zu erhalten, so waren es die zahlreichen Nachahmungen, welche Werther gefunden. Sie alle nahmen ihren Weg nach Wien. Unter diesen Nachahmungen hatte „Sigwart, eine Klostergeschichte" (3 Th. mit Kupfern, Leipzig 1777), das Werk des Pfarrers Miller in Ulm, den größten Erfolg. Zahllos sind die Beweise für die Verbreitung dieses seiner Zeit übermäßig bewunderten Romans in Oesterreich. Mit Ulm, der Donaustadt, das an der damaligen Hauptverkehrsader lag, hatte Wien den lebhaftesten Verkehr. Nirgends hatte die Klostergeschichte Sigwart ein lebhafteres Echo gefunden als in Wien, wo damals der Staat seinen Kampf gegen

Digitized by Google

die Kirche führte, sowol von den Lehrkanzeln aus (Martini, Riegger, Sonnenfels), als auch von der Staatskanzlei (Kaunitz und sein Kreis), wo die Gesetzgebung die Befugnisse der Obern der Klöster einschränkte, gegen die Verschleppung der Gelder aus den Klöstern nach Rom eiferte, die Mendicanten-Klöster beschränkte, die Priesterhäuser durch staatliche Organe visitirte, die geistliche Gerichtsbarkeit beseitigte, die Klosterkerker geöffnet hatte.

Damals thaten sich in Wien die Freimaurer-Logen auf, der Rationalismus machte sich breite Bahn, die Popular-Philosophie Garve's und Mendelsohn's hatte zahlreiche Verehrer, und eine Fluth von Flugschriften gegen das Mönchthum brach herein; die Satire, die Rache unterdrückter Volksmeinungen, wandte ihren Stachel gegen das Mönchsleben, — es war als setzte der Volksgeist dort an, wo die Gegenreformation die Kulturarbeit unterbrochen und die Schranken aufgerichtet hatte, welche zwei Jahrhunderte die geistige Verbindung Deutschland's und Oesterreich's hemmten. Es kam zur ausgelassensten Verspottung der Mönche, zur Geißelung mit allerlei Nuditäten, zur schamlos cynischen Satire, die in Born's Monachologie ihren bezeichnenden und schärfsten Ausdruck fand. In die Werther-Stimmung hinein kam nun Sigwart's Klostergeschichte.

Sigwart, der Sohn eines katholischen Amtmanns im südlichen Deutschland, wird als Knabe von dem Eindruck, den ein Kapuzinerkloster und darin der Pater Anton auf ihn machten, so ergriffen, daß er entschlossen ist, Mönch zu werden. Auf der Universität zu Ingolstadt lernte er Marianne Fischer kennen (die Tochter eines Hofraths); der Gedanke an das Kloster schwindet. Fischer duldet nicht die Verbindung, will Mariannen zu einer andern Ehe zwingen und bringt sie, da sie seinem Willen nicht gehorcht, in ein Kloster, Sigwart versucht vergeblich sie vor dem Vater zu retten. Nun geht auch er in ein Kloster, hängt „stundenlang mit den Augen am stillen Monde.“ Einmal wird der verliebte Kapuziner zu einer sterbenden Nonne gerufen: Es ist Marianne, die in seinen Armen ihr Leben aushaucht.

Nun siecht Sigwart dahin. Eines Tages lag der edle Jüngling „erstarrt und todt im blassen Mondesschein auf dem Grabe seines Mädchens“. — So berichtet ein Wiener Journal nach dem Erscheinen Sigwart's über den Inhalt des Romans.

Den todten Sigwart sah man auf den Chodowiecki'schen Kupfern vor den Schaufenstern der zahlreichen Buchhandlungen. Empfindsame Jünglinge und Mädchen verschlangen gierig diese traurige Geschichte, gedachten vielleicht dabei ähnlicher Fälle und ihre Phantasie unterschob den Typen bekannte Gestalten aus Männer- und Nonnenklöstern. Zahlreiche Klosterromane mit österreichischem Schauplatze erschienen nun. Man weinte dem unglücklichen Sigwart wie seinem Vorgänger dem Selbstmörder Werther Thränen nach; denn „Beide gingen in das Land, wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen“. Sigwart war der Held des Tages, aber er konnte und wollte auch gar nicht Werther'n aus dem Gedächtniß verdrängen. Im Gegentheil sein Autor berief sich auf Werther und wollte dem Selbstmörder gegenüber ja „das Bild einer tugendhaften Liebe“ darstellen. Sigwart diente nur dazu, die Werther-Geschichte in Erinnerung zu erhalten. Ihre Wirkung war tief und auf Jahre hinaus in Wien nachhaltig.

Das „Werther-Fieber“ herrschte in Wien noch Jahre lang, und gab Anlaß zu einem diese Stimmung treffenden Stücke. „Werther-Fieber“ betitelt sich ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Leop. Al. Hoffmann, dem Aufklärer, Exjesuiten (später als Gegner der Freimaurer viel verrufen): („Werther-Fieber, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien 1785, zu finden beim Logenmeister bei dem k. k. Theater, 125 S. in 8.“). Es behandelt die unglückliche Liebe eines Herrn v. Linden, der sich mit Selbstmordgedanken trägt. Zum Schluß hält der Landesvater — das Stück spielt in einer kleinen deutschen Residenz — folgenden Sermon: „Es ist ein Jammer mit Euch jungen Leuten! Die unselige Geniesucht, all der abgeschmackte Sturm und Drang wirbelt Eure Köpfe toll. Das elende Empfindsamkeitsfieber richtet Euern gesunden Menschenverstand zu Grunde. Es soll von nun an streng auf Zucht in meinem Lande gesehen werden. Ich rathe es allen den superempfindsamen Dichterlingen, dem Werther-Volk, ihr Unwesen bei mir bleiben zu lassen“.*) Nun hier spricht ein Wiener Autor von einer Wiener Bühne zum Wiener Publikum. Wen mochte der Autor treffen wollen? Doch nur die Wiener und ihre schon so lange Zeit anhaltende Werther-Stimmung. Das Stück wurde zum erstenmale aufgeführt am 24. September 1785!

Ueberall wo von Werther, seiner Verbreitung, seiner Wirkung auf die Gemüther die Rede ist, wird auch von einer Bänkelsänger-Travestie gesprochen, die überall verbreitet, wie eine Mordgeschichte abgesungen worden sein soll. Appel in seinem bekannten verdienstvollen Buche meldet: „Man hat selbst noch eine Bänkelsänger-Travestie in bester Form, die 1775 zum Verkauf ausgeboten, und von Hausierern herumgetragen wurde und zwar unter folgendem Titel „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther, wie sich derselbe den 21. Dezember durch einen Pistolenschuß eigenmächtig um's Leben gebracht, allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten fast nützlich zu lesen. Im Ton: Hört zu ihr liebe Christen, das Stück kostet 2 kr; ist ja nur ein geringes Geld o. u. J. 14. S. in 8“.

Appel sagt, es sei 1775 zum Verkauf ausgeboten und von Hausierern herumgetragen worden, damit ist schon gesagt, daß, da dieser Druck in Oesterreich entstanden, auch Werther in Oesterreich sehr bekannt gewesen sein muß. Appel kennt eben Ort und Zeit des Erscheinens des ersten Druckes nicht. Hier hilft uns nun der gelehrte Meusel aus, Hofrath und Professor an der Universität zu Erlangen, der intimste Freund und Biograph Bretschneider's, des Autors des Bänkelsanges. Er zitirt die Schrift nach dem Original, das ihm von Bretschneider seiner Zeit übersandt, vorgelegen mit der Jahreszahl 1774 8.**)

Da Werther im October zur Michaeli-Messe erschien, so ist seine beste Travestie unmittelbar darnach erschienen, und jedenfalls schon 1775 neu aufgelegt worden. Im Jahre 1776 erschien dieselbe Travestie unter dem Titel „Mordgeschichte des jungen Werther's, Romanze o. O. 1776 in 8“. Alles spricht dafür,

*) Vergleiche Appel, Werther S. 175 und Wlassak, Chronik des k. k. Hofburgtheater Wien, Rosner 1876.

**) Vergl. Meusel: vermischte Nachrichten und Bemerkungen historischen und literarischen Inhalts. Theils selbst verfaßt, theils herausgegeben. Erlangen 1816. J. J. Palm und Ernst Enke.


Google

daß auch schon der erste Druck in Wien erschienen ist, da Bretschneider zu derselben Zeit seine Schrift „Die Religion mit philosophischen Augen betrachtet, Wien 1774. 8" dort herausgab. Im Jahre 1777, wo das Bänkelsängerlied wiederholt gedruckt erschien, kam auch seine „Rede am Namenstage der Kaiserin, Königin Maria Theresia Wien 1777. fol." heraus. Um diese Zeit stand übrigens Bretschneider schon definitiv in österreichischen Diensten. 1779 und 1780 veröffentlichte Bretschneider einige Reden aus dem Lateinischen, 1780 eine anziehende Beschreibung der Einrichtung der von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität, deren Bibliothekar er war. Bretschneider hat also in der Werther-Sigwart-Epoche in Oesterreich gelebt und gewirkt. Gewiß aber ist der Druck aus dem Jahre 1778 in Wien erschienen (Appel u. A. unbekannt): „Werther's Leiden, eine wahrhafte Mordgeschichte, die sich den 21. December 1772 zugetragen". Wien bei Jos. Kuhn, auf die Melodie des Sigwart's in ein Lied gebracht. (Im Besitze der Hofbibliothek in Wien).

Das Titelbild zeigt uns ein Himmelbett, darauf ausgestreckt Werther, dessen Hand die Pistole entfallen ist. Es ist ganz dasselbe Lied, welches schon 1774 und die folgenden Jahre die Menge entzückte, welches Appel in seinem Buche mittheilt, welches Meusel am angezeigten Orte, als Bretschneider's Machwerk bezeichnet und dabei die Anmerkung macht: „Unter der zahllosen Schaar guter und schlechter Schriften darüber noch eines der besten. Es ist ein drolliges Schlemperlied, worin dem Verfasser der wahre Bänkelsängerton vortrefflich gelungen ist." Die Nach-Sigwart'sche-Ausgabe ist um einige Strophen vermehrt, die wir in der Anmerkung*) anführen wollen. In den frühern Drucken weisen an der Seite der Strophen vorkommende Zahlen auf die Werther-Original-Geschichte und die betreffenden Seitenzahlen darin hin, so daß der Leser offenbar auf die Parallele mit Goethe verwiesen wird.

Wer bei Appel das Bänkelsängerlied, dessen Reproduktion wir aus Rücksichten für den Raum unterlassen, liest, wird beurtheilen können, wie sich Bretschneider zu dem Originale stellt. Die unten mitgetheilten Warnungsrufe an die empfindsame Jugend sind nicht gerade Anti-Goethe'sch. Im Gegentheile: Als Goethe sah, welche Verheerung sein Werther angerichtet, fügte er, selbst sich befreit fühlend, und nun ganz objektiv geworden, der zweiten Auflage diese Verse hinzu:

„Du beweinst, Du liebst ihn, liebe Seele
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, Dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

An diese Verse Goethe's schließt sich Einleitung und Schlußruf der Travestie an.

*) Besorge Deine Seele,
Verlach' den Liebesgott;
Der Schöpfer auf der Stelle
Den Selbstmord Dir verbot.

Will Dich die Lieb' bethören,
Wie's Werther hat gethan,
Durchlese Goethe's Lehren,
So schrieb er, dieser Mann.

Hört mich, ihr zarten Mädchen!
Die Ihr den Helden rühmt;
Brünette! Lois und Kätchen!
Euch ist die Lehr' bestimmt.

Aus Liebe sich erschießen —
Dies thut ja nur ein Thor,
Doch laßt Euch's nicht verdrießen,
So sag' ich Euch ins Ohr. —

Was hat er itzt, der Mörder,
Was nützt ihn seine Lieb?
Bedaure ihn, den Werther!
Und flieh' dergleichen Trieb!

Appel giebt an, es hätte der Verfasser dieser Knittelverse dieselben in der That für einen Bänkelsänger „Martin König" geschrieben. Der Kurbrandenburgische Legations-Secretair Gans in Wetzlar habe König an Bretschneider gewiesen. „Und so wurde — sagt Appel — das Lied sicherlich (?) auch auf Messen und Märkten unter den begleitenden Tönen des Leierkastens zum warnenden Exempel abgesungen, wie eine echte Mordgeschichte". Möglich, daß sich die Dinge so verhalten, uns scheint die ganze Travestie zu sehr literarischer Scherz zu sein. Auch bietet Bretschneider's Lebensgeschichte wenig Anhaltspunkte dafür. Bretschneider war der intimste Freund Nicolai's. Seine Stellung in der Literatur, seine literarischen Verbindungen, sein nüchterner Rationalismus, und die Opposition, welche Werther im Kreise der Nicolaiten fand — Alles dies — läßt uns vermuthen, daß es sich hier nicht um einen harmlosen Scherz gehandelt, daß nicht müßige Laune dieses Bänkelsängerlied geschaffen. Bretschneider war Hauptmitarbeiter an der deutschen Bibliothek, ganz und gar Gesinnungsgenosse Nicolai's. Seine Hauptwerke, wie der Sittenroman „Georg Waller's Leben", sind bei Nicolai erschienen, an Nicolai sind seine Reisebriefe gerichtet, mit Nicolai theilte er die Thätigkeit in der damaligen Freimaurerbewegung, Beide haben dieselben Neigungen und Abneigungen als Gegner des sentimentalen, subjektiven Elementes in der Literatur, als strenge Rationalisten, und so nehmen sie denn auch dieselbe Stellung gegen Goethe's Werther ein, den sie beide in verschiedenen Formen aber im selben Stile angreifen. Und beider Thätigkeit bewirkte nur, daß Werther's Popularität immer größer wurde, so wie heute eine parodistische Darstellung den Reiz des Originals erhöht.

Ein Wielandjünger, ein in Wien und auch in Deutschland seiner Zeit genannter Dichter Joseph Franz Ratschky dichtet im Mai 1778: An meinen kranken Freund Leon: —*)

„Du dauerst mich, o armer Patient;
Indessen wir, das blaue Firmament
Ob unserem Haupt, im grünen Prater sitzen,
Mußt Du daheim im warmen Pfühle schwitzen.
Statt Deinem Goeth' und Bürger liegt ein Wisch
Von Recipe auf einem Nebentisch.
Statt Lotten sitzt mit einer Staatsperrücke
Voll Gravität der Arzt Dir am Genicke."

Längst war die Werther-Epoche überholt; längst hatte der Genius deutscher Dichtkunst andere Bahnen eingeschlagen, die deutsche Volksseele hatte das Stadium der Sentimentalität hinter sich und die Geister erstarkten an der kritischen Philosophie, die wohlthätig die Dichtung der Klassiker beeinflußte. Da schwärmt noch in Oesterreich der Dramaturge Schinck und am meisten und am ausführlichsten Ayrenhoff von Werther und Lotte und der Dichtung, deren Helden sie waren. In Erinnerung an die volksthümlichsten dichterischen Gestalten führt Blumauer 1790, fast zwanzig Jahre nach Werther's Erscheinen, die Verlassene in seiner travestirten Aeneide mit den Worten vor:

„Da sitzt sie schon, die arme Frau,
Und liest in Werthers Leiden."

*) Vergl. Gedichte. Wien Rud. Gräffer 1785.

Und Chodowiecki illustrirt die Unglückliche im Kupferstich als eine Dame, in der Sophaecke sitzend, mit aufgeschlagenem Buche in der Hand, schmachtenden Blickes den Ellenbogen aufgestützt.

In Mailand, der Hauptstadt des österreichischen Italiens, wo eine italienische Uebersetzung des Werther erschien, ließ der Bischof nach dem Berichte der „Frau Rath Goethe" durch die Geistlichen in den Gemeinden das Buch aufkaufen. Man mag daraus ersehen, daß der Werther nicht blos im ganzen deutschen Oesterreich, sondern auch im österreichischen Italien viel verbreitet war, und daß zu seiner Unterdrückung es sich die katholische Geistlichkeit in der Lombardei ein gutes Stück Geld kosten lassen mußte, um den Werther zu verdrängen.

* * *

War nun Werther bekannt und verbreitet im ganzen Reiche der österreichischen Erblande, so war es auch gewiß der Dichter des Werther, und fast erscheint die Frage müssig: War denn Goethe in Wien unbekannt? Konnte er es sein, da doch Lessing, Klopstock, Wieland ꝛc. ihre Verehrer daselbst hatten? Sollte er nicht auch seine Gemeinde in Wien gehabt haben, und namentlich auch Gegner, wie er sie überall in Deutschland nach dem Erscheinen von Götz und Werther fand? Aber Gewisses können uns doch nur zeitgenössische Stimmen zur Beantwortung dieser Frage bieten.

Im Jahre 1774 begegnen wir einer Recension des gelehrten und freisinnigen Abtes Rautenstrauch:

„Götz v. Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel 1773" — „Die seltenste und wichtigste Erscheinung unserer Zeiten! Herr Goethe, Dr. jur. in Frankfurt a. Main ist der Verfasser. Er nennt es ein Schauspiel; dieß ist es aber auch — doch nur zum lesen, und trotz der Nachricht, daß es zu Berlin aufgeführt worden, kann ich mir kaum die Möglichkeit davon vorstellen; wenigstens würde ich um das Vergnügen, es in der Vorstellung gesehen zu haben, hundert andere Ergötzlichkeiten gerne vermissen wollen. Man darf es zehnmal lesen, und wird nicht satt werden, und noch dann wird man schwerlich daran denken können, daß der Verfasser sich über alle dramatische Regeln hinweg gesetzt habe. — Dieses Stück hat einen Dialog voller Natur, Auftritte voller Empfindung, handelnde Personen voll erhabener und gleichwol ungekünstelter Denkungsart. Und das Ganze reißt die Einbildungskraft der Leser mit sich fort ebenso mächtig, ebenso stark, als Shakespeare. Der Held des Stückes ist ein fränkischer Freiherr, ein feuriger lebhafter Patriot, welcher zur Behauptung seiner deutschen Freiheit sich allen damaligen Tyranneien und Unterdrückungen kleiner Fürsten muthig widersetzte und eben deswegen mit seinem Nachbar, dem Bischof von Bamberg, langwierigen Krieg geführt hatte ꝛc. ꝛc."

Folgt die weitere Exposition des Inhalts und dann: „Die Geschichte und die Personen dieser Handlung sind historisch wahr und machen einen desto stärkern Eindruck auf die Seelen der Leser" .... „Götz hat allenthalben Vertheidiger und Tadler gefunden. Aber jeder Tadel bemerkt nur, daß es nicht aufzuführen sei, und jedes Lob sagt, der Autor sei ein außerordentliches Genie." Der Autor schließt sich im Weitern der Meinung des Merkur an, der Götz ein Stück nennt,

worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemishandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel sei, gegen welches man aber doch hundert von unseren weinerlichen, komischen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem Anfall schaudernder Empfindung ergriffen werden. R. macht die Leser seiner Wochenschrift mit „dem deutschen Shakespeare" bekannt und gibt eine u. die andere Scene des Stückes wieder, so z. B. die zwischen Selbitz und dem Knechte und einige andere. Der Schluß lautet: „Goethe soll etwas regelmäßiges schreiben, was könnte man von ihm nicht erwarten!" Man sieht die meteorartige Erscheinung, Goethe, findet noch vor dem Erscheinen Werther's volle Beachtung, aber gleichzeitig erschrickt man vor dem genialischen Revolutionär, der die heilige aristotelische Dreieinigkeit erbarmungslos vom Altare stürzt. Man folgt mit großer Aufmerksamkeit und mit der an den Wiener Literaten habituellen Unselbstständigkeit den Urtheilen im deutschen Reiche, reproducirt die Kritik eines Göttinger Recensenten die im III. Bd. des Merkur enthalten war, und verfolgte mit Spannung den Ausgang der von Goethe mit seiner Farce „Götter, Helden und Wieland" angezettelten Fehde. Man sah in Wien, wie an andern Orten, diesen Streit mit Bedauern. Als in den Miscellanien des VI. Bd. Wieland selbst das Wort ergriff, der von Goethe so empfindlich Angegriffene, und sein kritisches Wort so unbefangen lautete, bewunderten die Wiener Wieland's „Bescheidene, triftige und kernige Beantwortung dieser Streitigkeit." Kurz darauf sagt Rautenstrauch: „Ich wünsche mit Unzähligen andern, daß diese Männer die besten Herzensfreunde werden mögen; denn wer wird es gerne sehen, daß diese zwei großen Genie's einander anfeinden und kränken"?

In einem Theaterbriefe von Klemm (Jahrg. 1776 der Realzeitung S. 159) heißt es: „Wir sind mit unserem ganzen deutschen Drama in einer seltsamen Verfassung. Goethe, voll Genie und oft auch Weltkenntniß, hat einen Ton angestimmt, der in seinen Nachahmern (!!) oft in das Unnatürliche oder gar Possierliche ausgeartet ist. Sich über alle Regeln wegsetzen, dafür zwar einige Schönheiten subſtituiren, die meisten Schauspieler am Ende närrisch und unsinnig werden lassen. Blut wie Wasser dabei vergießen, oder mit Protestation der ganzen medicinischen Facultät schnell an Gemüthskrankheiten sterben lassen — mag entzücken, wen es will. Ich rede mit Ihnen von Herzen weg, ich habe mich nicht sonderlich dabei vergnügen können" . . . . Auch dieses Urtheil überrascht nicht. Ein Kenner der Sturm- und Drang-Literatur, Prof. Erich Schmidt, sagt in seiner Schrift über Wagner, Goethe's Jugendgenossen: „Eine Wahnsinnsscene durfte kaum in einem Drama fehlen." Die älteren Dichter Deutschland's urtheilten fast alle so, wie die Wiener Geschmacksrichter, dazu kam, daß Goethe auch Lenz'sche, Wagner'sche Komödien zugeschrieben wurden, die wie Voß sagt, „empörerisch gegen das Regulbuch" waren. „Der junge Goethe hatte eben in Wien dieselben Freunde und Feinde, wie in Deutschland. Sein keckes Auftreten gegen Wieland hatte zudem ihm erstere entfremdet. Man war in Wien für Wieland sehr eingenommen, sein Merkur war Autorität, seine französische Grazie als Autor machte ihm zum Liebling erlesener Kreise, seine literarischen noch mehr aber seine freimaurerischen Verbindungen mit Oesterreich gewannen ihm in der Kaiserstadt zahlreiche Freunde und ergebene Anhänger.



Vor allem revoltierten die Kunstrichter, die noch ganz und gar an den Lehren der französischen Aesthetik hingen, Lessing durchaus gelten ließen, Goethe aber regellos fanden, gegen die neue Goethe'sche Richtung. So frägt z. B. ein Kritikus J. H. (wohl der Lustspieldichter Heufeld?) 1776: Was ist der Theatralgeschmack der Nation? Selten können wir aus Deutschland ein Stück mit Erfolg aufführen. Entweder es ist in dem Goethe'schen Geschmacke, da ist es nicht zur Vorstellung geschrieben, welches jedes Drama sein sollte, oder es ist zu matt, zu local für eine andere Provinz, als Komödie." — Aber das Publikum in Wien dachte zum großen Theil anders; es ließ sich gegen Goethe nicht einnehmen, wie auch die „Kunstrichter" eiferten. Zur selben Zeit, als die Kritik sich wie oben vernehmen ließ, wurde (1776) Göthe's „Erwin und Elmire" aufgeführt. Man rühmte Md. Sacco, ihren „schönen Anstand", ihre „Grazie und rührende Stimme" und sie wurde darob „viel bewundert und beklatscht."

Die Theatral-Almanache jener Zeit bringen das Repertoire: Richard III. von Shakespeare-Weiße, „Barbier von Sevilla" von Beaumarchais, Voltaire's „Verlorenen Sohn", Diderot-Lessing's „Hausvater", „Minna von Barnhelm", Goldoni's „verliebten Sänger" (im Monat Juli 1776) und dazwischen als Novitäten am Abend des 13. Juli 1776 aufgeführt: „Die Maskerade von Destouches bearbeitet von Gotter und Erwin und Elmire von Göthe". Der Bericht erzählt, daß das erstere Stück abfiel, hingegen das „zweite sehr gefiel, und Madame Sacco einen glänzenden Beifall eintrug."

Am 14. wurden beide Stücke wiederholt, in den folgenden Tagen verschwand das erstere, hingegen Erwin und Elmire wiederholt wurde. Genau zur selben Zeit gastirte ein gewisser Waeser aus der Provinz Preußen mit einer Truppe, die auch nicht entfernt den Ansprüchen der Wiener genügen und in keiner Weise mit dem National-Theater wetteifern konnte. Um wenigstens Neues zu bieten brachte er „Goethe's Clavigo" allerdings in völlig unzureichender Weise zur Aufführung. Waeser spielte den Beaumarchais nach der Aussage seiner eigenen Leute kläglich. Indeß bewirkte das Interesse an Goethe einige Wiederholungen des Stückes.

Waeser verließ das undankbare Wien und fand in Neisse eine bessere Aufnahme. Er hatte aber damit verschuldet, daß Clavigo, weil nicht mehr neu, erst spät auf die Wiener National- (Burg-) Bühne kam.

Nach der ersten Aufführung am 7. Januar 1786 sagt eine gleichzeitige Wiener Recension: „Der Werth des Stückes ist schon entschieden, ein Lob bedarf es nicht. Genug gesagt, es hat Goethe'n zum Verfasser, dem sich die Wahrheit unverschleiert zeigte, und der das menschliche Herz und die Leidenschaften nicht allein aus Büchern, sondern aus der wirklichen Welt studirt hat." Der Recensent bedauert noch die Veränderung, die das Stück erleiden mußte, und dazu hat er vollen Grund, denn diese Veränderung bot ein Zeugniß der größten Geschmacklosigkeit.

Im Jahre 1776 behauptete sich Erwin in Wien. Wir finden im August und September das Stück des „Dr. Goethe" auf der Bühne.

Die literarischen Gegner Goethe's, die Anhänger des Alten sorgten übrigens dafür, daß seinem Namen die Aufmerksamkeit nicht fehlte. Die Anhänger des Alexandriner-Drama's eiferten mit aller Macht gegen die Natürlichkeit, gegen den

willkürlichen Scenenwechsel u. s. w. Goethe galt auch den Wiener Dichtern und Kritikern als ein Revolutionär und Shakespeare-Jünger. Derbheit, Kraft, Volksthümlichkeit war ihnen neu. Sie hatten sich in kurzer Zeit aus völliger Undeutschheit durchgerungen zu Gellert u. A.; die Anakreontiker erheiterten sie, sie verehrten dann Lessing mit Andacht, begeisterten sich dann für Klopstock und wurden Barden. Nun kam die letzte und schwerste Revolution, man sollte an Volksthümlichkeit Gefallen finden, die ganze literarische Vornehmheit einbüßen, Volkslieder anstimmen und an Reimen Gefallen finden, die angeblich schlechter waren, als die des Hans Sachs. Das Wiener Publikum theilte aber nicht die Entrüstung und wandte sich dem neuen Genie zu. Die Wiener Kritiker eifern unausgesetzt gegen „die itzige Mode der deutschen Poesie" und der Eine von ihnen tröstet sich mit der Zukunft in folgender Weise: „Nach und nach wird man, wie ich hoffe, aus dem Goethe'schen Enthusiasmus zum gesunden Menschenverstand zurückkommen, die Manier Hans Sachs'ens verlassen, man wird den Handwerksburschen ihre Lieder gönnen, und die Dichtkunst wieder zu der Würde erheben, von der man sie, man kann sagen, oft unsinnig herabgewürdigt hat." Er beruft sich auf Nicolai, der sich über Goethe lustig gemacht, beruft sich ferner darauf, daß auch Andere gegen die Neuerer eifern, „so grob auch die Goethe'sche Partei sein soll". Diese „Partei Goethe" war nun auch in Wien sehr stark, und die Anhänger Goethe's werden immer nur die „Goethianer" genannt. Ihnen ruft ein Beurtheiler von Lavater's Werken zu: „Unsere Goethianer werden in diesem Theile auch ihre Rechnung finden. Ihr Held und Abgott erscheint in einem sehr vortheilhaften Lichte." Lavater nennt ihn den edlen, feurigen, selbstständigen, allwirksamen, genialischen Goethe. Bei dessen Kopfe macht er die schöne Anmerkung: „Wahres Genie ohne Herz — ist Unding, denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies." Mit beifälligen Bemerkungen citirt diese Lavater'schen Worte die k. k. allerg. priv. neue Realzeitung von 1777 (36. Stück).

Am meisten und nicht ohne Berechtigung kämpft die Wiener Kritik gegen die Nachahmer Goethe's. In der ersten Nummer der „Beiträge und Anzeigen von Gelehrten und Kunstsachen" (1780) wird unter Andern auch über die Nachahmung geklagt: „Was an Goethe, Herder, Abbt ꝛc. von unparteiischen Lesern ganz in der Stille getadelt wird, ist immer von dem großen Haufen am liebsten und eifrigsten nachgeahmt worden. Alexander d. Gr. führte ohne seinen Willen die krummen Hälse unter seinen Hofleuten ein, weil er selbst den Kopf nicht grade trug. Und seitdem Goethe nur einigemale das arme e verschluckt hat, seitdem schluckt sein ganzes pecus alle e, die ihm vorkommen, bis zum Ersticken hinunter."

Welch' einen Jubel gab es, als Ludw. Fronhofer, Professor, Hofraths-Secretär und der Kurfürstl. Akademie-Mitglied zu München, 1779 eine Rede gehalten und veröffentlicht hatte unter dem Titel: „Deutschlands belletristisches, goldenes Jahrhundert ist, wenn es so fortgeht, so gut als vorbei."

Eine Philippika auf 28 Quartseiten gegen die Kraftgenies. Die markanteste Stelle darin lautet: „Deutschland, Du stehst, fürcht' ich, am Rande des Abgrunds, Deine Rabener, Haller, Gellert, Hagedorn sind zu ihren Vätern versammelt! Deine Weiße, Ramler, Wieland, Lessing stehen noch vor dem Riffe und

halten Dich auf! Ach, daß sie sterblich sind, und Deine Klopstock und Deine Goethe, ob sie wol könnten, Dich nicht retten wollen!"

Die Rede fand in den literarischen Kreisen in Wien großen Beifall! Sie wurde vielfach citirt zum Beweise, daß die „Wiener Kunstrichter nicht den Eigensinn allein haben, sich den neumodischen Bizarrerieen zu widersetzen, sondern, daß es auch in andern Ländern Biedermänner giebt, die eben so denken." Das Publikum schien eben den neumodischen Bizarrerieen sehr zu huldigen und wandte sich vor Allem Goethe zu, und wurde auch von seinen Nachahmern gefangen genommen.

Wien spielte auch nach verschiedenen Richtungen im Dichterkreise der Stürmer und Dränger eine Rolle. 1774 erschienen Wagner's „confiscable Erzählungen" (Wien bei der Bücher-Censur; in Wahrheit in Gießen bei Krüger) mit der Widmung: „Der unbefleckten, ätherisch-reinen, fanatisch-ehrbaren und mehr als strengen Bücher-Censur in Wien. Gewidmet vom Verfasser" — ein elendes Machwerk voll Zoten. Im freundschaftlichen Verkehr mit Goethe gab Wagner in Frankfurt 1775 das sechsactige Trauerspiel „Die Reue nach der That" heraus, das seinen Schauplatz in Wien hat, und an vielen Stellen der Bewunderung für Theresia und Josef Ausdruck giebt.

Mitunter aber finden wir doch einen Beurtheiler, der zwischen Goethe und seinen Jüngern wol zu unterscheiden weiß. Eine sehr beachtenswerthe Stimme erhebt sich in folgender Ausführung: „Wer könnte so seicht sein, und Goethe's schönen, gedrängten, passenden Dialog, seine treffende markige Schreibart in Prosa und Versen, seine Stärke in der Wahl der angemessensten Worte und Ausdrücke mißkennen? Wenn Empfindung und Gefühl winselnde Schriftstellerchen so etwas fades, einförmiges, gedehntes, schleppendes hinsafeln und wie Berchtesgadner Puppen schwach und gebrechlich, entweder nach leichtem französischem Schnitte hintändeln, oder in mit Fleiß schwerfällig ausgewähltem englischem Tone in Wolken eingehüllt, phantasiren: — So tritt Goethe dafür mit Riesengebeinen auf, noch altdeutsch und unverwöhnt, wie sein Berlichingen voll starker Knochen, Sehnen und Muskeln und seine volltönende Mannssprache macht die Tändler und Fasler zittern und fliehen". . . . . . „Aber seine Nachahmer! ahmen am liebsten das nach, was Goethe seinen Berlichingen auf dem Schlosse zu Harthausen zum Trompeter sagen läßt, die Ungezogenheiten, Salloperien, Schimpfwörter und Grobheiten, davon besonders Lenz im „Hofmeister" und Wagner in der „Kindesmörderin" ein Schock liefert. Sie werden in dem Marionetten-Theater durch eine zu hudibrastische Karrikatur oder Uebertreibung lächerlich gemacht."

Man sieht hier klar, daß Goethe vor dem Werther in Wien bekannt, zur Zeit des Erscheinens des Werther und noch lange nachher das literarische Losungswort des Tages war und blieb; daß er zahlreiche Bewunderer in Wien und einen Theil der literarischen Kritik gegen sich hatte; daß die literarische Revolution, die er angestellt, große und mächtige Kreise zog, daß seine stürmischen Jugendgenossen vornehmlich durch ihn bekannt wurden; daß man ihre Verirrungen häufig ihm auf die Rechnung setzte, daß man aber zwischen dem Genie Goethe's und den Kraftgenies Klinger, Lenz und Wagner wol zu unterscheiden wußte.

* * *

Es ist nun Zeit, daß wir uns der Untersuchung der Frage zuwenden: Wie mag die Legende von der ersten Bekanntschaft der Wiener mit Goethe's Werther durch ein Feuerwerk wol entstanden sein. Sind es Wiener Berichte, zeitgenössische Stimmen, welche davon übereinstimmend sprechen, oder hat ein Einzelner diese Mär in die Welt gesetzt? Und wenn, so spricht alle Vermuthung dafür, daß es ein viel gelesener, weit verbreiteter, später noch viel benützter Bericht gewesen sein muß, auf welchen der Ursprung dieser Legende zurückzuführen sein würde. Nun, einen solchen Bericht lieferte Friedrich Nicolai, der Berliner Buchhändler und Schriftsteller, ein Orakel seiner Zeit, in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" (1781). Im 2. Bd. der 3. Aufl. S. 536 u. ff. lesen wir, daß in Linz ein ständiges deutsches Theater gewesen, welches 3 bis 4 mal in der Woche gespielt, und außerdem sich dort eine reisende Truppe aufgehalten habe, „welche sich das Sommertheater nannte" und ohne besondere namentliche Direction komische Opern, zum Theil an denselben Tagen, aufführte. Der reisende Nicolai bemerkt: „Es kann wol sonderbar scheinen, daß in einer so mäßigen Stadt, wie Linz ist, und zwar im Sommer zwei Schauspielgesellschaften existiren können, und dazu noch ein besonderer Redoutensaal gebaut, der 600 Personen faßt." Man erwartet die Folgerung zu vernehmen, daß in der oberösterreichischen Provinzialhauptstadt ein reges Kunstleben geherrscht haben müsse. Anstatt dessen aber findet sich die Bemerkung: „Dies ist ein Beleg zu dem Zug im Nationalcharakter der Einwohner Oesterreichs, welche Wolleben, Gemächlichkeit und alle Arten von Schauspielen lieben. Man gebe ihnen panem et circenses, so sind sie zufrieden." So ist denn Nicolai der eigentliche Vater einer stets wiederkehrenden einseitigen und vorurtheilsvollen Auffassung des österreichischen Volkscharakters, welche auch später noch in dem geflügelten, viel citirten Schiller'schen Worte von dem „Volke der Phäaken" widerhallt. Nicolai schreibt dann weiter: Ich muß wenigstens einen Theil des Bulla'schen Comödien-Zettels vom 31. Mai anführen. Nachdem der „gebesserte Ehemann", ein neues Lustspiel in zwei Aufzügen, angekündigt worden, heißt es: Dann folgt „das neue große tragische Ballet" in drei Aufzügen von Herrn Schmalögger. Die eigens dazu componirte Musik ist von Herrn Kapellmeister Teller. Genannt.

„Der junge Werther".

Personen:

Albert, Lotten's Gemahl	Herr Horschelt.
Lotte	Mad. Schmalögger.
Werther	Herr Schmalögger.
Wilhelm	Herr Rösler.
Vater der Lotte	Herr Perchtholb.
Bedienter des Werthers	Herr Scheibl.
Werther's Geist	Herr Lorang.

„Da ein Blatt, die in diesem Blatt vorkommende Pantomime, Handlung und Ausdruck nicht fassen könnte, so ist der ganze Inhalt desselben einen Bogen stark, abgedruckt. Und die Bücheln bei der Kasse, und in der Wohnung des Directors pr. 10 Kr. zu haben." Dazu bemerkt nun Nicolai: „Der arme Werther" und wieviel Leiden werden ihm nicht noch immer angethan! Hier muß er aus der Welt heraustanzen, und in jener Welt muß in einer besondern Person sein

Geist wiederum tanzen, und zwar mit soviel Pantomime, Handlung und Ausdruck, daß sie ein Blatt nicht fassen kann, sondern ein Bogenbüchel pr. 10 Kr. dazu nöthig ist! In Wien ward bei meiner Anwesenheit ein Feuerwerk — wird man es glauben: Ein Feuerwerk! gegeben, betitelt: „Werther's Zusammenkunst mit Lott'chen im Elysium". So spricht Nicolai an mehreren Orten im 2., 3. im 4. Bande seiner Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im letzteren S. 474 ff. und 623 von den Wiener Feuerwerken und auch speciell von dem Feuerwerke „Werther's Zusammenkunft mit Lott'chen im Elysium". Er berichtet: „Dies große Schauspiel war gleich einer anderen Haupt- und Staatsaction in zween Aufzügen getheilt, in's Frontenfeuer und in die Decoration. Das Frontenfeuer enthielt in fünf Abtheilungen: Eins (antike Feuerwerks-Capricen), zwei (die ägyptische Centifolie), drei (Werther's fröhliche Tage), vier (Werther's getrennte Vereinigung), fünf (Werther's Vereinigung mit Lott'chen bei seiner Ruhestatt). Und die Decoration enthielt: Werther's und Lott'chens Aufenthalt in den Gefilden des Elysiums. —"

Nicolai bemerkt dann weiter, es würden gewiß die Leser über den fruchtbaren Geist staunen, welcher so unvorhergesehene Dinge zusammenbringen konnte, und sie würden noch mehr erstaunen, wenn sie den ganzen Anschlagszettel mit allen Erklärungen lesen sollten. Beiläufig erzählt er, man habe es ihm in Wien übel genommen, daß er das Feuerwerk nicht gesehen, und lieber bei dem guten Prälaten von St. Dorothea mit Gebler (dem Staatsrath und dramatischen Dichter) geblieben, „da ja die Wiener die deutsche Parthei des Joh. Georg Stuwer nehmen." Die Freunde hätten ihm dringend empfohlen, ein Feuerwerk „den feuerspeienden Vesuv mit Neapel, dem Schloß und Castell" zu sehen, er habe sich aber zu lange in Neu-Waldegg im Parke des Grafen Lacy aufgehalten, und sei erst im Prater angekommen, als das Feuerwerk vorüber war. Er selbst zählt Stuwer zu den „Künstlern" und bemerkt beiläufig, die „Luftfeuerwerkmacher" seien in Wien in großem Ansehen. Und an einer anderen Stelle: „Herr Joh. Georg Stuwer hat hierin die Ehre Deutschlands gerettet; denn er hat seit 1774 in dieser glänzenden Kunst mit zwei erfindsamen Italiänern Namens Girandolini und Mellina im Prater gewetteifert; und deutsche Art und Kunst hat sich hier so vorzüglich gezeiget, daß die Italiäner ihr den Vorzug haben lassen müssen."

Man sieht, auch Nicolai spricht mit einiger Genugthuung von dem Triumphe der Deutschen und zwar selbst ganz in dem von ihm bespöttelten Tone derer, welche „die deutsche Parthei nehmen". Stuwer ziehe 10 bis 12 Tausend Personen in den Prater, viele redeten „mit einem so großen Enthusiasmus von den Kunstwerken Stuwer's, daß man von Werken der Einbildungskraft und des Verstandes kaum höher sprechen könnte . . . ." „Allerdings ist auch Herr Stuwer um Ausbreitung des Geschmackes an Kunst bemüht" &c.

So Nicolai, aber an keiner Stelle finden wir die Behauptung, daß die Wiener den Werther erst aus diesem Feuerwerke kennen gelernt hätten. Nirgends, so oft Nicolai dieses sonderbaren pyrotechnischen Stückes Erwähnung thut, ist dessen Vorführung, als Beleidigung der deutschen Kunst, als Verleugnung der Poesie aufgefaßt und dargestellt. Nirgends endlich wird der ganze Vorgang als Beweis der Ignoranz genommen, nicht entfernt wird er als Unbekanntschaft mit Werther

gedeutet, und es wird durchaus nicht von Nicolai gefolgert, daß dieser Gegenstand den Wienern in einer andern, edleren und ursprünglichen Form fremd gewesen sei. Ist irgendwo in dem Angeführten von Goethe's Gestalten die Rede? von dem Verhältniß der Wiener zu Goethe die Rede? Nirgends! in keinerlei Weise!

Das hat also erst die spätere Zeit, die tendenziöse Benutzung dieses Nicolai'schen Berichtes, zu behaupten gewagt, daß die Wiener erst aus dem Feuerwerke Goethe's Werther kennen gelernt haben. Nicolai mag die ursprüngliche Quelle gewesen sein, die vielfach getrübt, offenbar nur abgeleitet, benutzt worden ist. Wenn auch Nicolai nicht sehr unbefangen, nicht vorurtheilsfrei urtheilte — einfältig war er nicht, die Strömungen der Zeit kannte er gar wol, die Gedanken und Empfindungen, die Goethe's Kunstwerk hervorbrachte, waren ihm sehr bekannt, und er wußte genau Bescheid darüber, was in Berlin und Wien dem Volke geläufig war. Und wäre es denn nicht eine lächerliche Behauptung gewesen zu sagen, Goethe's Werther sei den Wienern unbekannt? Gerade die regelmäßige Erfahrung spricht dafür, daß die großen, allgemeines Aufsehen machenden Erscheinungen vielfach benutzt, auch parodirt, travestirt, in Balletformen dargestellt werden. Eine Behauptung, wie die erwähnte, stünde auf einer Linie mit der, daß beispielsweise die Wiener von heute „Richard Wagner's Tannhäuser" aus der possenhaften Parodie, Goethe's Faust aus der Posse „Fäustling", Tasso's herrliches Gedicht aus einem im Jahre 1878 aufgeführten Ballet, Meyerbeer's „Robert der Teufel" aus der Gesangsposse „Robert der Teixl" und vielleicht gar die griechische Mythologie und den Homer aus Offenbach's „schöner Helena" — kennen gelernt haben.

Die Wiener Stadt-Bibliothek bewahrt die Feuerwerks-Programme seit Beginn dieser Productionen. Und wenn wir diese Sammlung durchmustern, so finden wir, daß, seit 1775 Stuwer, Girandolini und Mellina wetteiferten, immer nur die allerbekanntesten Stoffe der gaffenden Menge vorgeführt wurden. „Die Sündfluth", „Mahomet und die Wallfahrt nach Mekka", „der Olymp der Wohnsitz der Götter", „Judith und Holofernes" „Amor und Psyche" sind die Gegenstände der Darstellung.

Gewöhnlich findet sich dabei die Bemerkung: „Dieser Gegenstand wird nur Wenigen unbekannt sein." Bei besondern Festlichkeiten und bei patriotischen Anlässen erscheinen die Bildnisse von Kaiser und Kaiserin oder der Helden des Tages, immer aber ist es, wie natürlich ein Gegenstand, der die Tagesstimmung beherrscht und Jedermann geläufig ist und keines Commentars bedarf. Der Pyrotechniker hat die Neugierde der Menge immer als Voraussetzung, das Verständniß derselben für seinen Gegenstand zur Bedingung, die Wirkung muß eine augenblickliche, eindringliche sein, demnach ist die vollkommene Vertrautheit mit dem Gegenstande von Seite des Publikums unerläßlich. Ein häufig wiederkehrender Stoff der pyrotechnischen Darstellung ist z. B. „Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Wien". Ein andermal wird, nachdem das allgemeine Interesse und ungeheure Spannung an dem Schicksale von Gibraltar hing, vorgeführt „Die von der königlich englischen Flotte proviantirte, hierauf von den Spaniern bombardirte Stadt und Festung Gibraltar". Oft kehrt die Bemerkung auf den Anschlagszetteln wieder: „Die Geschichte dieser Handlung ist zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, solche hier umständlicher zu beschreiben". 1801 wird Einnahme und Erstürmung der Festung „Hannau" vorgeführt, 30 Jahre später „die Belagerung von St. Jean

d'Acre". 1848 wird die Feier der Wiedergeburt Oesterreichs im Feuerwerke vorgeführt. Ein Feuerwerk in vier Fronten abgebrannt, darstellend Nationalgarde, Universität, Frauen Wien's 2c. Am 3. August 1848 wird der Sieg Radetzky's im Feuerwerke dargestellt und 1850 eine Ehrenhalle der österreichischen Feldherren vorgeführt mit den Portraits der Generale Radetzky, Haynau, Windischgrätz, Jellachich. 18 Jahre später führt der Pyrotechniker den versammelten deutschen Schützen neben anderen Bildern aus der Geschichte des Tages den Andreas Hofer vor. Wollte Jemand behaupten, daß die Wiener von 1868 den Helden des Tiroler Freiheitskampfes erst aus dem Feuerwerke kennen gelernt haben? Das gaffende, schaulustige Volk sucht nicht neue Bekanntschaften im Feuerwerke, sondern im Gegentheile, es bejubelt nur das Erscheinen und die gelungene Darstellung des Bekannten, Beliebten, von ihm Gefeierten. Und wenn nun Werther und Lotte im Brillantfeuerwerk erschienen sind, so traten sie als die dem Letzten im Volke bekannten Gestalten einer unglaublich volksthümlichen Dichtung in Beleuchtung.

Vor uns liegt aus der Sammlung der Stadt-Bibliothek das Original des Programmes, von dem Nicolai einen Auszug gab. Auf dem Kopfe des alten Druckes liest man: „Freitags den 22. Juny oder den 26. darauf, wenn es die Witterung zuläßt, werde ich die Ehre haben, mein Zweytes großes Feuerwerk abzubrennen unter dem Titel: Werther's Zusammenkunft mit Lott'chen im Elysium."

„Einem hochschätzbarsten Publikum von dem Umriß meines Plans, oder was ich von der „bekannten" Geschichte Werthers und Lottens zu meinen Feuerwerksvorstellungen eigentlich nützte oder dazu dichtete die schuldigste Rechenschaft zu geben fand ich umsomehr erforderlich, als verschieden die Erwartung von Einkleid- u. Entwickelung dieser Vorstellungen sein dürfte."

Man beachte wol: die Geschichte wird als bekannt ausdrücklich bezeichnet. Weiter hat es Mellina gar nicht auf Täuschung abgesehen; er denkt gar nicht daran, des jungen Werthers Leiden selbst darzustellen, er giebt vielmehr schuldige Rechenschaft darüber, was er benützt, oder dazu gedichtet hat. Er hat eben nur zwei bekannte Typen, zwei populäre Romanhelden, ein sprichwörtliches, Jedem theures Liebespaar sich angeeignet. Er setzt voraus, daß die Erwartung von Einkleidung und Entwickelung dieser Vorstellung verschieden sein dürfte, d. h. daß die Wissenden, die Kenner der Handlung gar neugierig sein dürften, zu sehen, was er mit diesen Figuren angefangen.

Und nun zur Handlung selbst! — „Ich nahm also an, daß sich zwo edle Seelen schon einige Zeit zärtlichst liebten, und ihre Liebe durch ein eheliches Band auf immer belohnt zu sehen wünschten." — Wir sehen die Einleitung beginnt mit einer Supposition oder besser Fiction, die ja mit der Goethe'schen Handlung von vornherein nichts gemein haben will, sich an die Gattung Werther, nicht an die Individuen hält — „allein der merkliche Unterschied ihrer Abstammung bewog beiderseitige Anverwandte dieses Bündniß zu hindern, in wessen Hinsicht Lottchen's Eltern selbe an einen jungen Mann versprachen, und bald darauf an ihn ehelich trauen ließen. Uebertriebene Eifersucht von Seite des Mannes, nebst der strengsten Tugend Lottens verschlossen Werthern in Kürze den Zutritt in ihr Haus. Sie sprachen sich nicht mehr, bis Lottchen mit ihrem Gemahl verreiste,

dem sich beurlaubenden Werther aber gebot, sie nicht weiter zu verfolgen. Jetzt rast unser gefühlvoller, feuriger Jüngling; Einsamkeit, tiefe Schwermuth und Verzweiflung stimmen ihn aufs Aeußerste. Ein schleichendes und zehrendes Fieber ergriff ihn und stürzte ihn ins Grab. Lott'chens empfindsames Herz vom Uebermaß der Schmerzen über das Unglück ihres Freundes ganz zusammengedonnert, überlebt ihn nur wenige Tage. Beide wurden also Opfer des Vorurtheils, fanden sich aber im Elysium auf immer wieder".

Aus der Darlegung dieser Handlung sieht man, daß dieselbe mit dem Goethe'schen Roman fast nichts gemein hat, und daß den Wienern das gedachte Feuerwerk am allerwenigsten die Bekanntschaft mit Goethe's Werther zu vermitteln geeignet war. Keine Wiener Zeitung jener Tage bringt einen Bericht über dieses Feuerwerk, Beweis genug, wie wenig Bedeutung für die gebildete Welt der Kaiserstadt der ganze Vorgang hatte. Wenn man aber nach einem Beweise verlangte dafür, daß die Art der Feuerwerks-Programme nicht nach dem Geschmacke des Wiener gebildeten Publikums von damals war, so könnte nachfolgende Warnung eines Journals unbedingt als solcher gelten: „In Betreff ihrer Zettel nur ein klein Bischen weniger Uebertriebenes, damit man nicht von dem Zettel mit Ungeduld weggehe und ausrufe: Ei du Gauklergeschwätz! —" An einer andern Stelle: „Macht so viel Wind und Worte meine Herren auf den Zetteln, als es Euch beliebt, das Publikum weiß, was es glauben soll." So schrieb man sechs Jahre vor dem Eintreffen Nicolai's in Wien. Etwas später heißt es: „Nichts ist possirlicher als die Feuerwerksanschlagzettel." Und wieder an einer andern Stelle: „Herr Stuwer hat einen Zettel zu seinem Feuerwerk drucken lassen, wobei man mehr Zeit braucht, ihn zu lesen, als er vielleicht, sein Feuerwerk abzubrennen" u. dgl. m. Es braucht demnach wohl keines Beweises weiter, daß die marktschreierische Ankündigung der Feuerwerkskünstler nicht nach dem Geschmacke der gebildeten Bevölkerung war. Es war auch der neueren Zeit erst vorbehalten, die Wiener der Aufklärungsperiode als von barbarischem Geschmacke ohne Antheil und Empfindung hinzustellen und die ohnehin etwas gehässige Auffassung Nicolai's zu verschärfen.

Wie hätten etwa die Wiener von damals eine Behauptung wie diejenige, daß ihnen Goethe's Werther erst durch ein Praterfeuerwerk bekannt geworden sei, beantwortet? Es ist eine alte Erfahrung, daß die Wiener sich über sich selbst gern lustig machen, dennoch aber von Fremden den Tadel sehr schief nahmen und nehmen. Stärker hat sich Niemand ausgesprochen, als Blumauer selbst in dem „Unterhaltungskalender eines jungen Wiener Herrchens:"

„Des Sonntags weih' ich mich an unsern schönen Hetzen,
Am Montag muß mich Kasperle ergötzen;
Am Dienstag lädt mich's deutsche Schauspiel ein,
Am Mittwoch trag ich nur mein Ohr hinein.
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwer's Kunst,
So giebt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freitag kann ich früh die Ochsentheilung sehen,
Die wechsel' ich Abends mit Assembléen.
Nur Samstags ach! ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, henkt und köpft."

Und doch wie scharf hat er dem Nicolai erwidert in seinem „Prolog zu Herrn Nicolai's „Neuester Reisebeschreibung v. Obermayer" (recte Blumauer), einer



giftigen Satire auf das oberflächliche, rasch absprechende Urtheil Nicolai's: „Wie Hundewuth und Wasserscheu Burmann und Klotz befallen. Der letztere biß gar schrecklich um sich, Dr. Lessing gab ihm zwar zum schwitzen ein, allein es war schon einmal geschehen." Und in Hinblick auf den Kampf der beiden „Bibliotheken" (Klotz-Halle = Berlin-Nicolai):

„Einst als die Wuth in's Hirn ihm schoß
Ging er auf Nicolai loß,
Und packt ihn bei den Ohren;
Der Arme schrie gar jämmerlich
Iha! iha! — und fühlte sich
Zum Kritler auserkoren."

Nun war das Gift im rechten Mann. Er begann die Dichterschaar, die nicht so wie sein Ramler war, in Stücke zu zerreißen; er fiel auch einen Britten an, mit seinem Uebersetzerzahn, dann geht er auf Reisen:

„Gar bald kam er in Wien auch an.
Hier schärft er seinen Kritlerzahn
Zu neuen Heldenthaten;
Trank unsern Natzersdorferwein
Und ach, verbiß sich obendrein
In unsern Lungenbraten." —

Selbst in Berlin sah man ihn für wüthend an:

„Man disputirte her und hin
Und als die Aerzte von Berlin
Nun ihre Vota gaben
Und decidirte der, man sollt'
Ihm Aderlassen, jener wollt'
Ihn angezapfet haben."

Der Protomedicus entscheidet für Purgieren, das Mittel wirkt und

„Nach langem Drucken endlich wich
Das Gift von ihm, er gab von sich
Acht dicke Bände Reisen:
Dazu lud er uns schriftlich ein
Und wer von der Partie will sein,
Dem wünsch' ich — wohl zu speisen!"

Wie cynisch! wird man sagen. Aber, was dem Einen recht, muß dem Andern billig sein. Die Stürmer und Dränger Lenz und Klinger stimmten dieselbe Tonart an, wie Alois Blumauer aus Steyr, und gar Nicolai gegenüber schien es fast literarischer Brauch zu sein, so zu sprechen. Man denke an das Epigramm, Xenion, Bildchen, — selbst Vischer ist in Verlegenheit es zu classifiziren — „Nicolai auf Werther's Grab"!

Noch einmal wird Nicolai's Reise vorgenommen (von Blumauer) in „Nicolai's Reise", ein Lied nach der bekannten Melodie: „Es waren einmal drei Schneider gewest". So antwortete die in der Reisebeschreibung oft herausgeforderte Empfindlichkeit der Wiener, die fremden Tadel so ganz und gar nicht vertragen konnte. Der Unwille über Nicolai's Bemerkungen und Auslegungen war allgemein, die Antworten waren scharf, unmanierlich und unflätig, so daß schon gleichzeitige Leser der Beschreibung sich gegen diese Art von Beantwortung kehren, und entrüstet läßt sich eine Stimme vernehmen: „Wenn ein Reisebeschreiber unter hundert Wahrheiten zehn sagt, die nicht auf der Kapelle ganz richtig befunden werden, verdient er deswegen eine solche erniedrigende Behandlung"?

Digitized by Google

Wie hätten erst die Wiener Literaten, die wie man sieht mit Waffen jeder Gattung sich wehrten, die vielerwähnte Werther-Behauptung beantwortet? Unbeantwortet wäre sie nicht geblieben. Aber Nicolai bringt bei all' seiner Voreingenommenheit gegen süddeutsches, gegen österreichisches, gegen katholisches Wesen, bei all' seinen Irrthümern im guten Glauben, bei absichtlichen und unabsichtlichen Unwahrheiten nichts derartiges vor. Nicolai hat seiner ganzen Stellung nach nicht der Anwalt des jungen Goethe sein können und wollen. Er empfand nichts von jener Entrüstung, die seine Nachfolger befällt, indem sie Werther im Feuerwerk erblicken. In der That, ihm wäre es am übelsten zu Gesicht gestanden, über Mangel an Empfindung, an Schätzung des Werther zu klagen. Im Gegentheile Alles spricht dafür, daß Nicolai von Werther und seinen zahlreichen Spuren in Oesterreich sich belästigt fühlte, und daher die Bemerkung. Hatte er doch eine Fortsetzung von Werther's Leiden geschrieben, in welcher er seine Philisterweisheit der Schönseligkeit zum Richter bestellte. Er hatte in rohester Weise Werther parodirt! — Werther schießt sich nur ein Aug' aus, da Albert seine Absicht errathend die Pistole mit Hühnerblut geladen hat. Hierauf tritt er dem Freunde seine Lotte ab, und dieser muß erfahren, daß das ihrer Ehe entsprossene Kind von einer syphilitischen Amme angesteckt wird.

Wie unschuldig ist doch der italienische Feuerwerker in Wien gegen den Bannerträger der Berliner Aufklärung! Nicolai konnte wol Aerger über die Popularität Werther's empfinden, der ihn in Oesterreich überall verfolgte, sogar im Ballet und im Feuerwerk, aber er konnte sich nicht in einer Pietät für Goethe's Dichtung verletzt fühlen, die er nicht besaß. Nach all' dem, was wir vorgeführt, dürften auch diejenigen ihre Entrüstung sparen, welche ihre Wissenschaft von der Verbreitung Werther's in Wien bei Nicolai geholt haben. Jeder Kenner der Literatur weiß, wie Goethe für die „Freuden des jungen Werther" Rache genommen in „Nicolai auf Werther's Grabe". Dann schrieb Goethe einen, übrigens niemals veröffentlichten Dialog zwischen Werther und Lotte — „Werther ist in Folge des Schusses mit Hühnerblut erblindet, und kann Lotten, deren Gatte er ist, nicht sehen, worüber er sich bitter beklagt. Eben so wenig ist Lotte mit dem blinden Gatten zufrieden, und sie schelten beide auf Nicolai, daß er sich unberufen in fremde Angelegenheiten mische". — Einen Vers führt uns Goethe an:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäckler-Pfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen".

Noch zwanzig Jahre später hat Goethe Nicolai's philisterhafte Opposition gegen Werther nicht vergessen. Nicolai litt an Hallucinationen, und ließ sich Blut nehmen. Goethe führt ihn in der Walpurgisnacht als Proktophantasmist ein, und läßt Mephisto von ihm sagen:

„Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagirt,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen
Ist er von Geistern und von Geist curirt".


Digitized by Google

In den Xenien heißt es in Bezug auf Nicolai's „Freuden des jungen Werther":

„Worauf lauerst du hier? Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut".

Wie seltsam, diesen Nicolai als unfreiwilligen Zeugen für angebliche Herabsetzung von Goethe's Werther eintreten zu sehen.

Schon Appell in seinem lehrreichen und mit Fleiß gearbeiteten Buche „Werther und seine Zeit" citirt „Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geschichte. Hierin sämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden sind". (Berlin bei Ernst Litfaß.) Weiter spricht Appell von Werther-Bearbeitungen „für's Volk oder vielmehr für den Janhagel". Er erwähnt der vielen Parodien und Bänkelgesänge in Norddeutschland. Aber wer würde daraus einen Schluß ziehen wollen auf die geringe Verbreitung des Werther, auf die mangelnde Theilnahme für Werther's und Lotten's Geschick, wer wollte darum den Berlinern von damals die Gefühlsstimmung absprechen, oder sie und ihren Geschmack barbarisch nennen? Wol wissen wir, daß die Berliner Aufklärer gegen Werther eingenommen waren, daß sogar Lessing, der seinen Freund Jerusalem durch Werther verhöhnt glaubte, nahe daran gewesen sein soll, Werther'sche Briefe herauszugeben und gegen Goethe zu polemisiren nach Art seines Verfahrens gegen Klotz. Trotzdem hatte Goethe seine große Gemeinde in Berlin wie in Wien, die Empfindsamen griffen begierig nach dem Werther da wie dort, die schönen Seelen schwelgten da wie dort in den Empfindungen, die Werther's Leiden weckten. Nichts wäre verfehlter als nach der Schablone einer After-Völker-Psychologie „die nüchternen, scharfen Berliner" wie die „leichtsinnigen Phäaken von Wien" zu gleicher Zeit als theilnamslos für eine die ganze Welt in Bewegung setzende Dichtung hinzustellen. Seltsamer Weise hat sich das Wiener Feuerwerk und die Opposition der Nicolaiten in dem Gedächtniß der Literaturhistoriker besser erhalten, als die wüthende Opposition, welche gerade in den Hauptnestern der Literatur von Seite der Frommen sich erhob. In Leipzig, mit seinem Buchhandel, seinen Zeitschriften, Jahrbüchern, Bibliotheken, gelehrten Schulen, seiner alten literarischen Tradition ꝛc. herrschte nicht gerade eitel Begeisterung für den Werther. In Goethe's „Klein-Paris", wo der Roman bei Chr. Frd. Weygand an's Licht trat, tobten die Frommen gegen Goethe, verdammten Werther als eine Verherrlichung des Selbstmordes; die Familienväter bejammerten laut die Ueberschwänglichkeit ihrer Söhne und Jungfern Töchter.

„Es fürchteten am Ende gar
Die feisten Superintendenten,
Die Weiber präsentirten ihn'n
Den Dolch in ihren Händen.
Drum setzten sie sich an den Tisch
In ihren großen Krägen
Und fingen an mit Gott und Muth
Die Sach' zu überlegen".

Der Hochwolweise Rath der Stadt Leipzig sah sich dann endlich veranlaßt durch Magistratsbeschluß das Buch „die Leiden des jungen Werther's bei hundert Reichsthaler Strafe" zu verbieten. Bis nach Dänemark hinauf beeinflußte die

lutherische Geistlichkeit da und dort die Regierung den „Werther" zu unterdrücken. Die Mucker in ganz Norddeutschland waren auf, und der gewaltige Gottesstreiter „Joh. Melchior Gözze", evangelisch-lutherischer Hauptpastor zu St. Kathrin in Hamburg, schleuderte gegen das Büchlein seinen Bannfluch! Dieses Anathem (bei Appell S. 127), eine Broschüre von sechszehn Seiten, schildert den Werther als gottlos und gemeinschädlich und ruft endlich die Polizeigewalt zu Hülfe. In der Uckermark eiferte Dilthey gegen Goethe's Dichtung heftig. Und auch im Süden Deutschlands, im protestantischen Theile von Baden, tobten die Gegner, allen voran der badische Kammerrath und Professor zu Karlsruhe „Joh. Aug. Schlettwein", der mit seinen zwei anonym erschienenen Tractaten gegen Werther (Appell 138 ff.) und gegen die fluchwürdigen Absichten Goethe's wüthete.

Wie unschuldig nimmt sich gegen das Leipziger Verbot, gegen den Hamburger Bannfluch das viel citirte Wiener Feuerwerk aus! Nirgends hören wir den Dichter sich gegen Wien und die Wiener äußern, wie gegen Auguste Stolberg „über das Berliner Hundezeug". Literarisch ist der Widerhall, den Werther in Wien geweckt, kaum zu merken, ganz entsprechend der receptiven Stellung des Wiener Schriftstellerthums jener Tage, der passiven Rolle, welche Wien jener Zeit übernommen hatte, in welcher aber um so deutlicher eine außerordentliche, allgemeine und warme Theilnahme an der literarischen Production Deutschlands wol zu merken ist. Wir glauben die Beweise dafür in hinreichender Zahl geboten zu haben. Sie alle widerlegen auf das bestimmteste die alle Zeichen innerer und äußerer Wahrheit entbehrende Behauptung, die sich von Buch zu Buch, und von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, und wie wir gesehen haben selbst in Werken von Bedeutung und von sonst kritischer Methode nicht fehlt.

Nicht um eine „Rettung" handelt es sich im Vorstehenden, nicht um eine Darlegung in einem gewissen schwarzgelben Sinne. Man möge in diesen Ausführungen auch nicht gerade eine Polemik gegen die Vorführung einer ja auf den ersten Blick unwahrscheinlichen Thatsache erblicken. Diese letztere gab nur den äußern Anlaß zu einer Schilderung Wien's in der Werther-Epoche und der Eindrücke, welche eine die ganze Welt in Flammen setzende Dichtung auch in Wien hinterlassen hat.

Da diese Untersuchung von einer Stelle in dem Buche des Herrn v. Sybel ausging, so mag am Schlusse derselben wieder Herr v. Sybel zu Worte kommen: „Wem es ernst um die Wissenschaft ist, wird sich freuen, wenn seine unvollständige Erkenntniß ergänzt, seine irrigen Schlüsse berichtigt werden". (Oesterr. u. Deutschl. J. Revolut. Kriege Ergänzsh. 1868 S. VIII.)

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

VI.*)

Am 25. Juli 1666 hatten die Holländer bereits ihre Havarien wieder ausgebessert und steuerten abermals der englischen Küste zu. Am 4. und 5. August kam

*) Seite 206 zweite Zeile von unten lies: „Lilien" statt Linien.

es zu einer erneuten Schlacht vor der Themse, in welcher die Holländer dies Mal jedoch den Kürzeren zogen. Die englische Flotte unter dem Herzog von Albemarle, Prinz Rupert und Sir Eduard Spragge zählte 90 Schlachtschiffe, während die holländische unter de Ruyter und van Tromp dem jüngeren deren nur 70 zählte. Die Schlachtlinie war wie in den letzten Gefechten „die Kiellinie, beim Winde steuernd unter kleinen Segeln." Die englische Flotte bildete die Luvlinie (Windseite) während die holländische die Leelinie (Unterwindseite) einnahm; die erstere war somit in Anbetracht der nicht bedeutenden Windstärke sowohl hinsichtlich ihrer Position als auch ihrer überlegenen Zahl an Schiffen im Vortheil. Van Tromp, der die holländische Arrièregarde commandirte, statt mit seiner Abtheilung in der Schlachtlinie zu bleiben, wendete, um mit derselben die Luvseite der feindlichen Linie zu gewinnen, und wurde hierbei mit der englischen Nachhut, die, um das zu verhindern, gleichfalls wendete, dermaßen engagirt, daß, obgleich er momentan Vortheile über seine Gegner errang, er dennoch, als die holländische Avantgarde, vom Gegner hart bedrängt, abhalten mußte und somit das Centrum isolirt wurde, zu spät kam um letzteres in dem Augenblick zu unterstützen, als die Engländer dasselbe mit überlegenen Kräften von zwei Seiten angriffen, so daß de Ruyter gezwungen wurde zu weichen. Das Gefecht wurde zwar noch bis zur Dunkelheit fortgesetzt, endete jedoch mit der gänzlichen Niederlage der Holländer. Mit anbrechendem Tage begann die Verfolgung der zersprengten fliehenden holländischen Schiffe und war es namentlich de Ruyter, welcher mit einer Abtheilung seiner Flotte durch Geschützfeuer sowohl als durch Brander von den Engländern hart mitgenommen wurde, so daß er in seiner kritischen Lage ausgerufen haben soll: „Mein Gott! was bin ich doch für ein bedauernswerther Mensch! Ist denn unter so vielen tausend Kugeln nicht eine, die meinen Leiden ein Ende macht?" — Die Verfolgung des Feindes wurde von den Engländern mit großer Energie bis zu den flämischen Banken fortgesetzt, jedoch hatten die Holländer während des Rückzuges so viel Vorsprung gewonnen, daß sie sich hinter dieselben retten konnten. De Ruyter erreichte zwar sein Vaterland, allein nur um den Unwillen eines getäuschten Volkes zu erfahren und anzusehen, wie die Engländer auf Schoonevelt*) ankerten. Van Tromp gelang es, mit nur geringem Verlust seine Schiffe in den Texel zurückzubringen, jedoch wurde er seiner Stellung entsetzt. Der Verlust der Holländer an Schiffen war zwar nur gering, obgleich die meisten nicht unbedeutende Beschädigungen erlitten hatten, allein der Verlust an Mannschaften war um so bedeutender und befanden sich drei Admirale unter den Gefallenen. Der Verlust der Engländer kam ungefähr dem ihrer Gegner gleich.

Im Sommer des Jahres 1667 ging de Ruyter abermals mit einer starken Flotte in See, blokirte die Themse, fuhr, ohne auf besonders kräftigen Widerstand zu stoßen, bis Gravesend (Poorfleet) und Chatham hinauf, zerstörte einen großen Theil der englischen Kriegsschiffe auf dieser Fahrt und hätte zum Entsetzen der Bevölkerung vielleicht auch London erreicht, wenn er nicht bei erstgenanntem Orte durch eine Sperre aufgehalten worden und bald darauf der Friede zu Breda abgeschlossen wäre. Bei diesem Zeitabschnitt waren die Holländer also Herren der

*) Schoonevelt war ein von de Ruyter so benannter Punkt in der Nordsee, der vorzüglichen Ankergrund hatte und auf dem die Flotte geschützt und sicher lag; diese Bank war 2—3 Seemeilen von der Texel entfernt.

nordischen Meere. Als im Jahre 1672 von Neuem der Krieg zwischen Holland und dem mit Frankreich verbündeten England ausbrach, lief de Ruyter abermals mit einer Escadre aus, überraschte am 28. Mai die combinirte englisch-französische Flotte unter Commando des Herzogs von York, des Lord Sandwich und des Grafen d'Estrées in Solebay *) vor Anker liegend, griff dieselbe an und beschädigte namentlich die englischen Schiffe sehr stark, wenn es ihm auch in Folge der von Lord Sandwich gewählten Ankerordnung, aus welcher die combinirte Flotte ohne große Mühe nach Norden und Süden Schlachtlinie formiren konnte, nicht gelang, einen vollständigen Sieg über sie zu erringen. Ob sich die Franzosen für das englische Bündniß besonders enthusiasmirten, scheinen, nach den Leistungen der französischen Flotte, die englischen Historiker wenigstens zu bezweifeln. Der Gang des Gefechtes war folgender: Gegen 3 Uhr Nachmittags kam die holländische Flotte in Sicht und erst gegen 8 Uhr Abends begann der Kampf, indem Lord Sandwich die holländische Nachhut angriff und zwar noch ehe sein Geschwader so rangirt war, daß es ihn unterstützen konnte. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf zwischen dem englischen Admiralschiff „Royal James" und dem holländischen Linienschiff „Groß Holland", indem von beiden Seiten nicht allein ein heftiges Geschützfeuer eröffnet, sondern auch Brander in das Gefecht geführt und von beiden Seiten Enterungen versucht und wieder abgeschlagen wurden. Der Verlust an Menschenleben war ein außerordentlicher und endete dieses großartige Duell schließlich mit der Vernichtung des „Royal James", nachdem er vorher, von Kugeln durchbohrt, einem Siebe gleich, kaum noch auf der Oberfläche erhalten werden konnte, bis er schließlich von einem sich ihm an die Seite legenden feindlichen Brander angezündet wurde und mit der ganzen Besatzung in die Luft flog. **) Inzwischen hatten aber die übrigen Schiffe Zeit gewonnen sich zu rangiren und war der Erfolg, den die holländische Flotte errang, nicht sehr bedeutend.

Am 7. Juni 1673 ging de Ruyter von Neuem gegen die vor der Schelde liegende combinirte englisch-französische Flotte vor und kämpfte 8 Stunden lang mit 50 gegen 80 Schiffe, ohne jedoch eine Entscheidung herbeizuführen, worauf er sich auf seinen Ankerplatz zurückzog, um am 14. Juni einen neuen Angriff und zwar mit solchem Erfolge zu unternehmen, daß die verbündete Flotte die Blokade aufgeben mußte. Anfangs August desselben Jahres standen sich die Flotten beider Rival-Nationen abermals zum Kampfe gerüstet an der holländischen Küste gegenüber. Die Engländer unter Prinz Rupert, der das Centrum commandirte, während die

*) Solebay ist eine kleine Bucht an der englischen Küste zwischen Harwich und Yarmouth.

**) Der Herausgeber der Lebensbeschreibung de Ruyters schreibt über diese Affaire Folgendes: Das Gefecht begann zwischen dem Grafen Sandwich und van Ghent; es war schreckenerregend und blutig, besonders aber zwischen dem blauen Geschwader und van Ghent, der gleich zu Anfang des Kampfes getödtet wurde. Der tapfere Graf von Sandwich, der sein Leben für seine Ehre hinzugeben entschlossen war, wurde von einer großen Zahl von Schiffen und Brandern umringt, besonders aber von einem tapferen holländischen Capitain, Adrian Brackell, der sich ihm vor den Bug legte, hart bedrängt, trotzdem aber focht er mit so unerschütterlichem Muthe fort, daß er drei Brander versenkte und den holländischen Capitain zwang, sich zu ergeben. Als er aber schließlich von einem vierten Brander erreicht wurde, gerieth sein Schiff in Flammen und er mit seinem Sohne und viele seiner tapferen Leute mußten umkommen.

Franzosen unter dem Grafen d'Estrées die Avantgarde bildeten, konnten es bei Formation der Schlachtlinien nicht vermeiden, daß der holländische Admiral ihnen den Wind abschnitt und die Luvlinie formirte, dann aber auf den Feind abhielt, als ob er ihn zum Gefecht zwingen wollte. Die Holländer, denen es schon längst kein Geheimniß war, daß das Bündniß der Alliirten kein sehr intimes sei, ließen daher die französische Vorhut nur durch acht Schiffe und drei Brander engagiren, während sie sich mit ihrer ganzen übrigen Macht auf das Centrum und die Arrièregarde stürzten. Besonders gegen Prinz Rupert war der Kampf sehr heftig, allein, wenn auch vom Feinde umzingelt und zeitweise aller Unterstützung beraubt, gelang es ihm dennoch wieder, sich Bahn zu brechen und sich mit der zu Anfang des Gefechtes von ihm getrennten Division zu vereinigen. Dann eilte er um 2 Uhr der bedrängten Nachhut zu Hülfe und als er sah, daß van Tromp gewendet hatte und auf die zerschossenen Schiffe abhielt, lief er zwischen diesen und den Feind durch und gab denjenigen Schiffen der Arrièregarde, die noch kampffähig waren, das Signal, in die Linie einzurücken. Dasselbe Signal gab er auch dem Geschwader d'Estrées, allein so wenig Schaden dasselbe auch erlitten hatte und völlig im Stande gewesen wäre, die Engländer aus der Verlegenheit zu reißen, so zeigte der französische Befehlshaber dennoch keine große Neigung, dem Befehle Folge zu leisten.*) Gegen 5 Uhr hatte de Ruyter seine Division mit der van Tromps vereinigt und wurde nun der Kampf mit größerem Nachdruck als zuvor fortgesetzt. Wenn auch Ruperts Abtheilung z. Z. nur aus 13 Schiffen bestand, mit welchen er diesen furchtbaren Angriff abzuschlagen hatte, so manövrirten die Engländer doch so meisterhaft, daß die Holländer nach 2 Stunden sich zurückzogen und in Verwirrung geriethen. Prinz Rupert, diesen kritischen Moment richtig benutzend, schickte ihnen zur Vermehrung der Unordnug 2 Brander entgegen und schaffte sich hierdurch nicht allein mehr freie Bewegung, sondern hinderte die Holländer daran, wieder zum Angriff überzugehen, so daß die Schlacht eigentlich unentschieden blieb, da die englische Flotte unter kleinen Segeln der englischen Küste zusteuerte.

Nach geschlossenem Frieden mit England finden wir die holländische Flotte, unter de Ruyter, mit der spanischen verbündet, im Mittelmeere gegen eine französische engagirt, ohne jedoch bei den bezüglichen Actionen im Geringsten Lorbeeren zu erringen, theils weil die ganzen Verhältnisse und die große Entfernung der

*) Dies ist, nach den uns vorliegenden Ueberlieferungen, der beste Beweis dafür, daß der holländische Vice-Admiral Bankert es für ausreichend erachtete, dem französischen Contre-Admiral de Martel nur 8 Schiffe und 3 Brander entgegen zu senden, obgleich er glaubte, daß dieser noch der einzige unter den französischen Befehlshabern sei, welcher wirklich Lust zum Kämpfen hatte. De Martel war nicht nur vom Gros der französischen Flotte, sondern sogar von einigen Schiffen seiner Division verlassen worden, so daß er fünf holländische Schiffe zu gleicher Zeit gegen sich hatte. Während eines zweistündigen Kampfes focht er mit solchem Muthe und solcher Geschicklichkeit, daß, als eines seiner Schiffe kampfunfähig geworden war und die übrigen von ihm absteuerten, um sich dem weißen Geschwader (Avantgarde) anzuschließen, er dennoch den Platz behauptete. Als er den Commandanten seiner eigenen Division über ihr Verhalten Vorwürfe machte, erklärten ihm dieselben unverholen: „sie hätten vom Admiral die Ordres erhalten, Martels Bewegungen nicht zu folgen.“ — Nach der Rückkehr der französischen Flotte nach Frankreich soll der tapfere de Martel in die Bastille geschickt worden sein ꝛc. (Soweit unser Gewährsmann.)

Digitized by Google

Holländer vom Mutterlande für sie sehr ungünstig waren, hauptsächlich aber, weil sie in den Spaniern, welche stets zu spät kamen, keine guten Bundesgenossen fanden, während die Franzosen unter Duquesne und Tourville vortrefflich geführt wurden. Eine am 8. Januar 1676 von de Ruyter gegen Duquesne bei Stromboli gelieferte Schlacht blieb unentschieden. De Ruyter zog sich nach Palermo, Duquesne nach Messina zurück. Bemerkenswerth ist in diesem Kampfe, daß hier noch Galeeren auftreten, welche von den Holländern namentlich dazu verwendet wurden, um die beschädigten Schiffe vom Kampfplatze wegzubugsiren.

Am 22. April 1676 kam es bei Agosta, unweit von Messina, zu einer neuen Schlacht zwischen den verbündeten Holländern und Spaniern unter La Torre und de Ruyter gegen die Franzosen unter Duquesne, wo de Ruyter zum letzten Male gegen die sehr überlegene Macht seiner Gegner kämpfte, bis eine Kanonenkugel ihm das Bein wegnahm, so daß er nach 8 Tagen seinen Wunden erlag. Von den Spaniern und Holländern wurden 27 Schlachtschiffe à 75 — 78 Kanonen und eine Anzahl Galeeren, von den Franzosen 28 — 30 Linienschiffe à 84 — 96 Geschütze in den Kampf geführt. Beide Flotten lagen in Schlachtlinie beim Winde und zwar die verbündete, resp. die schwächere luvwärts (Windseite), während die französische in Lee in bedeutender Entfernung lag. Das Gefecht wurde mit Geschützfeuer aus weiter Entfernung eingeleitet, doch riß de Ruyter, welcher 10 Linienschiffe commandirte, die Geduld, und als der spanische Admiral dem Feinde nicht auf den Leib rücken wollte, hielt de Ruyter mit der Avantgarde auf die feindliche Linie ab und focht Schiff gegen Schiff mit äußerster Anstrengung, bei welcher Gelegenheit sowohl de Ruyter als auch der französische Admiral Marquis d'Ameras kampfunfähig wurden. Es war leichter Wind, so daß es der in Lee befindlichen französischen Flotte nicht gelingen wollte, das schwache holländische Geschwader schnell genug von beiden Seiten zu fassen, während die beschädigten verbündeten Schiffe durch Galeeren aus der Linie luvwärts geschleppt werden konnten; denn das französische Centrum und Arrièregarde konnte erst spät eingreifen.

Der Tod de Ruyters machte sich bald auf der holländischen Flotte bemerkbar, denn Anfangs Juni schon stieß die französische Flotte unter Marschall von Vivonne, Admiral Duquesne und Tourville abermals auf das vereinigte holländisch-spanische Geschwader, und zwar auf der Rhede von Palermo, wohin dasselbe gegangen war, um die in der letzten Schlacht vom 22. April erlittenen Schäden wieder auszubessern. Die französische Flotte, 29 Linienschiffe, 25 Galeeren und 9 Brander stark, lief am 28. Mai aus Messina und wurde am 30. Mai von den Verbündeten gesehen. Es blieb den Letzteren, da ihre Schiffe nicht schlagfertig waren, nur übrig, einen feindlichen Angriff vor Anker liegend abzuschlagen und wurden dem entsprechend die Dispositionen getroffen. Die Schiffe wurden parallel mit der Küste so vertäut, daß sich der linke Flügel an eine Moole lehnte und dieser sowohl wie der rechte durch Forts gedeckt waren.

Nach einer am 1. Juni vorangegangenen Recognoscirung mit den Galeeren, welche unbehelligt ausgeführt wurde, beschloß der französische Flottenbefehlshaber, am nächsten Tage gegen die combinirte Flotte vorzugehen. Die Avantgarde der Franzosen mit 9 Schiffen und Brandern war bestimmt, den rechten Flügel der Verbündeten anzugreifen, während das Centrum und die Arrièregarde gegen den


Digitized by Google

linken Flügel derselben operiren sollten. Der Wind war leicht und aus See und so eröffnete die Vorhut der Franzosen den Angriff, indem sie nahe an den rechten feindlichen Flügel heranlief und so geschickt maneuvrirte, daß die feindlichen Schiffe vollständig enfilirt wurden, und als durch Pulverdampf das Gesichtsfeld der letzteren beschränkt war, dirigirten die Franzosen Brander in die feindlichen Linien, deren Annäherung arge Verwirrung und Unordnung auf der verbündeten Flotte hervorrief. Der spanische Admiral ließ, sobald er die Brander bemerkte, die Taue seines Schiffes kappen und trieb auf den Strand, die anderen Schiffe folgten seinem Beispiele und so war dieser Theil der verbündeten Flotte bald in Brand gesteckt und vernichtet.

Das Gros der französischen Flotte dagegen begnügte sich mit dem Beschießen des feindlichen Centrums und des linken Flügels aus größerer Entfernung. Auch hier wurden Brander in die Reihen der Verbündeten dirigirt, und wenn auch einige durch Geschützfeuer zerstört wurden, so gelang es doch zweien, das spanische Admiralschiff in Brand zu stecken. Es wäre somit ein Leichtes gewesen, die verbündete Flotte zugleich zu vernichten, trotzdem aber brachen die Franzosen am Nachmittage das Gefecht ab und gingen nördlich in See. Der Verlust der Verbündeten betrug, abgesehen von anderen Fahrzeugen, 10 Linienschiffe, während die übrigen Schiffe arg beschädigt waren, und hatten dieselben ⅓ ihrer Flotte verloren, 3000 Mann und 700 Kanonen fanden in den Wellen ihren Untergang. Die Brander hatten sich hier, allerdings unter äußerst günstigen Verhältnissen, als eine erfolgreiche und furchtbare Waffe erwiesen.

Im Jahre 1689 beabsichtigte Ludwig XIV. von Frankreich eine Landung in England, um den nach Frankreich geflohenen Jacob II. wieder einzusetzen, hielt es aber für rathsam, zuvor ein Landungs-Corps nach Irland zu schicken. Zu dem Zwecke wurde in Brest eine Flotte von 40 Segeln, darunter 24 Linienschiffe, unter Befehl des Admiral Grafen von Châteaurenaud und dem zum Vice-Admiral beförderten Grafen von Tourville, ausgerüstet. Am 6. Mai ging dieses Geschwader mit einigen tausend Mann Landungstruppen und Vorräthen an Bord in See und landete am 9. Mai an der Südwest-Küste Irlands in Bantry Bay,*) wo sofort begonnen wurde, einen Theil der Truppen zu debarquiren.

Diese Demonstration gegen Irland zu Gunsten Jacob II. war in England nicht unbekannt geblieben und erhielt Admiral Herbert (Graf von Torrington) den Befehl, mit einer Flotte nach Irland zu segeln, um diese Landung zu verhindern. Am Morgen des 10. Mai war auf die Nachricht der Annäherung einer englischen Flotte die französische wieder in See gegangen, und hatte bei leichtem östlichen Winde die Schlachtlinie (Beimwindlinie) unter kleinen Segeln formirt. Die Engländer, welche nur 18 Linienschiffe und einige kleinere Fahrzeuge hatten, suchten unter Berücksichtigung der Tide den Feind von der Küste abzulenken und steuerten mit vollen Segeln nach Westen. Etwa 20 Seemeilen vom Lande entfernt kam es zum Geschützkampf,**) jedoch zogen die Franzosen es vor, trotzdem sie den Eng-

*) Bei Besprechung der Taktik kommen wir auf dies Gefecht nochmals zurück.

**) Von den Engländern wurden in diesem Gefecht Geschütze, der späteren Haubitze gleich, unter Commander Leake, der den Brander Firedrake commandirte, angewendet und schossen durch Hohlgeschosse (Brandgeschosse) ein französisches Linienschiff in Brand.



ländern an Stärke bedeutend überlegen waren, sich nicht in einen Nahkampf einzulassen, sondern suchten unter Mitwirkung der Tide wieder nach dem Hafen zurück zu kreuzen, um ihre Truppen und Vorräthe zu landen. Die englische Flotte andererseits that nichts, sich mit dem Feinde ernstlich zu engagiren, sondern kehrte nach Portsmouth zurück, indem der Admiral angab, daß es ihm nicht räthlich erschienen sei, mit seiner geringen Zahl von Schiffen es mit der Uebermacht der Franzosen im Innern der Bantry Bay aufzunehmen. Der französische Admiral schiffte den Rest der Truppen aus, landete die Vorräthe und kehrte sodann wieder nach Brest zurück, wo er schon am 11. Mai ankam.

Inzwischen hatten sich Holland und England gegen Frankreich verbündet. Das erste Gefecht, welches die vereinigte englisch-holländische Flotte am 30. Juni 1691 bei Beachy Head unter Admiral Herbert gegen die französische unter Admiral von Tourville lieferte, blieb jedoch ohne Entscheidung. Die erstere Flotte zählte 56, die letztere 77 Linienschiffe nebst der dazu gehörigen Anzahl Fregatten und kleinerer Fahrzeuge. Die Franzosen hatten mit diesem imposanten Geschwader schon wochenlang im Canal gekreuzt und war anzunehmen, daß dasselbe in jeder Beziehung kampffähig sowohl als kampfbereit war. Trotz der Uebermacht der Franzosen und trotz der Fehler,*) welche theils durch Animosität und Eifersucht bei der verbündeten Flotte vorkamen, indem unter Anderem bei Formation der Schlachtlinie zwischen Avantgarde (Holländer) und dem Corps de bataille (Admiral Herbert) sowohl als zwischen letzterem und der Arrieregarde Lücken blieben, die der Feind hätte benutzen müssen, um die Schlachtlinie zu durchbrechen, die Nachhut abzuschneiden, zu doubliren und zu vernichten, sich sodann mit der Uebermacht auf das Centrum zu stürzen und auch dies zu schlagen, ließen sich die Franzosen unbegreiflicherweise in keinen Nahkampf ein, trotzdem ihr Centrum so viel Schiffe zählte, daß es einen Halbmond bilden mußte und hierdurch theilweise in Unordnung gerieth. Der englische Admiral dagegen blieb in der Defensive und glaubte keine Veranlassung zu haben, mit seiner geringern Zahl von Schiffen die Offensive zu ergreifen, obwohl sich die Holländer muthig auf den Feind stürzten. Die Engländer brachen das Gefecht ab, nachdem bei der Avantgarde 6 und beim Centrum 1 Linienschiff von 70 Kanonen kampfunfähig geworden waren, ohne jedoch in die Hände des Feindes zu fallen, wurden aber ebensowenig mit der nöthigen Energie von den Franzosen verfolgt, da dieselben in Folge der im Kampfe erlittenen Havarien zu weiteren Offensiv-Operationen gleichfalls unfähig zu sein glaubten.

Um die beabsichtigte Landung der Jacobiten an den britischen Küsten zu bewerkstelligen, ließ Ludwig XIV zwei große Geschwader in Toulon und Brest ausrüsten, von denen eines der Admiral d'Estrées, das andere von Tourville befehligte. Mit der Weisung, daß Letzterer den Feind unter allen Umständen angreifen sollte, lief Admiral von Tourville, ohne das Toulon-Geschwader abzuwarten, mit 44 Segeln aus und begegnete am 29. Mai 1692 auf der Höhe des Cap la Hogue der 90 Segel starken britisch-holländischen Flotte unter Admiral Russel (Graf von Orford). Dem Befehle Ludwigs XIV. nachkommend, griff der französische Admiral bei stillem,

*) Die Herstellung der englischen Schlachtlinie dauerte von Tagesanbruch bis 8 Uhr Morgens.



nebligem Wetter am Morgen genannten Tages die ihm bedeutend überlegene feindliche Flotte an, und legte sich, da ihn Wind und Tide begünstigte, mit der Spitze seiner Flotte der doppelt so starken combinirten englisch-holländischen in Schlachtlinie gegenüber, obgleich er durch dies Manöver Gefahr lief, seine Nachhut vom Feinde doublirt und vernichtet zu sehen. Wie übereilt auch sein Angriff gewesen sein mag, so bewies er dennoch die eines großen Mannes würdige Haltung, als der Wind später sich für ihn zu Ungunsten wendete, und faßte, als derselbe augenblicklich noch zu leicht war, um von der Uebermacht des Feindes von beiden Seiten gefaßt und vernichtet werden zu können, den Entschluß zu ankern, während ein Theil der feindlichen Flotte von der harten Strömung weggetrieben wurde. Als darauf aber beim Wechsel der Tide die Engländer im Vortheil waren, traten die englischen Brander in Thätigkeit und sollten dieselben in diesem Gefechte eine hervorragende Rolle spielen, da die harte Strömung an diesem Theile der französischen Küste und das stille neblige Wetter die Verwendung dieser Waffe besonders begünstigten. Trotzdem gelang es Admiral von Tourville, 5 englische Brander unschädlich zu machen. Einer derselben, dazu bestimmt, sich vor den Bug des vor Anker liegenden französischen Admiralschiffes zu legen und selbst in Flammen, auch das letztere in Brand zu stecken, wurde früh genug, noch von den Franzosen bemerkt, um durch rechtzeitiges hartes Ueberlegen des Ruders aus der Richtung des Branders zu scheeren; ein zweiter wurde durch Boote weggeschleppt, und als dies bei einem dritten nicht gelingen wollte, ließ der Admiral das Tau schlippen und trieb so frei vom Brander. Die andern wurden durch wohlgezieltes Geschützfeuer versenkt. Tourville focht während des ganzen Tages mit bewunderungswerther Geschicklichkeit und bewerkstelligte schließlich einen ehrenvollen Rückzug. Die fliehenden Franzosen wurden zwar vom Gegner energisch verfolgt und war es namentlich der englische Admiral Sir Ralph Delaval, von der rothen Division, der den Feind arg schädigte, indem er sich an die Spitze schneller leichter Schiffe stellte, das französische Admiralschiff des Grafen von Tourville „Soleil Royal" und noch zwei andere Linienschiffe auf den Strand jagte und überhaupt die Franzosen bis hart an die Küste verfolgte. Andererseits scheint, nach unseren Informationen, die Wandelbarkeit des englischen Oberbefehlshabers der Flotte auf dem Gebiete der Politik Ursache gewesen zu sein, daß nicht mehr feindliche Schiffe vernichtet oder erbeutet wurden. Der Admiral Russel erklärt in seinem Berichte über die Schlacht, daß die französische Flotte in der That von einer geringeren Anzahl britischer Schiffe geschlagen worden sei, und daß dies der damals gerade herrschenden Windstille zugeschrieben werden müsse, denn hierdurch wäre ein großer Theil der britischen Schiffe von der Theilnahme am Gefecht abgehalten worden. Wiewohl Tourville 12 Schiffe verlor und der Uebermacht endlich weichen mußte, so war doch diese Niederlage seine glänzendste Waffenthat. Begierig, seinen Unfall zu rächen, verließ Admiral von Tourville, dem der König im März 1693 den Marschallstab verliehen hatte, am 26. Mai 1693 an der Spitze von 71 Kriegsschiffen den Hafen von Brest und begegnete auf der Höhe von Cap St. Vincent einem großen britisch-holländischen Convoy, das von 27 Linienschiffen begleitet wurde. Nach eröffnetem Angriffe erbeutete er 27 Kriegs- und Handelsschiffe; 45 andere wurden zerstört.

Es liegt weder die Absicht vor, noch ist hier Raum vorhanden, die mannigfachen Seegefechte der nächsten Zeit einzeln aufzuführen; wir wollen uns daher darauf beschränken, nur an einzelnen Beispielen die Art der Verwendung von Kriegsschiffen beim Forciren von Passagen und Hafeneinfahrten zu erläutern und dann kurz der Seeschlacht bei Malaga Mitte August 1713 zu gedenken.

Die Kriegsereignisse während der nächsten vierzig Jahre nach der Schlacht von Malaga enthalten durchaus keine großartigen Unternehmungen zur See und möchten wir deshalb diesen Zeitabschnitt benutzen, um die Hauptmomente der vom Pater Paul Hoste herausgegebenen, schon früher erwähnten Taktik ꝛc.! für Segelschiffe hier aufzuführen. Zwar sind die s. Z. aus der Feder des französischen Geistlichen hervorgegangenen Regeln ꝛc. größtentheils durch die Verwendung des Dampfes auf Kriegsschiffen verdrängt oder veraltet, doch dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß das gute Manövriren mit Segelflotten mehr Intelligenz, Umsicht und Erfahrung der einzelnen Schiffscommandanten beanspruchte, als die jetzige sogenannte Dampffahrkunde, welche, fast unabhängig von Wind und Wetter, einen großen Theil der Verantwortlichkeit und der präcisen Ausführung von Evolutionen sowohl in der Schlacht als im Frieden mit auf die Schultern der betreffenden Maschinisten wälzt.

Die erste uns bekannte Affaire, in welcher der Eingang einer Passage durch Kriegsschiffe forcirt wurde, ereignete sich am 3. März 1677, wo der französische Admiral d'Estrées mit einem Geschwader von 10 Schiffen gegen eine der westindischen Inseln, welche die Holländer besetzt hatten, operirte. Die Südseite der Insel war durch ein bastionirtes Fort befestigt, während eine gleiche Zahl holländischer Schiffe in einer durch Untiefen eingeengten Bucht vor Anker lag. Die Besatzungsstärke der letzteren betrug, nach Abgabe von Mannschaften für die Vertheidigung des Forts, etwa 800 Mann, während die Franzosen ein Landungscorps von circa 3000 Mann disponibel hatten.

Nachdem die Landungstruppen im Norden der Insel mit der Weisung, gegen das Fort zu marschiren und dasselbe anzugreifen, debarquirt worden, erfolgte der Angriff der Flotte in zwei Colonnen, die Brander in der Mitte, äußerst energisch, so daß das Fort durch den gemeinsamen Angriff von der See- und Landseite bald zur Uebergabe gezwungen wurde. Die beiden französischen Admiräle d'Estrées und Gavory steuerten dann auf die stärksten der in der Bucht liegenden holländischen Schiffe los, um dieselben zu entern. Letzterem gelang dies, jedoch flog sein Schiff zusammen mit dem feindlichen in die Luft, während das von d'Estrées angegriffene Schiff auf den Strand lief. Es kam bald zum allgemeinen Handgemenge, bei welcher Gelegenheit eine Anzahl Schiffe auf beiden Seiten theils in Brand geriethen, theils in die Luft gesprengt wurden und durch die in der Bucht umhertreibenden Schiffstrümmer beide Theile starke Verluste erlitten. Die holländische Flottenabtheilung wurde gänzlich aufgerieben, während die Franzosen zufrieden sein mußten, mit der Hälfte ihrer Schiffe glücklich aus der Bucht kommen zu können.

Eine andere Gelegenheit, mit seinen Schiffen einen befestigten Hafeneingang zu forciren, bot sich dem englischen Admiral Sir George Rooke im October 1702, als er auf seiner Fahrt von Cadix nach England die Meldung erhielt, daß eine

sehr werthvolle Flotte spanischer Galeeren, begleitet von einem starken französischen Geschwader unter Commando des Admiral Chateaurenaud, in Vigo eingelaufen sei. Er beschloß trotz aller Hindernisse dennoch den sofortigen Angriff auf den Hafen und wurde am 12. October mit Tagesanbruch das Landungcorps des Geschwaders unter Commando des Lord Shannon in einer Bucht vier Meilen südlich von Vigo mit der Weisung ausgeschifft, gegen das südlich von Renondello gelegene Fort zu marschiren. Um 9 Uhr erfolgte für die Flotte das Signal zur Bildung von zwei Colonnen behufs Forcirung der Hafeneinfahrt, allein der Wind wurde kurz darauf ganz still, so daß die Avantgarde unter Admiral Hopson auf Schußweite von den feindlichen Batterien ankern mußte, während die übrigen Schiffe dahinter in ihrer augenblicklichen Stellung dasselbe thaten. Um 1 Uhr erhielt Admiral Rooke die Meldung, daß durch eine unternommene Recognoscirung der Eingang als sehr eng ermittelt und beide Seiten desselben stark befestigt seien. Der Oberbefehlshaber begab sich, um sich persönlich von den ihm gemeldeten Hindernissen zu überzeugen, zur Avantgarde, gelangte jedoch nach vorgenommener Prüfung zu der Ansicht, daß das $\frac{1}{2}$ Seemeile breite Fahrwasser unmöglich durch eine Balkenreihe dermaßen gesperrt werden könne, als daß die einsegelnden Schiffe ein solches Hinderniß nicht leicht zu beseitigen im Stande wären. Er fand ferner die Batterien an der linken Seite offen und an der rechten nicht so stark armirt, als ihm gemeldet war; auch schienen die Schiffe des Feindes auf einen energischen Angriff nicht vorbereitet zu sein, vielmehr Verwirrung und Bestürzung auf dem französischen Geschwader zu herrschen.

Admiral Rooke gab daher der Avantgarde den Befehl zum sofortigen Forciren des Einganges und zum Angriff auf die feindliche Flotte. Admiral Hopson an der Tête lief mit der Avantgarde in Doppelcolonne unter Abgaben von Breitseiten auf die Forts durch die Enge, während Admiral Rooke mit dem Gros der Flotte vor dem Eingange zurückblieb, und folgten die übrigen Schiffe seinem Manöver. Sobald die englischen Schiffe den Eingang passirt hatten, wendeten sie sich, dem ihnen ertheilten Befehl gemäß, rechts und links, um die feindliche Flotte zu umklammern und auf diese Weise die feindlichen Schiffe einzeln zu bekämpfen, sowie die etwa nicht treffenden Geschosse in die Masse der feindlichen Schiffe zu schleudern, ohne dem feindlichen Feuer von beiden Seiden ausgesetzt zu sein. Die Franzosen schickten der einsegelnden englischen Flotte zwar Brander entgegen, und wäre das englische Schiff „Torbay" von einem derselben fast in Brand gesteckt, wenn er nicht durch die Energie und Umsicht des Capitains des Torbay noch rechtzeitig in die Luft gesprengt worden wäre.

Admiral Chateaurenaud erkannte bald, daß weder Raum zur Entwickelung seiner Streitkräfte vorhanden, noch der Kampf, im Melée vor Anker liegend, zur Bewältigung des Feindes führen würde. Er ließ daher einen Theil seiner Schiffe in Brand stecken, während andere auf den Strand gejagt wurden.

Sir George Rooke äußerte sich in seinem Berichte über dies Gefecht wie folgt: „Der Angriff war mit solchem Muthe und solcher Entschlossenheit ausgeführt, wie ich selten gesehen habe, während die Vertheidigung des Feindes erbärmlich war; nur 2 oder 3 Schiffe fochten und benahmen sich ehrenvoll im Kampfe. Monsieur Chateaurenaud's Benehmen war auch nicht besonders, denn kaum hatte er seine

Geschütze nur oder ein einziges Mal abfeuern lassen, so ließ er sein Schiff in Brand stecken und floh so eilig als möglich davon. Daß das Fort an der rechten Seite des Einganges so leicht zum Schweigen gebracht wurde, ist dem gleichzeitigen Angriffe des Landungscorps zuzuschreiben, während die Breitseiten unserer Schiffe ein mörderisches Feuer abgaben, so daß sich der Feind schon nach einer Viertelstunde in der größten Verwirrung auf Gnade und Ungnade ergab. Wir hatten zwar nur geringe Verluste, doch hätten mehrere unserer Schiffe durch die in Brand gesteckten feindlichen Fahrzeuge, welche mit der Ebbe auf die unsrigen getrieben wurden, bedeutenden Schaden erleiden können, wenn sie nicht, um aus dem Bereich der brennenden Schiffstrümmer zu kommen, wiederholentlich ihre Taue gekappt hätten. Wäre ich aber, wie mir zuerst gerathen wurde, mit dem ganzen Geschwader bei Rononbello hineingelaufen, so wäre eine sehr große Zahl von Schiffen unzweifelhaft in Unordnung gekommen, ja möglicherweise sämmtlich in Brand gerathen und wäre unser Sieg gewiß zu theuer damit bezahlt worden. Deshalb halte ich es zur See als Maxime und Regel ohne Ausnahme fest, daß ein „Durcheinander“ etwas ist, was man fürchten und vermeiden muß“ ꝛc. — Zwanzig Kriegsschiffe, unter diesen 15 Zweidecker und 13 Galeeren, wurden bei dieser Affaire zerstört und genommen; außerdem repräsentirten die erbeuteten und verlorenen Schätze einen Werth von 4 bis 5 Millionen Pfund Sterling.

Mitte August 1713 kam es unter Sir George Rooke zwischen der combinirten englisch-holländischen und der französischen Flotte bei Malaga zu einem hartnäckigen Kampfe. Der englische Admiral berichtet darüber Folgendes: Am 13. August Morgens waren wir 9 Seemeilen luvwärts vom Feinde entfernt, der mit östlichem Winde nach Süden steuernd, in Schlachtlinie lag. Wir hielten bis gegen 10 Uhr auf ihn zu, bis wir auf Musketenschußweite herangekommen waren und ich das Signal zur Eröffnung des Feuers gab. Der Feind setzte Segel und schien sich vor unserer Avantgarde sammeln zu wollen. Während dreier Stunden wurde das Gefecht auf beiden Seiten mit ungeheurer Hartnäckigkeit geführt, als die feindliche Avantgarde zu weichen begann, welcher auch etwas später die Arrièregarde folgte. Mehrere unserer Schiffe, das meinige sowohl wie die der rothen und weißen Division, waren gezwungen, die Linie zu verlassen, einige, weil sie kampfunfähig waren, die meisten aber aus Mangel an Munition, so daß der Haupttheil der feindlichen Flotte auf das Centrum drängte und es so zerschoß, daß dasselbe fast zu erliegen drohte. Die feindliche Linie bestand aus 52 Linienschiffen und 24 Gallies, die im Allgemeinen von ziemlich bedeutender Größe und namentlich im Centrum sehr stark waren. Die leichteren Schiffe in der Avant- und Arrièregarde suchte der Feind durch Beigabe der Gallies, welche er neben den Quartern der größeren Fahrzeuge legte, zu verstärken. Dieser Tag war der heißeste und schwerste, den ich je im Dienst erlebt habe; jeder Offizier that mit der größten Lust und Aufopferung seine Pflicht und nie sah ich den Geist und den Muth unserer Matrosen belebter und reger als in diesem Treffen. Das Gefecht dauerte bis 7 Uhr Abends, als der Feind abhielt und uns verließ. Fast sämmtliche Rundhölzer in der Flotte waren total havarirt. 3 Capitains sind getödtet, 5 verwundet; auch die Zahl der übrigen gefallenen und verwundeten Offiziere, Deckoffiziere und Mannschaften ist nicht unbedeutend. Nach den Aussagen der Flaggoffiziere der Avant- und Arrièregarde soll sich der Feind

diesen gegenüber nicht gerade brillant geschlagen haben, dagegen wurde im Centrum tapfer gekämpft. Unsere vereinigte Flotte bestand nur aus 50 Segeln, von denen $^2/_3$ kleinere Fahrzeuge waren (darunter namentlich die holländische Division), und doch muß man zugestehen, daß sie mit großem Muthe focht. Die Schiffe des Feindes dagegen waren den unseren gegenüber schwerer, während der Vortheil, den er aus der Verwendung der Gallies zog, fast unberechenbar war. Der Feind scheint bei seinem Rückzuge die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß er unserer Flotte nicht gewachsen war. Der große Verlust, den er erlitten, war jedoch nicht so bedeutend als der, welchen er in der Schlacht bei Cap la Hogue erfahren hat. Unsererseits ist nur der Verlust des Albemarle vom holländischen Geschwader zu beklagen, der jedoch nicht durch den Feind, sondern durch Mißgeschick in die Luft flog. Während der Nacht lagen wir beigedreht und besserten unsere Havarien aus. Um 12 Uhr Mittags peilten Cap Malaga N. z. O. 21 Seemeilen Entfernung ꝛc."

Wie schon früher erwähnt, erschien im Jahre 1690 vom Jesuitenpater Paul Hoste, Professor der Mathematik im königl. Seminar zu Toulon, ein Werk, betitelt: L'art des armées navales, welches den Beweis liefert, wie sehr sich die Flottentaktik in diesen Jahren vervollkommnete. Zwar mag es im ersten Augenblick eigenthümlich erscheinen, eine solche Arbeit aus der Feder eines Nichtfachmannes hervorgehen zu sehen, jedoch wollen wir zur Klärung des Sachverhalts nicht unerwähnt lassen, daß Paul Hoste längere Zeit Caplan beim Admiral von Tourville war, und glauben wir daher nicht fehl zu greifen, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß sein Werk zum größten Theil nur die Ansichten jenes kühnen und begabten See-Offiziers sind, welche er niedergeschrieben hat, und zwar aus dem Grunde, weil es zu jener Zeit nicht für schicklich galt, daß sich Edelleute zur Herausgabe von literarischen Arbeiten herbeiließen.

In dem Werke Paul Hoste's ist ebenso wie bei den Holländern die Eintheilung einer Flotte in drei Geschwader angegeben, die bis zu 60 Schiffen wieder in drei Divisionen getheilt werden sollten, von denen die Avantgarde weiß-blaue, das Centrum weiße, die Arrièregarde blaue Flaggen führen sollten. (Bei den Engländern führte, wie wir schon früher bemerkten, die Avantgarde weiße, das Centrum rothe, die Arrièregarde blaue Flaggen und war auch die Anciennetät der Admiräle durch die Farbe der Flaggen, roth, weiß, blau, vorgezeichnet, eine Eintheilung, welche sich noch bis in die sechsziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in der englischen Marine erhalten hat.

Der Geschwader-Chef sollte stets an der Spitze des Geschwaders stehen, eine Regel, die wohl für alle Zeiten ihre Gültigkeit behalten wird, denn in den Fällen, wo man von dieser Regel abgewichen ist, um den Anführer und dessen Schiff zu schonen, hat sich dies mehr oder minder nachtheilig erwiesen. Der Divisions-Chef sollte in Mitte seiner Division seinen Platz haben, um von hier aus die ihm unterstellten Schiffe zu leiten und in Ordnung halten zu können. Bei Besprechung der Schlachtlinie schreibt Hoste für Segelschiffe „die Kiellinie", dicht am Winde unter kleinen Segeln, mit einer Kabellänge Distance vor. Transport-, Kranken- und Vorrathschiffe sollten eine Seemeile auf der vom Feinde abgekehrten Seite sich halten. Es ist diese eben bezeichnete Schlachtordnung in der That diejenige, in der die meisten Seeschlachten während der Zeit der Segelschiffe geschlagen

worden sind und welche 1665 am 13. Juni in der Schlacht von Lowestoff (Texel) zum ersten Male zur Anwendung kam.

Als Vorzüge der Ordnung in Kiellinie beim Winde führt der Verfasser sowohl solche für die Luv- als auch für die Leeflotte an; er sagt also, daß sie für beide Theile die günstigste Ordnung sei; sie sollen sich über gleichen Bug rangiren, so daß beide Gegner zwei parallele Linien bilden.

Als Vorzüge der Luvflotte bezeichnet Hoste folgende:

1) Sie kann nach eigener Wahl den Kampf aufnehmen und den Feind zu beliebiger Zeit angreifen. Ihr bleibt die Bestimmung des Abstandes, in dem sie sich schlagen will, und kann diesen beliebig ändern, indem sie nach Wahl entweder mit dem Ferngefecht beginnen oder sofort zum Nahkampf übergehen kann (cfr. Schlacht bei Lowestoff (Texel) den 13. Juni 1665).
2) Die Luvflotte ist, falls sie die Uebermacht hat, in der Lage, die letzten Schiffe der feindlichen Arrièregarde durch einzelne detachirte Schiffe zwischen zwei Feuer nehmen zu lassen, so daß die Uebermacht gegen einen Theil des Gegners erdrückend wirken kann.
3) Die Luvflotte kann, wenn in der in See befindlichen Flotte Lücken entstehen, die letztern leicht durchbrechen*) und so die einzelnen Divisionen und Abtheilungen von einander trennen.
4) Ist die Luvflotte schwächer, so kann der Gegner in Lee nicht immer seine Uebermacht zur Geltung bringen, wie er dies von Luv aus durch Detachirung von Schiffen und Brandern erreichen könnte (cfr. Schlacht bei Agosta, 22. April 1676).
5) Brander, die etwa 1½ Seemeilen an der vom Feinde abgekehrten Seite sich aufhalten sollen, können zu jeder Zeit und an jeder beliebigen Stelle gegen den Feind verwendet werden.
6) Der Wind treibt den Pulverrauch von der Luvflotte weg und der Leeflotte in die Pforten, nimmt dieser die Aussicht und erschwert die schnelle und präcise Abgabe des Feuers.
7) Bei frischer Briese treibt der Wind das unverbrannte Pulver und die glimmenden Vorschläge auf die Leeschiffe und setzt, wie sich dies in mehreren Schlachten geltend gemacht hat, Segel und Takelage derselben in Brand.

Als Vortheile der Leeflotte führt der Verfasser folgende an:

1) Bei frischer Brise und entsprechender See kann sie die Geschütze länger wirksam gebrauchen und die Docks und Takelage des Gegners bestreichen, besonders, wenn, wie zu jener Zeit, die untersten Geschützpforten sehr niedrig über Wasser lagen.
2) Die zerschossenen resp. havarirten Schiffe lassen sich leichter als diejenigen

*) Diese von Hoste aufgestellte Regel, die feindliche Flotte zu theilen und sich auf einen Theil derselben zu werfen, ist eigentlich der Grundgedanke der Taktik, ist indeß mit wirklichem Erfolge in der Praxis nie angewendet und dürfte auch, nicht ohne andere Nachtheile im Gefolge zu haben, schwierig durchzuführen sein.

der Luvflotte bergen, da sie sich nur nach Lee treiben lassen brauchen, um unter den Schutz der Flotte zu kommen.

3) Die Leeflotte kann sich ähnlich wie ein einzelnes beschädigtes Schiff derselben leichter aus dem Kampfe ziehen, da sie nur abzuhalten braucht, während die Luvflotte vielleicht nicht folgen kann oder will, resp. daß ungünstiges Wetter ꝛc. die Verfolgung unerwünscht erscheinen läßt, oder daß die Luvflotte besondere Aufgaben zu erfüllen hat (cfr. Schlacht vor Bantry-Bay 1689).

In dem zweiten Theil, betitelt: „L'art des armées navales ou Traité des Évolutions navales" des sehr umfangreichen Werkes Paul Hoste's*) sind eine große Zahl Regeln und Vorschriften, erläutert durch Skizzen und Beispiele für taktische und strategische Manöver der Segelschiffe enthalten, welche, wie lehrreich und interessant sie auch für Fachleute sind, hier aufzuführen es nicht allein an Raum gebricht, sondern auch für unsere Zwecke insofern inopportun erscheint, als dieselben ohnehin durch Einführung des Dampfes auf Kriegsschiffen im Wesentlichen kein besonderes Interesse für die Gegenwart in sich schließen.

Wir wollen daher, da wir bereits bei der Gegenüberstellung der Vortheile und Nachtheile der Luv- und Leeflotten ꝛc. manche dieser Regeln erwähnt haben, uns darauf beschränken, hier nur die hauptsächlichsten Momente aus obigem Werke kurz folgen zu lassen, und besonders solche hervorheben, welche bei den späteren Schlachten mit Segelschiffen noch zur Anwendung kommen. Gleichzeitig mag jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß die Zeitgenossen des Admiral de Tourville nicht überall auf gleichem Standpunkte mit den von Paul Hoste entwickelten Ansichten standen, vielmehr manche Offiziere und Befehlshaber lange noch mit einer gewissen Geringschätzung auf die Theorie herabsahen.

1. Wie schon oben erläutert, ist die von Mitte des 17. Jahrhunderts an allgemein beobachtete Schlachtordnung: „Die Kiellinie unter kleinen Segeln beim Winde", so daß die Gegner, zwei parallele Linien bildend, sich Schiff gegen Schiff legten.

Auf die Bewegung in der Schlacht wurde weniger Rücksicht genommen und scheint selbst in dem uns vorliegenden Werke diesem Faktor nicht genügend Rechnung getragen worden zu sein.

Die Engländer hielten etwa bis Ende des 18. Jahrhunderts (1782) starr an dieser Schlachtordnung fest, während bei den Franzosen ein Verständniß für die Seetaktik sich successive Bahn brach und diese nach und nach planmäßig und mit Erfolg durchgeführt wurde. Die Franzosen suchten nämlich möglichst den Angriff zu vermeiden, legten auch keinen großen Werth darauf, die Luvseite des Feindes zu gewinnen; sie beschränkten sich vielmehr auf das Abschlagen eines Angriffs, indem sie dabei ihre Kräfte in geschickter Weise zu verwenden und dem Angreifer möglichst viel Schaden zuzufügen suchten. Hierzu war es aber nöthig, nicht bewegungslos liegen zu bleiben, sondern ihre Segel zu benutzen, sich mit Hülfe derselben auf einen Theil der feindlichen Schlachtlinie zu werfen, ohne dabei streng an der einmal for-

*) Der erste Theil: Théorie de la Construction des vaisseaux behandelt die Theorie des Schiffbau's.

mirten Ordnung festzuhalten, vielmehr, wenn erforderlich, eine neue zu bilden, um event. in dieser eine Wiederholung des Angriffs abzuwarten.

2. Der Oberbefehlshaber einer Flotte soll, besonders wenn er der feindlichen an Zahl überlegen ist, danach zu streben suchen, die Luvseite des Gegners zu gewinnen; mit seiner Uebermacht die Arrieregarde theilweise zwischen zwei Feuer zu nehmen, oder aber mit seiner Tête nur bis zur Queue der feindlichen Avantgarde vorzugehen und Centrum und Arrieregarde gleichzeitig anzugreifen; die Avantgarde dagegen, da die Seeschlachten größtentheils bei ruhigem Wetter und leichtem Winde geschlagen wurden, möglichst zur Unthätigkeit zwingen, bis sie sich entschließt, zu wenden.

3. Soll der Oberbefehlshaber die feindliche Linie zu durchbrechen, die einzelnen Abtheilungen zu isoliren, mit Uebermacht angreifen und sie zu schlagen suchen; Manöver, wie sie in den früher beschriebenen Schlachten bereits beobachtet wurden und wie wir dies später von Nelson bei Trafalgar ausgeführt sehen werden. Paul Hoste behauptet, daß diese Kampfesweise übrigens schon von de Ruyter und van Tromp in der Schlacht von Texel 1653 angewendet worden sei, indem die drei Führer voran und das Gros in drei Colonnen auf die feindliche Schlachtlinie losgesteuert sein sollen.

Auffallend ist es übrigens, daß der Verfasser nur geringes Gewicht auf das enge Schließen der Schiffe und auf das Vermeiden von Lücken in der Schlachtlinie zu legen scheint; eine Maßnahme, welche unter den späteren Befehlshabern von Flotten mit der größten Peinlichkeit innegehalten werden mußte, so daß ein Durchbrechen der Schlachtlinie häufig die kriegsgerichtliche Untersuchung der betreffenden Commandanten zur Folge hatte.

4. Marschordnungen sind in dem Werke Hoste's mehrere angeführt. In erster Reihe wird von ihm als Hauptordnung die Schlachtordnung, d. i. die „Kiellienie“ anempfohlen; ein sehr wichtiger Grundsatz, der schon deshalb für Segelschiffe geboten war, um nicht unvorbereitet oder durch Windrichtung, Windstille, Strömung ꝛc. überrascht zu werden, vielmehr stets annähernd in der Ordnung sich zu befinden, in welcher man sich zu schlagen beabsichtigte.

Diese Marschordnung ist jedoch bei großen Flotten nicht immer anwendbar, weil bei so langen Linien der Ueberblick verloren geht und stellte sich daher die Nothwendigkeit heraus, Flotten in 3 Colonnen zu manöveriren und zwar in solchen Abständen, daß die einzelnen Abtheilungen in den verschiedenen Situationen sich möglichst wenig in der freien Bewegung hinderten; etwa $1^1/_2$ bis 2 Cabellängen Abstände und 3 Cabellängen Intervalle wurden als ausreichend erachtet. Die Leiter der Colonnen hatten sich quer ab von einander zu peilen, das Schlußschiff der nächsten Colonne etwa zwei Strich vom Course. Auf diese Weise konnten die Colonnen durch den Contremarsch wenden und halsen, sowie überhaupt die in der Marschordnung erforderlichen Manöver bei der nöthigen Aufmerksamkeit bequem ausführen.

5. Als Retraitordnung empfiehlt Hoste den einspringenden Winkel, dessen Schenkel einen Winkel von etwa 70° betragen, indem er annimmt, daß der Rückzug fast stets mit raumen Winde geschehen wird; eine Formation, wie sie 1653 durch van Tromp zur Ausführung kam, nachdem er am 28. Februar von Blake ange-


Digitized by Google

griffen und mit dem von ihm in die Mitte genommenen Convoy durch den ganzen englischen Canal verfolgt wurde.

6. Als Ankerordnung glaubt der Verfasser, in einer oder mehreren Colonnen, eine solche empfehlen zu müssen, um aus dieser in möglichst kurzer Zeit die Schlachtlinie zu formiren, etwa wie die Engländer im Juni 1672 in Solebay.

Im Uebrigen huldigt der Verfasser keineswegs beschränkten Ansichten, vielmehr zeichnet sich seine Schrift durch Vielseitigkeit aus. Ebensowenig beschränkt sich seine Taktik auf nur eine Formation „die Kiellienie" als Schlachtordnung, sondern sie führt auch noch eine Anzahl anderer an, welche er alle in correctester Weise begründet.

Eine andere Taktik als die bisher erwähnte, kam jedoch in Einzelgefechten zur Anwendung und ist es besonders die Zeit Ludwig XIV., welche sich hierdurch auszeichnet. In diesen Einzelgefechten war es namentlich die Enterung, welche eine Hauptrolle spielte, während dieselbe in den größeren Schlachten nur noch selten vorkam. Diese Einzelgefechte wurden aber weniger von berufsmäßigen Seeoffizieren, als namentlich von Kapern ausgeführt. Es dürfte vielleicht für unsere geehrten Leser von Interesse sein, die Schicksale eines der berühmtesten Führer von Kaperschiffen kennen zu lernen und gestatten wir uns, obgleich dieselben der Geschichte angehören, solche hier in gedrängter Kürze wiederzugeben. Jean Barth oder Bart wurde als Sohn eines Fischers 1651 in Dünkirchen, nach Anderen aber in den Niederlanden geboren. Von Jugend an befand er sich auf dem Wasser, trat früh in die holländische Marine und machte unter de Ruyter mehrere Seeschlachten, so die Expedition in die Themse bis Porfleet mit. Im Beginn der Kriege gegen Holland ging er nach Frankreich und trat dort in die Marine, wo seine Fähigkeiten sowohl als seine Verdienste bald Anerkennung fanden, so daß er, obgleich er nur wenig Schulkenntnisse besaß, in das Seeoffizier-Corps Aufnahme fand und sogar successive bis zum Admiral avancirte. Die von ihm befolgte Kampfesweise, obgleich sie völlig abweichend von jeder Taktik war, wurde fast stets von Erfolg gekrönt. Mit vollen Segeln steuerte er auf sein Ziel los; auf Pistolenschußweite angelangt, ging er dann zum Geschützkampf über und schritt nach Abgabe einiger Breitseiten sofort zur Enterung. Er selbst besaß eine außerordentliche Bravour, und verstand es gleichzeitig seine Untergebenen zu den kühnsten Unternehmungen anzufeuern, so daß er fast in allen Actionen Sieger blieb, selbst wenn er sich mit einem überlegenen Gegner engagirte. Dieselbe Kampfesweise befolgte er auch später, als er größere Kriegsschiffe und Geschwader kommandirte. Seine rauhe Freimüthigkeit und sein derber Witz, womit er weder Hohe noch Niedrige verschonte, machten ihn nicht weniger populär als seine Kühnheit und Schlagfertigkeit. In einer Action gegen englische Uebermacht ward Barth gefangen genommen und nach Plymouth gebracht. Hier entwich er in einem Fischerboote nach Frankreich, wo ihn der König nun zum Capitain erhob.

Diese Führung des sogenannten kleinen Krieges, welcher von einer geringen Anzahl tüchtiger, verwegener Führer betrieben wurde, namentlich von St. Malo in Dünkirchen aus, war für Englands Handel außerordentlich empfindlich und sollen z. B. nach den uns überkommenen Mittheilungen von Dünkirchener Kreuzern 35 000 Gefangene gemacht und circa 4 300 Handelsschiffe ꝛc. versenkt resp. genommen worden sein.

Um das Jahr 1780 übergab ein Schotte (Clarke of Ellon) seine Gedanken über Taktik von Segelschiffen der Oeffentlichkeit und schlug, obgleich er völlig unbekannt mit der Arbeit des Pater Paul Hoste war, fast dieselben Regeln bezüglich des Angriffs u. s. w., wie Letzterer, vor. Auch er empfiehlt der Luvflotte die Arrieregarde des Feindes zu doubliren, die Leeflotte zu durchbrechen und das Abschneiden eines Theils der feindlichen Streitkräfte zu benutzen, denselben fernzuhalten und die übrigen durch Uebermacht zu erdrücken.

In der Zeit von 1740 — 1782 sehen wir die ersten Anfänge einer wirklichen Taktik; es zeigt sich ein planmäßiges systematisches Verfahren in den Seegefechten. Die Waffen, welche zur Anwendung kommen, waren ausschließlich das Geschütz, die Geschosse Vollkugeln, Stangen- und Kettenkugeln; die Brander verschwanden nach und nach oder wurden nur vereinzelt angewandt und von Flotten höchst selten noch mitgeführt. In Betreff des Geschützfeuers wurde namentlich von den Franzosen der Grundsatz befolgt, in erster Reihe die Takelage und dadurch den Motor des Gegners zu zerstören und erst, nachdem das gelungen, dasselbe gegen den Rumpf der feindlichen Schiffe zu richten. Bei den Engländern dagegen war die Neigung vorherrschend, möglichst bald zum Nahekampf (close action) zu schreiten und nicht eher einen Schuß abzugeben, bis man dem Feinde sich auf Pistolenschußweite genähert hatte. Die Franzosen, deren Schiffe im Allgemeinen schneller waren als die der Engländer, scheinen zu jener Zeit den letzteren im Manövriren überlegen gewesen zu sein und zogen daher das Ferngefecht vor. Interessant ist es, die Ansichten des französischen Admirals Jurien de la Gravière (Nelson und die Seekriege von 1789 — 1813) hierüber in Folgendem zu hören: „In Wahrheit," sagte Forfait in einer damals allzu wenig beachteten Flugschrift, „macht doch allein das Geschütz auf dem Meer das Gewaltrecht geltend." „Es ist wirklich recht spaßhaft," fügt er sehr richtig hinzu, „oft weitläufig hin- und herreden zu hören, um für die Ueberlegenheit der Engländer Gründe aufzufinden ... Dies ist mit ein Paar Worten gethan ... Ihre Schiffe sind gut eingerichtet; sie haben eine gut bediente Artillerie und sie manövriren gut ... Bei Euch findet gerade das Gegentheil statt ... Wenn Ihr ihnen gleichen werdet, könnt Ihr ihnen auch die Spitze bieten. Ihr werdet sie schlagen, sobald Ihr den Sturmschritt zur See erlernt habt." Wer sich die vernichtenden Wirkungen vorstellt, die von einer Masse von Eisen zu erwarten sind, deren Gesammtgewicht oft mehr als 3000 Pfund beträgt und die mit einer fast doppelt so großen Geschwindigkeit als die des Schalles dahin fährt und in ihrem Fluge plötzlich auf einen durchdringbaren Gegenstand trifft, der in Stücke zerbricht und Splitter umherwirft, die noch mörderischer wirken als selbst eine Kugel: der wird die furchtbare Gewalt der ersten Lagen eines Linienschiffes zu würdigen im Stande sein. Anstatt diese unwiderstehliche Kraft, in der Hoffnung, einige dünne Seile zu zerreißen, höchst zufälliger Weise irgend ein wichtiges Tau zu treffen oder einmal einen Mast zu ritzen, im leeren Raum zu vergeuden, wie die Franzosen es damals machten, concentrirten die Engländer sie, besser berathen, ganz und gar gegen ein sicheres Ziel: die Batterien des Feindes. Sie füllten das Verdeck ihrer Gegner mit niedergestreckten Feinden, während deren Kugeln über ihre Köpfe hingingen. Außerdem waren die englischen Kanoniere geübter als die französischen. Mit der Genauigkeit

Digitized by Google

des Treffens verbanden sie eine Schnelligkeit im Schießen, die Letzteren noch lange Zeit fern blieb. Bereits im Jahre 1805 hatten sie es, wenn auch nicht auf allen, so doch auf den gut befehligten Schiffen, wie z. B. auf dem Foudroyant, den Nelson geführt ꝛc., so weit gebracht, aus jedem Geschütz fast jede Minute einen Schuß zu thun. Die am vorzüglichsten bedienten Geschütze der Franzosen machten damals nach jedem Schusse eine Pause von mehr als 3 Minuten. „Dem Kugelhagel", wie Nelson sich ausdrückte, verdankte England damals die unbedingte Herrschaft zur See, verdankte er selbst den Sieg bei Abukir . . . Viceadmiral Emérian war einer der Ersten, welche die Bemerkung machten, daß die Unsicherheit der Schüsse gegen das Takelwerk erwiesen sei. Er ertheilte den jetzt von ihm befehligten Linienschiffen die Vorschrift „ins dicke Holz hineinzuschießen, um Verwirrung in den Batterien des Feindes anzurichten." Ungefähr um dieselbe Zeit gab einer von den jungen Capitänen des Nachwuchses vor einem glänzenden Gefechte seinen Kanonieren mit echt gallischer Laune den verständigen Rath: „Kinder, zielt niedrig, die Engländer sehen es nicht gerne, daß man sie todtschießt." (So weit Jurien de la Gravière.)

Nachdem in den vielfachen Gefechten und Actionen, namentlich im Unabhängigkeitskriege Nordamerikas, noch nach der alten Taktik verfahren wurde, kommt fast zu gleicher Zeit (1782) auffallender Weise in West- und Ost-Indien eine neue Taktik zur Anwendung: „Das Durchbrechen der feindlichen Linien und Vernichtung des einen Theils derselben", so daß mit jenem Tage die Glanzperiode der Kriegführung mit Segelschiffen beginnt. Dies voranschickend, wollen wir nun in chronologischer Reihenfolge solche Schlachten und Gefechte aufführen, in welchen die oben bezeichneten Gesichtspunkte zur Geltung kamen. Die erste derselben ist die Schlacht bei Minorca am 20. Mai 1756, welche insofern von Interesse ist, als die englische und französische Flotte in der von ihnen befolgten Taktik, wie oben angedeutet, von einander abwichen, die Engländer das Gefecht abbrachen und sich zurückzogen, der englische Admiral Byng, in Folge dessen vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und am 14. März 1757 im Hafen von Portsmouth am Bord des Linienschiffes „Monarch" erschossen wurde.

Die Franzosen unter Richelieu rüsteten in Toulon eine bedeutende Flotte mit einer entsprechenden Zahl von Transportschiffen aus, um sich der Insel Minorca zu bemächtigen. Die Engländer, trotzdem sie schon Ende des Jahres 1755 von ihren Agenten und Consuln aus Spanien und Italien Anzeigen von diesen Rüstungen und dem Ziel dieser Expedition erhalten hatten, nahmen nicht eher Notiz davon, bis die Franzosen nicht allein ihre Rüstungen vollständig beendet hatten, sondern bereits die Landungstruppen aus dem Innern nach Toulon dirigirt waren.

Erst Anfang des Jahres 1756 wurde Admiral Byng (vierter Sohn des Lord Vicomte Torrington) unter Beförderung zum Admiral der blauen Flagge zum Commandanten der Expedition bestimmt, welcher St. Philip (ein stark befestigter Hafenort auf Minorca) zu Hülfe eilen sollte. Allein die Fertigstellung der für diese Expedition bestimmten Kriegsschiffe wurde nicht mit der nöthigen Energie gefördert, so daß Admiral Byng erst am 10. April 1756 Portsmouth verlassen konnte. Am 2. Mai, als das englische Geschwader Gibraltar erreicht hatte, erhielt Admiral Byng die Nachricht, daß das unter dem Commando von

Monsieur de la Galissonière stehende Geschwader 13 Linienschiffe und 6 Fregatten nebst einer bedeutenden Anzahl Transportschiffen, mit 15 000 Mann Landungstruppen am Bord, bereits am 10. April Toulon verlassen hatte und schon auf der Insel Minorca gelandet sei. Dies meldete Admiral Byng sofort der englischen Admiralität, mit dem Hinzufügen, daß er nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen, mit dem ihm unterstellten Geschwader nicht mehr im Stande sein würde, dem Fort St. Philip die nöthige Hülfe zu bringen. Gleichzeitig beklagte er sich über den Zustand seiner Schiffe und darüber, daß in Gibraltar nicht die erforderlichen Vorräthe vorhanden seien, dieselben mit dem Nöthigen zu versorgen. Auch weist er auf die Verzögerung der Ausrüstung des Geschwaders hin, indem ihm dadurch die Gelegenheit benommen worden sei, die französische Armee an der Landung auf Minorca zu verhindern 2c.

Am 8. Mai verließ das, aus 13 Linienschiffen und 4 Fregatten bestehende englische Geschwader Gibraltar, jedoch wurde es durch conträre Winde auf der Fahrt aufgehalten, so daß es erst am 18. Mai Minorca erreichte. Gleich nach der Ankunft daselbst beorderte der Admiral seine Fregatten, zur Recognoscirung des Hafens von Mahon vorauszusegeln, und möglichen Falls mit der belagerten Garnison Communication anzuknüpfen. Dies erwies sich jedoch als unausführbar, da fast zur selben Zeit die französische Flotte erschien, so daß die Fregatten zurücksignalisirt werden mußten und das Geschwader Befehl erhielt, auf die feindlichen Schiffe loszusteuern. Am Morgen des 20. Mai war es neblig, so daß man die feindliche Flotte nicht sehen konnte; erst gegen Mittag klarte das Wetter auf, so daß gegen 2 Uhr Nachmittags beide Flotten bei leichtem, nördlichem Winde ihre Schlachtlinien formirt hatten. Das französische Geschwader bestand aus 12 Linienschiffen und 6 Fregatten mit circa 10 000 Mann und 1000 Geschützen; das britische aus 13 Linienschiffen, 4 Fregatten und einer Corvette mit 7000 Mann und 948 Geschützen. Beide Geschwader lagen mit B. B. Halsen beim Winde, die englische Flotte die Luvseite einnehmend.

Admiral Byng gab seinen Schiffen Signal, zwei Striche abzuhalten und den Feind anzugreifen resp. seinem zufälligen Gegner sich gegenüberzustellen. Die Avantgarde unter Commando des Contre-Admiral West, dem zwei Striche abzuhalten nicht genug erschienen, hielt, um eher an den Feind zu kommen mehr auf die französische Vorhut los. Bei diesem Manöver wurden jedoch seine Schiffe enfilirt, während er das Feuer des Gegners nur aus den Buggeschützen erwidern konnte, gleichzeitig aber, je näher er dem Feinde kam, und einem seiner Schiffe der Fockmast über Bord ging, im Vorgehen arg gehindert. Als auch Admiral Byng mit dem Gros der Flotte abhielt, um den Feind anzugreifen, wurde die Arrieregarde durch eines der Schiffe, dem seine Stangen weggeschossen und der Fockmast arg beschädigt war, dermaßen in Unordnung gebracht, daß die Avantgarde sehr lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt blieb, ohne auch nur den geringsten Beistand von den übrigen Schiffen zu erhalten. Admiral Byng, der einige Zeit des Pulverdampfes halber die prekäre Lage der Avantgarde nicht übersehen konnte, gab, sobald er sie erkannte, den vordersten Schiffen des Centrums das Signal, der Avantgarde zu Hülfe zu eilen, damit dieselbe das Nahegefecht mit Nachdruck aufnehmen könne. Die Franzosen gingen indeß in Kiellinie vorbei, La Galissonière

ließ im Contremarsch halsen, jedes Schiff gab beim Passiren des Feindes Breitseiten ab, und formirte völlig intact in Lee von Neuem die Schlachtordnung. Admiral Byng ließ abermals auf die feindliche Linie abhalten. Als aber der französische Geschwaderchef dies bemerkte, entfernte er sich mit seinen besser segelnden Schiffen vom Kampfplatz. Admiral Byng suchte zwar den Feind zu verfolgen, allein es war ihm unmöglich, denselben einzuholen und sich ihm auf Schußweite zu nähern. Er gab deshalb Ordre, unverzüglich alle Schäden auszubessern, um dann wieder das Gefecht zu beginnen. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß zwei seiner Schiffe, welche Masten verloren, und ein drittes, das in seiner Takelage entsetzlich zerschossen war, nicht mehr mit Sicherheit würden See halten können; ebenso waren die Mannschaften sehr mitgenommen. Der übliche Kriegsrath, bestehend aus den Generalen Stuart und Effingham, Lord Bertie und Oberst Cornwallis, wurde abgehalten und erklärte einstimmig, daß man es nicht für rathsam hielt, mit der so geschwächten Flotte den Kampf von Neuem aufzunehmen. In Folge dieses Beschlusses segelte Admiral Byng nach Gibraltar zurück, um dort die Reparatur seiner Schiffe vornehmen zu lassen. Port Mahon fiel so den Franzosen in die Hände. Admiral Byng wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen. Der Hauptanklagepunkt lautete: „daß er während des Gefechts nicht sein Aeußerstes gethan habe, die feindlichen Schiffe zu nehmen und zu zerstören, und daß er seinen im eigenen Geschwader befindlichen Schiffen, welche im Gefechte thätig gewesen, nicht die nöthige Unterstützung und Hülfe gewährt hätte."

Das Kriegsgericht kam nach langem Zögern zu dem Schluß, daß Admiral Byng (nach Artikel XII. Act II. unter George II.) des Todes schuldig sei.

Das von den Franzosen in der Schlacht von Minorca beobachtete Verfahren wurde in der Folge von ihnen in einer bedeutenden Anzahl Actionen angewendet, besonders aber in den Kämpfen gegen die englische Flotte während des amerikanischen Freiheitskrieges, so am 9. Juli 1769 bei Granada, wo der englische Admiral Byron gegen den französischen Admiral Désaix focht. Auch hier hielten die Engländer mit raumem Winde ab, die Vorhut engagirte sich mit der des Feindes, letzterer schoß sie arg zusammen, worauf die französische Flotte halste. Das führende Schiff wurde hier von Suffreu, dem s. Z. bedeutendsten französischen Führer zur See, befehligt.

Seit dem Erscheinen der, wie oben erwähnt, von dem Schotten Clarke of Ellion entwickelten Gedanken über Seetaktik schien man auch Seitens der englischen Seeofficiere diesem wichtigen Factor der Kriegswissenschaft mehr Beachtung zuzuwenden und war es Admiral Sir George Rodney, welcher die Principien derselben in dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege zuerst gegen die französische Flotte anwendete.

Wenn, wie bekannt, die mit den Amerikanern verbündeten Franzosen den ersteren auch keine bedeutende Truppenzahl zur Verfügung stellten, so wurde doch ein großer Theil der französischen Flotte zur Unterstützung derselben verwendet, und entspann sich auf diese Weise zwischen Frankreich und England ein großer Seekrieg.

Die englische Flotte war durch die langen, anhaltenden Kriege zur Zeit

sehr geschwächt, die Disciplin auf derselben seit der Schlacht von Minorca nicht die beste. Während die verbündeten Spanier und Franzosen 100 Segel, unter denen 70 Linienschiffe sich befanden, zählten, vermochten ihnen die Engländer in Europa nur 40 in nicht allzu brauchbarem Zustande befindliche Schiffe entgegenzustellen. Die letzteren konnten es daher nicht verhindern, daß im Jahre 1779 die verbündeten Flotten zeitweise eine Promenade zur See Angesichts der englischen Küste durch den englischen Canal machten, so daß der Admiral Sir Charles Hardy den Befehl erhielt, sich bei der oben bezeichneten Herausforderung nur defensiv zu verhalten. Erfolge hatten diese Promenaden zwar nicht, denn beide verbündete Flotten kehrten unverrichteter Sache in ihren Häfen zurück. Das erste Jahr des oben bezeichneten nordamerikanischen Krieges (Schlacht bei Granada) war nicht günstig für die Engländer; jedoch gestalteten sich die Verhältnisse anders, als der zum Admiral der weißen Flagge beförderte Admiral Sir George Rodney Ende des Jahres 1779 das Ober-Commando der westindischen Station erhielt. Die dort unter Contre-Admiral Parker stationirte Flotte bestand aus 17 bis 18 Linienschiffen, so daß er derselben außer seinem Flaggschiffe „Sandwich" von 90 Kanonen nur noch drei andere von 74 Kanonen zuführte. Zu gleicher Zeit sollten für Gibraltar, das von der Land- und Seeseite von den Spaniern und Franzosen belagert war, Verstärkung und Proviant abgesandt werden und hatten die Admirale Digby und Roß mit 18 Linienschiffen und einer bedeutenden Transportflotte die Ordre, mit diesem Geschwader dahin abzugehen. Sir George Rodney erhielt Befehl, sich diesem Geschwader anzuschließen, und als Oberbefehlshaber dasselbe nach Gibraltar zu geleiten, und dann erst nach Westindien zu steuern.

Am 29. December 1779 ging Rodney mit den obigen Kriegs- und Transportschiffen von Spithead in See, stieß am 8. Januar 1780 auf der Höhe von Cap Finisterrä auf eine von 15 Kriegsschiffen begleitete nach Amerika bestimmte spanischen Handelsflotte, die er wegnahm, schlug am 16. Januar ein bei Cap St. Vincent kreuzendes spanisches Geschwader von 11 Linienschiffen und 2 Fregatten, erbeutete hierbei 4 siebzig-Kanonenschiffe, während 4 andere versenkt wurden resp. in die Luft flogen, und segelte dann nach Gibraltar, entsetzte dasselbe, ging am 13. Februar wieder aus der Bay und traf im März wohlbehalten in Barbados ein. Nachdem er dort den Oberbefehl über die Flotte übernommen hatte, ging er nordwärts, blokirte die französische Flotte bei Martinique und legte sich ihr am 27. März gegenüber bei Santa Lucia, zur Bewachung Fregatten benützend. Den Oberbefehl über die französischen Streitkräfte in Westindien hatte Graf Guichen, ein auf tactischem Gebiet hervorragender Führer, welcher, wie Rodney, mit einer Flotte zur Verstärkung nach Westindien gekommen war.

Am 15. April entwischte die französische Flotte unter dem Schutze der Dunkelheit mit einer großen Transportflotte und einem Landungscorps, um Sant Domingo zu erobern. Die englische Flotte, durch ihre Fregatten unterrichtet, folgte und am Abende des 16. April war Rodney dem Gegner so nahe gekommen, daß er die Stärke desselben genau ermitteln konnte. Sie bestand aus 23 Linienschiffen, 4 Fregatten, 1 Lugger und 1 Kutter, überhaupt aus einer größeren Macht als seine eigene, abgesehen davon, daß ein Theil derselben sich schon in defectem Zustande befand. Während des ganzen Tages des 16. versuchte der

britische Admiral es zum Gefecht zu bringen resp. die Luvseite zu gewinnen, doch vergebens.

Am 17. morgens gegen 7 Uhr gab Rodney seinen Schiffen das Signal: „die Schlachtlinie eng zu schließen" (close ordre) und darauf „die feindliche Arrieregarde anzugreifen". Gegen 9 Uhr hielt die englische Flotte zugleich ab. Sobald der französische Admiral die Absicht seines Gegners erkannte, ließ er seine Flotte sogleich halsen und über St. B. die Schlachtlinie wieder formiren, so daß auf diese Weise die Absicht Rodney's vereitelt wurde. Doch ließ er ohne Zeitverlust wieder an den Wind luven, wendete und formirte ebenfalls über den gleichen Bug die Schlachtlinie. Es erfolgte darauf vom englischen Admiral das Signal: „zum Nachgefecht" (close action), und ging derselbe, als er sah, daß sein Befehl nicht mit der nöthigen Präcision ausgeführt wurde, sofort auf das französische Admiralschiff los, wurde aber, da er bei den übrigen Schiffen nur unvollkommene Unterstützung fand, und das Gros sogar fern blieb, arg zusammen geschossen und außer Gefecht gesetzt, so daß eine gebrochene Linie im englischen Geschwader entstand. Trotzdem errangen die Franzosen keine Vortheile über die Engländer, denn sie entfernten sich vom Kampfplatze. Von der „Sandwich" waren während dieses Gefechts 160 Tonnen Pulver und 3500 Kugeln verfeuert worden. In Folge dieser Indisciplin und laxen Haltung der englischen Commandanten griff Rodney zur Purificirung der Officiercorps mit eiserner Hand ein. Mehrere derselben wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, einer kassirt, andere nach England zurückgeschickt. Rodney selbst kehrte seiner angegriffenen Gesundheit halber nach England zurück, avancirte November 1781 zum Vice-Admiral von Großbritannien und erhielt kurz darauf wieder den Oberbefehl der Westindischen Station. Am 19. Februar 1782 erreichte er mit seinem Geschwader Barbados und am 25. desselben Monats trafen auch die übrige Verstärkung unter Sir Samuel Hood mit ihm zusammen, so daß das britische Geschwader aus 36 Linienschiffen bestand. Auch die Franzosen hatten mittlerweile bedeutende Verstärkungen herangezogen, so daß auch diese etwa 36 bis 38 Linienschiffe unter Befehl des Admiral Pont de Grace zählten, welche sich in Martinique vereinigten.

(Schluß folgt).

Die Schüler Rafaels.*)

Von

Marco Minghetti.

Deutsch von M. v. Meysenburg.

I.

Wer die Geschichte der schönen Künste, und insbesondere die der Malerei, in Italien, mit verständnißvollem Urtheil betrachtet, wird finden, daß Jene in allen den Provinzen, in welchen sie durch die natürliche Beschaffenheit der Oertlichkeiten, die Eigenschaften der Einwohner und die Zeitumstände, zu blühen bestimmt waren, auch einen völlig gleichen Gang der Entwicklung nahmen. In Folge dessen kann

*) Diese Abhandlung wird hier zuerst veröffentlicht. D. Red.

man die Schulen der einzelnen Provinzen, je nach der Ordnung der verschiedenen Zustände, denen sie folgten, leicht untereinander vergleichen und ebenso begegenen sich die Maler in offenbaren Analogien, welche in den verschiedenen Schulen den gleichen Moment der Evolution in der Kunst (um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen) darstellen.

Die Malerei wurde, wie ich schon früher einmal erwähnte, im Heiligthum geboren und blieb Schmuck und Ausstattung desselben, bis sie nach und nach bei ihrer Mannheit, so zu sagen, angelangt, sich von demselben loslöste und aus ihm heraus trat. Einfach, unbefangen, ja im Anfang zuweilen roh, bemüht sie sich zuerst mehr darum, der Seele des Zuschauers den Charakter der Personen und der Handlungen, welche sie darstellt, einzuprägen, als um sich selbst. In der Folge strebt sie hauptsächlich die Empfindungen darzustellen und endlich fängt sie an, die Regionen der Composition, die Anmuth der Formen und die Harmonie der Farben zu suchen. So daß, obgleich ihr auch in dieser letzteren Zeit vorzugsweise heilige Gegenstände aufgegeben wurden, sie doch nun mehr nach dem Schönen als nach dem Heiligen strebt und ihren Zweck in sich selbst sucht.

So schritt die Malerei durch das ganze vierzehnte Jahrhundert vorwärts bis zu den letzten Jahren des fünfzehnten, in welchen sie, ebenso wie in den ersten zwanziger Jahren des folgenden Jahrhunderts zu der höchsten Vollendung aufstieg. Aber als der Gipfel erreicht war, stand sie durchaus nicht still und theils weil die wissenschaftlichen Gesichtspunkte und insbesondere die Studien über die Anatomie des Menschen einen wichtigen Antheil daran genommen hatten, theils aus Liebe zur Neuheit, zur größeren Erhabenheit und Eleganz fing sie an, die Bewegung der Ruhe, das Verwickelte dem Einfachen, das Großartige dem Schönen, das Künstliche dem Natürlichen vorzuziehen. Doch glaubte sie, indem sie diesen Weg verfolgte, Vollendung zu Vollendung hinzuzufügen und sah nur rückwärts, um sich über sich selbst und ihre glorreiche Bahn zu freuen. Aber es kam ein Augenblick, in welchem sie, wenn gleich noch dunkel, die Anzeichen des Verfalles zu fühlen begann und eine ungeheure Anstrengung machte, um die Gefahr zu beschwören. Sie vertraute nicht länger blos in die Zukunft, und indem sie sich mit Bewunderung der Vergangenheit erinnerte, entdeckte sie in dieser die Elemente einer neuen Größe. Sie bemerkte, daß jede Schule ein eigenthümliches Verdienst habe, welches sie von den Anderen unterschied und beschloß, das Beste von Allem zu nehmen und daraus ein Ganzes zu bilden, welches alles Vorhergehende so viel übertreffen sollte, wie die Vereinigung aller Vorzüge das Ueberwiegen eines einzigen Vorzugs übertrifft.

Leider erreichte nur diese Methode (nach einem griechischen Wort Eklekticismus genannt) da sie aller Unmittelbarkeit entbehrte, selbst wenn sie von bedeutenden Malern vertreten wurde, nicht nur nicht das ersehnte Ziel, sondern verlor auch bald an Kraft und neigte sich zum Verfall, ja man kann sagen zum Alter der Kunst hin. Und dieses Alter kann sich in das Unendliche fortsetzen, wenn nicht ein neues religiöses Gefühl oder ein neuer Hauch der Jugend durch das Volk wehen, es wieder auferstehen heißen und ihm ein neues Leben einhauchen wird.

Rafael Sanzio erscheint zur Zeit der Vollendung in der Kunst und ist unter den Vertretern jener Zeit der Vollendetste. Er war eine nach jeder Seite hin glückliche Natur, welche durch Geburt, Erziehung, Umstände und Ereignisse, kurz durch

Alles, außergewöhnlich begünstigt wurde, gleich jener Göttin, von welcher die Mythologie erzählt, daß ihr alle Götter des Olymps wetteifernd reizende Geschenke gaben. Seine Schüler gehören aber schon zu der folgenden Periode und bereiten dieselbe vor. Denn obgleich sie für den Meister eine grenzenlose Bewunderung und einen beinahe vergötternden Cultus hegten, glaubten sie doch im Grunde des Herzens, daß die Kunst noch im Fortschreiten sei und hofften sie zu einer höheren Stufe zu erheben, während sie im Gegentheil mit ihren Vorschriften und ihrem Beispiel den Anstoß zu den künstigen eklektischen Schulen gaben.

Von diesen Schülern nun gedenke ich zu erzählen, da mir dies ein Thema scheint, welches von den Kunsthistorikern noch nicht genügend behandelt worden ist. Ich werde in Kürze von ihren Thaten reden und von den Werken und Wirkungen, welche aus diesen hervorgingen, besonders nach dem Verlust des Meisters, und als sie, mit dem Tode Leo X., so zu sagen das Nest verloren hatten, in welchem sie unter den großen Flügeln des Papstes vereinigt gewesen waren.

Zu diesem Zweck ist es jedoch vor Allem nothwendig, klar festzustellen, welches die wirklichen Schüler Rafaels waren; denn dieser Punkt ist bei den Historikern noch etwas verwirrt und nicht nur rechnet man dazu alle Maler, welche damals in Rom waren, sondern außerdem auch Andere, welche, obgleich fern, danach strebten, ihn nachzuahmen oder in welchen man annähernd eine Spur Rafaelischen Schaffens zu gewahren glaubte. Auch darf man sich darüber nicht wundern, denn als die prachtvollen Stiche von Marcantonio Raimondi, von Mario Dente von Ravenna und von dem sogenannten Meister des Würfels, die Kenntniß und Abbildung der Rafael'schen Gemälde verbreitet hatten, nahmen ihn viele Künstler dieser und der nächstfolgenden Zeit als Vorbild. Später wetteiferten dann die italienischen Städte, um mit irgend einem Faden sich jener weltberühmten Schule zu verknüpfen oder einen ihrer bedeutenden Maler davon herzuleiten. Selbst Vasari, welcher der nächsten Zeit nach Rafael angehört, begeht den Irrthum zu sagen, daß seiner Schüler viele, ja unzählige, und die meisten ausgezeichnet gewesen seien.*) Dazu bemerkt er an einem andern Ort, daß Rafael in der letzten Zeit seines Lebens, in welcher es ihm mehr zusagte, zu entwerfen, als auszuführen und vielleicht auch den Fürsten zu Gefallen, um ihnen schneller Werke liefern zu können oder auch um den Künstlern Vortheil zuzuwenden, viel mehr übernahm, als er mit eigener Hand ausführen konnte und viele Leute an seinen Werken betheiligte.**) Ich glaube aber, daß man diese Leute ebenso wenig unter seine Schüler rechnen kann, wie jenen Haufen, der, um ihn zu ehren, sein Gefolge bildete, wenn er das Haus verließ und an Hof ging.***) Wenn also auch Vasari, welcher noch so viele Freunde und Vertraute von Rafael kennen konnte, sich über diesen Punkt täuscht, so kann man sich nicht wundern, denselben Irrthum bei den Kunsthistorikern wiederholt zu finden, von denen ich nur drei anführen will: einen Italiäner, einen Franzosen und einen Deutschen, welche auf Grund genauester Forschungen und einer Menge von Do=

*) Vasari: Leben des Giulio Romano. Ausgabe Le Monnier Florenz. Band X., Seite 87.

**) Vasari: Leben des Perino del Vaga. Band X. S. 170.

***) Vasari: Leben des Rafael. Band VIII. S. 60.


Digitized by Google

cumenten über Rafael geschrieben haben; Lanzi,*) Quatremere**) und Passavant.***) Diese zögern durchaus nicht, die Folgenden unter seine Schüler zu rechnen: Timoteo Viti; Benvenuto Tiso, genannt Garofalo; Dosso Dossi; Gaudenzio Ferrari; Innocenz Francucci da Imola; Bartolomeo Ramenghi, genannt Bagnacavallo; Pellegrino Munari; Vincenzo Tamagni; Jacopo Bertuni; Andrea da Salerno. Keiner von diesen war nach meiner Ansicht Schüler Rafaels und es verlohnt der Mühe, dafür den Beweis zu bringen. Timoteo Viti von Urbino ward im Jahr 1469 geboren, fünfzehn Jahre früher als Rafael. Er kam nach Bologna und begab sich zu Francesco Francia. Dieser, auch Maler geworden, behielt jedoch immer die Goldschmiedekunst bei und seine schönsten Bilder tragen den Titel aurifex. Timoteo schloß sich zunächst der Goldschmiedewerkstatt und erst später der Malerwerkstatt an. Wir wissen dies ganz sicher, weil Francia glücklicher Weise ein Verzeichniß seiner Arbeiter hielt, welches uns erhalten ist und darin liest man: „1490, 8. Juli. Timoteo Viti von Urbino aufgenommen in unsere Werkstatt; das erste Jahr für nichts; das folgende zum Lohn von sechzehn Gulden alle Vierteljahr und im dritten und andern folgenden Jahren je nach seinen Arbeiten, mit der Freiheit zu gehen und zu bleiben nach Uebereinkunft. 1491. 2. September. Die Rechnungen gemacht und bezahlt in Uebereinkunft mit Timoteo Viti von Urbino; er will Maler werden und deshalb ist er hinauf gesetzt in den Saal mit den anderen Schülern. 1495, den 4. April ist mein lieber Timoteo geschieden; daß Gott ihm alles Gute und jedes Glück gebe.“ †)

Demnach war Rafael, als Timoteo nach Urbino zurückkehrte, noch nicht zwölf Jahr alt und hatte schon seit einem Jahr den Vater verloren, welcher dem Knaben die Anfangsgründe der Kunst gelehrt hatte. Rafael trat in die Werkstatt des Perugino ein, aber nicht schon 1495 wie Einige behauptet haben, sondern zu Anfang des Jahres 1500; denn auch wenn er es gewollt hätte, hätte er es nicht früher thun können, weil Pietro Vannucci erst kurze Zeit vorher seinen bleibenden Aufenthalt in Perugia genommen hatte. Ist es daher nicht äußerst wahrscheinlich, daß von 1495 an bis 1500 Timoteo Viti, welcher schon in der Kunst erfahren war, und aus der Schule Franceska Francia's mit gutem Rufe heraus kam, den Jüngling in seiner Vaterstadt belehrte und leitete? Und jenes Gemälde in der Gallerie Brera ††), welches lange Zeit für ein Werk Rafaels galt und später nach authentischen Dokumenten dem Timoteo zugeschrieben und ein Argument für dessen rafaelische Art und Weise wurde: wäre dieses Gemälde nicht vielmehr ein Beweis dafür, daß Rafael von dem

*) Geschichte der Malerei in Italien von der Renaissance der schönen Künste an bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts vom Abbate Luigi Lanzi. Pisa 1817.

**) Geschichte des Lebens und der Werke Rafaels Sanzio von Urbino von Quatremère de Quincy, ins Italienische übersetzt, corrigirt, illustrirt und vervollständigt von Francesco Longhena. Mailand 1829.

***) Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant, Director des Frankfurter Museums. Französische Ausgabe, corrigirt und bedeutend vermehrt durch den Verfasser. Paris 1860.

†) Malvasia Felsina, Maler. Band I, S. 55, Ausgabe Bologna 1841.

††) Stellt die Madonna mit dem Kind und einem Engel und an den Seiten die Heiligen Crescenzio und Vitale dar. Es ist wahrscheinlich von 1498.



geistvollen und liebenswürdigen Schöpfer dieses Bildes und der Magdalena*) jene süße und anmuthsvolle Behandlungsweise lernte, welche er unter Perugino vervollkommnete und durch den ihm eingebornen Genius zur Vollendung brachte?

Ich überlasse es jedoch anderen fähigeren Richtern, zu beweisen, daß Rafael ein Schüler Timoteo's gewesen sei; sicher ist aber, daß er nicht dessen Lehrer sein konnte. Und wenn er, wie Vasari sagt, mit vieler Dringlichkeit von Rafael nach Rom eingeladen wurde, wo er etwas über ein Jahr blieb,**) so beweist dies nichts Anderes, als die Erinnerung an jene alte Vertraulichkeit, in welcher Rafael von seiner Knabenzeit an mit seinem Mitbürger lebte. Dieser, nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war, starb daselbst 1523; wenn er daher noch den Verlust des Freundes beweinen konnte, so hatte er doch nicht mehr Zeit denselben nachzuahmen.

Wie aber konnte man es je für möglich halten, daß Benvenuto Tiso die Kunst von Rafael gelernt hätte? Er kam 1495 nach Rom und blieb daselbst achtzehn Monate. Rafael war zu der Zeit Kind in Urbino. Erst zehn Jahre nachher und vielleicht noch später kehrte er nach Rom zurück und ich habe keinen Grund, dem Vasari zu widersprechen, welcher sagt, daß er nicht nur betroffen, sondern beinah verzweifelt gewesen sei, als er die Grazie und Lebendigkeit der Rafaelschen Gemälde und die Tiefe der Zeichnung Michel Angelo's gesehen habe.***) Es kann außerdem auch wahr sein, was Vasari erzählt, daß Benvenuto Rafaels Freund wurde und daß er, indem er sich von diesem verabschiedete, versprach, nach Rom zurück zu kommen, Rafael versicherte ihm mehr als genug Arbeit an ehrenvollen Werken geben zu wollen. Jedoch kehrte Benvenuto niemals mehr nach Rom zurück und jenes zweite Mal war er nur ganz kurze Zeit dort und war schon erfahren in der Kunst. Den besten Beweis jedoch liefern seine vorzüglichsten Gemälde, welche er zwischen 1512 und 1525 malte und in welchen man nicht eine Spur von Nachahmung des Rafael findet. Diese Nachahmung, auf Grund deren Einige ihn Schüler Rafaels nennen zu können glaubten, zeigt sich nur in einigen Werken seines Alters; aber diese Motive und diese Gestalten konnten, wie ich es schon andeutete, den Stichen entnommen sein, welche Mehrere zu jener Zeit von den Werken Rafaels gemacht hatten und welche sich durch ganz Italien verbreiteten. In seiner Blüthezeit jedoch ist Benvenuto ganz und gar Ferrarese und hat alle die Eigenschaften und Gaben jener wundervollen Schule, welche noch einen Schriftsteller erwartet, der sie würdig darstelle als eine der größten Schulen Italiens.

Nicht weniger Ferrarese als Benvenuto, ja ich möchte sagen noch mehr an dem Geiste jener Schule gereift, ist Dosso Dossi, von welchem man auch nicht den geringsten Beweis hat, daß er je in Rom war, der sich hingegen fast immer in Florenz beim Herzog Alfonso aufhielt, weil er, außer seiner Begabung als Künstler, auch ein höchst liebenswürdiger und gefälliger Mensch war und der Herzog derartige Menschen sehr liebte.†) Doch haben vielleicht zu dem Glauben, daß er Schüler

*) Ich meine die wundervolle Gestalt der Magdalena, welche sich in der Pinakothek von Bologna befindet und auch von Timoteo Viti ist.

**) Vasari: Leben des Timoteo Viti. Band VIII S. 146.

***) Vasari: Leben des Benvenuto Tiso Band XI S. 224 und die Anmerkung.

†) Leben des Dossi und anderer Ferraresen Band IX S. 22.


Digitized by Google

Rafaels gewesen sei, jene Copien beigetragen, welche er, wahrscheinlich auf Befehl seines Herrn, vom hl. Michael und vom hl. Georg machte.*)

Diese zwei außerordentlichen Künstler, der Garofalo und der Dossi, haben keinen anderen wahren Zusammenhang mit Rafael als den, daß sie, so wie er in der umbrischen, so sie in der ferraresischen Schule, die höchste Vollendung in der Kunst darstellen.

Dieser Höhepunkt wird in der lombardischen Schule von Gaudenzio Ferrari und Bernardino Luini erreicht, von denen Keiner Schüler Rafaels war. Von Luini hat es allerdings auch Niemand behauptet außer Quatremere, obgleich auch er nicht den leisesten Beweis dafür hatte; von Gaudenzio hingegen behaupten nicht nur dieser, sondern auch Lanzi und Passavant, daß er, zusammen mit Rafael, Schüler von Perugino gewesen sei und nachher mit Jenem im Vatikan und in der Farnesina gearbeitet habe. Aber auch hier bezeugen seine Werke und die Zeit, in welcher sie gearbeitet wurden, das Gegentheil. Die vier kleinen Bilder der Pinakothek in Turin gehören unfehlbar seiner Jugend an, sowie auch die Fresken der Capelle der Franciscaner in Varallo. Wir sind jetzt am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, um zu beweisen, daß Gaudenzio sich in Vercelli befand, wo ihm ein Gemälde zu verfertigen aufgegeben war. Das schöne Gemälde in der Kirche zu Novara ist vom Jahre 1510 und mit dem Datum des folgenden Jahres ist das liebliche Presegium bezeichnet, welches die Kirche von Avona schmückt. Hier könnten die Composition und der Ausdruck der Gesichter wohl an Perugino erinnern, aber wer sein Verfahren aufmerksam betrachtet, wird es ganz verschieden finden. Diese Aehnlichkeiten erklären sich, wenn man an den historischen Moment der Kunst denkt, geradeso wie man, wenn man die Classiker liest, an einigen gemeinsamen Tönen die Schriftsteller derselben Zeit erkennt, wie verschieden sie auch in Gedanken und Styl sein mögen.

Innocenz Francucci von Imola und Bartolomeo Ramenghi von Bagnacavallo waren Beide Schüler des Costa und des Francia in Bologna von 1508 bis ungefähr 1510. Ueber den Ersten hat Pietro Pierdani sehr gelehrt geschrieben und nach den genauen Angaben desselben kann Niemand mehr behaupten, daß Innocenz bei Rafael studierte. Es findet sich gar kein Beweis, daß er jemals in Rom war und das Einzige, was man demzufolge sagen kann ist: daß Rafael ihm Lehrer wurde durch sein Studium von dessen Werken, aber nicht in Person, da er Rafael vielleicht niemals sah.**) Dagegen äußert sich in seinem Schaffen der Einfluß des Mariotto Albertinelli, unter dessen Leitung er einige Jahre in Florenz zubrachte.

Noch weniger rafaelisch ist sein Gefährte von Bagnacavallo, welcher hingegen dem Dosso Dossi nachahmte, wie man den Gemälden leicht entnehmen kann, welche sich in den Gallerien von Dresden und Berlin finden und seiner zweiten Manier angehören.

*) Der hl. Georg und der hl. Michael wurden 1504—1505 von Rafael für den Herzog Guidobaldo von Montefeltro gemalt. Jetzt sind sie in der Gallerie des Louvre in Paris. Die zwei ein wenig veränderten Copien wurden vom Herzog Herkules mit all den andern herrlichen Gemälden an den Kurfürst von Sachsen verkauft und sind jetzt in Dresden. Sie wurden lange Zeit für Werke des Fattore gehalten aber neuerdings dem Dossi zurück gegeben.

**) Pietro Pierdani über die Malerei des Innocenz Francucci.

Google

Um nun von den Größten und Bekanntesten zu den Geringeren hinab zu steigen, was sollen wir von Pellegrino Munari von Modena sagen (welcher von Feinden ermordet in der Heimat starb), wenn kein Werk existirt, das ihm unbezweifelt zugeschrieben werden könnte? denn jene Geburt Christi, welche sich in der Gallerie zu Modena befindet, wenn sie auch von ihm herrührt, ist so offenbar in ferraresischer Weise gearbeitet, daß man sie ebensowohl dem Francesco Bianchi zuschreiben könnte, welcher von Ferrara nach Modena übersiedelte, daselbst lebte und 1510 starb, und hauptsächlich deshalb denkwürdig für die Nachwelt ist, weil er der Lehrer des Correggio wurde.

Vincenzo Tamagni von San Geminiano wird von Vasari angeführt als einer von Jenen, welche mit Rafael zusammen die Loggien im Vatikan gemalt hätten.*) Dessenungeachtet haben seine Gemälde, deren man so Viele in San Geminiamo, in dem sienesischen Bezirk und in Rom sieht, auch nicht die entfernteste Beziehung mit der Schule des Urbinaten. Dasselbe kann man auch von Jacopo von Faenza sagen, von welchem Lanzi meint, daß er aus dem Hause Bertuzzi stamme und dessen Gemälde, die nicht einmal sicher sein sind und die man in Faenza sieht, auch keine Spur von rafaelischer Art haben. Es ist möglich, daß der Eine und der Andere dieser Beiden in Rom war; es ist außerdem möglich, daß unter den Künstlern, welche der Sanzio zu Zeiten nahm, um ihm in den Nebendingen zu helfen, auch diese Beiden waren, aber von da bis zu der Bezeichnung als Schüler Rafaels ist ein ungeheurer Schritt.

Endlich wurde auch Andrea Sabbatini aus Salerno unter die Schüler von Rafael gezählt, auf die Versicherung des de Dominici**) hin, welcher, indem er anerkennt, daß von 1512 an Jener immer in seiner Vaterstadt, oder in Neapel war, als Beweis die Versicherung des Criscuolo anführt, daß er vor dieser Zeit in Rom in der Schule Rafaels gewesen sei. Aber in Rom sucht man vergebens nach einer Spur von den Gemälden Andrea's. Seine bemerkenswerthesten Sachen, welche in Salerno und in Neapel sind, haben viel von der Manier von Cesare da Sesto, einem Mailänder und Schüler Leonardo's, welcher später anfing, Rafael nachzuahmen. Diese Uebereinstimmung ist so groß, daß ein erfahrener Beurtheiler nicht zögerte zu versichern, mehrere Gemälde, welche sich im Kloster von La Cava unter dem Namen Andrea's befinden, seien als Werke Cesare's anzusehen. Auf jeden Fall scheint mir dessen Einfluß im Neapolitanischen jetzt außer allem Zweifel bestätigt.

Ich glaube jedoch, daß eine weise Kritik alle die Genannten aus der Zahl der Schüler Rafaels ausscheiden und sie statt dessen den betreffenden Schulen der verschiedenen Provinzen, wo sie geboren und erzogen wurden, zuschreiben muß. Und diese Provinzen müssen ihrerseits sich freuen und größeren Ruhm davon tragen, so tüchtige Maler gehabt zu haben, welche ihre eigne Art zu schaffen hatten, als hartnäckig darauf bestehen, in ihnen nur einen Ausfluß oder einen Reflex des Urbinaten zu sehen. Denn wenn auch viele andere Geringere in dessen Schule eintraten und daraus hervorgingen, oder zu Zeiten an den von ihm entworfenen Werken mit-

*) Vasari: Leben des Vincenzo von San Geminiamo Band VIII. S. 146.

**) Leben der neapolitanischen Maler, Bildhauer und Architekten, Neapel 1742. 3 Bände in 4° — ein Buch mit wenig kritischem Sinn geschrieben.



arbeiteten, so verlohnt es doch nicht der Mühe, danach die Einzelheiten zu untersuchen, da sie durchaus keinen Ruhm hinterließen.

Nach dieser Analyse glaube ich jedoch den Schluß ziehen zu können, daß die wahren Schüler Rafaels, welche unter seiner Leitung tüchtige Maler wurden und Ruhm ernteten, die folgenden Fünf sind: Giulio Romano, der Fattore, Perin del Vaga, Giovanni von Udine und Polidoro da Caravaggio. Man könnte ihnen mit gutem Recht einen Sechsten zugesellen, welcher nur nicht Maler war, aber ein ausgezeichneter Kupferstecher und von Rafael die schönsten Inspirationen erhielt nämlich Marcantonio Raimondi von Bologna.

Giulio Pippi war sechzehn Jahr alt, als Rafael im Jahre 1508 nach Rom kam und wurde gleich von diesem angenommen und in die Kunst eingeführt. In sehr jugendlichem Alter war zu der Zeit auch Giovanfrancesco Penni, welcher als Gehülfe in die Werkstatt getreten, für immer den Beinamen des Fattore (oberster Gehülfe, auf dem Lande Oberaufseher, Verwalter) behielt. Pierino Buonaccorsi war aus Toskana und hatte die Anfänge der Kunst bei Rodolfo di Domencio Ghirlandajo studiert. Der Maler Vaga, als er diesen schönen, höflichen, bescheidenen, feinen Jüngling sah, nahm ihn mit nach Rom und als er nach Haus zurückkehrte, ließ er ihn dort, indem er ihn seinen Freunden empfahl, welche ihn dem Rafael unter dem Namen Vaga vorstellten.

Auch Giovanni, von dem man nicht recht weiß, ob sein Zuname der der Familie Nanni oder der Ricamatori aus Udine war, hatte zuerst in der venetianischen Schule unter Giorgione studiert, war aber dann, als er Empfehlungsbriefe für Baldassare Castiglione erhielt, nach Rom gegangen und wurde von diesem der Schule seines theuersten Freundes zugesellt.

Von Polidoro endlich wissen wir, daß er aus dem Orte Caravaggio in der Lombardei war, aber wir kennen den Zeitpunkt seiner Geburt und die näheren Umstände seiner Familie nicht.*) Es ist uns ebenfalls unbekannt, wie und warum er nach Rom kam; er war so arm, daß er damit anfing, das Becken mit Kalk zu tragen, wenn im Vatikan gemauert wurde. Aber indem er sich mit den jungen Malern dort übte, erreichte er sie nicht nur in Kurzem, sondern übertraf sie in Einigem, „nicht durch langes Studium", sagt Vasari, „so geworden, sondern durch die Natur, so hervorgebracht und geschaffen."

Es gefällt mir, wie ich schon früher sagte, auch Marcantonio Raimondi von Bologna unter die Schüler Rafaels zu rechnen, obwohl er nicht Maler war. Er hatte in seiner Vaterstadt bei Francesco Francia zeichnen gelernt; dann hatte er sich ganz dem Kupferstich gewidmet nnd genoß schon im Jahre 1505 eines großen Rufs. Wer das Fresko des Heliodor betrachtet, wird unter denen, welche den Papst Julius II. auf den Schultern tragen, sein Bild, von der Hand des Meisters gemalt, erblicken, nach welchem er ein Mann von etwas über dreißig Jahren scheint. Wenn man nun annimmt, daß das Alter den Gesichtszügen entspricht und da, wie man weiß, dies Fresko 1514 fertig wurde, so müßte man danach das Datum seiner Geburt, welches die Historiker in das Jahr 1488 setzen, etwas zurück rücken; auf diese Weise würde sich auch seine Tüchtigkeit in der Kunst erklären, die seit dem Anfang

*) Lomazzo sagt, daß er Baldora hieß und auch in seinem Leben vom Vasari steht dies Band VIII. S. 55 und Note.

des sechszehnten Jahrhunderts bekannt war. Er lebte in Rom in großer Vertraulichkeit mit Rafael und fühlte dessen Vorzüge so tief und eignete sich seinen Styl und seinen Ausdruck so sehr an, daß man ihn rafaelischer nennen kann als alle Schüler. Er war es, welcher mit seinen Stichen die Exemplare der rafaelischen Gemälde in Italien und außerhalb desselben verbreitete. Und nicht nur das, sondern Rafael gab ihm auch außerdem Zeichnungen zu stechen, welche er ausdrücklich für ihn gemacht hatte, wie das Urtheil Davids, eine der anmuthigsten Erfindungen, welche man sich denken kann, so daß man, wollte man sich eines modernen Ausdrucks in Bezug auf ihn bedienen, sagen könnte, daß Marcantonio den Rafael populär machte.

Es gehört hierher, an das zu erinnern, was alle Kunsthistoriker erzählen und was Vasari mit so schönen und geeigneten Worten ausdrückt, die um so glaubwürdiger sind, als er, Schüler und Beschützer Michel Angelo's, des Rivalen von Rafael, durch die Wahrheit gezwungen wurde, die folgenden Sätze auszusprechen:

„Unter seinen besonderen Gaben (Rafaels) entdecke ich eine von solchem Werth, daß ich in mir selbst erstaune, wie der Himmel ihm die Kraft gab, in unserer Kunst eine Wirkung hervorzubringen, welche der Art und Weise von uns Malern so sehr entgegen ist. Und diese besteht darin, daß unsere Künstler, nicht allein die geringeren, sondern auch die, welche den Namen haben groß zu sein, wenn sie in Gesellschaft Rafaels an Werken arbeiten, übereinstimmen und in solcher Eintracht leben, daß alle üble Laune bei seinem Anblick verschwindet und jeder niedrige, schlechte Gedanke aus ihrer Seele entflieht, welche Eintracht zu anderen Zeiten als der seinigen, nicht mehr Statt fand. Dies kam daher, daß sie Alle besiegt wurden von seiner Gesittung und seiner Kunst, aber noch mehr von dem Genius seiner edlen Natur, welche so voll Anmuth und so erfüllt von Mitleid war, daß nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere ihn verehrten. Man sagte, daß wenn ein Maler, der ihm bekannt war und auch wenn er ihm nicht bekannt war, ihn um irgend eine Zeichnung bat, die er nöthig hatte, so verließ er seine Arbeit, um dem zu helfen und stets beschäftigte er eine Menge, ihnen helfend und lehrend mit jener Liebe, welche man nicht Künstlern, sondern den eignen Kindern zuwendet."

Es würde sehr schwer sein, die Jugendarbeiten genau zu bestimmen, an welchen die Schüler allein, blos unter der Aufsicht des Meisters gemalt haben, oder jene, an welchen sie mit ihm zusammen arbeiteten und unter diesen Allen diejenigen, welche dem Pinsel eines Jeden von ihnen zuzuschreiben sind. In die erste Kategorie gehören die Steinigung des heiligen Stephanus, welche sich in Genua befindet und das schöne Altarbild in der Kirche dell' Anima in Rom, beide von Giulio. Was die Krönung der Jungfrau in der vaticanischen Gallerie betrifft, so ist dieselbe nach der Zeichnung Rafaels gemacht und man weiß, daß der obere Theil von Giulio, und die Apostel von Fattore ausgeführt wurden. Diesen beiden Schülern fiel es auch zu, die Transfiguration zu vollenden, welche noch nicht beendet war, als Rafael starb. Doch ist es hauptsächlich in den Stanzen und Loggien des Vatican daß sie unter der Leitung Rafaels und mit ihm zusammen arbeiteten. Dieses große Werk, von Julius II. begonnen, wurde mit lebhaftestem Eifer von Leo X. fortgesetzt und von den Nachfolgern nach und nach

vollendet. Ein großes Leid ist es, daß die Stanzen und Loggien so vielen Schaden erlitten haben, zunächst durch die Plünderung von Rom 1525, dann durch die Feuchtigkeit und schließlich durch die Uebermalungen und Ausbesserungen; aber dessenungeachtet bleiben sie noch immer das schönste Wunder der Kunst. Einige Schriftstellen versichern, daß an dem Fresko, welches den Brand des Borgo darstellt, Giulio Romano gearbeitet habe; Perino del Vaga an der Krönung Karls des Großen, Giovanni da Udine an dem Siege Leo VI. bei Ostia über die Saracenen, aber diese und andere Vermuthungen sind sehr zweifelhaft. Mit größerer Sicherheit kann man sagen, daß die Gegenstände im Helldunkel, welche wie die Grundmauer unter den Gemälden stehen, zum großen Theil Werke des Polidoro sind. Wirklich verstand sich Polidoro bei seinem ersten Eintritt in das Künstlerleben mehr auf das Helldunkel als auf Anderes und ahmte in bewunderungswürdiger Weise die Sachen aus Marmor, Statuen, Vasen, Säulen, nach, „in welcher Kunst“, sagt Vasari, „Niemand jemals so viel Zeichnung, noch eine schönere Behandlungsweise, noch so große Praxis oder größere Fertigkeit besaß, so daß jeder Künstler darüber erstaunte.“

Was die Loggien betrifft, so wurden die Gegenstände der Decke, zwei und fünfzig an der Zahl, nach den Zeichnungen Rafaels zum größten Theil von Giulio, Pierino und dem Fattore gemalt; die Ornamente, sowohl die gemalten als die von Stuck, wurden hingegen zu gleicher Zeit von Giovanni da Udine ausgeführt. In Bezug hierauf erzählt Vasari: „Als Giovanni mit Rafael in den Ruinen und Alterthümern des Palastes von Titus in einigen unterirdischen Räumen umherging, welche ganz voll von Grottesken, kleinen Figuren und Geschichten und verschiedenen Ornamenten in Stuck waren, blieben der Eine und der Andere erstaunt stehen über die Frische, Schönheit und Güte dieser Werke. Diese Grottesken, so genannt, weil sie sich in den wieder aufgefundenen Grotten befanden, mit solch trefflicher Zeichnung, voll solcher mannigfacher und wunderlicher Einfälle, mit den feinen Ornamenten aus Stuck, welche abwechselnd mit verschiednen Feldern in Farben voll schöner und anmuthiger Geschichtchen — zogen so in das Gemüth des Giovanni ein, daß er anfing sie nachzuahmen.“ Derselbe Vasari jedoch erzählt an anderer Stelle in dem Leben des Pinturicchio und des Alfonso da Feltre, daß der Eine und der Andere in Rom schon Grottesken gemalt hätten, so daß Rafael nicht das Verdienst haben konnte, diese Art Malerei wieder haben aufleben zu lassen, welche schon so viel Jahre früher mit Glück angewandt worden war. Außerdem finden sich solche Grottesken in gewisser Weise schon von Vitruv beschrieben,*) dessen erste Veröffent-

*) Folgendes ist die Stelle aus Vitruv: Auf den Bekleidungen der Wände malt man schneller die wunderlichen Dinge (mostri) als die gewissen Bilder, welche von bestimmten Dingen genommen sind. Anstatt der Säulen Schilfrohr. Desgleichen Leuchter an den Tempelchen, welche sie stützen und auf deren Gipfel sie Wurzeln und zarte Ranken geboren werden lassen mit den Voluten, welche ohne Ursache Figürchen haben, die auf ihnen sitzen. Desgleichen die Blümchen auf ihren Stengeln, welche halbe Figuren haben, die aus ihnen hervorgehen, die Einen, die menschlichen Köpfen gleichen, die Andern den Köpfen der Thiere.“ (Die Uebersetzung von Ermelao Babaro Venedig 1565, Seite 187—188, Buch 1, Cap. V. Von den Gründen des Malens in den Gebäuden.) Hier fügt der Uebersetzer hinzu: „Vitruv widersetzt sich sehr dieser Art zu malen, welche wir Grottesken nennen, als Sachen, welche in keiner Weise bleiben können, denn wenn die Malerei eine Nachahmung der Dinge ist,

lichungen im Druck in Venedig von 1511 an gemacht wurden, sowie wir auch außerdem wissen, daß Rafael ihn für sein eigenes Studium in die italienische Sprache übersetzen ließ von einem gelehrten Humanisten jener Zeit, welcher lange sein Freund und ein durch sein wildes Leben und seine hohe Begabung merkwürdiger Mensch war. Dieser Mensch gehörte der Familie der Guiccioli von Ravenna an und ist unter dem Namen Marco Fabio Caloi bekannt. Das Verdienst Rafaels aber ist es die Grottesken zu ihrer höchsten Vollendung erhoben zu haben, so daß sie nach ihm im gemeinen Sprachgebrauch auch den Namen Rafaeleska angenommen haben. Wir werden weiter sehen, wie alle seine Schüler später diese Kunst in erstaunenswerther Weise pflegten und unterhielten; zu der Zeit aber als sie die Loggien malten, übertraf sie Alle hierin Giovanni da Udine. Dieser verstand noch besser als die Andern „zu zeichnen und zu malen mit Grazie und Leichtigkeit alle natürlichen Dinge, als Thiere, Gewänder, Instrumente, Vasen, Gebäude, „Pflanzen, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn Rafael besonders ihm die Ornamente in den Loggien anvertraute."*) Auch gebrauchte er ihn außerdem bei einigen Gemälden, wie bei der hl. Cäcilia in der Pinakothek zu Bologna, woselbst die Orgel, welche die Heilige in der Hand hält und alle die musikalischen Instrumente von Giovanni gemalt wurden und seine Malerei der Rafaels so ähnlich ist, daß Alles von einer Hand gemacht scheint. Zu derselben Zeit in welcher die vatikanischen Stanzen und Loggien gemalt wurden, arbeiteten die Schüler Rafaels mit ihm in dem Hause Agostino's Chigi, seines Freundes, des reichen Bankier's jener Zeit, in der Villa, welche sich dieser am Tiber gebaut hatte und welche von den späteren Besitzern den Namen Farnesina erhielt. Während Rafael hier die berühmte Galathea malte, arbeiteten die Schüler unter seiner Leitung an der Fabel von Amor und Psyche, deren zwei größte Gemälde an der Decke, das Eine, der Rath der Götter, vom Fattore, das Andere, auf dem Psyche aus der Schale Ambrosia trinkt, welche ihr die Unsterblichkeit verleiht, von Giulio Romano sind. Die zehn dreieckigen Bilder sind von den andern Schülern, aber von der Zeit und der Ungeschicklichkeit der Restauranten verdorben. Ich kann nicht umhin, obgleich es eine Abschweifung ist, eines Briefes zu gedenken, der, wenn auch oft schon angeführt, es doch verdient wiederholt zu werden, eines Briefes, welchen Rafael an seinen Freund, den Grafen Baldassar Castiglione schrieb und in welchem er sagt: „Wegen der Ga„lathea würde ich mich für einen großen Meister halten, wenn sich darin nur die „Hälfte der vielen Dinge fänden, welche Ew. Herrlichkeit mir schreibt. Aber ich er„kenne in Ihren Worten die Liebe, die Sie für mich haben und ich sage Ihnen, daß, „um eine Schöne zu malen, es mir nöthig wäre, Schönere zu sehen unter der Be-

welche sind oder welche sein können, wie können wir sagen, daß das gut sei, was wir in den Grottesken sehen? als da sind: Thiere, welche Tempel tragen, Säulen von Schilfrohr, Krallen von Ungeheuern, Absonderlichkeiten verschiedener Art; ohne Zweifel kann man die Grottesken Träume der Malerei nennen." — Von der Wunderlichkeit dieser Malereien ging dann das Wort Grotteske über, um außerdem das Wunderliche, Capriciöse, Lächerliche, Liederliche und Närrische zu bezeichnen, so daß man dieses Adjektiv Figuren, Reden, Bildern, dem Styl u. s. w., ja selbst den Tänzern, welche die Kunst grottesk betreiben, beilegte. Ich glaube, daß in diesen Abweichungen von der ersten Bedeutung, die Erinnerung an das Ungeheuer des Vitruv mitspielt.

*) Vasari: Leben des Giovanni da Udine.

„bingung daß Ew. Herrlichkeit mit mir wäre um die Wahl des Besten zu treffen. „Denn da es an guten Richtern und an schönen Frauen mangelt, so bediene ich „mich einer gewissen Idee, welche mir in den Sinn kommt. Ob diese in sich einige „künstlerische Vortrefflichkeit hat, weiß ich nicht, aber ich bemühe mich diese zu haben."

Dieser Brief, welcher das aufrichtige Urtheil Rafaels enthält, scheint mir mehr Licht über das Wahre und das Ideale in der Kunst zu enthalten, als alle die Streitigkeiten, welche heut zu Tage mit so viel Heftigkeit und Eitelkeit deshalb geführt werden, so daß, wenn das Material für die Kunst durch die Nachahmung der Natur gegeben wird und durch sie allein, doch diese Nachahmung ihre Form vom Gedanken und der Phantasie des Künstlers entlehnt.

II.

Eine andere Betrachtung, welche sich mir außerdem darbietet, ist die, wie der bewunderungswürdige Genius Rafaels sich jeder Art von Schönheit anzupassen wußte. Denn wenn man die religiösen Gegenstände betrachtet, so giebt es keinen Maler, welcher darin mehr Empfindung und Anmuth niedergelegt hätte als er, und man könnte sagen, daß die umbrische Schule, welche mit solcher Hingebung christlich war, sich ganz in ihn ergossen hatte. Wenn man hingegen die Galathea ansieht, so findet man in ihr ein solches Gefühl der Antike, daß man bekennen muß, er habe die Mythologie errathen und gefühlt, als ob er ein Zeitgenosse des Augustus gewesen wäre. Es ist gewiß, daß die Gesellschaft der Gebildeten und Gelehrten, welche er in Rom fand, ihm sehr geholfen hat, sich diese Anschauungen zu bilden. Aber in den Schriften der Humanisten ist immer etwas Schwerfälliges, Künstliches, Pedantisches, so daß auch die Besten unter ihnen weit entfernt sind von der Vortrefflichkeit der Klassiker. Die Galathea hingegen hat die Frische und die Schönheit der antiken Dichter und insbesondere des Virgil, mit dem der Genius Rafaels mir eine besondere Aehnlichkeit zu haben scheint.

Um jedoch dahin zurückzukehren, von wo diese Bemerkungen mich abgeleitet haben: als Rafael starb, waren die Stanzen des Vatikan noch nicht beendigt. Es war daher nichts natürlicher, als daß die Schüler, welche gerade an diesen Werken beschäftigt waren, in wehmuthsvoller Erinnerung an den Meister, den sie noch so jung an Jahren verloren hatten und an die Harmonie, welche während seines Lebens unter ihnen herrschte, nun auch noch vereinigt blieben. Und in der That fanden sie auch Alle, auf Befehl Leo X., Arbeit in dem großen Constantin-Saal, zu dem Rafael ihnen die Cartons gelassen hatte und welchen der Papst ohne Zeitverlust beendigt sehen wollte. Rafael hatte im Sinn gehabt, hier jene Art der Mauermalerei mit Oel anzuwenden, welche wieder neu von Sebastian del Piombo eingeführt worden war und in dieser Manier sind die zwei großen Figuren der Gerechtigkeit und des Glaubens gemalt. Aber nach seinem Tode wollten die Schüler wieder zum eigentlichen Fresco zurückkehren und nahmen die Tünche und die Anstalten wieder weg, welche dem ersten Gedanken zufolge, gemacht worden waren. Giulio Romano fing an, den Constantius, wie er zu den Soldaten redet und die große Schlacht an der Milvio-Brücke zu malen. Francesco Penni, der Fattore, malte die Taufe Constantins, Pelidoro von Caravaggio die Chiaroscuris. Aber es schien Bestimmung, daß dies Werk abermals unterbrochen werden sollte

durch den Tod Leo X., welcher in dem Jahr nach dem Todesjahr Rafaels erfolgte, am 1. December 1521. Die Geschichte hat die Zeit Leo X. die goldene Zeit genannt und hat sie, wenn nicht über die Zeiten des Perikles und des Augustus, so doch ihnen gleich gestellt. Diese Aussprüche über ganze Perioden fassen in einem einzigen Augenblick und in einem einzigen Menschen das Verdienst von Vielen zusammen, welche ihnen vorhergingen und krönen sie damit, aber dessenungeachtet zeigen sie mit Gewißheit darauf hin, wann die Cultur und die Kunst ihren Höhepunkt erreichten, so daß die Kritik wol die eine oder andere Einzelheit verneinen, aber jene Stimme des Volks nicht Lügen strafen kann. Und in der That war Rom unter Leo X. der Vereinigungspunkt für Alles, was es in Europa Gelehrtes, Schönes und Glänzendes gab. Die Höfe der Herzöge von Mantua, Ferrara, Urbino, die von Mailand und Neapel, konnten bei weitem nicht mit dem Hofe des Papstes wetteifern. Und welches Papstes! Sohn des Lorenzo Magnifico, erzogen von Marsilio Ticino, von Pico und von Poliziano, zwischen Gelehrten, Dichtern und Malern aufgewachsen, selbst geistvoll und gelehrt, hingerissen vom Gefühl für das Schöne, entzückt durch Musik, von liebenswürdigen Sitten, höflich mit Allen, die sich ihm nahten, fein und scharf witzig, vorsichtig bei Verhandlungen, großmüthig bis zur Verschwendung, Liebhaber aller Genüsse, aber mit Mäßigung und fern von jedem Trübsinn und jeder hartnäckigen Besorgniß für die Zukunft.*)

An einem anderen Orte erzählte ich, wie die Humanisten im funfzehnten Jahrhundert die klassischen Studien hätten aufleben lassen und die Begeisterung für das Alterthum wieder erweckt hätten. Um tausendfünfhundert war die Blüthe der griechischen und lateinischen Bildung noch lebendig, aber schon machte die italienische Sprache ihre Rechte wieder geltend und, um nur von den Hervorragendsten zu reden, erreichte sie mit Ariosto, mit Bojardo und Berni in der Poesie, mit Bembo, Guicciardini, Caro und Macchiavelli in der Prosa jene Höhe, wo Dante, Petrarca und Boccaccio sie hingetragen hatten. War es daher zu verwundern, wenn man von allen Theilen Europas hier zusammen kam um sich zu belehren und wenn die, welche über die Alpen nach Rom zogen, nicht allein von den Schönheiten der Natur, der marmornen Kirchen, der Statuen und Gemälde, sondern auch von dem Lichte der Bildung hier geblendet und erstaunt waren. Zu dieser Zeit schrieb selbst Erasmus, welcher zwei mal in Rom gewesen war, daß er sich über seine Trennung von dort nicht trösten könne, wenn er an die Bibliotheken, die Spaziergänge, die herrlichen Gespräche mit den Freunden, an jenes große Theater, jenes Licht und jene Freiheit denke, und es schien ihm, daß man Rom eher eine Welt als eine Stadt nennen solle.

Es würde mich zu weit führen, eine angemessene Idee von der Pracht jenes Hofes zu geben. Ich müßte die Processionen Leo des Zehnten beschreiben, wie er nicht nur von Cardinälen und Bischöfen, sondern noch in größerer Anzahl von römischen Baronen, Edelleuten aus Florenz und Vasallen-Fürsten der Kirche um-

*) In dem Bericht des Maria Lorzi vom 17. März 1517 liest man: Bei dieser Gelegenheit erzählte der Redner, daß, als der Papst gewählt wurde, er zu Giuliano gesagt habe „genießen wir das Papstthum, da Gott es uns gegeben hat". — Bericht der Venezianischen Gesandten, veröffentlicht von Alberi Ferra.

Digitized by Google

geben, durch die mit kostbaren Teppichen, mit Statuen christlicher Heiligen und heidnischer Götter geschmückten Straßen und unter monumentalen Bogen, welche die Triumphzüge der antiken Eroberer begrenzt hatten, dahin zog.*) Ich müßte ferner von dem prachtvollen Einzug der Gesandten sprechen, von den berittenen Aufzügen der Cardinäle mit zahlreichem Gefolge, von den verschiedenen Festen und von den Gastmählern voll köstlicher Speisen und feiner Weine, und erheitert durch Gesang und Musik. Denn Musik liebte der Papst ganz besonders und indem er mit leisem Singen die Noten, welche er hörte, wiederholte, schien er zuweilen vor großem Vergnügen ohnmächtig zu werden und wie seiner selbst unbewußt.**) Ferner müßte ich erzählen von den Jagden der Magliana mit Haufen lustiger Freunde und Massen von Dienern, welche mit Pomp die Falken und die Hunde an der Koppel einherführten; ebenso von den Darstellungen der Passion Jesu Christi im Colosseum, der mythologischen Vorgänge im Capitol, der Tragödien und Comödien, gemischt mit Gesängen, Tänzen und Moresken, im Theater des Vatikan. Die Calandra des Bibiena, die Mandragola des Machiavelli waren willkommene Aufführungen für den Papst und die Würdenträger der Kirche, auch fehlten die Damen nicht bei diesen Aufführungen, denn eine dieser Comödien wurde ausdrücklich zu Ehren Isabellens von Gonzaga, Marchesa von Mantua, aufgeführt.

Die Bibliotheken bereicherten sich mit Handschriften, welche in allen Theilen der Welt durch Agenten, besonders von Leo X. beauftragt, sie, wenn auch um großen Preis zu kaufen, gesammelt wurden und außerdem mit allen Büchern, welche die kürzlich erfundene Buchdruckerkunst in fehlerfreier Wiedergabe veröffentlichte. Die Museen des Vatikans nahmen das Schönste und Erhabenste der antiken Kunst, was die Ausgrabungen enthüllten, auf. Die römische Akademie, aus den auserwähltesten Geistern zusammengesetzt, tönte wieder von Poesie und Prosa, gemischt mit Erklärungen der Philosophie und Illustrationen des Alterthums. Kirchen, Paläste, Villen stiegen empor, der Vatikan füllte sich und die Stanzen und Loggien schmückten sich mit den Gemälden Rafaels. Und wie es zu gehen pflegt, daß das Beispiel der Größeren die Geringeren anreizt und fortreißt, so versammelten auch die Cardinäle in ihren Wohnungen gelehrte und elegante Leute und wetteiferten, indem sie sich zu Mäcenen der Literatur und der Künste machten, mit einander, mit einigen Baronen Roms und mit reichen Banquiers, welche besonders aus Toskana gekommen waren, um ihren Aufenthalt in der ewigen Stadt zu nehmen.

Aber diese so glänzende und heitere Gesellschaft war von drei schweren Uebeln bedroht: der Corruption, dem Kriege und dem Schisma.

Von der Corruption jener Zeit finden wir, auch ohne den Gegnern des römischen Hofes noch den Protestanten, die so vielen Zorn über denselben ausschütteten, Gehör zu leihen — unwiderlegliche Beweise in allen gleichzeitigen Geschichtsschreibern; und selbst wenn uns diese fehlten, würden die Comödien, die Gedichte, die Novellen, kurz die Literatur, welche der Spiegel der Sitten ist, hinreichen, um Zeugniß dafür abzulegen. Es ist traurig zu sagen, aber der Geist des

*) Chroniken der Feste in Rom, gemacht zur Wahl und Krönung Leo X. Rom. 1513. Siehe auch über diesen Gegenstand Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom.

**) Dies findet sich in dem anonymen: Leben Leo X., copirt vom Original im Vatikan und ganz wieder erzählt von Roscoe.

Heidenthums war in der katholischen Hauptstadt auferstanden und hatte die reinen christlichen Anschauungen im Grunde erstickt. Ein scharfsinniger Schriftsteller aus der Zeit Leo's schreibt die folgenden Worte:*) „Wer die christliche Lehre genau betrachtet, wird sehen, daß die Päpste, obwol sie noch den Namen der Statthalter Christi führen, eine neue Religion geschaffen haben, in welcher nichts mehr von Christus geblieben ist als der Name; er gebot Armuth und sie verlangen Reichthum, er gebot Demuth und sie sind voller Hochmuth, er gebot den Gehorsam und sie wollen Allen befehlen. Ich könnte noch andere Laster erwähnen, aber es genügt sie angedeutet zu haben und es scheint mir nicht passend weiter darauf einzugehen."

Es ist sicher, daß zu der Zeit in Rom auch einige Männer von exemplarischem Leben waren, wie da Vio, Gheregato, Giberti, die meisten Geistlichen der himmlischen Liebe. Aber wie konnten sie in so kleiner Anzahl und mit ihrem bescheidenen Beispiel die allgemeine Sittenverderbniß aufhalten und dem schlammigen Strom, der sich überall hin ergoß, Dämme setzen? Die Sitten waren auf das Tiefste verdorben, am meisten in den zu höchst stehenden Personen und nicht nur bei den Laien, sondern bei den Geistlichen selbst, bei den Prälaten und Cardinälen. Das Leben dieser Letzteren voller Luxus und nicht frei von Verbrechen, kann wol den schrecklichen Ausspruch Manuels, des spanischen Gesandten, rechtfertigen, welcher im Jahr 1521 seinem Herrn Carl V. die folgenden Worte schrieb: „So viel Haß und so viele Teufel, wie unter diesen Cardinälen, kann es selbst nicht in der Hölle geben."

Man muß sich wirklich wundern, wenn man bedenkt, daß Pietro Aretino, der infamste Cyniker seines Jahrhunderts, in Rom gefeiert und geehrt wurde und den Purpur zu erlangen hoffen konnte.

Von der anderen Seite hallte das Thal des Po von dem Lärm der Kriege wider, welche die Päpste aus Sucht nach weltlicher Herrschaft herauf beschworen. Ich habe oben von den Tugenden Leo X. gesprochen, aber ich kann auch nicht verschweigen, daß die Begierde nach Macht und argwöhnische Sorge ihn zuweilen grausam machten, wie in der Verurtheilung des Cardinal Petrucci und der Beraubung des Herzogs von Urbino, und öfter heuchlerisch und betrügerisch in den politischen Verhandlungen. Schon in den ersten Jahren seines Papstthums hatte er mit dem Kaiser Partei ergriffen gegen die Franzosen; als aber diese unterworfen waren, fürchtete er, daß der Andere die Oberhand gewinnen könnte, und schloß sich von Neuem Ludwig XII. an. Nach dessen Tod fing er wieder an sich mit Spanien und mit dem Reich zu verbinden, da es ihm schien als könne er dem neuen König von Frankreich, dem jungen Franz I., nicht trauen. Aber dieser, ganz im Gegentheil, voll offener Kühnheit, stieg von den Alpen hernieder, warf sich mit Ungestüm auf seine Feinde und schlug sie bei Marignano. Darauf verließ Leo nicht nur die Verbündeten, sondern verhandelte mit dem Sieger und begab sich außerdem nach Bologna, um ihn zu ehren. Es ist wahr, daß dieser Frieden nicht lange dauerte, weil Leo X., begierig sich Parmas und Piacenza's zu bemächtigen,

*) Francesco Vettori, Hauptinhalt der Geschichte Italiens 1511—1522, veröffentlicht von Alfred Reumont im Archivio Storico Italiano. Florenz 1848. Bd. VI. Appendix S. 304.

Digitized by Google

und Genua und Mailand der französischen Herrschaft zu entreißen, im Mai 1521 ein Bündniß mit Carl V. schloß. So fuhr Italien fort das Schlachtfeld für die fremden Heere zu sein, welche sich einander die hart gequälten Provinzen streitig machten. Die italienischen Fürsten und der Papst, ebenso reich an Ehrgeiz als arm an Macht, suchten Bündnisse außerhalb Italiens, um sich selbst zu erhöhen und ihre Rivalen zu erniedrigen und dachten nicht daran, daß der Krieg von der Lombardei aus sich später, wie er es that, über die ganze Halbinsel verbreiten würde, und daß die Fremdherrschaft sie endlich alle unterjochen könnte.

Die Ausgaben für den Krieg und die Verschwendung Leo X. hatten aber nicht nur den Schatz, welchen Julius II. gesammelt hatte, erschöpft, sondern verursachten auch einen ewigen Geldmangel bei dem Papst. Der Schriftsteller, welchen ich schon früher erwähnte, fügt hinzu: „es wäre ebenso möglich, daß er einmal tausend Dukaten zusammen hielt, als es möglich wäre, daß ein Stein von selbst nach oben fiele“.

Man mußte alle Tage ein neues Auskunftsmittel ersinnen, um Geld zu finden, und dazu gebrauchten der Cardinal-Kanzler und Julius von Medicis ihren Verstand. Außer von den Summen, welche sie mit der Verleihung des Cardinalshutes gewannen, erpreßten sie große Strafgelder von reichen Leuten mittelst schwerer Anklagen, von denen diese sich loskaufen mußten; beinahe jeden Tag erfand man neue Aemter, welche zu kaufen waren; täglich wurden neue Steuern auferlegt und endlich schuf man einen Ritterorden unter dem Namen des heiligen Petrus, um dessen Abzeichen zu verkaufen.*) Nichts konnte die unersättlichen Bedürfnisse Leo X. befriedigen. Er stak fortwährend tief in Schulden besonders mit den florentinischen Banquiers, und nachdem er die silbernen Büsten der Apostel, ihm von den deutschen Rittern geschenkt, verkauft hatte,**) verpfändete er die Teppiche, die silbernen Gefäße und sogar die Kleinodien von Sanct Peter.***)

Aber wo man endlich hoffte, die Goldminen zu finden, die fähig wären für Alles auszureichen, das war in dem Verkauf der Ablaßzettel und zwar namentlich ihrem Verkauf in Deutschland. Dieser Handel war gar nichts Neues und hatte seine theologische Rechtfertigung und seinen Ursprung in den Kreuzzügen gehabt. Aber jetzt erneuerte man ihn unter dem Vorwand, ihn für den Aufbau der Basilika von Sanct Peter nöthig zu haben und die Licenz wurde den Augustinermönchen genommen, um sie den Dominikanern zu geben, welche einen größeren Absatz versprachen. In Deutschland jedoch brüteten seit lange schon feindliche Gegensätze gegen die Kirche von Rom. Der Genius der deutschen Stämme war mystischer als der der lateinischen Rasse und dieser Handel erregte in Deutschland einen edlen Zorn; man hatte dort in den Höhen des Gedankens eine innerlichere, strengere, vergeistigtere Religion als diejenige war, welche man von Rom aus verkündete. Der freche

*) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom.

**) Diario von Mario Tanuto, citirt von Cantu, Rede XIII, Note.

***) Als er starb, wurde gesagt, er habe die Sakramente nicht empfangen und man machte folgendes Epigramm:

Saeva sub extremo si forte requiritis ora
Cur Leo non poterit sumere: vendiderat.

Man schreibt es dem Tomassaro zu und Cantu citirt es.



Verkauf der Ablaßzettel auf offenem Markt, in den Dörfern, in den Läden, wurde der Funken, durch welchen sich der Brand entzündete und das Haupt der Empörung ward Martin Luther. Leo dem Zehnten schien es eine unwichtige Sache und man hörte ihn sagen: „mönchische Streitigkeiten!" aber das Uebel verbreitete sich so, daß man beschloß, Luthern nach Rom zu rufen. Dieser wollte nicht und es wurde ihm erlaubt, nach Augsburg zu gehen, wo der Reichstag versammelt war, um die Botschaft des päpstlichen Legaten, des Cardinals da Vio, Bischofs von Gaeta, zu hören. Die Wirkung dieser Verhandlungen war sehr weit von dem entfernt, was man gehofft hatte, denn Luther kehrte nicht nur nicht zu der geforderten Ueberzeugung und dem Gehorsam zurück, sondern schien mehr wie je entschlossen, jede Fessel der Unterwerfung unter Rom zu zerreißen. Darauf erließ Leo X. seine Bulle, in welcher er erklärte, daß jeder Gläubige an die päpstliche Machtvollkommenheit Ablaß zu ertheilen glauben müsse, und worin er diejenigen mit dem Bannfluch belegte, welche diese Meinung angreifen würden. Und später, nachdem er sich des Wohlwollens und des Schutzes Carls V. wohl versichert hatte, sprach er den Bannfluch gegen die Person Luthers selbst aus und ließ dessen Bildniß verbrennen. Damit glaubte er der Ketzerei Einhalt gethan zu haben, welche sich nun entweder von selbst auflösen würde oder durch die Macht des Kaisers aufgelöst werden könnte. Er hatte auch nicht die leiseste Ahnung, daß diese Empörung bedrohlich werden und dem römischen Katholicismus die Hälfte der Gläubigen entziehen würde.

Gegen Ende Novembers, während er in der Magliana jagte, erhielt er die Nachricht von der Eroberung Mailands, welche ihn mit Freude erfüllte. Von einem leichten Fieber befallen und deshalb nach Rom zurückgekehrt, empfing er die Glückwünsche der Cardinäle und die Huldigungen des Volks; aber seine Krankheit verschlimmerte sich so schnell, daß sie nach wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. „Er starb", sagt Guicciardini, „zufolge der Meinung der Menschen, in großem Glück und Ruhm, da er durch den Sieg Mailands von Gefahren und unermeßlichen Ausgaben befreit wurde, für welche er, bei der gänzlichen Erschöpfung seiner Geldmittel, doch in irgend einer Weise hätte sorgen müssen, und da er ferner wenige Tage vor seinem Tod die Nachricht von der Erwerbung Piazenza's und an seinem Todestag selbst die von der Erwerbung Parma's erhielt, eine Sache, die er so sehr wünschte, daß er, als er überlegte, ob der Krieg gegen die Franzosen aufzunehmen sei, zu dem Cardinal von Medicis, welcher ihm davon abrieth, sagte, es treibe ihn hauptsächlich der Wunsch dazu an, diese beiden Städte der Kirche wieder zu gewinnen, und wenn ihm die Gnade zu Theil würde, würde der Tod ihm nicht lästig sein."

Guicciardini's Ansichten werden von allen Geschichtschreibern der Zeit bestätigt.*) Außerdem ließen die großen Bedrängnisse, welche nun folgten, als Gegensatz jene Periode noch schöner erscheinen und erhöhten die Trauer um Leo. Dies hat Giovio in seinem Leben Leo's sehr wohl bemerkt, da er sagt: „Die hohe Begabung Leo's hatte ohne Zweifel zum Besten des menschlichen Geschlechts das goldene Zeitalter geschaffen, und nach dem Scheiden dieses erhabenen Fürsten haben wir nun das eiserne Zeitalter, so daß, durch unseren unseligen Irrthum, die Wuth der

*) Vettori, welchen ich schon oben anführte, sagt von Leo: daß, jemehr er Fehler beging, jemehr machte das Glück für ihn gut.



Barbaren uns Ermordungen, Qualen, Pestilenz, Hunger, Verödung und alles andere Elend gebracht hat. Die Literatur besonders und die schönen Künste und der Ueberfluß aller Dinge und auch die allgemeine Gesundheit und Fröhlichkeit, kurz, alle Güter sind zu beweinen, beinahe, als wären sie mit Leo in ein und dasselbe Grab gesenkt."

Aber die Nachwelt, als diejenige, welche richtiger urtheilt, weil sie von den hohen und entfernten Ursachen auch die späten Wirkungen entdeckt, hat, ohne seine Verdienste zu verkennen, strenger gegen sein Andenken sein müssen, denn in seinem persönlichen Betragen und dem seines Hofes war weder das Verständniß noch dies Vermögen, um die Zügel der Sitten anzuhalten, und durch seine Handlungsweise als Fürst bereitete er die blutigen Kriege vor, welche bald darauf Italien verwüsteten und dessen Verfall beschleunigten, während er endlich durch sein Verfahren als Papst dem schrecklichsten Schisma, welches je die Kirche getheilt hat, Nahrung gab. Dies ist das Urtheil der strengen Geschichte, aber im Augenblick seines Todes konnte Leo X. sich selbst und konnte ihn die Menge für einen der besten und glücklichsten Fürsten halten, welche je auf Erden gewesen wären.

Digitized by Google

Rundschau über das nationale Leben.

Herr von Stosch und das Ober-Seeamt.

Im Märzheft dieser Zeitschrift unterzogen wir in dem „Der Reichstag und die deutsche Marine" betitelten Artikel die Veröffentlichung im Marineverordnungsblatt, betreffend den Untergang des „Großer Kurfürst", einer Kritik, bei welcher wir es für zweckentsprechend hielten, auf frühere Vorkommnisse zurückzugreifen, um an ihnen klar zu machen, daß der Untergang des „Kurfürst" als eine Folge eines aus mangelnder nautischer Kenntniß hervorgegangenen Systems — des sogenannten „System Stosch" zu betrachten sei. Wir beklagten den Mangel an Sachverständigen im Reichstage, welcher es leider ermöglichte, daß des Ministers unsachgemäße Erörterungen ohne Erwiderung blieben, und dessen letzte Consequenz die Ablehnung des Antrages Hänel war.

Die Praxis hat inzwischen gezeigt, was von den marine-technischen Anschauungen des Ministers zu halten sei — eine Angelegenheit, über welche der Reichstag schweigend hinwegging, nachdem er die Erwiderung des Ministers vernommen, ist von einem anderen Forum, allerdings unfreiwillig, einer Beurtheilung unterzogen worden, welche genau das bestätigt, was wir s. Z. über den Vorfall der Collision bei South Sand Head sagten.

Wir entnehmen den nachstehenden Bericht der Nordd. Allgem. Zeitung vom 13. Mai, da anzunehmen ist, daß die Fassung des Artikels, wie sie das officiöse Blatt enthält, eine correcte ist.

Die Notiz lautet:

> Vor dem Ober-Seeamt stand am 10. Mai zur Verhandlung die Beschwerde des Reichscommissars gegen den Spruch des Seeamtes zu Bremerhaven vom 27. Januar d. J., betreffend den Verlust des deutschen Schiffes „Leda" von Bremen.
>
> Die „Leda", welche am 7. Dezember 1879 unter Führung des Capitain Schaffmeyer den Hafen von New-York verlassen hatte, strandete nach sonst glücklicher Reise am 28. Dezember v. J. Mittags gegen 1½ Uhr auf den Bänken des Goodwin-Sand in der Nähe der englischen Küste. Bei dem stürmischen Wetter an diesem und dem nächsten Tage

ist das Schiff gänzlich zerschlagen worden. Die Besatzung wurde kurz nach der Strandung, als eine Bergung des Schiffes schon unmöglich schien, durch ein aus Deal herbeigeeiltes Rettungsboot gerettet und nach Deal ans Land gebracht. Das Seeamt zu Bremerhaven hat diesen Seeunfall untersucht und folgenden Spruch abgegeben: „Die Strandung der „Leda" ist dadurch verursacht, daß dieselbe in Folge falscher Schätzung des Abstandes vom Lande und des danach gesteuerten Curses zu weit nördlich gerieth und dann unter Mitwirkung der um die fragliche Zeit herrschenden starken Strömung, welche einerseits das Schiff mehr dem Lande zutrieb und andererseits die Fahrgeschwindigkeit desselben in solcher Nähe von Süd-Fereland und bei Springfluthen von 8—9 Knoten auf 14—15 Knoten erhöhen mußte, auf die Strandungsstelle getrieben wurde." Der von dem Reichscommissar gestellte Antrag, dem Schaffmeyer wegen des bei dieser Gelegenheit gezeigten großen Mangels solcher Eigenschaften, welche zur Ausübung des Schiffergewerbes erforderlich sind, die Befugniß zur Ausübung dieses Berufes zu entziehen, lehnte das Seeamt ab; dasselbe erkannte zwar die von dem Kapitän Schaffmeyer gemachten Fehler an, zog jedoch zu seinen Gunsten das zur Zeit herrschende dunkle Wetter und den Umstand in Betracht, daß Schaffmeyer in den letzten 36 Stunden vor der Strandung ununterbrochen an Deck gewesen und in Folge dessen und des Mangels an Schlaf abgespannt gewesen sei.

Gegen diesen Spruch hat der Reichscommissar die Beschwerde an das Ober-Seeamt eingelegt. Letzteres hat nach stattgehabter mündlicher Verhandlung entschieden, daß der Spruch des Seeamts zu Bremerhaven vom 27. Januar 1880 dahin abzuändern, daß dem Schiffer Schaffmeyer die Befugniß zur ferneren Ausübung des Schiffergewerbes zu entziehen, die Befugniß zur Ausübung des Steuermannsgewerbes dagegen zu belassen sei und daß die Kosten des Verfahrens außer Ansatz zu lassen, weil die Beschwerde vom Reichscommissar eingelegt war.

Maßgebend für diesen Spruch des Ober-Seeamtes waren erstens der von dem Capitain Schaffmeyer vor der Strandung und auch bei der Verhandlung vor dem Ober-Seeamt gezeigte Mangel an Kenntnissen, namentlich in Betreff der Regulirung der Kompasse und der Berechnung der Gezeitenströmungen, dann ferner der bei der Navigirung im Canal gezeigte große Mangel an Sorgfalt, weil er sich hierbei mit ganz oberflächlichen Schätzungen begnügt und außerdem, ungeachtet der obwaltenden schwierigen Verhältnisse gleichzeitig mit dem Steuermann das Deck auf längere Zeit verlassen hat.

Der Thatbestand bei South Sand Head welches in nächster Nähe der Goodwin-Sands belegen ist, war kurz folgender:

Im October 1877 begab sich das aus 4 Schiffen bestehende Geschwader (Kaiser, Deutschland, Preußen, Friedrich Carl) unter dem Befehl des Contre-Admirales Batsch, aus dem Mittelmeere kommend,

Digitized by Google

nach der Nordsee zurück und holte in Plymouth den Chef der Admiralität Minister von Stosch ab. Der Minister begab sich auf das Admiralschiff „Kaiser". Dieses führte und schor an dem Leuchtschiffe von South Sand Head so nahe vorbei, daß es dasselbe für die in der leider üblichen geringen Distanz nachfolgende Fregatte Deutschland unsichtbar machte, so daß letztere es zu spät sah um sich davon freimachen zu können und es direct anrannte. Das Leuchtschiff wurde derart beschädigt, daß es sofort zur Reparatur zurückgeschafft werden mußte.

Hierüber sagte der Minister in seiner Reichstagsrede vom 11. März 1879:

„Was die Collision mit dem Feuerschiff an der englischen Küste anbetrifft, so bin ich daselbst zugegen gewesen. Das ist am hellen lichten Tage und zwar zur Mittagsstunde geschehen, ich saß beim Frühstück, wie der Officier der Wache herunterschickte: „Die Collision werde gleich stattfinden." Das Geschwader fuhr in reglementsmäßigen Abständen — das Schiff wurde durch eine auffallend starke Strömung, ohne in seiner Dampfkraft die Gewalt zu haben, dem entgegenzuwirken, gegen das Feuerschiff getrieben; wenn das Schiff statt rechts, links ausbog, so wäre es mit dem Strom um das Feuerschiff herumgekommen; wäre es also nach der anderen Seite wie geschehen, ausgebogen, so wäre es gerettet gewesen. Das war ein Mangel an Kenntniß der momentanen Stromverhältnisse, und ich glaube, daß das Unglücksfälle sind, die nicht so enorm sind, wenn ein Schiff solche lokalen Stromverhältnisse, die sich stundenweise nach Ebbe und Wind ändern, nicht kennt."

Man vergegenwärtige sich nun folgende Momente: Ort der Handlung — derselbe*), Zeit — dieselbe.

Acteurs: Hier ein Handelsschiff, das seit circa 48 Stunden mit Sturm zu kämpfen hatte, dort ein Kriegsgeschwader, das nach ruhiger Fahrt bei schönstem Wetter einlief. —

Wir erlaubten uns im Märzheft dieser Zeitschrift zu den obenangeführten Worten des Ministers Folgendes zu bemerken:

„So leicht ist nun freilich die Sache für Jemand, der mit diesen Dingen nur leidlich Bescheid weiß, nicht abgemacht. Thatsache ist, daß die beiden deutschen Admirale resp. der Geschwaderchef es übersehen haben, wie der aus dem Canal kommende, an der Südküste Englands entlang in die Themsemündung fließende Strom nach Norden setzt und die Schiffe, welche in die Nordsee steuern, diese Stromversetzung resp. das Parallelogramm der Kräfte nicht außer Acht lassen dürfen. Wäre daher von Dover aus der Cours nur etwa 4—5 Grad mehr nach Osten gehalten worden, so konnte diese Collision nicht vor-

*) Es ist ganz unwesentlich, wie es Jedem einleuchten wird, der die Karte einsieht, ob es sich um eine Differenz in der Lage des jeweiligen Unglücksortes von vielleicht einer, sogar auch zwei englischen Meilen handelt. Wir erwähnen dies aber ausdrücklich, um einer etwa darauf hinauskommenden „Berichtigung" vorzubeugen.



kommen. Wenn übrigens, wie der Minister meinte, die Collision vermieden wäre, wenn man statt rechts links vom Feuerschiff vorbeigefahren wäre, so ist das eine laienhafte Ansicht, denn er übersieht dabei, daß dann die Strömung wahrscheinlich das Schiff auf Goodwin Sand getrieben haben würde. Es sollen aber die Schiffe, welche aus dem Canal kommen und in die Nordsee fahren, das Feuerschiff links liegen lassen! So will es die Vorschrift."

Was wird nun dem Capitain Schaffmeyer insbesondere zum Vorwurf gemacht? „daß er den Abstand vom Lande falsch geschätzt habe," „daß er durch eine starke Strömung — er hatte freilich keine Gewalt, derselben entgegenwirken zu können — auf die Strandungsstelle getrieben wurde, daß er aber vor allen Dingen Unkenntniß in der Berechnung der Gezeitenströmungen und für die Navigirung im Canal einen großen Mangel an Sorgfalt gezeigt habe."

Wäre nun Herr von Stosch der Richter gewesen, der über diesen Fall zu urtheilen gehabt hätte, so hätte Schaffmeyer consequenter Weise freigesprochen werden müssen, denn er urtheilt über denselben Fehler mit den Worten: „das war ein Mangel an Kenntniß der momentanen Stromverhältnisse und ich glaube, daß das Unglücksfälle sind, die nicht so enorm sind, wenn ein Schiff solche localen Stromverhältnisse, die sich stundenweise nach Ebbe und Wind ändern, nicht kennt."

Das Seeamt zu Bremerhaven sowie das Oberseeamt waren anderer Meinung, da sie den dieses Kenntnißmangels schuldigen Schaffmeyer mit der empfindlichsten Strafe, mit der Entziehung der Befugniß zur ferneren Ausübung des Schiffergewerbes, belegten!

Sollten hier nicht doch am Ende die Techniker Recht haben? —

Wir fragten damals, wie sich das Ereigniß bei South Hand Head wohl zur Nachtzeit oder bei Nebel gestaltet haben würde?

Die Antwort giebt die Strandung der Leda — und doch sind das dunkle Wetter und die obwaltenden schwierigen Verhältnisse nicht Milderungsgrund genug gewesen, um den Capitain des Schiffes von der härtesten Strafe zu befreien — so hoch wird ihm der begangene Fehler in der Nautik angerechnet!

Eines Commentars bedarf die Sache nicht. Sie beweist jedenfalls, daß die „Techniker" auch in der deutschen Marine nicht zu entbehren sind.

Heinrich Bernhard Oppenheim.

Von

F. E. Kößner.

„Wenn heut zu Tage eine ganze Anzahl freiheitlicher Errungenschaften wieder in Frage gestellt ist, wenn sich die Reihen des widerstandsfähigen Liberalismus lichten, so ist das dem Mangel an Erkenntniß und Verständniß zuzuschreiben; nicht aus Schulbüchern ist die politische Weisheit zu holen, sondern aus den Kämpfen der Vergangenheit, aus dem Nachlaß der characterfesten und überzeugungstreuen Vorkämpfer." Als diese Worte von dem ausgezeichneten Publicisten, dessen literarisch-politisches Characterbild wir auf diesen Blättern festzuhalten versuchen wollen, niedergeschrieben wurden — im Januar d. J., in der Vorrede zu einer



neuen Ausgabe seiner Waldeck-Biographie — ahnte er nicht, wie bald seine eigenen schriftstellerischen Leistungen ein solcher „Nachlaß" sein sollten; der arbeitsfrohe Geist, der in ihm lebte, wollte auch in den letzten leidensvollen Wochen nicht — wenigstens so weit er es seine Freunde erkennen ließ — an das ewige Räthsel der Vernichtung denken, sondern nur an neues Wirken im Dienste des Vaterlandes und der Freiheit. Wenige Monate vor seinem Tode erwog er noch ein so umfassendes Unternehmen, wie die Auswahl und Herausgabe der überzeugendsten Schriften deutscher, französischer und englischer Nationalökonomen zur Bekämpfung der hereingebrochenen volkswirthschaftlichen Ideen- und Sprachverwirrung; und als das Gefühl der abnehmenden Kraft ihn zum Verzicht auf diesen Plan bewogen, begann er die Vorarbeiten zu einem Aufsatze, welcher zeigen sollte, wie sehr Friedrich List's Name von denen mißbraucht wird, die sich heute auf ihn berufen zur Vertheidigung der eigennützigsten Bestrebungen; wenige Tage vor seinem Ende sprach er noch, des Gegenstandes voll inmitten beständiger Krankheitsanfälle, von den Ergebnissen seiner Untersuchung, erwähnte er mit der gelassenen Ironie, zu welcher mit den zunehmenden Jahren ein ehedem ziemlich starker sarkastischer Zug seines Wesens sich gemildert hatte, Häusser'scher Irrthümer über List, auf die er gestoßen.

Mit H. B. Oppenheim ist abermals einer aus der sich immer rascher lichtenden Schaar jener liberalen deutschen Publicisten geschieden, welche um das Jahr 1848 sich der Wirksamkeit in der politischen Tagesliteratur zuwendeten und deren gemeinsames Kennzeichen das vollständige Aufgehen in der Vertretung ihrer Ideen, die Hingabe des ganzen Menschen an dieselbe ist — bald wird man sagen müssen: war. Daß Oppenheim sich allezeit der materiellen Unabhängigkeit erfreute, welche ein solches Verhalten nach der Meinung Vieler erleichtert, ist in Wahrheit ein gleichgiltiger Umstand. Er hätte sich auch durch die Noth des Lebens nicht zur Untreue gegen sich selbst verleiten lassen; daß die Sorge um den Erwerb ihn nicht zu bedrücken brauchte, hat für sein Wirken nur die eine Bedeutung gehabt, ihm die freieste Entwickelung seiner Begabung und sorgfältiges Feilen an seinen Arbeiten zu gestatten. Nur zu Viele aus jener Schaar der Achtundvierziger mußten durch Gleichgiltigkeit gegen Entbehrungen beweisen, wie das äußere Geschick über das Thun charactervoller Menschen nicht entscheidet; und fehlt es etwa an Beispielen dafür, daß die materielle Unabhängigkeit keineswegs die geistige verbürgt? In der Zeit, in welche Oppenheim's lebhafteste Mitarbeit an der deutschen politischen Presse fällt, wurden die Aufgaben derselben zum Theil anders aufgefaßt als heute: man hielt z. B. noch nicht für nothwendig, dem Publikum regelmäßig zu berichten, welchen Schnittes und welcher Farbe die Damen-Toiletten auf den Bällen der Gesandten, Hofcavaliere und geadelten Banquiers waren, man druckte noch keine „Menus" im politischen Theil der Zeitungen ab, man hielt noch nicht für erforderlich, wenn die Aussteuer einer verlobten Prinzessin zur Schau gestellt war, jedes Stück, bis auf die Intimitäten der Leibwäsche, zu beschreiben; man betrieb noch nicht in dieser Art im Geschäftsinteresse die Erziehung des Publikums zum Servilismus, die nicht dadurch beeinträchtigt wird, daß es sehr gesinnungsvoll durch den Leitartikel tönt, welcher über dem vom Schneider und vom Koch gemeinschaftlich gelieferten Feuilleton steht. Oft hat Oppenheim in der Unterhaltung die volle

Schale seines Spottes und Zornes über diese jüngste Errungenschaft der deutschen Presse ausgegossen! Ihm war die Thätigkeit in der letzteren ausschließlich ein politischer und sittlicher Beruf; er war an dem Tage, da er die Feder zum letzten Male niederlegte, ganz so, wie bei der Abfassung der ersten Flugschrift in den vierziger Jahren, durchaus erfüllt von der einen Aufgabe des Publicisten, seinen Volksgenossen ein Führer auf dem Wege derjenigen Entwickelung des menschlichen Geistes und der menschlichen Einrichtungen zu sein, welche sich im Staate vollzieht.

In den Nekrologen welche die Zeitungen ihm gewidmet, sind H. B. Oppenheim's selbständig erschienene Schriften — mehrere Sammlungen seiner besten Aufsätze, eine Anzahl Broschüren, die Biographie Waldeck's, welche nach dem Zwecke ihrer Abfassung gleichfalls dem Gebiete der politischen Tagesliteratur angehört — einzeln aufgeführt worden; wir wiederholen dieses Register hier nicht, in welchem auch ein Lehrbuch des Völkerrechts, entstanden in der kurzen Heidelberger Privatdocenten-Zeit des Verfassers, um die Mitte der vierziger Jahre, verzeichnet ist; das Werk steht, wie die akademische Thätigkeit nur eine flüchtige Episode im Leben seines Autors war, abseits von der dasselbe fast vollständig ausfüllenden Wirksamkeit des Publicisten. Mit ihr allein haben wir es zu thun — aber ist die Würdigung einer solchen, wenn sie über den Rahmen des üblichen Nekrologs hinausgeht, nicht ein Verstoß gegen eine allgemeine Ueberzeugung: daß das Thun des Tagesschriftstellers mit dem Tage verfliegt? Wozu Arbeiten erörtern, welche — wenn diese Ansicht zutrifft — doch nicht dazu angethan sind, ferner gelesen zu werden, kein Interesse mehr beanspruchen können? Sie braucht aber nicht zuzutreffen, wie oft dergleichen auch versichert werden mag. Schiller's Wort, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flechte, wird nicht selten von Journalisten auf ihren eigenen Beruf angewendet; in dem einen wie in dem andern aber gilt es nur für die Kleinen — und in welchem Berufe gäbe es eine Nachwelt für das Unbedeutende, oder warum sollte es eine dafür geben? Garrick und Talma, die Rachel und Ludwig Devrient leben im Gedächtniß der auf sie gefolgten Generationen; und wir lesen noch immer Ulrich von Hutten's Dialoge, ein halbes Dutzend Minister Georg's III. verdanken die gelegentliche Wiederholung ihrer Namen in unserer Zeit nur der Unsterblichkeit der Briefe des Junius an den „Public Advertiser", Paul Louis Courier's Pamphlete werden immer eine Lieblingslectüre unabhängiger Geister bleiben, und welcher Deutsche, dem die Geschichte der Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft bekannt ist, wüßte nichts von dem Antheil, den daran Joseph Görres' „Rheinischer Merkur" hatte? Wir unternehmen nicht, zu sagen, wo etwa den besten Arbeiten H. B. Oppenheim's ein Platz in der Nähe der auf die Nachwelt gekommenen Größen der Publicistik gebühre; aber wir sind sicher, daß eine Zusammenstellung derjenigen seiner Aufsätze, welche nicht ganz flüchtig vorübergerauschten Tagesfragen galten, kommenden Jahrzehnten Belehrung und Genuß gewähren würde. Zu einer solchen Auswahl sollten die verschiedenen Verleger der von ihm mehrfach veranstalteten Sammlungen seiner Essays sich vereinigen.

Er selbst hat deren drei: 1866 („Vermischte Schriften aus bewegter Zeit"), 1869 („Vor und nach dem Kriege") und 1871 („Friedensglossen zum Kriegsjahr") herausgegeben. Die erste umfaßte Aufsätze aus den Jahren 1850 bis

1865, die zweite aus der Zeit von 1865 bis 1868, die dritte gehörte hauptsächlich dem Jahre des deutsch-französischen Krieges an. Selbst so bald nach der Abfassung tagespolitischer Arbeiten, wie diese Sammlungen nach der ersten Veröffentlichung der meisten darin enthaltenen Aufsätze herausgegeben wurden, kann nur selten ein Publicist das, was er unter dem Eindruck des Momentes schrieb, von Neuem der Oeffentlichkeit vorlegen; selbst nach so kurzer Zeit bereits ist meistens diejenige Kritik zu fürchten, welche die Thatsachen inzwischen stillschweigend geübt haben. Das trifft übrigens keineswegs blos für die Presse zu; oder welcher Minister, welches Parlamentsmitglied könnte mit Ruhe den unveränderten Wiederabdruck aller Reden gewärtigen, die er vor zehn, vor fünf, ja vor einem Jahre gehalten? Für alle unmittelbare politische Wirksamkeit, am meisten allerdings für die der Publicistik, ist ein Gesetz maßgebend, das man vielleicht als das der unrichtigen Perspective bezeichnen könnte: unwillkürlich oder aus zweckvoller Berechnung, vermöge eigener Erregtheit oder um der erstrebten Wirkung auf den Leser willen stellt der Publicist in den meisten Fällen die Dinge in anderen Dimensionen dar, als in denen die Zukunft sie erblicken wird — auch darum, weil er ja die späteren Ereignisse nicht kennt, neben denen die, welche momentan der alleinige Gegenstand seiner Erörterung sind, künftig nur einzelne Züge eines Gesammtbildes sein werden. Wer die Gegenwart mit der kühlen Ruhe des Historikers beobachten will, wird selten auf die Gegenwart wirken — und in den meisten Fällen doch auch kein Urtheil fällen, welches später die Bestätigung der Geschichtsschreibung empfängt. Aber nicht dadurch ist der bleibende Werth publicistischer Leistungen bedingt, daß ihnen durch die spätere Entwickelung der Dinge keinerlei Correctur zu Theil wird; die Ereignisse haben eine solche auch an manchem Oppenheim'schen Aufsatze geübt; seine „Vermischten Schriften aus bewegter Zeit" z. B. waren 1866 kaum erschienen, als die Bismarck'sche Politik und die von Roon organisirte Armee die großen Erfolge jenes Jahres errangen — in einem Aufsatze der bezeichneten Sammlung aber („Deutschlands Noth und Aerzte") war die Ueberzeugung ausgesprochen, daß weder die preußische Diplomatie, noch das preußische Heer den Staat auch nur einen Schritt weiter bringen könnte, sofern er nicht durch eine volksthümliche Politik moralische Eroberungen in Deutschland mache. Die Ereignisse lehrten, daß Preußen in der That ohne solche Eroberungen die größten Fortschritte erzwang, welche ihm auf dem Wege zum deutschen Nationalstaate überhaupt jemals gelungen. Aber die Erörterung über „Deutschlands Noth und Aerzte" war dadurch keineswegs ad absurdum geführt, denn ihr Thema war, daß „schließlich, trotz alledem und alledem, Preußen der einzige deutsche Staat ist, welcher diesen Namen verdient, und daß alle wirklich politischen Bestrebungen in Deutschland, namentlich alle Einheitsbestrebungen, an die Entwickelung in Preußen anknüpfen müssen, sollen sie nicht von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurtheilt sein." Wer das (1865, in einem Nachwort zu dem zuerst 1859 veröffentlichten Aufsatze) geschrieben hatte, während in Preußen der Verfassungsstreit seine gehässigste Wendung nahm, der brauchte sich durch die Ereignisse nicht desavouirt zu fühlen, wenn trotz der Verletzung der Verfassung Preußen der führende Staat Deutschlands geworden war — mochte der Autor immerhin die unbestreitbare, 1870 erwiesene Wahrheit, daß eine volksthümliche preußische Politik die nationale Einigung fördern mußte, in der

Digitized by Google

Schärfe ausgesprochen haben, welche den Satz nachher als unrichtig erscheinen ließ, doch dem liberalen Publicisten nahe lag, der auf die Annahme einer solchen Politik hinzuwirken für seine Pflicht hielt. Wohl aber waren durch die Ereignisse diejenigen desavouirt, welche zwar moralische Eroberungen geringgeschätzt, doch zugleich, wie die damaligen Conservativen, Preußens deutsche Mission überhaupt geleugnet, oder wie zeitweilig sogar die Leiter des Nationalvereins, sich eingebildet hatten, bei andauerndem Mißverhalten Preußens könne man wohl auch einen andern politischen Factor Deutschlands mit der Einigung der Nation beauftragen. H. B. Oppenheim konnte seine publicistischen Arbeiten der oft wohlthätigen Vergessenheit, welcher das Zeitungsblatt, die einzelne Nummer der Wochen- oder Monatsschrift meistens sehr bald nach dem Erscheinen verfällt, entziehen durch die erneute Herausgabe in Buchform, weil er sicher war, daß die Thatsachen der politischen Entwickelung nur an untergeordneten Punkten Correctur üben, das Wesentliche bestätigen würden.

Doch wenn publicistische Arbeiten allerdings, um dauernden Werth zu behalten, nicht durch die Ereignisse widerlegt erscheinen dürfen, so genügt dies allein freilich keineswegs; Schärfe des Urtheils, eine reiche geschichtliche und staatswissenschaftliche Bildung, Kenntniß der Zustände des eigenen Landes und der Fremde — Eigenschaften, welche Oppenheim in hohem Grade besaß — mögen den politischen Tagesschriftsteller vor schweren Irrthümern bewahren; aber die bloße Thatsache, daß er solchen entging, ist für den späteren Leser ziemlich gleichgiltig, denn dieser kann ohnehin von dem erreichten Ziele aus rückwärts den Weg überblicken, welchen der Publicist früher Schritt für Schritt suchen mußte. Ein dauerndes Besitzthum für die Nation oder mindestens für weite Kreise derselben können tagespolitische Arbeiten nur dann werden, wenn in ihnen in gereifter Form und individuell gearteter Ausdrucksweise bei der Behandlung von Problemen, welche nicht blos den Tag, sondern eine politische Entwickelungsperiode beschäftigen, eine tiefe Ueberzeugung sich ausprägt, die, sie mag im Augenblick siegreich sein oder unterliegen, die Einwirkung auf die Tagespolitik als Mitarbeit am großen Entwickelungsgange der eigenen Nation, vielleicht der Menschheit, begreift. Und eine solche Ueberzeugung erfüllte H. B. Oppenheim, lebt in Allem, was seine Feder hinterlassen, sich selbst getreu von der „Kritik der Demokratie“, die er, soeben erst der Verfolgung wegen der Theilnahme am badischen Aufstande entronnen, 1850 veröffentlichte, bis zu den letzten Seiten, die er im Januar 1880 drucken ließ. Nach seinem Tode haben Freunde und Gegner, die Einen als Lob, die Anderen als Tadel, von ihm gesagt, er sei aus einem Demokraten im Laufe der Jahre ein Realpolitiker geworden. Als ob ein Demokrat kein Realpolitiker sein könnte, als ob die sachgemäße Beurtheilung der jeweiligen staatlichen Machtverhältnisse und ihre Benutzung für die Förderung der eigenen politischen Bestrebungen das Monopol irgend eines grundsätzlichen Credos wäre, oder durch irgend eines ausgeschlossen würde! Im Jahre 1859, als Oppenheim auch dem äußerlichen demokratischen Parteiverbande angehörte, sprach er sich über seine Auffassung von demokratischer Gesinnung in dem schon erwähnten Aufsatze „Deutschlands Noth und Aerzte“ wie folgt aus: „Das wahre Wesen der Demokratie liegt weder in der republikanischen Form, noch in den revolutionären Mitteln, weder im Socialismus, noch in irgend einem anderen politischen



oder ökonomischen Programm, sondern in der höheren, humaneren Auffassung der gesellschaftlichen Probleme .... Das treibende Element in jedem politischen Fortschritt ist der demokratische Gedanke, ja, das einzige treibende, die Seele jeder politischen Entwickelung. Selbst alle Maßregeln zur Förderung der materiellen Interessen sind nur gebrechliches Flickwerk ohne inneren Bestand, wenn sie nicht die erhöhte Selbstbestimmung des Volkes zum Ausgangspunkte oder zum Zwecke haben. Von diesem Standpunkte aus ist ein Fürst, der mit redlichem Eifer an der Emancipation seiner Bauern arbeitet, selbstredend ein besserer Demokrat, als etwa ein deutscher Flüchtling, der sich auf den hohlen Rechtspunkt einer in sich widersinnigen Reichsverfassung stützt." So 1859, und nachdem er alsdann der bedeutendste Publicist der alten Fortschrittspartei gewesen, derjenigen von 1861 bis 1866, die nach dem ursprünglichen Zwecke ihrer Begründung und nach ihrer ersten Zusammensetzung eine realpolitische Compromißpartei war, nachdem er später für die Nationalliberalen an erster Stelle die Feder geführt, die Siege und die politischen Erfolge des deutsch-französischen Kriegsjahres mit jenem echten Schwung der Sprache gefeiert hatte, welcher des gespreizten Pathos entrathen kann — mahnte er durchaus im Geiste seiner demokratischen Auffassung von 1859 nun, im Jahre 1871: „Wir müssen an die Aufgaben der inneren Einheit größere Maßstäbe anlegen und können mit frischeren Kräften und verstärkten Werkzeugen an deren Lösung gehen .... In dem geeinten Deutschland stehen dem Einfluß des leitenden Staatsmannes ansehnlichere Kräfte gegenüber, als im Norddbund, und die Noth des Augenblicks darf nicht mehr ängstliche Seelen über die constitutionellen Bedenken hinwegheben.... Der Schwerpunkt der Entscheidung im Kriegsjahr war in die bewußte und willenskräftige Einmüthigkeit des Volkes selbst gelegt. Hieraus, wie aus der Kriegführung selbst, ergiebt sich die erhöhte Achtung, welche den niederen Klassen und jedem Mitgliede derselben gezollt werden muß." (Friedensglossen zum Kriegsjahr.) Als bald darauf das Treiben der Gründungsperiode begann, wandte sich Oppenheim im November 1871 — der „Manchestermann" zu einer Zeit, da die späteren Moralprediger noch fein still saßen — in einem Aufsatze, welcher den Zusammenbruch des Schwindelgebäudes als nothwendig vorhersagte und, lange bevor das Unglück hereinbrach, davor warnte, mit Energie gegen das Gebahren der „oberen Zehntausend": „Wir sind in Gefahr, der sittenfälschenden Herrschaft einer wüsten Genußsucht und eines geschmacklosen Luxus zu verfallen: nachdem unsere bürgerliche Gesellschaft sich kaum von den herrschenden Sitten und Traditionen der Geburtsaristokratie befreit hat, drohen ihre Sitten von einer frechen Plutokratie verdorben zu werden." („Ueber die neuen Formen der Arbeit und des Müßiggangs", wieder abgedruckt mit den Aufsätzen über den „Kathedersocialismus.") Und wenn Niemand tiefer ergriffen war, sich heftiger zum Widerstande herausgefordert fühlte durch die neue Zoll- und Steuerpolitik, als Oppenheim, wenn, wie im Eingang erwähnt ward, seine letzten Gedanken der Bekämpfung dieses staatswirthschaftlichen Systems galten, so lag das nicht an den Doctrinen des „Manchestermannes" — wir werden später sehen, daß er gar keiner gewesen ist —, sondern es geschah, weil die echte demokratische Gesinnung, die Achtung vor dem Recht der Menge, das Mitfühlen mit den Mühseligen und Beladenen sich in ihm empörte, und weil sein unabhängiges Urtheil mit Geringschätzung die Beschö-

nigungen zurückwies, durch welche Andere ihr Gewissen zum Schweigen zu bringen wußten.

Oppenheim's politische, staatswissenschaftliche und volkswirthschaftliche Aufsätze aus dem realpolitischen Jahrzehnt 1867 bis 1877 sind — abgesehen von der reichen Quelle der Belehrung, welche darin enthalten ist — gerade für die gegenwärtige Constellation unseres öffentlichen Lebens, doch auch darüber hinaus, deshalb so werthvoll, weil sie auf jeder Seite zeigen, wie die Unabhängigkeit der Gesinnung sehr wol vereinbar ist mit realpolitischer Beurtheilung der jeweiligen Staatsverhältnisse. Die unter dem Banne jeder Tagesströmung stehenden Köpfe sind dermalen drauf und dran, die ganze moderne Auffassung vom Staate preis zu geben, die „alte Ordnung", von welcher Dahlmann vor länger als einem Menschenalter sagte, daß sie in Wahrheit „die alte Unordnung" war, ehrwürdig zu finden, sobald in irgend einem Augenblicke irgend eine einzelne Forderung des Liberalismus sich als unausführbar erweist. Oppenheim hatte schon vor dem großen Wendepunkt von 1866 daheim und im Auslande zu viel gesehen, und er war ein zu kritischer Kopf, um auf jedes sogenannte „Palladium der Freiheit" zu schwören; ein Aufsatz von 1861 „Ueber Ministerverantwortlichkeit", ein anderer von 1865 über „die Garantien der Freiheit" prüft bereits sehr kühl und vorurtheilslos die Tragfähigkeit der Stützen, auf denen der theoretische Liberalismus sein Staatsgebäude errichtet, und verhehlt nicht das Mißtrauen gegen manche derselben; aber nicht minder skeptisch, wie den Bestand der eigenen Partei an politischen Ueberlieferungen, untersucht er das, was man an deren Stelle setzen will; er ist z. B. sehr früh der Meinung, daß die Selbstverwaltung eine bessere Garantie der Freiheit sei, als die juristische Ministerverantwortlichkeit — aber sobald die letztere unter Berufung auf die neueste Geschichte constitutioneller Staaten im liberalen Lager als überflüssig betrachtet und geringschätzig behandelt wird, da erhebt er sich gegen die falsche Analogie, weist er theoretisch und geschichtlich nach, wie werthvoll in Ländern, welche sich einen wirklichen Constitutionalismus erst noch zu schaffen oder ihn noch zu befestigen haben, neben der „politischen" Verantwortlichkeit der Minister doch auch die rechtliche ist, ja, welche Bedeutung sie auch in Ländern mit festgewurzeltem Constitutionalismus als Schutzwehr gegen Angriffe auf das Verfassungsrecht erlangen kann. Namentlich ist es belehrend und interessant, wie er sich über solche Fragen vielfach mit Gneist auseinandersetzt, dessen große staatswissenschaftliche Leistungen, insbesondere für die geschichtliche Erkenntniß der englischen Zustände, er rückhaltlos würdigt, ohne sich aber, wie so viele Andere, der Dialektik, den oft willkürlichen Constructionen des berühmten Staatsrechtslehrers gefangen zu geben; in das bekannte Gneist'sche Becherspiel mit den Begriffen „Staat" und „Gesellschaft", bei welchem sich stets als Resultat ergiebt, daß dem gefährlichen Subject „Gesellschaft" der „Staat" zur pädagogischen Zuchtruthe werden müsse, greift Oppenheim oft störend hinein, damit es den Zuschauern nicht gar zu wirr vor den Augen werde; er nimmt ohne Widerstreben aus den Gneist'schen Forschungen das an, was wirklich geeignet ist, die herkömmliche Staatsauffassung des deutschen Liberalismus zu berichtigen; doch ob eine solche Berichtigung in der That vorliegt, das untersucht er im einzelnen Falle in unbeeinträchtigter Selbstständigkeit des Urtheils, und oft verneint er alsdann diese Frage überzeugend. Den bezüglichen Aufsätzen Oppenheim's sind um

so lebhafter noch auf lange Zeit hinaus Leser zu wünschen, je größer Gneist's Einfluß auf das staatsrechtliche Denken in Deutschland seit zwei Jahrzehnten ist. Den Fictionen und Distinctionen gegenüber, vermittelst deren Gneist beständig bemüht ist, Aehnlichkeiten zwischen dem deutschen Staate des 19. Jahrhunderts und dem englischen der Normannenzeit aufzufinden oder herzustellen, vertritt Oppenheim unentwegt, während des realpolitischen Zusammenwirkens seiner Parteigenossen mit Bismarck ebenso wie vorher in der Zeit der Opposition, die Folgerungen, welche sich für die Gesetzgebung aus dem Wesen eines Staates ergeben, in dem die Bureaukratie selbst nicht mehr ihre ehemalige leitende Stellung bewahren zu können glaubt, eine ökonomisch gewichtige und politisch bedeutsame Aristokratie aber nicht vorhanden ist, die Institutionen also auf die staatliche Thätigkeit breitester Schichten der bürgerlichen Bevölkerung berechnet werden müssen. Er steht nicht minder mit kühler Ironie jener, neuerdings modernen Gesetzgebungs-Romantik gegenüber, welche „vermitteln" will zwischen der Gebundenheit einer, als sie auf die Neuzeit kam, bereits trümmerhaften, mittelalterlichen Regelung des Erwerbswesens, und einer durchaus auf der individuellen Freiheit beruhenden Gesellschaftsordnung, welche letztere um so unwiderruflicher ist, da sie sich trotz hinderlicher Staatseinrichtungen, unter Umgehung derselben, durchgesetzt hat. Er bewundert, wie wir Alle, die großen Persönlichkeiten unserer neuesten Geschichte; aber er verzichtet nicht, wie manche Andere, die der gleichen äußeren Parteigemeinschaft angehören, gelehrig auf Ueberzeugungen, weil sie von jenen großen Persönlichkeiten nicht gebilligt werden, er hilft nicht jede Einrichtung bei Seite schieben, welche ihnen momentan unbequem ist.

Niemand hat nachdrücklicher, als Oppenheim, den Anspruch der Fortschrittspartei, wie sie nach 1866 beschaffen war, auf den alleinigen Besitz der liberalen Heilswahrheit bestritten; ein Aufsatz von 1867 „Partei oder Coterie" (wiederabgedruckt in „Vor und nach dem Kriege") ist in dieser Beziehung noch heute zutreffend. Derselbe Publicist aber begann im Jahre 1872, als sein und seiner Parteigenossen realpolitisches Zusammenwirken mit dem Kanzler auf dem Höhepunkte war, eine Biographie — Waldeck's. Die seit zehn Jahren im politischen Denken und Thun in Deutschland allmälig eingetretene Veränderung hat nur zu sehr bewiesen, wie berechtigt die Absicht dieser Arbeit war: Oppenheim sah voraus, daß die nothwendige und nützliche Periode gesetzgeberischer Gemeinschaft zwischen Liberalen und Conservativen doch den Zusammenhang unserer politischen Entwickelung in eigenthümlicher Weise unterbrechen, daß die während dieser Zeit in unser öffentliches Leben eintretende Generation vielen seiner geschichtlichen Voraussetzungen fremd bleiben oder fremd werden mußte — während andererseits zu bezweifeln stand, daß jene Gemeinschaft sich zu einer dauernden gestalten und daher die Kenntniß dessen, was der Liberalismus früher erstrebt und warum er es erstrebt hatte, für das jüngere Geschlecht überflüssig werden würde. Darum wollte Oppenheim für dasselbe die Traditionen des deutschen Liberalismus lebendig erhalten, und er glaubte ein geeignetes Mittel dazu in einer Lebensbeschreibung eines der Urheber der preußischen Verfassung, des tapferen Führers im Kampfe gegen Unrecht und Vergewaltigung, gefunden zu haben. Allein so glücklich der Grundgedanke des Werkes war — die Ausführung ist, wie uns scheint, nicht völlig gelungen, und wir müßten uns sehr täuschen, wenn Oppenheim nicht während der Arbeit selber allmälig inne geworden,

daß er sich in der Wahl seines Helden trotz Allem, was für dieselbe sprechen mochte, einigermaßen vergriffen: je mehr diese Biographie vorschreitet, umsomehr verliert sie den Charakter einer solchen, wird sie zu einem bloßen Verzeichniß der parlamentarischen Reden und Abstimmungen Waldeck's. Das machte: je weiter die Erzählung sich von der Zeit entfernte, in welcher der Biograph mit seinem Helden einig war, um so häufiger kam er natürlich in die Lage, an demselben abfällige Kritik üben zu müssen — die Nothwendigkeit, dies nicht in vereinzelten Punkten, sondern überwiegend zu thun, steht aber in unheilbarem Gegensatz zu den Voraussetzungen, unter denen allein eine Biographie gelingen kann. Der Biograph muß mit den Augen seines Helden in die Welt blicken. Nun verwahrte Oppenheim sich freilich gegen die Absicht, eine eigentliche Lebensbeschreibung liefern zu wollen, in einem der ersten Capitel des Buches: nur ein „politisches Lebensbild" sollte es werden, da „das Recht der Biographie unter den Zeitgenossen nur der näheren Umgebung zusteht". Mit diesen Worten hat der Autor unsere Einwendung, daß Biograph und Held einander geistig nahe verwandt sein müssen, im Grunde zugestanden, und die Beschränkung der Aufgabe auf ein „*politisches*" Lebensbild konnte das so anerkannte Gesetz der biographischen Darstellung nicht für den vorliegenden Fall aufheben. Es ist unverkennbar: der Held selber interessirt den Biographen zu wenig; dem letztern ist es wesentlich nur darum zu thun, über die Thatsachen im Leben Waldeck's, die er vielfach, statt sie zu erzählen, als bekannt voraussetzt, in der Weise des Essayisten seine Meinung zu sagen. Es war unvermeidlich, daß der national-liberale Publicist sich ablehnend zu Waldeck's Auffassung der kirchenpolitischen Verfassungsbestimmungen verhält, zu dessen preußisch-particularistischer Beurtheilung der deutschen Frage, zu der sehr schablonenhaften Waldeck'schen Gemeinde-Ordnung, vollends zu Waldeck's Stellung nach 1866. Doch eben weil dies nicht anders sein konnte, war Waldeck nicht der richtige Gegenstand einer Lebensschilderung aus H. B. Oppenheim's Feder. Der letztere hätte seinen Zweck besser erreicht, wenn er ohne biographischen Anhalt lediglich eine politische Geschichte Deutschlands in den Jahren 1848 bis 1870 schrieb. Wenn eine unbefangene Würdigung seiner publicistischen Thätigkeit dies anerkennen muß, so braucht sie gleichwol das Lob keineswegs nur auf die *Absicht* des Buches über Waldeck zu beschränken; in der ersten Hälfte des Werkes, so lange der Verfasser seinem Helden gegenüber nicht kritischer gestimmt ist, als die Gegenwart, besser unterrichtet denn die Vergangenheit, es allemal in der Beurtheilung dieser sein muß, kommt der Verfasser dem Ziele, das er sich gesteckt, nahe, führt er den Leser in zweckmäßiger Art in die Kenntniß des Ursprungs und der Jugend unseres Verfassungslebens ein. Wenn ihm sein Bemühen weiterhin aus den angedeuteten Gründen nicht ebenso gelingt, so bleibt es doch auch hier ein Verdienst Oppenheim's, die *Aufgabe* — den Zusammenhang zwischen der Vergangenheit des deutschen Liberalismus und seiner Bethätigung in der Gegenwart nicht verloren gehen zu lassen — *gestellt* zu haben; vielleicht gelingt einem Anderen die Lösung vollständig, die er nur halb erreichte, weil er sich eine unüberwindliche äußere Schwierigkeit selbst geschaffen hatte.

H. B. Oppenheim war einer der ersten Süddeutschen, welche beim Wiedererwachen des politischen Lebens nach der Reactionsperiode der fünfziger Jahre vollen Ernst mit dem Gedanken machten, daß nur Preußen die Nation zur staat-


Digitized by Google

lichen Einheit führen konnte — wenngleich er nicht für nothwendig hielt, diese Gesinnung durch Theilnahme an jenen willkürlichen Geschichtsconstructionen zu erhärten, denen zufolge Preußen gewissermaßen die Verkörperung des guten Princips in der Weltgeschichte sein soll. Als er soeben aus dem Exil zurückgekehrt war, griff er 1859 in die damaligen, durch den drohenden Krieg zwischen Oesterreich einer-, Italien und Frankreich andererseits hervorgerufenen Erörterungen mit einer Broschüre „Deutsche Begeisterung und habsburgischer Kronbesitz“ ein, welche auf das lebhafteste gegen Oesterreich Partei ergriff, die preußische Regierung aufforderte, die Gunst der Stunde zu nützen, um sich an die Spitze Deutschlands zu schwingen. „Höher, als die Freiheit“, schrieb der soeben aus der Verbannung heimgekehrte Demokrat, „steht dem Verfasser dieser Schrift die Nationalität. Ein Volk muß existiren, bevor es frei sein kann.“ Die Broschüre fand, weil sie der damals weit verbreiteten Neigung, die deutsche Begeisterung für den habsburgischen Kronbesitz in Italien einzusetzen, entgegentrat, in Berlin lange keinen Verleger; sie ward schließlich in Charlottenburg gedruckt! Weder die politische Enttäuschung, welche bald auf die „neue Aera“ in Preußen folgte, noch persönliche, für Oppenheim damit verbundene Widerwärtigkeiten haben ihn nachher auch nur einen Augenblick abgehalten, weiter für die preußische Hegemonie mit seiner Feder zu wirken. Er hatte in Berlin die „Deutschen Jahrbücher“ begründet, die erste politisch-literarische Revue großen Styls in Deutschland; die Ungunst der Zeit, der Verfassungskampf, in welchem die „Deutschen Jahrbücher“ eine der wirksamsten Waffen der liberalen Partei waren, machte dem Unternehmen nach wenigen Jahren ein Ende, der Herausgeber wurde mit Preßprocessen verfolgt und entzog sich der gegen ihn erkannten Gefängnißstrafe durch Uebersiedelung ins „deutsche Ausland“, nach Stuttgart; aber in Briefen, welche er von dort aus an eine preußische Zeitung richtete, befehdete er im Ernst und Spott die kleinstaatlichen Gegner Preußens. Vieles in diesen Tagescorrespondenzen (sie sind in „Vor und nach dem Kriege“ gesammelt) ist heute natürlich veraltet und ohne Interesse; im Ganzen sind sie doch, weil unter dem unmittelbaren Eindruck des Treibens der schwäbischen Volkspartei geschrieben, noch immer werthvoll als Beitrag zur Geschichte des Unsinns, welchen damals die Verfechter der Einigung Deutschlands durch Preußen, möglichst gehindert durch die damalige innere preußische Politik, zu bekämpfen hatten. In jenen Tagen pflegte der Stuttgarter „Beobachter“, während die Parteigenossen desselben trotz ihres Radicalismus auf möglichst gutem Fuße mit ihrer Schreiber-Regierung zu bleiben wußten, von den preußischen Liberalen zu verlangen, daß diese in Berlin eine Revolution machen sollten, um die deutsche Föderativrepublik zu ermöglichen. Oppenheim verglich die Herren Carl Mayer und Genossen deshalb mit Herrn Liborius in der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“, der, als er sich von Räubern bedroht glaubte, zu seinem Bedienten sprach: „Brennecke, geh' vor die Thür und fechte wie ein Verzweifelter!“ Aus dem, 1865, zur Zeit der höchsten Verbitterung des Verfassungsstreites geschriebenen Nachwort zu dem älteren Aufsatze „Deutschlands Noth und Aerzte“ ward bereits oben ein Satz citirt, der beweist, wie wenig Oppenheim sich durch die damaligen Wirren, welche manchen anderen Nichtpreußen in der preußischen Gesinnung wankend machten, anfechten ließ. Als die ersten Siege von 1870 die Möglichkeit, Elsaß-Lothringen

Digitized by Google

für Deutschland zurückzugewinnen, eröffneten, war er einer von denen, welche am frühesten diesen Siegespreis öffentlich (Ende August 1870) forderten, die Nation an die verlorenen Grenzlande erinnerten; mit Recht hat an Oppenheim's Sarge sein Freund Friedrich Kapp die damals veröffentlichten Essays, welche später unter dem Titel „Friedensglossen zum Kriegsjahr" gesammelt wurden, dem Besten zugezählt, was die neuere deutsche Publicistik hervorgebracht. „Die Zeiten erfüllen sich" ist der erste überschrieben — und sie alle sind voll des Jubels darüber, in Erfüllung gehen zu sehen, was das Ideal des Jünglings und das gereifte Streben des Mannes war; aber dieser Jubel klingt wie halb verhalten im Gedanken an die Opfer der Siege, es sind keine oratorischen Tamtam-Schläge darin, dagegen zuweilen etwas von der herben Strenge, in welcher Fichte einst seine Reden an die deutsche Nation gerichtet. Der dritte dieser Aufsätze sprach von dem „Siegespreis", und mehrere andere folgten, um der öffentlichen Meinung in's Gedächtniß zu rufen, wie die deutschen Grenzlande keineswegs etwa seit undenklichen Zeiten von Deutschland losgerissen seien, und wie deutsch sie im Ganzen in Sprache und Sitte geblieben. Aber gegen das Experiment eines „Reichslandes" erklärte Oppenheim sich sofort beim ersten Auftauchen dieses Gedankens; er, der Süddeutsche, wollte die wiedererworbenen Grenzprovinzen mit Preußen vereinigt haben, das ihnen allein vollen Ersatz für das öffentliche Leben des Großstaats bieten könne, dem sie bis 1870 angehört. Die seitherigen, sehr fragwürdigen Erfolge der reichsländischen Verwaltung haben diese Auffassung nicht widerlegt.

Der Publicist, wenn er auf die öffentliche Meinung, auf die Entwickelung der staatlichen Dinge einwirken will, muß in jedem Augenblicke ganz, mit allem seinem Können bei der Sache sein, um welche es sich für ihn momentan handelt; er mag innerlich die relative Berechtigung der gegnerischen Ansichten anerkennen — wenn er es öffentlich mit einigem Nachdruck thut, wird er dem Leser nicht objektiv, sondern unsicher erscheinen, wird er der Wirkung dessen, was er für die eigene Auffassung vorbringt, Abbruch thun und den Gegner fördern, der nicht so heikel ist, sondern sich anstellt, als ob er selbst das Licht, der Andere die Finsterniß vertrete und dazwischen keinerlei Vermittelung und Abstufung denkbar sei. Doch durch die entschiedene Parteinahme, zu welcher so der politische Tagesschriftsteller jederzeit genöthigt ist — wenn anders es sich um wichtige Dinge handelt und er seinen Beruf ernsthaft nimmt — kommt es nur allzu leicht, daß er dem öffentlichen Urtheil für die Dauer in irgend einer Position im Gedächtniß bleibt, in der man ihn besonders lebhaft engagirt sah, in der er selbst aber durchaus nicht den Kern oder die Gesammtheit seiner Staatsanschauung zu bethätigen vermeinte. Wie der Publicist — wir sprachen oben davon — die Dinge oft in falscher Perspective sehen und darstellen muß, so erscheint er selbst den Zeitgenossen — so weit er ihnen Grund giebt, sich um ihn zu bekümmern — oft in falscher Perspective. Auch H. B. Oppenheim ist diesem Schicksal während seiner letzten Jahre einigermaßen verfallen. Bald nach der Veröffentlichung seiner „Friedensglossen zum Kriegsjahr", in denen er noch einmal als der Politiker mit starker Staatsgesinnung, durchaus geschichtlicher Weltanschauung und staatsrechtlichen Zielen erscheint, als der er ein Menschenalter hindurch gewirkt hatte — war er 1872 für die öffentliche Meinung plötzlich zum „Manchestermann" geworden, lediglich vermöge der Energie, mit

welcher er sich der Bekämpfung der von ihm so genannten „Kathedersocialisten“ zuwandte; daß er, nachdem er dann einige Jahre in Folge beginnenden körperlichen Leidens verhältnißmäßig wenig geschrieben, seit 1878 nach Kräften sich an der Bekämpfung der neuen Wirthschaftspolitik betheiligte, bestätigte für das oberflächliche, durch Schlagworte beherrschte Urtheil natürlich jenen Eindruck. Gleichwol war er ein durchaus unrichtiger. In seinen älteren Arbeiten polemisirt er häufig gegen die „Nichts als Freihandels-Männer“; als innerhalb der deutschen Freihandels-Partei die vereinzelten Vertreter des Extrems, welches als „Manchester-Doctrin“ zu bezeichnen ist, einen ersten praktischen Anlauf nahmen, auf dem volkswirthschaftlichen Congreß von 1869 die Armenpflege auf die bloße Freiwilligkeit verweisen wollten, ist es Oppenheim gewesen, der ihnen persönlich — und bald darauf in einer Schrift „Armenpflege und Heimatsrecht“ — entgegentrat. Doch auch beim erneuten Durchlesen der Aufsätze gegen die Kathedersocialisten empfindet man bei der Erinnerung, daß sie ihm den Titel eines Manchestermannes eingetragen haben, staunend, welche Macht die Phrase ist. Wo man die Sammlung dieser Artikel, welche bei ihrem ersten Erscheinen so viel Lärm erregten, aufschlägt, überall stößt man auf die unzweideutigste Bekundung einer höchst realistischen Auffassung der Aufgaben des Staates in wirthschaftlichen Dingen. Da bekennt der Verfasser sich zu J. Fröbel's Definition, es sei „auf dem wirthschaftlichen Gebiete zwischen dem nothwendigen Eingreifen der Staatsgewalt und der freien Bewegung des Volkslebens die den jeweiligen Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechende Grenzlinie zu finden.“ Da erklärt er den Kathedersocialisten, nicht wegen einer principiellen Verschiedenheit der Ansichten über die Aufgabe des Staates bekämpfe er sie, sondern lediglich weil er „fast alle bisher gemachten Vorschläge der Gegenpartei für hohl, unpraktisch und gemeinschädlich“ erachte. Da wendet er sich ausdrücklich gegen die aus dem „Rausch über glänzende Siege der Freihandelspartei“ entstandene „Doctrin, welche den Staat in eine Aktiengesellschaft verwandeln und seine großen Aufgaben an den Mindestfordernden feilbieten möchte.“ Diese Doctrin, sagt er, „leugnet die sittliche Natur des Staates und betrachtet denselben nur als ein nothwendiges Uebel; mit dieser Doctrin haben aber die echten Urenkel des großen Moralphilosophen Adam Smith nichts zu schaffen.“ Trotz solcher Verwahrungen und der gar nicht mißzuverstehenden, lediglich gegen die verwirrenden Unklarheiten, die agitatorischen Uebertreibungen, die gesellschaftverhetzenden Forderungen der ersten kathedersocialistischen Schriften gerichteten Tendenz seiner Aufsätze, ward Oppenheim für viele Kreise das Muster eines „Manchestermannes“ — allein weil sein energischer Widerspruch sich gegen eine Schule richtete, der es beliebte, alle ihre Gegner Manchestermänner zu tituliren. Indeß er durfte bald sehr gelassen auf diese Folge seines Kampfes gegen eine Anzahl, damals größtentheils sehr junger akademischer Lehrer blicken, von denen die meisten nur im Eifer des Widerspruchs gegen Uebertreibungen der Lehre von der Heilsamkeit der wirthschaftlichen Freiheit und in dem Professoren-Bestreben, ein System zu machen, ein wenig mit dem socialistischen Feuer spielten; denn in diesem Kampfe hat Oppenheim, zwar unterstützt von manchen Gesinnungsgenossen, doch in erster Reihe er, einen positiven Erfolg von sehr hoch anzuschlagender Bedeutung errungen. Die Kathedersocialisten antworteten auf seine Polemik, jeder auf seine

Art, der eine in sachlicher Erörterung, der andere mit Schmähungen, dieser mit hochmüthigem Herabsehen auf den nicht zur akademischen Zunft gehörigen Schriftsteller und jener mit dem Streben nach Verständigung — allesammt aber, oder höchstens mit einer Ausnahme, thaten sie sehr viel Wasser in ihren Wein, und als einige Jahre in's Land gegangen waren, konnten der volkswirthschaftliche Congreß und der „kathedersocialistische“ Eisenacher Verein für Socialpolitik sich zu gemeinsamen Berathungen vereinigen. Nicht lange, und man mochte ermessen, wie wichtig es für die *praktische Politik* war, daß in Folge des erhobenen, lauten Widerspruchs die phantastischen Andeutungen über die wirthschaftlichen Aufgaben des Staates, womit die „Eisenacher“ sich in die Oeffentlichkeit eingeführt hatten, größtentheils von ihnen selbst nachher berichtigt oder harmlos erläutert worden: wäre es nicht geschehen, wäre der Kathedersocialismus mit dem vollen Aufgebot gefährlicher Projecte, mit welchem er 1872 auftrat, noch im Felde gewesen, als die große Reaction gegen die Gesetzgebung des Reform-Jahrzehnts begann — dieselbe wäre noch ungleich verderblicher geworden, als es ohnehin geschah, der „wissenschaftliche“ Stützpunkt hätte den Praktikern des Rückschritts zu noch gefährlicheren Experimenten Muth gemacht. Als diese Reaction begann, war Oppenheim's Arbeitskraft durch seine Krankheit schon wesentlich beeinträchtigt; doch mit kürzeren Artikeln für die Tagespresse, auch mit einer Broschüre über die englische Antikornzoll-Bewegung, endlich in den freihändlerischen Vereins-Organisationen nahm er an dem Widerstande gegen die Politik der verbündeten Sonderinteressen auf das lebhafteste Theil.

Noch zuletzt ward er durch den Lärm jener Debatte über die Juden, der einige Monate in der deutschen Presse tobte, zu ein paar polemischen, in der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikeln gedrängt. Sehr gegen seine Neigung. Er war als Jude geboren und starb als solcher; doch weder in religiöser, noch — was im Grunde in dieser sogenannten „Frage“ das entscheidende Moment ist — in gesellschaftlicher Beziehung hatte er das Bewußtsein einer Scheidelinie zwischen sich und irgend einem Deutschen germanischer Abkunft, christlichen Bekenntnisses. Er hätte daher schwerlich etwas einzuwenden gehabt, wenn *ohne* die jüngst zu Tage getretene Gehässigkeit und Unwahrhaftigkeit irgend jemand das Recht der freien Kritik gegen Eigenthümlichkeiten, Schwächen, Thorheiten im Verhalten der Juden geübt hätte. Von den Gelehrten sagt Justus Möser, man sehe ihnen diesen ihren Beruf eben so gut an, wie man es einem Schneider ansieht, daß er lange mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tische gesessen; „sie zeigen sich links oder rechts, je nachdem der Hang ihrer Seele auf diese oder jene Seite gewöhnt ist.“ Den Juden ist der Hang der Seele so lange nach einer Seite gewöhnt worden, daß es sehr wunderbar wäre, wenn man dies nicht an vielen von ihnen noch bemerkte; ein Mann wie H. B. Oppenheim, der aus ihrer Mitte hervorgegangen, sich aber die völlige Freiheit des Geistes auch ihnen gegenüber errungen hatte, wußte ohne Zweifel sehr viel genauer, als etwa Herr v. Treitschke, was sich Begründetes über die noch fortdauernden Folgen jener Gewöhnung sagen ließe, wo die Kritik einsetzen könnte. Aber Angesichts einer Bewegung, welche von der Heuchelei und der Rohheit angestiftet war, konnten in *gutem Glauben* nur Pedanten, die nicht wissen, daß auch die Wahrheit ihre Stunde abwarten muß, daß sie, zur unrechten Zeit vorgebracht, wider Willen zur Bundesgenossin der Lüge werden kann, der



Meinung sein, nun müsse Jedermann, der an den Juden etwas auszusetzen finde, es zu Markte bringen. Oppenheim schwieg lange, lehnte es auch auf directe Aufforderungen ab, in die Bewegung einzugreifen, so lange sie nur den Charakter eines grotesken Unfugs trug. Doch das änderte sich, als Herr v. Treitschke die Blöße desselben durch einen geschichtsphilosophischen Mantel zu bedecken unternahm; den Aufsätzen, in denen Oppenheim dieser schwächsten literarischen Leistung des immer glänzenden, aber nicht allezeit wahren Schriftstellers entgegentrat, ist als Motto eine Stelle aus Sainte Beuve's Schriften vorgesetzt, die besagt: sehr nahe liege in der menschlichen Seele die Wildheit neben der Cultur, so daß, wenn jene geweckt werde, diese um Errungenschaften eines langen Zeitraums in einem Tage betrogen werden könne. Das war der Gesichtspunkt, von dem aus er vierzig Jahre vorher geführte und längst als überflüssig von ihm halbvergessene Waffen noch einmal erhob.

Nur kurze Zeit, 1874 bis 1877, ist Oppenheim Mitglied des Reichstags gewesen; bei den Neuwahlen von 1877 unterlag er in dem Wahlkreise, welcher ihm vorher das Mandat übertragen hatte (Reuß j. L.), einem Sozialdemokraten, und nach der Auflösung von 1878 war er schon zu leidend, um sich von Neuem bewerben zu können. Vor seiner ersten und einzigen Erwählung aber hatte er seit der Begründung des norddeutschen Bundes mehrfach vergeblich candidirt — und doch wäre er vermöge seiner Kenntnisse für das Parlament als Ganzes, vermöge der zugleich principiellen und realpolitischen Gesinnung, die ihn auszeichnete, insbesondere für den Liberalismus im Parlament ein Gewinn gewesen. An ihm erwies sich, daß Capacitäten, denen nicht zufällig ein localer Einfluß zu Gebote steht, um so schwerer in die Volksvertretung gelangen, je mehr das Wahlrecht sich erweitert, wenigstens in gewöhnlichen Zeiten; ist es doch eine unleugbare Thatsache, daß seit einem Jahrzehnt das geistige Niveau unserer parlamentarischen Versammlungen ein niedrigeres geworden, daß, während eine erhebliche Anzahl bedeutender Männer durch Tod oder Rücktritt ausgeschieden, die zu ihrem Ersatz eingetretenen Talente sich an den Fingern einer Hand herzählen lassen. Der Grund liegt wohl zum Theil darin, daß der Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, welchen die Mitgliedschaft im Reichstage oder Abgeordnetenhause dem Einzelnen gewährt, natürlich im Verhältniß zu dem Einflusse der ganzen Körperschaft steht, der bekanntlich bei uns seit Jahren sehr gering und selbst in seiner Geringfügigkeit vielfach nur ein scheinbarer ist; während die Verlockung zur parlamentarischen Thätigkeit somit nicht groß für Leute ist, welche auf irgend einem anderen Gebiete menschlichen Wirkens sich in hervorragender Weise zu bewähren vermögen, fehlt andererseits der Antrieb, der in früherer Zeit in unerträglichen staatlichen Zuständen, in Unterdrückung oder Rechtsbruch, zur Theilnahme am parlamentarischen Kampfe dawider lag. Indeß in den hoffnungsvollen Jahren nach 1867 verhielt sich dies anders, das Parlament war das Ziel manches edlen und hochstrebenden Ehrgeizes, und auch Oppenheim bemühte sich um den Eintritt in dasselbe. Doch er war kein geeigneter Candidat für die Massen, welche die Mandate vergeben; sympathisch, wie seine Persönlichkeit seinen Freunden war, konnte sie doch auf ein großes, fremdes Wähler-Publicum in Oberhessen oder in irgend einer preußischen Provinzialstadt nicht fortreißend wirken — und was wußte ein solches von den Verdiensten des geistvollen und kenntnißreichen Publicisten,

der in den „Deutschen Jahrbüchern“ oder in der „National-Zeitung“ seine Essays veröffentlicht hatte? Selbst in England klagt man, daß es immer schwieriger werde, Capacitäten, welche keinen localen Einfluß besitzen, in das Unterhaus zu bringen, seit das Wahlrecht wiederholt erweitert und jene rotten boroughs desselben beraubt worden, deren Befugniß zur Entsendung eines Abgeordneten freilich widersinnig war, die aber den Pitt und Burke, den Canning und Macaulay früh den Eintritt ins Parlament eröffnet haben. Doch bewirkt in England das Bedürfniß der zur Uebernahme der Regierung berufenen Parteien, sich die dafür erforderlichen Kräfte zu sichern, immerhin, daß die Führer sich um einen fähigen Nachwuchs bemühen. Wenn sie bei uns kaum daran denken, so ist das am Ende nicht zum Verwundern: für die dermaligen Aufgaben unserer parlamentarischen Parteien genügen in der That einige wenige Redner und die entsprechende Anzahl pünktlich abstimmender stummer Personen. Je mehr es dahin kam, um so gleichgiltiger ward auch Oppenheim gegen die Nichterfüllung des Wunsches, den er früher gehegt hatte.

H. B. Oppenheim war ein sehr vielseitiger Schriftsteller; unter den Aufsätzen, welche er eines nochmaligen Abdruckes nach ihrer ersten Veröffentlichung durch die periodische Presse werth erachtete, finden sich neben wissenschaftlichen Untersuchungen aus dem Gebiete des Staatsrechts populäre volkswirthschaftliche Artikel, neben der sachkundigen Kritik historischer Werke und literarischen Lebensbildern sogar gelegentlich Arbeiten über so abseits liegende Gegenstände, wie Knigge's Buch „Ueber den Umgang mit Menschen“. Nicht alle diese schriftstellerischen Leistungen sind von gleichem Werthe; ihrem Verfasser war die unmittelbare Wirkung auf die öffentliche Meinung — je nach dem behandelten Thema auf einen weiteren oder engeren Kreis derselben — die Hauptsache, und so ist die Form nicht immer von gleicher Abrundung; aber die meisten seiner Essays halten auch in dieser Beziehung eine strenge Kritik aus, so namentlich die „Friedensglossen zum Kriegsjahr“, so auch die meisten der in den beiden älteren Sammlungen vereinigten Aufsätze. Beispielsweise „Ueber die Kunst, mit einer Verfassung zu regieren, ein Vademecum für constitutionelle Minister und solche die es werden wollen“, 1860 geschrieben, ist eine der im Inhalt feinsten, in der Form vollendetsten politischen Satyren, welche in deutscher Sprache vorhanden sind. Sie besteht aus einem „Prolog“, dem „Vademecum“ und einem „Epilog“. Im ersten Theile erzählt der Verfasser, wie er mit dem Sohne eines Bundestagsgesandten von der Knabenzeit her bekannt gewesen: „Ich hatte einen Kameraden auf dem Gymnasium zu Frankfurt, der eines Bundestagsgesandten Sohn war .... Wir spielten Tugendbund und Burschenschaft, trugen die schwer verpönten deutschen Farben unter dem Hemde, und die Söhne der Bundestagsgesandten, welche uns darin sogar mit gutem Beispiel vorangingen, wollten gern alle Fürsten mediatisiren, wenn nur jeder dem seinigen hätte die Kaiserkrone retten können. Als die Juli-Revolution ausbrach, meinte mein Freund, die Franzosen fingen nun auch an, liberal zu werden .... Mein Kamerad hat noch etliche Jahre darnach in Göttingen, als das verfassungsvernichtende Patent erschien und die sieben Ehrenmänner protestirten, mit uns Anderen die patriotischen Katzenmusiken und Comitate ausgebracht, bei Gelegenheit einer Studenten-Deputation von Gervinus einen Händedruck empfangen und in einer pro patria-Paukerei den

adeligen Longobarden, der auf sein Theil kam, wacker ausgeschmiert. Sein Vater, der in seiner Jugend auch einmal geschwärmt, freiwilliger Jäger gewesen, eine Neigungsheirath geschlossen und sich erst aus der Bureaukratie in die Diplomatie und zum Adelsdiplom hinaufgearbeitet hatte, machte nicht viel Lärmens über den ungerathenen Sohn .... Aber der Junge wurde in der Stille aus unserem Kreise entfernt und fortan auf großstädtische Universitäten geschickt, mit guten Empfehlungen an elegante Familien in München und Berlin, und einer sehr weitgehenden väterlichen Toleranz für alle Gattungen fashionabler Lüderlichkeit." Diesem Freunde nun schreibt, wie er die Universität verläßt, der Vater, um ihn in die Geschäfte einzuweihen, einen langen Brief „über die Kunst, mit einer Verfassung zu regieren"; Oppenheim erzählt, daß er den Brief damals gelesen und ihn aus dem Gedächtniß wiedergebe. Dieses „Vademecum" ist ein Meisterstück schärfster Beobachtung aller Praktiken des Scheinconstitutionalismus und vollendeter satirischer Darstellung; wie Paul Louis Courier — den Oppenheim bewunderte und dem er ein treffliches literarisches Charakterbild gewidmet hat — in seinen Pamphleten völlig hinter den fingirten Gestalten verschwindet, in deren Namen er darin häufig redet, so unser Autor in dieser Auseinandersetzung des angeblichen Bundestagsgesandten über die Mittel und Wege, unter Beobachtung einer Verfassung so zu regieren, daß die Bureaukratie doch in ihrem Belieben völlig unbeschränkt bleibt. Der väterliche Mentor spricht nicht etwa wie ein gedankenloser Routinier oder wie ein bösartiger Charakter; im Gegentheil, wir haben es mit einem gebildeten Geiste, mit einem Manne zu thun, welcher überzeugt ist, zum Besten seines Landes zu handeln, und der Leser kommt im Behagen über das kunstvolle Ideen-Gebäude, das vor ihm aufgeführt wird, kaum zur Entrüstung über den verwerflichen Zweck desselben — bis in dem „Epilog" der Verfasser selbst wieder das Wort ergreift und der Ueberzeugung von der Vergeblichkeit der in dem „Vademecum" aufgedeckten Kunstgriffe Ausdruck gibt: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Das Einzige, was fest steht, sind die Principien, die ewigen Grundsätze des Rechts für Alle. A bon entendeur salut!"

Ein Schriftsteller für die große Menge ist Oppenheim nicht gewesen; er besaß nicht, oder er verschmähte doch wenigstens diejenige Ausführlichkeit und Breite der Darstellung, welche zur Gemeinverständlichkeit gehört; er gibt die Resultate seines Denkens nicht so, daß dem Leser das Nachdenken erspart würde, im Gegentheil, er macht demselben zuweilen sogar das Zurücklegen desselben Gedankenweges, den vorher der Autor gegangen, einigermaßen schwer durch eine starke Concentration der Schreibweise, die hin und wieder sich mit bloßen Andeutungen begnügt und dadurch zuweilen den Eindruck des Sprunghaften macht. Derselbe ist, wenn man näher zusieht, nicht begründet, der Verfasser hat nur dem Leser überlassen, fehlende Mittelglieder des Gedankenganges selbst zu ergänzen, aber das ist nicht Jedermanns Sache. Er rechnet auf ein Elite-Publicum; vermuthlich war er gerade darum nicht so allgemein gekannt und gewürdigt, wie der innere Werth seiner publicistischen Leistungen es verdiente. Er bemühte sich nicht, den geistigen Reichthum, den er besaß, in kleine Münze umzusetzen. Die „Vermischten Schriften aus bewegter Zeit" enthalten u. A. zehn oder zwölf Seiten „politischer Aphorismen", 61 an der Zahl; mancher Andere hätte daraus 61 Leitartikel gemacht oder mehr.

Digitized by Google

Kam es ihm in einem einzelnen Falle darauf an, gemeinverständlich zu sein, so war ihm dies jedoch keineswegs unerreichbar, wie u. A. manches Wahlflugblatt aus seiner Feder bewies; auch die Aufsätze gegen den Kathedersozialismus dankten ihre sieghafte Wirkung gerade der Schärfe des Ausdrucks, welche der Verfasser dem Spiel mit vieldeutigen Worten entgegensetzte, der Klarheit und Bestimmtheit der Vorstellung von dem, was unter den gegebenen wirthschaftlichen Verhältnissen sein und nicht sein kann, womit er in das Halbdunkel kaum zu Ende gedachter und daher noch viel weniger deutlich entwickelter Projecte hineinleuchtete. —

Nicht mit dem Menschen, sondern nur mit dem Publicisten, nicht mit dem gesammten geistigen Wesen des Mannes und der Bewährung desselben im Privatleben, sondern nur mit der öffentlichen literarischen Wirksamkeit hatte diese Skizze es zu thun. Doch wen sie veranlaßt, mit den Schriften H. B. Oppenheim's sich zu beschäftigen, der wird von selbst empfinden, daß dieses Wirken — fast vierzigjährige Bethätigung seltenen Talents und Wissens im Dienste des Ideals eines nationalen Staates und der politischen Freiheit ohne ein anderes äußeres Ziel, als die Zustimmung der durch gleiches Denken und Streben Verbundenen — auf dem festen Grunde einer Auffassung des Lebens ruhen mußte, welche die Befriedigung in die Pflichterfüllung setzt. Und wenn der Leser auf den obenerwähnten Aufsatz Oppenheim's über eine neue Ausgabe von Knigge's „Umgang mit Menschen" stößt, wird er die Bestätigung finden in den männlichen Worten, welche zum Schluß hier stehen mögen: „Sind wir mit uns, unserem Wollen und Sollen erst im Reinen, so fallen die Enttäuschungen an den Anderen, wie durch Zauberei, hinweg. Schon aus dem einfachen Grunde, weil wir die Anderen um so weniger gebrauchen und um so eher entbehren können, je mehr Kraft und Inhalt wir in uns selber haben. Die am meisten leisten, verlangen am wenigsten; die am meisten fordern, haben am wenigsten Recht dazu . . . . . Im großen Ganzen steht als unverbrüchliche Regel fest, daß ein tüchtiger, starker Mensch, dem Kleinliches fern liegt, auch mit den Kleinlichkeiten der Anderen nicht zu rechnen hat, schon deshalb, weil edle Zwecke nicht durch unedle Mittel erreicht werden. Insofern legt jeder mit Recht seinen eigenen Maßstab an die Welt; wer nichts Kleines erstrebt, ist auf dem Gebiete des Kleinen unverwundbar."

Das Verhältniß zwischen Deutschen und Magyaren in Ungarn.

Die letzten Vorgänge in Pest, wo ein bisher für unmöglich gehaltener Schlag gegen deutsches Leben geführt wurde, indem dem deutschen Theater daselbst die Concession zum weiteren Spiel entzogen wurde, haben endlich auch in Deutschland die Augen der Presse und der öffentlichen Meinung auf sich gezogen. Seit Jahren wird in Ungarn ein offener und geheimer Verfolgungskrieg gegen Alles was deutsch ist, getrieben, ohne daß der wirkliche Sachverhalt durch die schönfärberischen officiellen und officiösen Nachrichten in die Oeffentlichkeit bringt. Es wird weder den großen Wiener Blättern, noch den großen deutschen Zeitungen zur Ehre angerechnet werden, daß sie — mit sehr wenigen ehrenwerthen Ausnahmen — den gewaltsamen Magyarisirungsbestrebungen der herrschenden Rasse in Ungarn so lange stillschweigend zugesehen haben.

Denn eine gewaltsame Magyarisirungspolitik ist seit 1867, wo der Dualismus in Oesterreich Ungarn und Siebenbürgen wehrlos den Magyaren überlieferte, das Kennzeichen der Regierung, nach welchen Parteischlagworten sie sich immer benennen möge. Damit ist zugleich ausgesprochen, in was für einem Verhältniß heute Deutsche und Magyaren in Ungarn zu einander stehen, es ist das Verhältniß zweier Kämpfer, von denen einem das Recht, dem anderen die Macht zur Verfügung steht, das Verhältniß des Gewalthabers zum Unterdrückten, der gegen die unberechtigte Entreißung der Güter, die ihm theuer sind, mit aller Kraft sich wehrt. Es ändert an dieser Thatsache gar nichts, wenn Hunderte oder Tausende in die Reihen der Unterdrücker übergehen und dem Zwang weichend ihre Namen ändern — es ist der Culturdünger, den die Deutschen von jeher an die verschiedensten Völker abgegeben haben.

Es bricht in diesem Haß gegen deutsches Wesen, der heute in Ungarn Triumphe feiert, ein uralter Zug finnisch-tartarischer Art in dem Magyaren durch. Wenn eine heidnische Partei im 10. Jahrhundert gegen das Christenthum das Schwert zog, im 14. und 15. die adlige gegen die Bürger kämpfte, im 16. und 17. die „skythische“ gegen die Herrschaft des deutschen Kaiserhauses der Habsburger sich wehrte, im 18. und 19. die „nationale“ Richtung den Kreuzzug predigt gegen Alles, was in Ungarn nicht magyarisch ist, so ist das immer wieder der barbarische Zug der Unkultur, der gegen die abendländische Bildung sich abwehrend verhält, ohne die aber das eigene Dasein schon lange zu Grunde gegangen wäre.

Denn es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Ungarns Macht und Dasein doch zuletzt nur auf dieser viel bekämpften, oft bedrohten Cultur des Abendlandes ruht und die Träger dieser waren die Deutschen in Ungarn. Der ungarische Staat selber, wie er von Stephan dem Heiligen geschaffen wurde, war nach dem Muster des fränkischen Reiches gegründet, eingerichtet, regiert; der große König wies selber darauf hin: „sowie Ansiedler aus verschiedenen Ländern und Provinzen kommen, so bringen sie auch verschiedene Sprachen und Sitten, verschiedene lehrreiche Dinge und Waffen mit sich, welche den k. Hof zieren und verherrlichen, die auswärtigen Mächte aber erschrecken. Ein Reich, das nur einerlei Sprache und Sitte hat, ist schwach und gebrechlich. Darum, mein Sohn, trage ich Dir auf, begegne jenen und behandle sie anständig, damit sie bei Dir lieber weilen als anderswo.“ Und dieser Weisung Stephans gemäß ist das ungar. Königthum Jahrhunderte lang verfahren. Es ist gar kein Zweifel, daß der neue Staat zu Grunde gegangen wäre ohne die Hülfe, die in dem Ringen mit den alten Naturgewalten des magyarischen Stammes dem Königthum von außen wurde. Darum riefen weise Könige Einwanderer aus Deutschland nach Ungarn, gaben ihnen vertragsmäßig ausbedungene Rechte und fanden an ihnen eine Stütze der Cultur, der Ordnung, der eigenen Macht. Es wäre eine lehrreiche Geschichte, darzustellen, quellenmäßig und erschöpfend, was diese deutschen Ansiedlungen in Ungarn für das Land geleistet haben. Die besten ungarischen Könige haben sie darum mit dem Schutz königlicher Gunst beschirmt; sie schlossen sich als „Gesammtheiten“ zusammen, instinctiv ging ihr Bestreben darauf, vor Allem sich „vom Comitat“ frei zu machen, das Innerleben selbstständig zu ordnen, alles fremde Wesen von sich fern zu halten. Sie bauten die Städte in Ungarn, sie trieben Handel und Gewerbe, sie allein waren „der Bürgerstand“.

Digitized by Google

Da begann die seit König Mathias mehr und mehr sinkende königl. Macht zu erlahmen; die mächtig werdende Oligarchie des magyarischen Adels richtete ihre wachsenden Angriffe gegen das deutsche Bürgerthum, gegen die deutschen Beamten in der königl. Umgebung. Wie die „nationale Partei" im elften Jahrhundert vom Fürsten gefordert hatte: laß uns nach der Weise der Väter im Heidenthum leben, die Bischöfe steinigen, die Priester vertilgen, die Kleriker erwürgen, die Zehntener aufhängen, die Kirchen zerstören, die Glocken zertrümmern, so verlangte sie 1525 von ihm binnen 5 Tagen Entfernung aller „Ausländer" vom Hofe, sonst werde sie diese mit Gewalt vornehmen.

So kommt die Zeit der Türkenkriege und des Kampfes für und gegen das Haus Habsburg (1526—1699). Dieselbe Partei, die kurz vorher die Vertreibung der Ausländer gefordert hatte, weigerte sich, das deutsche Kaiserhaus auf dem ungar. Königsthron anzuerkennen, verband sich lieber mit dem Türken gegen dasselbe und es ist begreiflich, wenn das deutsche Städtewesen, auch durch anderweitige widrige Umstände schon geknickt in seiner Blüthe, von ihr nichts zu erwarten hatte.

Aus dem Jammer der Türkennoth aber wurde Ungarn wieder nur befreit durch deutsche Hilfe. Bei dem Sturm auf Ofen (1686) war der alte Derflinger mit seinen Schaaren dabei und das „Reich" hatte so viele und große Opfer zur Befreiung Ungarns gebracht, daß man die Aufnahme desselben ins „Reich" nach der Eroberung ernstlich in Erwägung ziehen konnte. Ein deutscher Publizist sprach aus, was man auch in Ungarn nicht leugnen konnte: „so je eine Nation am Ungarlande etwas Nützes theilhaftig werden soll, so gebührt es wegen ihrer treuer und beständiger Dienste den Deutschen, sintemal keine andere Nation dergleichen bei ihnen gethan und aufgesetzt, wie sie selbst bezeugen müssen." So konnte denn in der That der ungarische Reichstag nichts anders als dieses anerkennen; ja er mußte, trotz der steten Anfeindung des deutschen Elementes, das auf dem Landtag völlig verschwand, da dieser im Wesentlichen nur die Repräsentenz des magyarischen Adels war, auch zugestehen (1608), daß die Einwohnerschaft der Städte „größtentheils aus der deutschen Nation" bestehe, wie derselbe Landtag ausdrücklich anerkannte, daß es in Ungarn eine deutsche, slavische, magyarische Nation gebe.

Wir wollen nicht untersuchen, welche Ursachen es waren, die im Laufe der Zeiten den Magyaren eine Hegemonie in Ungarn in die Hände gaben, wie es, nicht ohne Schuld der Regierung, durch gewaltsame Katholisirungen u. a. geschah, daß selbst die Deutschen und Slaven in Ungarn auf die Magyaren sich stützten im Kampf gegen unliebsame Bedrückungen der Regierung — genug, daß die Existenz verschiedener Nationen in Ungarn rechtlich anerkannt war.

Günstiger noch war es in Siebenbürgen. König Geisa II. hatte deutsche Einwanderer ins Land gerufen, ihnen bestimmte Freiheiten zugesichert, unter denen die Colonie rasch und fröhlich gedieh. Es wanderten in verschiedenen Gruppen noch weiter Ansiedler ins Land, sie alle schlossen sich im 15. und zuletzt im 16. Jahrhundert zu einer Gesammtheit, zur „sächsischen Nation in Siebenbürgen" zusammen. Staatsrechtlich aber wurde die sächsische Nation die dritte ständische Nation des Landes, völlig gleichberechtigt mit den zwei anderen (dem Adel und den Szeklern) und was bedeutsam ist, sie repräsentirte eben die staatsrechtlich anerkannte gleichberechtigte deutsche Nation im Lande. Diese ihre Stellung

wurde ihr verbürgt, als im Jahre 1691 endlich Siebenbürgen unter die Herrschaft des Hauses Habsburg kam und im Leopoldinischen Diplom, im Staatsgrundvertrag zwischen Siebenbürgen und dem Kaiser Leopold, die Rechte auch der sächsischen Nation feierlichst bestätigt wurden. Allerdings war damit den Anfeindungen der „Mitnationen" gegen die Sachsen kein Riegel vorgeschoben; das 18. Jahrhundert ist erfüllt mit solchen. Aber aus den Angriffen der Stände wie aus den gefährlichen Experimenten Josef II. ging die Nation im Ganzen wieder mit dem anerkannten Rechtsstand des Leopoldinischen Diploms hervor.

Doch gerade die josefinische Zeit bezeichnet in dem Kampf, dem das Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen ausgesetzt war, einen entscheidenden Wendepunkt. Zu Maria Theresias Zeiten galt für ungebildet, wer in Ungarn nicht deutsch reden konnte, der magyarische Adel verstand zum größten Theil gar nicht magyarisch. Aber durch die josefinische Uniformirungssucht, durch die gewaltsamen Germanisirungsversuche wurde nun, im Verein mit den neuen nationalen Ideen, die die Welt in Bewegung setzten, die Gegenbewegung hervorgerufen, die heute in den gewaltsamen Magyarisirungsversuchen ihren Höhepunkt erlangt. Gewaltsam war diese übrigens von Anfang an. Die Städte in Ungarn besaßen auf dem Reichstag eine Stimme, vergebens verlangten sie Abstellung dieser Anomalie, seit die Stimmen gezählt wurden. Es ist charakteristisch, was Franz Pulszky auf diese Forderung erwiderte: „Die Freistädte sind fremde Colonieen, deren Einrichtungen und Bestrebungen stets dem aristokratischen Geiste des Landes widersprochen, deren Unvereinbarkeit mit den Landesinstitutionen schon im 17. Jahrhundert anerkannt war. Schon damals galten sie als eine Gefahr für die Macht des Adels, ihre Beschränkung als eine wichtige Pflicht der gesetzgebenden Gewalt. Es ist seitdem nicht anders, nicht besser geworden, und wenn es sich auch um magyarische Städte handelte; aber die Freistädte sind entweder von Slaven oder von Deutschen bewohnt. Zur Stärkung dieser Elemente dürfen wir nicht beitragen, indem wir die Zahl der städtischen Stimmen im Reichstag vermehren, dem Deutschthum zum Sieg über uns verhelfen."

In Siebenbürgen lief seit den 30er Jahren unseres Jahrhunderts der Magyarismus ebenfalls Sturm gegen alte Institutionen, auch gegen die Geltung der lat. Sprache als Amtssprache u. a., aber noch war die Rechtsachtung doch so groß, daß der Landtag, der 1847 die magyarische Sprache zur amtlichen erhob, ausdrücklich beschloß, „im Mittel der sächsischen Nation" solle die deutsche Amtssprache bleiben, wie auch die Gesetze des Landes in ihr der sächsischen Nation zugestellt werden sollten.

Da kam der Sturm des Jahres 1848. Die Erscheinungen desselben werden, wie sie sich in Ungarn zeigten, selten recht verstanden. Bis zu diesem Jahre war der Adel in Ungarn der ausschließliche Herrscher, politisch allein berechtigt. Nun fing es aber doch nachgerade an unmöglich zu werden, eine solche politische Alleinberechtigung aufrecht zu erhalten, da proklamirte der magyarische Adel die „Gleichberechtigung" aller Bewohner Ungarns. Aber in demselben Augenblick wurde diese „Gleichberechtigung" hinfällig durch die Gesetze über die magyarische Sprache. In ihr allein durfte man auf dem Reichstag reden, sie war Amtssprache beim Gericht, kurzum: an Stelle des Adelsprivilegs trat das Privilegium der magyarischen Rasse

oder, da es in diesem Volk einen Bürgerstand nicht gab, der Bauernstand, eben erst von harter Leibeigenschaft befreit, nichts zu bedeuten hatte, der Adel blieb im Alleinbesitz der Macht, die er vor Europa hinter gleißenden Phrasen von Gleichberechtigung verbarg, und Europa ließ sich täuschen. Wußte man und weiß man doch auch heute noch nicht in Europa, daß in Ungarn auch im Augenblick noch der Adel als solcher wahlberechtigt ist und der Bürgerliche erst durch hohen Census sich das Recht erwirbt.

Das Jahr 1867 knüpfte in Ungarn wieder an 1848 an und in demselben Augenblick traten alle die Magyarisirungsgedanken wieder in den Vordergrund, die, dem Zwang der Umstände weichend, eine Zeit lang sich nicht hatten hervorwagen können. Seit 1867 aber war das leitende Princip der neuen ungarischen Regierung die Unterdrückung der anderen Nationalitäten, mit alleiniger Anerkennung der magyarischen. Gewaltsam ist sie ausgeübt worden besonders gegen die Deutschen, wenn auch ein Theil sich der Gewalt freiwillig fügte, ein „Erwürgen" war's in des Wortes verwegenster Bedeutung. Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, daß der Abgeordnete Motschari im ung. Reichstag, ohne daß Magyaren ihm widersprochen, das rohe Wort sagte: das Deutsche müsse in Ungarn die Sprache der Hausknechte werden, wir wollen einfach die Gesetze mittheilen, die der Reichstag geschaffen und dann behaupte Jemand, es werde nicht gewaltsam magyarisirt.

Am Anfang steht das Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, eine Unwahrheit, wie sie irreführender nie in einem Gesetz aufgetreten. Denn es verordnet, nachdem es in Ungarn nur eine, die magyarische, Nation gebe, so werde das Magyarische zur Staatssprache erhoben. Im Reichstag darf nur magyarisch geredet werden, alle Gesetze und Verordnungen werden erst magyarisch veröffentlicht, die amtlichen Uebersetzungen erscheinen stets spät, und authentisch ist nur der magyarische Text, die Verordnungen und Instruktionen sind nur magyarisch, alle Eingaben an die Regierung, an die Gerichte, an welche Behörden immer, müssen magyarisch sein. In Comitaten, wo nicht 2 pCt. Magyaren sitzen, werden die Einladungen zu den Versammlungen, die Verhandlungsgegenstände nur in dieser Sprache bekannt gegeben, die Protokolle müssen, obwohl nicht 20 die Sprache gut verstehen, magyarisch geführt werden. Nach diesem Gesetz sollen die einzelnen Städte das Recht haben, sich die Sprache ihrer Geschäftsführung selber zu wählen. Da aber Ofen-Pest, in der eminenten Mehrzahl seiner Bevölkerung deutsch, sich diese Sprache gewählt hätte, wurde flugs ein besonderes Gesetz gemacht, welches der Hauptstadt jenes Selbstbestimmungsrecht nahm, ihr das magyarische aufzwang. Post, Telegraph, Eisenbahn sind vollständig magyarisirt, ihre Beamten bedienen sich in der Geschäftsführung, im Verkehr mit der Regierung und mit dem Volk nur der magyarischen Sprache, wiewol mindestens $^{2}/_{3}$ sie nicht verstehen; nur in den Bahnhöfen hört man auch den deutschen Laut, weil er sich nicht verdrängen läßt. Ebenso aber ist es auf dem Gebiet der Bildung und der Culturinteressen, der ungarische Staat unterstützt fast durchwegs nur magyarische Institute. Magyarische Theater, Schulen, Kindergärten rc. erhalten aus den Steuern, die alle Bewohner zahlen, namhafte Beihülfe, deutsche, slavische keine. Der Staat ist nach dem Gesetz ausdrücklich verpflichtet, für Volksschulen zu sorgen, in denen die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden können — er hat bis heute zahllose

Google

magyarische Schulen selbst in Orten, wo absolut kein Bedürfniß nach solchen war, errichtet, keine einzige andersprachige. In der letzten Zeit ist ein neues unerhörtes Gesetz dazu getreten. In allen nichtmagyarischen Volksschulen Ungarns (von denen überhaupt ein verschwindender Bruchtheil staatliche sind), soll das Magyarische Unterrichtsgegenstand sein, selbst in Gegenden, wo der Bauernjunge, der damit geplagt, für Besseres weniger Zeit behält, in seinem Leben keinen magyarischen Laut im Verkehr hört. Alle rechtlichen und pädagogischen Bedenken hat der Reichstag einfach unbeachtet gelassen.*)

Noch rücksichtsloser wurde im Siebenbürger Sachsenland gewirthschaftet. Wir behalten eine eingehendere Darlegung gerade dieser, für den jetzigen ungarischen Staat so bezeichnenden Vorgänge uns vor. Das Ziel war auch hier Magyarisirung. Man versuchte es auf folgende Weise zu erreichen. Dem Sachsenland war die munizipale Einheit durch das einen Vertrag vertretende „Unionsgesetz" (1868) feierlichst gewährleistet. Im Jahre 1876, nachdem fast 10 Jahre lang „die freie Hand" des Ministers völlig willkürlich wie in einem eroberten Lande im Sachsenland geschaltet hatte, beschloß der Reichstag die Zertrümmerung des Sachsenlandes. (Vergl.: Die Zertrümmerung des Siebenbürger Sachsenlandes. Nach den Debatten des ung. Landtages am 22., 23., 24., 27. März 1876. München, Th. Ackermann, 1876. XX. 200 S.) Die seit Jahrhunderten gesetzlich gewährleistete munizipale Einheit wurde zerschlagen, die einzelnen Theile wurden mit magyarischen und rumänischen Landestheilen verbunden und die Comitatswirthschaft mit ihrer ganzen Unordnung eingeführt. Und nun wurde die Magyarisirung energisch begonnen. An der Spitze des Comitates steht der von der Regierung ernannte Obergespan, der absolut keine Qualification nachzuweisen gehalten ist; in Siebenbürgen giebt es einige, die nie ein Gymnasium absolvirt haben, und das Gesetz sorgt nun dafür, daß die Regierung überall ihren Einfluß geltend macht, und wo sie es nicht nach dem Gesetz thut — da thut sie es gegen dasselbe. Bei der ersten Vicegespanswahl im Hermannstädter Comitat stimmten 27 Mitglieder der Comitatsversammlung auf einen Magyaronen (wie man die Renegaten in Ungarn nennt), der von der Regierung gewünscht wurde, 150 gegen ihn und — die Regierung bestätigte den ersten als „von der Majorität gewählt."

Die sächsische Nation hat ein großes Vermögen, welches ihr auch nach der Zerstückelung des Sachsenlandes gelassen wurde; sie erhält damit, durch eine jährliche Unterstützung von 80000 fl., die deutschen Gymnasien und Lehrerseminare, hilft armen deutschen Volksschulen in Siebenbürgen, für die der „Staat" keinen Kreuzer giebt. Ueber dieses Vermögen hat als alleinige Behörde die Vertretung der Nation, die „Nationsuniversität", zu verfügen. Gegen ihren Willen weist der Minister dem Hermannstädter Obergespan, der widerrechtlich auch seine Amtswohnung in einem Gebäude der sächsischen Nation aufgeschlagen hat, diesem, weil er den „Titel" eines Sachsencomes führt (denn der Gesetzart. 12 von 1876 hat das Amt als erloschen erklärt), 2000 fl. jährlich aus den Geldern der Universität an; wenn der Minister

*) Vgl. Magyarisirung in Ungarn. Nach den Debatten des ung. Reichstages über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämmtlichen Volksschulen. München, Th. Ackermann. 1879. XXXVI. 486 S.

etwas als Beschluß wünscht, so bestätigt er einfach den Beschluß der aus 2 Romänen bestehenden Minorität als Beschluß „der Universität".

Es giebt kein einziges Gebiet, wo in Ungarn nicht von Staatswegen magyarisirt würde. Kein Wunder, wenn einige Städte es nachmachen wollen. Ofen-Pest beschließt, keine deutschen Rechnungen von irgend Jemandem anzunehmen, der für die Stadt gearbeitet hat — und 1872 betrug die Zahl der protokollirten deutschen Firmen daselbst 1889, die der magyarischen 308, wobei unter den letzteren eine große Zahl nur in der letzten Zeit magyarisirt, nicht wirklich magyarisch sind; in Fünfkirchen werden die österreichischen Druckwerke zum Verkauf nicht zugelassen. Der „Magyar Polgar" aber, das Organ des Bruders des Ministerpräsidenten Tisza, entwirft in seinen Nummern 81 und 82 folgende Zeichnung des Deutschen: „Daß man ohne deutsche Cultur nicht leben könne, ist ein Märchen .... Die deutsche Nation ist eine solche, welche aus ihrer eigenen Küche nicht einmal so weit leben kann, daß sie sich eine Nationalsprache schaffen kann, deren Wissenschaft, Literatur, Kunst sich meist aus fremden Quellen nährt, welche nirgends nach nationaler Selbstständigkeit strebt, die Alles was gut ist, ja sogar ihre eigenen nationalen Tendenzen, vom Franzosen oder Engländer copirt, die weder einen Gott noch ein Vaterland, sondern nur Uebermuth und eine rührige Geschicklichkeit im Nachahmen hat .... Was bei uns eine hervorragende Schöpfung oder Capacität ist, entstammt fast ohne Ausnahme Fremden und nur was schlecht oder nicht mehr als mittelmäßig ist, das ist original deutsch .... Darum, mein lieber Magyare, wenn Du mit festem Willen aus Deinem Land Alles ausräucherst, was rein deutsch ist und Dich dann einmal ordentlich schüttelst, so wirst Du schon morgen wahrnehmen, um wieviel besser Du Dich fühlen wirst. Aber wenn Du nicht zu dieser Execution in jenem kurzen Wege den Muth hast, so gieb dem deutschen Schwager den Laufpaß langsam, aber auf jeden Fall und sage Dich los von ihm mit hundertmal größerem Haß und ohne alle Schonung .... Merzen wir aus unsrer Gesellschaft, aus Handel, Gewerbe, Literatur, Kunst Alles aus, was bei uns zur Verbreitung des deutschen Einflusses führen kann".

Soweit der „Magyar Polgar". Was er schreibt, ist nicht etwa das sinnlose Product einer erhitzten Fieberphantasie eines Einzelnen, sondern das ist magyarischer Glaubensartikel, der zur Vertreibung der deutschen Beamten, zur „Erwürgung" des deutschen Lebens führt. Solche Stimmen können auch den Vertrauensseligen in Deutschland eine Ahnung geben, mit welchem Eifer der Magyare, wie man es in Deutschland von ihm erwartet, sich an die Seite der Deutschen stellen wird, wenn in irgend einem Kriege die Frage praktisch würde.

Und das Alles geschieht in Ungarn bei einer Bevölkerung von 5 Mill. Magyaren, 10 Mill. Anderssprachiger, darunter 2,5 Mill. Deutscher.

Die Frage liegt nahe: wie ist das möglich? und der unrichtige Schluß folgt ihr auf dem Fuße: es ist nur dadurch möglich, daß jene 10 Mill. sich willig den 5 Mill. fügen. Nichts ist falscher.

Es wird zunächst möglich durch die Macht der staatlichen Allgewalt, die in der Hand des herrschenden Stammes ist. Die Wahlbezirke für die Reichstagswahlen sind künstlich so eingerichtet, daß die Magyaren in der Mehrzahl sind, außerdem ist der Adel der durchweg magyarisch ist, als solcher wahlfähig. Was das zu bedeuten

hat, geht u. a. daraus hervor, daß 1872 in Siebenbürgen 66,6 pCt. der gesammten Wähler auf Grund ihres Adels in die Listen eingetragen waren, und doch fristen diese Adligen, oft völlig besitzlos, ihr Leben zu einem Theil als Hirten, Drescher, Bauern u. dgl. Dann ist über das ganze Land ein magyarisches Beamtenheer, total abhängig von der Regierung, ausgebreitet, welches für ihre Candidaten wirkt; die Regierung lohnt mit Stellen, deren sie eine Menge zur Verfügung hat, die Dienste — was Wunder, wenn der Beamte, der eine Familie zu ernähren hat, das Damoklesschwert der Entlassung über dem Haupt, gegen seine Ueberzeugung selbst verhaßten Maßregeln nicht entgegen tritt?

Der fanatische Magyarismus ist heute schon so weit gekommen, daß er allen Ernstes die Meinung, Ungarn gehöre nicht nur dem einen Drittel der Magyaren, sondern mehr noch den zwei anderen der Bewohner, als Hochverrath brandmarkt, daß er den Kampf gegen die zerrüttenden Magyarisirungstendenzen als Kampf gegen den ungarischen Staat ansieht.

Auch dieses will erklärt werden. Zweierlei muß dabei betont werden: eine Ursache der fieberhaften Magyarisirung ist die Empfindung, eine kleine Nation, nicht indogermanischer Abstammung, deren Verschwinden in der europäischen Cultur keine Lücke zurücklassen würde, werde auf die Dauer sich nicht halten können, sie werde unterworfen werden von der abendländischen Cultur, darum müsse sie die anderen Völker sich assimiliren, um größer zu werden. Die zweite Ursache ist der magyarische Nationalcharakter, der entschieden zur Gewalt neigt. Es ist symbolisch hochbedeutsam, daß nach magyarischem Recht im Mittelalter die repulsio, d. h. die Abwehr der Geltendmachung gerichtlicher Urtheile mittelst Gewaltanwendung, als ein „Rechtsmittel" angewendet wurde. Das Volk faßt eben alle Rechtsfragen als Machtfrage auf; darum auch die gewaltsame Magyarisirung.

Gegen diese aber hoffen die Völker Ungarns doch endlich auf das schützende Wort des Herrschers. Es ist in Ungarn, so lange das Königthum von Bedeutung war, stets seine Aufgabe gewesen, den Schwachen gegen den Uebermüthigen zu schützen; sie kann auch heute nur dieselbe sein. In demselben Augenblick aber, wo das eintritt, wo die Krone zeigt, daß sie getreu des Grafen Salm Bericht an König Ferdinand von 1546: „In Ungarn hat kein glimpfen statt; man mues nur mit dem Ernst daran", der Unterdrückung ernstlich ein Ziel setzen will, wo der „großen Lüge" ein Ende gemacht wird, daß „Ungarn" gleichbedeutend mit „Magyarien" sei — wird es dort besser werden.

Hierzu muß aber die öffentliche Meinung Europas und in erster Reihe die Deutschlands helfen. Daß die letztere so stumm ist, während man mehr als 2 Mill. des eigenen Blutes die heiligsten Rechte, die der Muttersprache und der angestammten Cultur rauben will, daß sie todtenstill schweigt bei den consequenten gewaltthätigen Versuchen, jahrhundertaltes wohlerworbenes Recht mit Füßen zu treten, daß in allen Wipfeln Ruhe ist, während eine von der deutschen Cultur lebende Rasse Millionen Deutscher dieser Cultur entfremden und aus Ariern — Turanier machen will, das trägt wesentlich bei, in der magyarischen Brust zum Haß gegen das Deutsche auch noch jene Verachtung zu gesellen, von der die magyarischen Blätter übervoll sind.

Geschieht die Besserung nicht bald, so hat Europa dort bosnisch-bulgarische Zustände in der kürzesten Frist zu erwarten.

Digitized by Google

Platon und Darwin.

Von
M. Carriere.
München.

Ein großer Gegensatz zieht sich nicht blos durch die Geschichte der Philosophie, sondern der Wissenschaften überhaupt. Was ist das Erste, Ursprüngliche, das wahre Sein? Ist es das Allgemeine oder das Individuelle, sind es Begriffe und Gesetze oder besondere Kräfte und Wesenheiten? Das Mittelalter trennte sich in die streitenden Parteien der Nominalisten und Realisten. Den ersteren waren die Allgemeinbegriffe wie Menschheit, Tugend, Holz ein bloßer Name, ein Wort als verwehender Hauch, und nur der einzelne Mensch, nur die bestimmte Handlung, nur dieses Stück einer Pflanze das Wirkliche; die anderen sahen in der Menschheit, im Holz, in der Tugend das Dauernde, Bestehende, Wesenhafte und in den einzelnen Menschen, Handlungen, Baumstücken nur vorübergehende Erscheinungen, nur Abbilder; nur das Gattungsmäßige galt für die Sache selbst, die der Verstand im Begriff erfaßt. Für Spinoza ist der Eine Substanz, das Ewige; und die besonderen Dinge ihre wechselnden Modificationen, für Leibniz sind die Monaden die individuellen Kräfte vielmehr das Wirkliche, und im Hegel, im Herbart hat derselbe Gegensatz der logischen Idee, der Allgemeinbegriffe und der besonderen Realien sich wiederholt. Eine Lösung gab bereits Aristoteles: Die Existenz ist des Individuellen, aber ohne das Allgemeine giebt es keine Wissenschaft. In dem Buch von der sittlichen Weltordnung habe ich darnach die Grundzüge eines Realidealismus entwickelt. Gäbe es nur Individuelles, Besonderes ohne allgemeine ordnende Bestimmungen, ohne constante Verhältnisse, Wirkungsweisen, Beziehungen und Formen, so hätten wir keine Wissenschaft, so könnten wir nur Vereinzeltes auffassen und würden von dessen Fülle überwältigt. In der Entdeckung von Gesetzen, die immer und überall oder für bestimmte Wesenreihen gelten, in der Auffassung von wesentlichen Merkmalen für ganze Gruppen von Dingen wird für uns das Chaos zum Kosmos, zur geordneten Welt, und entsteht erst das Denken, das ja im Worte nicht das Besondere, sondern stets ein Allgemeines ausdrückt; roth bezeichnet eine Menge ähnlicher Sinneseindrücke in uns und in Millionen von Menschen, in allen Wesen, deren Sehwerkzeuge den unseren gleichartig sind; Baum ist der Ausdruck unserer Vorstellung, in der wir alle großen Pflanzen zusammenfassen. Aber die Gesetze, die Begriffe sind keine Wesen für sich, sondern die constante Wirkungsweise, die allgemeine Wesenheit vieler gleichartiger realer Kräfte, und insofern wir sie in den Dingen erkennen und als das Allgemeine im Besonderen aussprechen, sind wir es, ist es die denkende Subjectivität, welche die Gedanken trägt und bestimmt. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind," — dies maßgebende Wort Kant's sagt es ja, daß Sinnlichkeit und Verstand zusammen sein müssen; in ihm gewinnen wir das Allgemeine, in ihr das Besondere, die individuellen Kräfte sind gesetzlich geordnet und auf einander bezogen innerhalb einer allwaltenden Einheit, die gleich uns real und ideal, Natur und Geist ist.

Otto Liebmann hat den oben erwähnten Gegensatz an die beiden Namen

geknüpft, die den Titel dieses Berichtes bilden. Sein Buch „Analysis der Wirklichkeit" habe ich früher schon als eine Reihe scharfsinniger Untersuchungen empfohlen, und daß es bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte, spricht für das wachsende Interesse an gründlicher philosophischer Erörterung. Es sind Abhandlungen aus allen Gebieten des Erkennens; Raum, Zeit, Bewegung werden behandelt, das Problem des Lebens, das ästhetische wie das ethische Ideal herangezogen. Liebmann ist kein Kantianer, aber er steht innerhalb der großen Errungenschaften Kants: wir wissen unmittelbar nur von uns selbst, von unseren Empfindungen und Gedanken, wir entwerfen unser Weltbild nach Maßgabe unserer Sinnlichkeit und nach dem Causalgesetz in uns. Sind die Gesetze unseres Denkens nicht auch die der Welt, so bleiben unsere Vorstellungen nur subjectiv. Da wir uns aber in der Welt zurechtfinden, nach unserem Erkennen die Natur beherrschen, so zweifeln wir nicht an einer Realität der Dinge, halten aber dabei fest, daß die Art wie wir sie empfinden, wesentlich bedingt ist durch die Beschaffenheit unserer eigenen Natur. Wir haben einen Sinn für das Licht, für die Beziehungen der Dinge zu den Aetherwellen, sie offenbaren sich uns in den Farbenempfindungen; hätten wir so auch einen Electricitätssinn, der uns die electrischen Verhältnisse auf eine specifische Art empfindlich machte, so würden wir ein anderes Weltbild gewinnen.

Platon faßte zwei Gegensätze zusammen, die Lehre Heraklits von dem ewigen Fluß aller Dinge, die Lehre des Eleaten von der Einheit und Unveränderlichkeit des wahren Seins. In der Sinnenwelt ist das beständige Werden, in der Gedankenwelt das Bleibende und Bestehende, die wesentlichen Merkmale, Formen und Gesetze für viele wechselnde Erscheinungen. „Platon durchschaut die rastlose Flucht der Erscheinungen, und erfaßt, die Gedanken der Natur ausdenkend, jene ewige Gestaltung, die als das Beharrliche und Substanzielle im Strom des materiellen Werdens, im rastlos pulsirenden Wechsel von Entstehen und Untergang, Geburt und Tod unwandelbar feststeht als herrschende Normaltypen, wie der Regenbogen auf der immer bewegten Schaar der herabschäumenden und emporsteigenden Tropfen des Wasserfalls." Die constante Form, die vom Vater auf den Sohn sich vererbt, die als das Wesentliche alle Menschen unter sich begreift, die in aller Leben geprägt ist, dies gattungsmäßige Allgemeine nennt Platon die Idee. Sie ist das ewige Urbild, das die räumlich zeitlichen Erscheinungen abbilden, nachbilden; diese sind etwas Bestimmtes dadurch, daß die Materie an einer Idee Theil gewinnt, eine typische Form annimmt. Wie der Künstler nach dem Bilde des Bechers in seinem Geiste die vielen Becher formt, wie wir ein Ding Becher nennen, wenn die Idee des Bechers in ihm zur Erscheinung kommt, so faßt Platon die Ideen als das maßgebende in der Sinnenwelt, aber ihr wahrer Ort ist doch der Geist, sie sind die ewigen Musterbilder der weltlichen Dinge, alle umfaßt von der höchsten Idee, der des Guten, und dies selber macht das Wesen Gottes aus.

Dem entgegen stellte bereits das Alterthum die Lehre von dem Stoff, welcher immer bleibt, während die Formen wechseln; er zieht sich durch alle Metamorphosen der Gestalt als die beharrliche Grundlage hindurch.

Nach Demokrit's Vorgang lehren Epikur und Lucrez: das Wesen der Natur besteht in einem Schwarm von Atomen im leeren Raum; wie blinde Nothwendigkeit und planloser Zufall sie treibt, verbinden sie sich, trennen sie sich und bringen so

bald diese bald jene Gestalt der Dinge hervor; nur das behauptet seine Stelle, was gerade am lebensfähigsten geworden ist. Und predigt das nicht auch heute „der Heuschreckenschwarm der oberflächlichen Volksaufklärer“, von denen Liebmann sagt: „Sie fressen Papier und produciren Wind.“? Zu einem öden, ideenlosen Chaos ohne Sinn und Vernunft verzerren sie die Entwicklungslehre, welche unsere größeren Geister begründet haben, für die Darwin einige neue Hebel und Schrauben fand und die er allgemein zum Bewußtsein des Volkes brachte. Darwins Gegensatz zu Platon besteht für mich darin, und das hebt Liebmann nicht genug hervor, daß für ihn die organischen Bildungsgesetze und Formen nicht für sich reale Wesenheiten sind, sondern erst durch die lebendigen Kräfte verwirklicht werden, die im Ringen mit einander sich steigern und immer Vollkommeneres hervorbringen. Und da, scheint mir, hat Agassiz das versöhnende Wort zwischen Platon und Darwin gesprochen: „Die innere Ordnung und der gemeinsame Organisationsplan in der Reihe der Thierformen bis hinauf zum Menschen ist der unwiderlegliche Beweis, daß wir es hier mit ins Leben gerufenen Gedanken zu thun haben; in den großen organischen Gesetzen der Natur treten uns die ureignen Gedanken Gottes vor Augen.“ Das sind die Platon'schen Ideen, aber nicht als für sich fertige Wesenheiten, die sich in der Natur abspiegeln, sondern als die in der Urphantasie des Weltprincips geschauten Bildungsziele, welche durch die realen thätigen Kräfte in deren sich steigernder Entwicklung verwirklicht werden. Und so sprechen Darwins Freunde Lyell und Huxley von der ursprünglichen Anordnung, von der alle Erscheinungen der Welt die Ergebnisse sind, und betonen die vollkommene Harmonie des Planes und Zweckes im Emporgange des Lebens; Darwin selbst setzt den Schöpfer voraus, der den Keim alles Lebens also erweckt, daß aus dem Einfachen das Schönere, Reichere, Größere sich entwickelt.

Liebmann fragt: „Worin besteht der Hauptunterschied der organischen und unorganischen Natur?“ Er antwortet: „Darin, daß dort die Form wesentlich, hier zufällig erscheint. Dem unorganischen Naturproduct ist seine Form nicht angeboren, nicht von innen bestimmt, nicht anerschaffen, sondern äußerlich aufgenöthigt, von fremder Gewalt aufgezwungen; seine Form ist gemacht, nicht gewachsen: so die Gestalt der Rauchwolke, des Springbrunnens, der Gebirge und des Continents auf dem Erdboden, des bemeißelten Marmorblocks. Ihnen ist ihre Form gleichgiltig. Dagegen nimm einer Pflanze, einem Thier seine Gestalt, zermalme sie mechanisch, zersetze sie chemisch, und sie haben aufgehört zu sein, was sie waren, Pflanze und Thier. Lebendige oder organische Naturwesen sind die, welche bei unablässigem Stoffwechsel ihre substantielle Form beibehalten. Der Typus einer Thier- oder Pflanzengattung erhält sich von Generation zu Generation. Und diese Erblichkeit und Permanenz des Typus erstreckt sich auf alle charakteristischen Eigenschaften; wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. So stellt der Stammbaum oder die Generationsreihe einer homogenen Klasse von Organismen sich dar wie eine einzige zeitlich distrahirte Gattungsidee, zu der die einzelnen individuellen Glieder sich verhalten wie vergängliche Copien zu einem constanten Urbild. Und weil der Kitt, der die räumlich zeitliche Vielheit eines Stammbaums gleichförmiger Organismen zusammenhält, nichts anderes ist als der Proceß der Zeugung, in welchem die Gattungsidee sich zu concentriren und mit all ihrer Kraft zu wirken scheint, so beweist es

tiefen Einblick, daß Platon die geschlechtliche Liebe als etwas Göttliches, Erzeugung und Empfängniß als das Unsterbliche im sterblichen Leben bezeichnet.

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt. (Göthe.)

Wie im Wechsel der Gedanken, Stimmungen und Bestrebungen das Ich oder persönliches Selbstbewußtsein identisch beharrt, so im Stoffwechsel des Körpers die leiblichen Physiognomie, die sichtbare Individualform. Wie Geburt und Tod sich zur Gattung verhalten, so Ernährung und Secretion zum Individuum. Das Leben der Pflanze und des Thiers ist Evolution oder Explication der im Keime latenten unsterblichen Gattungsidee. Alexander von Humboldt sagt: „Die urtiefe Kraft der Organisation fesselt, trotz einer gewissen Freiwilligkeit im Entfalten einzelner Theile, alle thierischen und pflanzlichen Gestaltungen an feste ewig wiederkehrende Typen.“ Liebmann zieht mit glücklichstem Griff den Magnetismus heran. Wenn man Eisenfeile in die Nähe eines kräftigen Magneten bringt, so hängt sie sich an ihn fest und gruppirt sich in geometrisch symmetrischen Figuren. In charakteristisch geformten Büscheln starren die Eisentheilchen strahlenförmig hinaus, ihre Gestalt versichtbart die sonst unsichtbaren magnetischen Kraftstrahlen, sowie Chladni's Klangfiguren die Knotenlienien der bebend tönenden Metalltafel. Eine plastische Kraft verwandelt das formlose Aggregat in eine bedeutungsvolle Gestalt. Und zeigen die Zellen, die Fasern, die Blüthen der Pflanzen, das Scelett, das Muskel- und Nervensystem des Wirbelthieres nicht auch ein herrschendes Schema, eine active Form? Werden uns hier nicht auch Kraftstrahlen versichtbart? Nur der Magnet verbindet die Eisenspähne in der magnetischen Strahlenfigur und der Organismus gibt den an sich unorganischen Stoffen eine organische Gestalt. Dabei sind alle physikalischen und chemischen Gesetze in Giltigkeit; das Leben thut nichts gegen ihre Natur; aber so wenig Eisen, Kohle, Wasser sich zur Dampfmaschine verbinden, so wenig machen Kalk, Stickstoff, Phosphor &c. von sich aus den Menschen. Der Verstand construirt nach seiner Zweckidee die Maschine, indem er die Naturkräfte combinirt und nach ihren immanenten Gesetzen zusammen wirken läßt. So nimmt der Organismus die anorganischen Stoffe in sich auf, und der Keim erbaut sich den lebendigen Leib nach organischen Bildungsgesetzen. Die Materialisten thun als ob Kraft, Materie, Gesetz kein Geheimniß mehr wären, sie leugnen das X, das Unsichtbare, Geheimnißvolle, das noch hinzukommen muß, damit die anorganischen Stoffe und Kräfte zum lebendigen Organismus werden. Darwin hat dies X anerkannt, er nannte es den Hauch des Schöpfers. Das Volk pflegt es Seele zu nennen, und ich sehe darin dasselbe Princip, das den Leib gestaltet, und im Leib das Organ, um mit der Welt empfindend und wirkend zusammenzuhängen, und über der Sinnenwelt das ideale Reich des Sittlichen, des Guten und Schönen aufzubauen.

Daß unser geistiges Leben im engsten Zusammenhange mit dem leiblichen steht, hat Liebmann besonders in dem Capitel „Gehirn und Geist“ erörtert. Aber er fügt hinzu: „Ist für uns das Gehirn Denkorgan und können wir so wenig ohne Gehirn denken wie ohne Augen sehen, so folgt daraus noch gar nicht, daß überhaupt ohne Gehirn kein Denken möglich sei; begleitet, vielleicht bedingt und getragen sehen wir die Geistesthätigkeit von Bewegungen der Gehirnmoleküle, aber daraus folgt noch nicht, daß sie dadurch verursacht werde.“ So sagt der berühmte

Irrenarzt Griesinger: „Wüßten wir auch alles, was im Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen und elektrischen Processe bis in ihr letztes Detail durchschauen, was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische, ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen. Wie es zu diesem werden kann, dies Räthsel wird wohl ungelöst bleiben; und ich glaube, wenn heute ein Engel vom Himmel käme und uns alles erklärte, unser Verstand wäre gar nicht fähig, es zu begreifen." Liebmann legt dar, wie in unserem Bewußtsein verschiedene Vorstellungsreihen abwechselnd nebeneinanderlaufen, sich mannigfach verschlingen. Da sind einmal die Empfindungen und Anschauungen, die durch die Sinneseindrücke naturnothwendig hervorgerufen werden. Da sind zweitens die Erinnerungsbilder, die in uns auftauchen, die früher gewonnenen Vorstellungen, die sich untereinander nach eigener Wahlanziehung verbinden, und mit denen die Phantasie schaltet und waltet. Da ist drittens der verständige Gedankenverlauf, ein Unterscheiden und Vergleichen, ein Schließen und Urtheilen, das wir mit Absicht um eines Zweckes willen vornehmen. Unsere Empfindungen entsprechen nothwendig den Eindrücken der Außenwelt. Im Spiel unserer Erinnerungsbilder herrschen Associationsgesetze, und es ist durch unser Naturell bedingt; im verstandesmäßigen Gedankenlauf gelten die logischen Normen. Wird das alles von unserem Hirnmechanismus hervorgebracht, so erwäge man, daß in ihm alles mit Nothwendigkeit nach den Naturgesetzen der Materie geschieht, während wir doch das Bewußtsein haben, daß wir mit Absicht, mit Willkür unsere Gedanken aufeinander beziehen, daß die Gesetze der Ideenassociation und der Logik in unserem Geiste walten und die Folge der Gedanken bestimmen; es müßte der Gehirnapparat so eingerichtet sein, daß er alles naturnothwendig leistetete, aber dabei doch das Bewußtsein erzeugte, daß auch psychisch-intelectuelle Gesetze seine Erzeugnisse beherrschen. Wir machen einen Unterschied vom Falschen und Wahren, wie ist das möglich, wenn alles naturnothwendig ist? Ohne ein logisches Apriori in unserer Intelligenz gäbe es keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum; es ist der Gattungstypus der menschlichen Intelligenz. Bringt aber die Natur das Logische hervor, dann liegt es auch ursprünglich in ihr, dann ist das Princip der Dinge vernünftig. „Die Natur kann, obwohl überall nach mechanischer Causalität, mit blinden Kräften wirkend, nicht blos im causalen Mechanismus bestehen, wenn sie mittelst dieses Mechanismusses ein logisches Organ wie das Gehirn hervorbringt. Eine Druckschrift, die ich lese, obwohl sie von A bis Z und von der Construction der Druckerpresse bis zur Vollendung des Reindrucks, durch lauter causalen Mechanismus entstanden ist, sie weist, vermöge ihrer logischen Anordnung, mit Nothwendigkeit auf ein logisches Princip zurück, ohne dessen Wirksamkeit nicht Sinn, sondern Unsinn zu Tage gekommen sein würde. Eben dies gilt in außerordentlich viel höherem Grade vom menschlichen Gehirn; und man wird also zu der Idee genöthigt, daß dem durchgängigen Naturmechanismus etwas eminent logisches zu Grunde liegen muß. Ist die Vernunft Naturproduct, so muß die Natur Vernunft haben."

Damit sind wir wieder bei den Ideen angelangt. Es sind geistige Anschauungen, die in den organischen Formtypen durch die Naturkräfte verwirklicht werden. Das Reale und Ideale wirken zusammen, weil ihr gemeinsamer Lebensgrund Natur und Vernunft in Einem ist.

Ueber poetische Landschaftsmalerei.

Von
Heinrich Viehoff.
Trier.

Wer heutiges Tages über poetische Landschaftsmalerei schreibt, darf einer freundlich entgegenkommenden Stimmung weder bei der Kritik, noch bei der Lesewelt gewärtig sein. Die Zeiten eines Thomson, Brockes, Kleist d. ält. u. s. w., wird man sagen, sind längst vorüber; wozu noch eine Abhandlung über dichterische Landschaftsmalerei? Ist diese doch nur ein Zweig der beschreibenden Poesie, und der ganzen beschreibenden Gattung hat schon Goethe das Urtheil gesprochen; denn er läßt nur folgende drei Grundformen der Poesie gelten: die epische („die klar erzählende", wie er sie definirt), die lyrische („die enthusiastisch aufgeregte") und die dramatische („die persönlich handelnde") — eine Dreitheilung, bei der die beschreibende Poesie ebenso wenig wie die didaktische einen Platz findet. Kenner der griechischen Literatur weisen ferner darauf hin, daß die beschreibende Poesie bei den hellenischen Dichtern nicht als selbstständige Dichtungsart, sondern nur im Dienste jener drei Hauptgattungen aufgetreten sei, und sehen zumal in der modernen Behandlung der poetischen Landschaftsmalerei, welche von den Alten so bescheiden und maßvoll gehandhabt wurde, eine bedauerliche Verirrung.

Darin hat man nun allerdings Recht, daß für umfangreiche selbstständige beschreibende Dichtungen, wie Kleist's Frühling, Thomson's Jahreszeiten u. dgl. die Zeit vorüber ist; allein selbst die neuesten Dichter lassen es sich nicht nehmen, von der Kunst der poetischen Malerei, besonders der landschaftlichen, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. In epischen und Romandichtungen bilden Landschaftsgemälde oft große und glänzende Partien, und manches beliebte und gepriesene lyrische Gedicht ist seinem Stoff nach ein beschreibendes zu nennen. Es fragt sich auch sehr, ob Goethe zu jener Ausschließung der beschreibenden und der Lehrpoesie berechtigt war. Will man die verschiedenen Dichtungen auf möglichst wenige Grundformen oder Hauptgattungen zurückführen, so darf man deren nur zwei aufstellen: 1. die subjective Poesie, welche die künstlerische Bewegung des Subjects, die Begeisterung des Dichters, direct oder unmittelbar kund giebt — und das ist die lyrische Poesie; 2. die objective Poesie, welche das den Dichter begeisternde Object darstellt, also seine Begeisterung nur mittelbar ausdrückt. Die objective Poesie theilt sich in zwei Arten, deren erstere vorzugsweise die Gedankenwelt zum Object hat — und das ist die didaktische Poesie; die zweite Art, die es mit Gegenständen, welche vorherrschend unsere Einbildungskraft beschäftigen, zu thun hat, zerfällt wieder in folgende zwei Unterarten: 1. diejenige, die ihre Objecte als coexistirend, im Raum nebeneinander befindlich (als Bild), 2. diejenige, welche sie als successiv, in der Zeit aufeinanderfolgend (als Handlung) darstellt. Die erstere Unterart ist die beschreibende Poesie. Die zweite Unterart spaltet sich nochmals in zwei Unterunterarten: 1. die epische Poesie, welche das Successive als ein Vergangenes; 2. die dramatische, welche das Successive als ein Gegenwärtiges vorführt. In schematischem Ueberblick stellt sich diese streng dichotomische Eintheilung so dar:

Poesie

I. subjective (lyrische P.) — II. objective

A. Phantasieobjecte — B. Gedankenobjecte (didaktische P.)

a. coexistirend dargestellt (beschreibende P.) — b. successiv dargestellt

α. vergangen dargestellt (epische P.) — β. gegenwärtig dargestellt (dramatische P.)

Aus der Begriffsbestimmung der didaktischen und der beschreibenden Gattung ergiebt sich sofort, warum beide sich weniger reich entwickelt haben, als die lyrische, epische und dramatische. Bei der didaktischen liegt der Grund eben darin, daß die Gedankenwelt ihr Object ist. Unzertrennlich von dem Wesen und Wirken der Dichtkunst ist ein freies und harmonisches Spiel der Geistesvermögen, eine lebhafte Erregung des Gemüths, eine energische Thätigkeit der Einbildungskraft, und auch der äußere Sinn verlangt harmonische und wohlthuende Eindrücke. Es giebt aber kaum etwas mit der poetischen Stimmung Unverträglicheres, als ein ernst- und mühevolles, Phantasie, Gefühl und Sinnlichkeit in engen Schranken haltendes Denken und Forschen. Alles demnach, was ein solches abstractes Denken fordert, eignet sich nicht zu poetischer Verwendung. Ergebnisse der Forschung dagegen, Erkenntnisse, die des Denkenden Gemüth erheben und seine Phantasie beflügeln, ohne ihm erst die Verfolgung einer langen Kette von Schlüssen zuzumuthen, gewähren allerdings angemessenen Stoff zu Dichtungen. Wenn der Dichter von dem Einklange der Naturkräfte, von der Weisheit und Macht, die sich ihm hier kund giebt, begeistert wird, wenn er mit Entzücken „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt"; oder wenn ihn das Göttliche in der Menschenseele, wenn ihn der Reichthum der Folgerungen, die ein genialer Forscherblick einschließt, mit Bewunderung erfüllt; oder wenn er mit dankbarer Rührung der Erkenntnisse und Wahrheiten gedenkt, die ihm Leitsterne auf seinen Bahnen in Leben und Kunst gewesen: so kann sich die Bewegung seines Innern unmittelbar aussprechen — und dann entsteht ein lyrisches Gedicht; er kann aber auch, statt auf den Ausdruck seiner Gemüthsbewegung den Hauptaccent zu legen, vielmehr die Herrlichkeit des Gegenstandes, die Erkenntnisse, aus denen seine Begeisterung quillt, die objective Wahrheit verkünden — und dann entsteht ein didaktisches Gedicht.

Einer reichern Entfaltung der beschreibenden Poesie steht gleichfalls ihre Aufgabe, nämlich der Umstand im Wege, daß sie das Coexistirende darzustellen hat. Naturgemäß fällt, wie Lessing im Laokoon nachgewiesen, die Darstellung des Coexistirenden einer anderen Kunst und zwar der bildenden zu, welche nicht, wie die Poesie, durch successive Zeichen wirkt, sondern sich gleichzeitiger, im Raume nebeneinander geordneter Zeichen bedient. Lessing hat dort aber auch gezeigt, wie beschreibende Poesie dadurch möglich wird, daß der Dichter das Coexistirende in ein Consecutives verwandelt, indem er das Bild vor dem Geistesauge des Lesers oder Hörers Theil auf Theil entstehen läßt. Es fällt die beschreibende Poesie darum doch nicht mit der epischen zusammen; ihr Zweck, die Erzeugung eines Bildes in der Phantasie des Hörers, bleibt immer noch von der Aufgabe des epischen Gedichtes, der Vorstellung einer Handlung, verschieden.

Auch was man von der ganz untergeordneten Rolle sagt, welche die beschreibende Poesie, besonders die Landschaftsmalerei, in den Dichtungen der Alten gespielt

habe, stellt sich bei näherm Zusehen als viel zu stark aufgetragen heraus. Gervinus übertreibt, wenn er in seiner Literaturgeschichte behauptet: „Das ganze Alterthum kannte keine Freude an der Natur.“ Eher darf man mit K. O. Müller sagen, daß der griechische Geist einem sentimentalen Verweilen bei der Natur abhold gewesen sei. Aber wie wenig es den Griechen an Empfänglichkeit für Natureindrücke gemangelt habe, beweisen ihre Dichtungen zur Genüge. Aus einer sehr reichen Sammlung von Belägen hierfür gebe ich nur einige. Homer schildert (Il. VIII., 555 ff.) in einem Gleichniß eine schöne Mondnacht:

Wie, wann hoch an dem Himmel die Stern' um den leuchtenden Mond her
Scheinen in herrlichem Glanz, wann windstill ruhen die Lüfte:
Hell sind alle die Warten der Berg' und die zackigen Gipfel,
Thäler auch; doch in der Höh' ausbreitet der Aether sich endlos,
Schaut man die Sterne gesammt, und herzlich freut sich der Hirte.

und dagegen (Od. XII., 312 ff.) eine stürmische Wolkennacht:

Als nun ein Drittel der Nacht noch war und die Sterne sich neigten,
Sandt' unermeßlichen Sturm der Herrscher im Donnergewölk Zeus
Mit des Orkans Aufruhr, und ganz in Wolken verhüllt' er
Erde zugleich und Gewässer, und dicht von dem Himmel entsank Nacht . . .

Das gemüthliche Interesse, mit welchem der alte Sänger die organische Natur betrachtete, blickt aus vielen Vergleichungen hervor. So erinnert ihn das Hinsinken einer Menschengeneration nach der andern an das alljährige Fallen des Laubes im Herbste (Il. IV., 483 ff.):

Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling.
So auch ein Menschengeschlecht; dies wächst und jenes verschwindet.

Der schöne Simoesios, von Aias Speer gefällt (Il. XVII., 53 ff.), erscheint ihm der Pappel gleich,

Die in gewässerter Au des geräumigen Sumpfes emporwuchs,
Glatten Stamms, nur oben entsproßten ihr grünende Zweige,
Welche der Wagener jetzt abhaut mit blinkendem Eisen —
Welkend liegt sie nunmehr am Rande des rinnenden Baches.

Das sind freilich sämmtlich nur schlichte, kindlich naive, skizzenhafte Naturschilderungen, nicht voll jener ahnungsreich schwärmerischen Innigkeit, die uns aus modernen dichterischen Naturbildern entgegenathmet, z. B. aus Uhland's Sonntagsfrühe („Das ist der Tag des Herrn“), wo den Dichter süßes Graun, geheimes Wehn ergreift, als knieten Viele ungesehn und beteten mit ihm; oder aus Goethe's Ganymed, wo ein herrlicher Frühlingsmorgen die religiöse Stimmung im Dichter weckt, daß er, von herabschwebendem Lichtgewölk in den weichen Schoß genommen, empor an das Herz der ewigen Liebe gehoben zu werden glaubt. Doch ist auch in dieser Beziehung bei den hellenischen Dichtern eine allmälige Annäherung an die neuern wahrzunehmen. Schon bei Anakreon finden sich in beschreibenden Partien oft Anklänge an modernes Empfinden, z. B. wenn er der Rose ein begeistertes Loblied singt, oder die Cicade, die liebe Kleine, selig preist, die auf der Bäume Zweigen, von geringem Trank begeistert, singend wie ein König lebt; oder wenn er zum Ausruhn auf dem Schattensitz bei der Linde ladet:

Komm, ruh aus im kühlen Schatten
Hier des Baumes! Sieh, er schüttelt
Seiner zarten Blätter Fülle
An den jungen weichen Zweigen.

Und daneben lockt die Quelle,
Süßen Redestrom ergießend.
Wer, der Solches wahrnimmt, miede
Wohl der Einkehr holde Stätte?

Reicher entfaltete sich noch die poetische Landschaftsmalerei in den Dichtungen der drei großen griechischen Tragiker. Um nur einige Partien aus Sophokles anzudeuten, erinnere ich an die Schilderung des lieblichen Eumeniden-Hains im Oedipus auf Kolonos, an Philoktet's rührenden Abschied vom rauhen Felseneiland Lemnos, der dem Lebewohl der Schiller'schen Johanna an ihre „Berge und geliebten Triften" sich zur Seite stellen kann, und an die letzten Grüße, die Aias, zum Tode von eigener Hand entschlossen, an des Tages lichten Glanz, an seine Heimat und an die troischen Gestade, Quellen und Flüsse richtet. Bei Euripides treten uns, wie überhaupt in seiner Poesie, so auch in der Naturmalerei, Züge, die noch stärker an die neuere Dichtkunst gemahnen, entgegen. Desgleichen in vielen Stücken der griechischen Anthologie. Da begegnet uns z. B. auch die in modernen Landschaftsgemälden so häufig benutzte Poesie der Ruinen. Wehmüthig erbauen die Vöglein ihre Nester im zerstörten Sparta; Mykene's gewaltige Veste, in Trümmer zerfallen, „einst die sicherste Burg göttlicher Fürsten", klagt:

Weidplatz bin ich nunmehr, durchwandert von Schafen und Rindern;
Nur der Name verblieb mir von dem alten Besitz . . .

und kaum dürfte Jemand Verse der griechischen Anthologie erkennen, wenn er folgende daraus entnommene einem neuern Gedicht eingeflochten fände:

Thauig und frisch glänzt mitten im Hain die blumige Wiese,
Herrlich mit Rosen besät, lieblich mit Veilchen umkränzt.
Ringsum schallt Philomelens Gesang; in feurigem Wettkampf
Tönt das frohe Gezirp munterer Grillen darein.
Murmelnd durchgleitet der zögernde Fluß das bebüschte Gestade,
Küßt im Vorüberfliehn zärtlich die Blumen am Rand u. s. w.

Also mit der vielbesprochenen Enthaltsamkeit der Alten von poetischer Naturmalerei ist es nicht gar weit her; und so wollen wir es auch den Dichtern der Neuzeit nicht verargen, wenn sie fort und fort ihre Schöpfungen an geeigneten Stellen mit Natur- und besonders mit Bildern schöner Landschaften ausstatten. Es hat sich dieser Zweig der beschreibenden Poesie bei den Neuern zu einer bedeutenden Kunststufe erhoben, und ein anziehendes Studium ist es, den verschiedenen Kunstmitteln und Kunstgriffen nachzuspüren, wodurch sie, von ihrem dichterischen Instinct geleitet, die eigenthümlichen Schwierigkeiten der poetischen Malerei zu überwinden gewußt haben. Diese Mittel sämmtlich zu erörtern, gestattet hier der Raum nicht; ich werde nur diejenigen kurz besprechen, die man zur Darstellung landschaftlicher Scenen, zumal solcher, worin Ruhe und Einsamkeit herrscht, in Anwendung zu bringen pflegt.

Der Dichter als Landschaftsmaler findet sich offenbar seinem Sujet gegenüber in einer vortheilhaftern Lage, wenn er eine Scene voll Bewegung, Kraft und Leben, etwa einen Vulcanausbruch, einen Seesturm oder verheerenden Landorkan, einen donnernden Wasserfall, ein majestätisches Gewitter, einen herrlichen lebenweckenden Sonnenaufgang, einen tropischen Urwald voll der üppigsten Flora und Fauna, als wenn er eine stille Mondnacht, eine weite Einöde, eine schauerliche Wüste, eine einsame, Ruhe und Frieden athmende Landschaft darzustellen hat. Im erstern Falle mag er sich vielleicht durch die Ueberfülle des Stoffs bedrängt fühlen, und die Auswahl der prägnantesten Züge so wie die Gruppirung des Mannigfaltigen zu einem einheitlichen Ganzen ihm nicht leicht werden; aber er ist doch hier, wo er Successives,

Bewegung, Leben zu schildern hat, als Dichter recht in seinem Element. Ganz anders, wo es die Vergegenwärtigung von Ruhe und Einsamkeit gilt. Schweigen, Oede, Mangel an Regung und Leben lassen sich ja nicht positiv darstellen, weil sie negativer Art sind und somit keine oder doch nur wenige benutzbare Züge dem Künstler bieten. Um so interessanter ist es, sein Verfahren in solchen Fällen zu verfolgen.

Sehr oft führen die Dichter Phantasie und Gemüth des Lesers oder Hörers zu dem beabsichtigten Eindrucke von Stille und Einsamkeit auf den Stufen einer kurzen Schlußreihe. Zwei einfache Schlüsse besonders dienen dazu, die Hervorbringung dieses Eindrucks zu vermitteln.

Erstens stellt der Dichter leise nahe Klänge, die, wenn die Umgebung nicht ruhig ist, unvernommen bleiben, als hörbar dar. Aus dem Vernehmen solcher Klänge wird die Ruhe der Umgebung gefolgert. So läßt Salis in dem Gedicht Abendbilder „Nur die Grillen noch im Stillen zirpen" und den „Käfer streifen". Uhland sagt in seinem Morgenlied:

Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen . . .

und E. Kleist in seinem Irin:

Wie lieblich flüstert hier im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub;
Und wie so leise rauscht die Saat
In grünen Wellen dort daher,
Vom lauen Winde sanft bewegt!

Matthisson läßt in seinem Gedicht Abendlandschaft nur „die Rüstern am Druidenaltar flüstern"; und in Freiligrath's Löwenritt (einem Gedicht, das zwar der Hauptsache nach ein schauerliches Nachtstück aus dem Thierleben, aber zugleich ein wirkungsvolles Gemälde einer mondbestrahlten öden Sandwüste ist) heißt es:

Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Zweitens stellt der Dichter fernes Geräusch, das gewöhnlich überhört wird, als vernehmlich dar, wie fernes Geläute, das Rauschen eines entfernten Mühlenwehrs, Wasserfalls u. dgl. So Uhland in dem Gedicht Sonntagsfrühe:

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur
Dann Stille nah und fern . . .

und Schiller im Geheimniß:

Leis schleich' ich her in Deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt;
Verbirg in Deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt.
Von ferne mit verworrnem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag u. s. w.

Hierbei ist es nun sehr bemerkenswerth, daß intermittirende, von Zeit zu Zeit wiederkehrende Laute aus der Ferne das Gefühl der Stille und Einsamkeit besonders stark hervorrufen und daher in bezüglichen Schilderungen mit Vorliebe verwendet werden. So beschreibt Volney in seinem Werke Voyage en Egypte eine endlose graue Einöde, worin sich kein Leben regte, kein Laut ertönte: seulement, à de longs intervalles, l'on entendait au loin les lugubres cris de quelques oiseaux de nuit et de quelques chacals. Aehnlich stellt Chateaubriand in seinem Génie du Christianisme eine nordamerikanische Einöde dar: „Ringsum in der Nähe waltete Schweigen und Ruhe, wenn nicht etwa ein Blüthenblatt herniedersäuselte, ein Lüftchen leise vorüberwehte; aber fernher scholl dann und wann (par inter-

valles) ein feierliches Rauschen vom Niagara-Katarakt herüber"; und in der Beschreibung einer nächtlichen Wasserfahrt bei Neapel sagt Heyse: „Eine heilige Stille schwebte über den Wassern, nur zuweilen durch fernen eintönigen Rudertact unterbrochen, und wenn hier und da ein Bewohner der Tiefe emporsprang."

Weil Scenen größter Ruhe und Einsamkeit der Poesie so spärliche positive Züge für die Darstellung bieten, versuchen die Dichter bisweilen, mittelst gehäufter negativer Züge die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen, so ungern sie im Allgemeinen zu dergleichen ihre Zuflucht nehmen. Sie wählen dann aber gerade zur Verneinung solche Züge, deren Bejahung auch wirksam sein würde. Durch diese negirende Schilderung soll der Leser zu der Vorstellung tiefster Ruhe mittelst folgender etwas größeren Schlußkette gelangen: „Sonst hört man doch in stiller Umgebung etwa noch das Summen einer Biene, das Flüstern des Schilfs, das Murmeln einer Quelle; wie still muß es erst sein, wenn man sogar nichts dergleichen vernimmt!" Ein Beispiel wird das, was ich meine, in helleres Licht stellen. Kind schildert Waldstille in folgender Weise:

Kein West bewegt der Bäume Schatten,
Kein Käfer fliegt auf diesen Matten,
Kein goldnes Bienchen summt;
Die Oede nur verbreitet Schauer,
Der Ton der Freude wie der Trauer,
Selbst Echo ist verstummt;
Nicht Specht, nicht Kuckuck ruft.

Hinan, herab die grauen Rinden
Ist keines Würmchens Spur zu finden,
Nur Epheu, alternd Moos;
Kein leis Geflüster weht im Schilfe,
Und von den Halmen bläst kein Sylphe
Ein Blüthenblättchen los;
Nur heil'ges Schweigen herrscht.

Hier rinnet ohne Laut die Quelle,
Und in des Wassers Spiegelhelle
Beschaun sich unbewegt
Die saft'gen Sprossen gelber Weiden;
Sie müssen die Erquickung meiden,
Weil sich kein Lüftchen regt,
Das sie zum Bade zieht.

Wie? waltet nichts, als tiefste Stille?
Begrüßt selbst die geschwätz'ge Grille
Heut nicht den Abendstern? —
Sieh, dort seh' ich die Haseln nicken!
Ein schlankes Reh mit scheuen Blicken
Kommt, stutzt von fern
Und starrt mich fragend an.

Man sieht, hier reiht sich ein negirender Zug an den andern. Doch wird man schwerlich auf ein poetisches Gemälde stoßen, welches ausschließlich aus solchen bestände. Etwas Positives wird sich wohl in allen finden; wie denn auch Kind in dem obigen Gedichte das schüchterne Reh in der Schlußstrophe als etwas wirklich Erscheinendes einführt.

Es läßt sich, weil dem Dichter eine directe Darstellung landschaftlicher Scenen, denen es an Leben und Bewegung fehlt, besonders schwer wird, von vornherein erwarten, daß er bei ihnen einen um so reicheren Gebrauch von indirecten Kunstmitteln machen und allerlei Hülfswirkungen, die er auch bei anderweitiger poetischer Malerei benutzt, zur Unterstützung heranziehen werde; und das finden wir auch bei näherem Zusehen fast immer bestätigt. Solche Kunstmittel bieten z. B. die zwei Lessing'schen Regeln (im Laokoon): 1. Stelle den zu malenden Gegenstand nicht als einen fertigen, vollendeten, sondern als einen entstehenden, werdenden und wachsenden dar, so wird der fremden Einbildungskraft seine Erschaffung erleichtert; 2. Willst Du Schönes malen, so stelle das Wohlgefallen, das Entzücken, die Zuneigung, die es erregt, dar; es tritt dann das Schöne von selbst vor die fremde Phantasie; ferner die Regel Jean Paul's, die er nicht besonders glücklich Aufhebung benennt: Zeige, damit die fremde Phantasie eine Gestalt kräftig auf-

fasse oder richtiger gesagt, energisch schaffe, zuerst den Vorhang, die Decke, die Hülle derselben, und dann erst die Gestalt selbst. — Ich habe mich von früher Jugend an um die Auffindung solcher von den Dichtern meist unbewußt angewandter Kunstmittel eifrig bemüht, und schon 1834 in dem längst vergriffenen Schriftchen „Wie malt der Dichter Gestalten?“ eine ziemlich lange Reihe derselben aufgestellt, die ich dann in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrgang 1843) in zwei Abhandlungen und in Programmzugaben der Trierer Realschule weiter zu entwickeln und durch Zurückführung auf allgemein anerkannte Sätze der Erfahrungsseelenlehre zu begründen versuchte. Es kann hier nur an einigen Beispielen gezeigt werden, wie sich jene Kunstmittel bei der poetischen Darstellung von Landschaften ruhigen und einsamen Charakters verwerthen lassen.

Lessing's Rath, beim dichterischen Malen das Simultane in ein Successives zu verwandeln, d. h. das Daseiende als ein Entstehendes zu schildern, läßt sich selbstverständlich bei der Landschaftsmalerei nicht leicht befolgen. Goethe hat sich über die Schwierigkeit in seinem reizenden Gedichte Amor als Landschaftsmaler durch eine poetische Fiction hinwegzuheben gewußt: er läßt die Landschaft als Gemälde von Amor's Hand Zug für Zug entstehen und werden:*)

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel.
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe . . .

Da findet sich Amor ein und erbietet sich, ihm ein hübsches Bild zu malen.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen.
Oben malt' er eine schöne Sonne u. s. w.

Offenbar sind dergleichen mythologische Kunstgriffe nur ausnahmsweise einmal anwendbar. In weiterem Umfange kann jedoch der landschaftmalende Dichter sich des von Lessing angegebenen Kunstmittels bedienen, wenn er es in etwas veränderter Art gebraucht, indem er nämlich vor einer Person des Gedichtes die Landschaft Theil auf Theil sich entfalten läßt, also indem er an die Stelle eines successiven Entstehens ein successives Erscheinen setzt. So entwickelt sich z. B. im Eingange des Buches Euterpe von Goethe's Hermann und Dorothea das Landschaftsbild allmälig vor den Augen der wandernden Mutter, die ihren Sohn aufsucht. Noch wirksamer wird das Kunstmittel, wenn sich die Jean Paul'sche Aufhebung hinzugesellt, d. h. wenn eine vorherige Verhüllung des Bildes das Interesse spannt, so daß bei der allmäligen Enthüllung das innere Auge die Gestalten kräftiger ergreift, wie z. B. in folgender Romanstelle:

„Wir waren spät in der Nacht im Schlosse angelangt. Der Graf hatte mir ein Zimmer geben lassen, das eine der schönsten Ansichten der gepriesenen Landschaft gewährte. Die Morgendämmerung rief mich schon aus dem Bette. Als ich aber die Vorhänge der Fenster weggezogen, starrte ich in einen grauen Nebel, der mir sogar die nächsten Gegen-

*) Die nähere Veranlassung des Gedichtes giebt mein Leben Goethe's (Vierte Aufl. III. 108 bis 111.)

stände verbarg. Die Wellen des Flusses, an dessen Rande sich der steile Schloßfelsen erhebt, hörte ich unten plätschernd sich brechen, hörte schon Menschen am Ufer geschäftig schalten und rufen, Bretter fällen, Kähne rauschen; aber mein Blick entdeckte noch keinen Gegenstand. Endlich begann der Nebel sich zu leichten Wölkchen zu sammeln, die der stärker sich erhebende Morgenwind empor- und forttrieb. Nun erschien der prächtige, blitzende Strom, von Kähnen und Schiffen belebt; die farbenreichen Abhänge der Gebirge enthüllten sich mit ihren nieblichen halbversteckten Landhäusern; die entschleierten Häupter der Berge zeigten Ruinen, die sie stattlich krönten" u. s. w.

Nicht minder wird die Anschaulichkeit eines poetischen Landschaftsgemäldes durch ein anderes Kunstmittel, scharfe Begrenzung oder Einrahmung des Bildes, erhöht, wie in folgender Romanstelle:

„Es hatte sich ein schöner, in satten Farben erglänzender Regenbogen aufgebaut, überwölbt von einem schwächern zweiten. Durch dieses von unsichtbarer Hand hingezauberte Prachtthor sah man in eine Gebirgslandschaft hinein. Die Höhen im Hintergrunde des herrlichen Bildes, von der Sonne angeglänzt, schimmerten mit den tropfenblitzenden Farbenteppichen ihrer Abhänge durch den dünnen Flor des nähern leichten Regens kräftig durch. Mitten unter dem Bogen aber stand, als wäre dieser seinetwegen errichtet, das gräfliche Schloß" u. s. w.

Gemäldeartig wird hier dem geistigen Blick ein Raum abgegrenzt, innerhalb dessen die Phantasie, da sie auf ihn ihre schaffende Kraft beschränkt, lebhaftere Bilder hervorruft, als wenn ihr ein ganzes leeres Panorama zur Belebung und Ausmalung dargeboten wäre. Auf ähnliche Weise leitet Wieland in seinem Agathodämon die Schilderung einer Fernsicht durch Einrahmung des Bildes ein:

„Er hatte mich unter diesen Gesprächen auf eine sanft emporsteigende Anhöhe zu einem Sitze geführt, der, von einem hohen Lorbeergebüsch überschattet, der einzigen Oeffnung gegenüberstand, durch welche die das Thal umgebenden Felsen dem Auge einen herzerweiternden Blick in eine Ferne gestatteten, wo der Azur der Luft in den graulichen Purpur des Meeres zu zerfließen schien" u. s. w.

Ferner erweist sich als kräftiges Kunstmittel, wie überhaupt in der poetischen Malerei, so auch in der Schilderung ruhevoller Landschaften die Personification, diejenige dichterische Figur, welche der bewußt- und empfindungslosen Natur menschliches Bewußtsein und Gefühl leiht. So beseelt Lenau in seinem Gedicht die Wurmlinger Kapelle die Abendlüfte, den Strahl der untergehenden Sonne, die Gräber, die Grabkreuze, den Baum im Abendwinde u. s. w.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimem, frommem Schauern,
Gleich als hätt' ein still Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schaar
Schmiegt sich traulich an die Schwelle.

Alles schlummert, Alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen.

Von allen indirecten ästhetischen Hülfsmitteln ist aber, wie in der gesammten Poesie, so insbesondere in der dichterischen Landschaftsmalerei, und ganz vorzugsweise, wo es Ruhe und Einsamkeit darzustellen gilt, das Associationsprincip von großer Wichtigkeit und Tragweite. Eine Reihe von Beispielen dient wohl am besten dazu, die Wirkungskraft und die mannigfachen Anwendungsarten dieses Princips zu veranschaulichen.

Bekanntlich fliehen gewisse Thiere (Rehe, Hirsche, Hasen, Schwäne u. s. w.) Geräusch und Leben; mit ihrem Erscheinen verknüpft sich daher durch Ideenassociation der Eindruck von Einsamkeit und Ruhe:

Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt dort ein badend Reh.
(Mayer, Waldfrieden.)

Wenn der Hase
Leis im Grase
Nascht und im bethauten Kraut,
Wenn der Hirsch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich um sich schaut . . .
(Salis, Abendbilder.)

Ebenso wecken gewisse Gebäude (eine Eremitenzelle, ein Friedhof, eine einsame Meierei, ein Kloster, eine zertrümmerte Burg u. dgl.) durch Ideenverknüpfung die Vorstellung von Abgeschiedenheit und Stille. In Matthissons Abendlandschaft heißt es:

Goldner Schein
Deckt den Hain
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

und in seinem Mondscheingemälde:

Durch Fichten senkt der Schimmer
So bleich und schauerlich
Auf die bebuschten Trümmer
Der Wasserleitung sich,
Bestrahlt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hellt die bunten Scheiben
Der gothischen Abtei.

Wie sanft verschmelzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuren Massen
Gezackter Felsenreih'n
Dort, wo in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt!

Daß gewisse Klänge gleichfalls durch Ideenassociation den Eindruck der Ruhe verstärken, hat der Leser wohl schon aus manchem vorangehenden Beispiel entnommen. Ich gebe nur noch eines, ein Bruchstück aus der Schilderung einer Nacht in den Tropenländern von Martius:

„Kaum regt sich ein Lüftchen; die nahen Mimosenbäume haben die Blätter zum Schlafe zusammengefaltet und stehen ruhig neben den düstern Kronen der Manga und Jaca. Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirren unterdessen beständig fort und versenken durch ihre Einförmigkeit das Gemüth in süße Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt dazwischen ein Bach den Berg hinab, und der Macuc ruft aus der Ferne mit seiner menschenähnlichen Stimme wie um Hülfe."

Schließlich sei noch bemerkt, daß poetische Darstellungen ruhiger Landschaftsscenen stets eine gewisse Stetigkeit und Eurythmie der Gedanken und Gefühle sowohl als der Bilder verlangen. Die Gedanken und Gefühle müssen sanft miteinander verschmelzen, die Bilder leicht und gefällig sich aneinanderreihen. Schiller, der diesen Punkt in seiner Recension der Matthisson'schen Gedichte hervorhebt, be-

Digitized by Google

zeichnet als Beispiel eines in dieser Beziehung vortrefflichen Stückes die mehrerwähnte Abendlandschaft und fügt hinzu: „Wer erfährt bei diesem Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den eine schöne Sonate auf ihn machen würde? Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was dem Liede eine so musikalische Wirkung giebt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht allerdings diese Wirkung, bringt sie aber nicht allein hervor. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession, es ist die Modulation und schöne Haltung des Ganzen, wodurch es der Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird."

Mit Recht bemerkt Schiller, daß der metrische Wohllaut oder, besser gesagt, die Schönheit der Sprache den musikalischen Effect erhöhe. Wie sehr das der Fall ist, wenn eine Meisterhand bei der poetischen Schilderung den Pinsel führt, möchte ich gern noch an einigen Beispielen veranschaulichen. Der Raum gebietet, mich auf eines zu beschränken. Im folgenden Chor aus Göthe's Faust ist es uns zu Muthe, als ob die Klänge einer Aeolsharfe Alles umflössen und umspielten. Nicht blos das Metrum, auch Alliterationen, wirkungsvolle Reime, schöner Wechsel der Vocale, sanfte Consonantenverbindungen — kurz, der Reiz des ganzen sprachlichen Materials trägt zur Unterstützung des Eindrucks dieser Schilderung einer anbrechenden herrlichen Mondnacht bei:

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran,
Lispelt leise süßer Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glitzern fern,
Glitzern hier, im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht u. s. w.

Die vorstehende Besprechung der poetischen Landschaftsmalerei mußte, um nicht den Leser zu lange in Anspruch zu nehmen, ziemlich flüchtig und rhapsodisch gehalten werden, genügt aber doch vielleicht, um die Ueberzeugung zu wecken, daß wir keinen Grund haben, von der modernen Kunst der poetischen Landschaftsmalerei geringschätzig zu denken, oder gar der ganzen beschreibenden Poesie einen Platz unter den berechtigten Dichtungsarten zu versagen.

Sardanapal.

Von
Franz Reber.
München.

Auf keinem Gebiete der Alterthumskunde ist der Unterschied der Kenntniß von einst und jetzt ein so gewaltiger als auf dem Assyriens. — Vor dem Jahre 1840 beschränkte sich die Geschichte Obermesopotamiens so ziemlich auf eine kahle Erwähnung einiger Städte in der Genesis, auf Notizen von der assyrischen Gefangenschaft, auf beinahe werthlose Angaben im Buch Jonas, und auf die noch werthlosere Sage vom Weichling Sardanapal: die letzteren in der That kaum von

irgend einem Gewicht, denn Jonas erscheint ganz als der aus dem persischen Meerbusen auftauchende Fischmensch Oannes und zwar sowohl durch seine Verbindung mit dem Meerungeheuer als durch seine civilisatorische Mission; und Sardanapal war weder ein Weichling noch derjenige König, unter welchem Ninive fiel, im Gegentheil ein Held und jener Despot, unter dem Assyrien den Höhepunkt seiner Macht erreichte. Auch in Bezug auf Culturleistungen beschränkte sich die Kenntniß Mesopotamiens und besonders Assyriens vor 1840 auf den Inhalt eines kleinen Kästchens im britischen Museum, bestehend aus den dürftigsten Sculptur- und Inschriftfragmenten und anderen Anticaglien, welche überdies eine Aussonderung des mesopotamischen und assyrischen Antheils kaum zuließen. Ja selbst die Lage Ninive's war ganz in Vergessenheit gerathen, obwohl vor fast einem Jahrhundert der Reisende Carstens Niebuhr die Vermuthung ausgesprochen, daß in den Hügeln Mosûl gegenüber die Ruinen Ninive's zu suchen seien, worauf übrigens auch eine zu wenig beachtete Tradition hinwies, welche in der alten muhamedanischen Jonasgrabkapelle auf einem der Hügel sogar einen monumentalen Ausdruck gefunden hatte.

Nach der weltbekannten Aufschließung dieser Schuttberge und des Hügels von Nimrod durch A. H. Layard, den nunmehrigen englischen Gesandten in Constantinopel, wie nach der Aufdeckung des Sargonspalastes auf der Höhe von Korsabad durch die Franzosen Botta und Place hat sich innerhalb 4 Jahrzehnten die ganze Sachlage riesig geändert. Wir kennen jetzt die assyrische Kunst, und zwar Baukunst, Plastik und Malerei so genau wie die Aegyptens. Wir kennen durch die vielen Tausende von bildnerischen Darstellungen das assyrische Volk in seiner Gestalt, Kleidung und Lebensweise bis ins Einzelnste, so daß es einem Alma Tadema leicht wäre, uns davon ein Bild zu schaffen, wie er es von anderen Culturvölkern des Alterthums geschaffen hat. Ja, was noch mehr, wir sind im Begriffe eine reichhaltige Literatur der Euphrat- und Tigrislande kennen zu lernen, welche bereits neben die Aegyptologie eine vielversprechende Assyrologie gesetzt hat und uns namentlich geschichtliche Aufklärungen geben wird, von welcher wir früher keine Ahnung gehabt haben. Denn nicht blos die geschichtlichen Reliefs an den Palastwänden sind von ausführlichen Keilschrifttexten begleitet, sondern es hat sich sogar eine förmliche Bibliothek gefunden, welche jedoch schätzungsweise erst zum dritten Theile gehoben ist. George Smith, welcher in den Jahren 1873 und 1874 die letzten umfassenden Ausgrabungen vorgenommen, schätzt den Gesammtbetrag der Schriftstücke der Bibliothek des Sennacheribpalastes von Ninive (Südwestpalast von Koyunjik) auf 30 000, wovon jetzt 10 000 Fragmente der Forschung zu Gebote stehen. Welche wissenschaftliche Fundgrube, wenn leider nicht so viel durch Verstümmelung unverständlich und zusammenhangslos oder überhaupt seinem Inhalte nach ziemlich geringwerthig wäre! Wie aber die merkwürdigen Schriftstücke aus ziegelförmigen allseitig beschriebenen Thontafeln bestehen, so wird sich aus diesen Inschriftziegeln doch ein geschichtlicher Bau aufführen lassen, der, wenn auch nicht lückenlos, die Geschichte der orientalischen Reiche des Alterthums in die Weltgeschichte fügen wird, eine Ruine zwar, aber hinsichtlich des einstigen Bestandes sicher nicht minder kenntlich und verständlich als die Geschichte des Nillandes.

In der That sind der noch jungen Forschung bereits vorläufige Geschichts-

Digitized by Google

bücher entsprungen. Der Fortschritt von George Rawlinson's Five great monarchies of the ancient eastern world zu George Smith's Ancient history of Assyria ist riesig und wenn, wie H. Rawlinson sagt, jeder beim Studium dieser assyrischen Archive verbrachte Tag neue Entdeckungen sichert und das Material dieser Archive durch weitere Ausgrabungen noch vermehrt wird, so vervollständigt und klärt sich unsere historische Kenntniß der Euphrat- und Tigrislande zweifellos noch beträchtlich. Ueberdies ist diese Kenntniß nicht so gleichgültig wie beispielsweise die altchinesische oder altjapanische Geschichte, oder die irgend eines anderen Culturlandes, welches mit der abendländischen Culturentwicklung des Alterthums in keinem Zusammenhange stand, denn die Monarchie am Tigris berührte häufig in friedlichem Verkehr wie in kriegerischer Eroberung die Küstenländer des Mittelmeeres und damit die europäische Cultur.

Die Palastbibliothek zu Ninive ist nicht die Schöpfung eines Einzelnen, und auch als sie Tiglath Pileser um die Mitte des 8. Jahrhunderts vor Christus begonnen, nicht die erste Sammlung der Art. Längst vorher hatten schon Literatursammlungen in Babylonien existirt, und es werden ältere Bibliotheken zu Agane, Larsa, Babylon, Erech und Cutha mit oder ohne astronomische Observatorien inschriftlich erwähnt, wie auch das Epos von Izdhubar (vielleicht Nimrod) schon um 2000 vor Christus gedichtet worden sein dürfte. In Babylonien scheint es sogar zu einer Zusammenfassung der Landesgeschichte gekommen zu sein, von welcher der chaldäische Priester Berosus im 3. Jahrhundert einen Auszug in griechischer Uebersetzung gegeben, der leider bis auf wenige Bruchstücke verloren ist. Verloren sind auch alle babylonischen Sammlungen, doch kam vieles abschriftlich, übersetzungsweise oder in Auszügen in die Hofbibliothek der assyrischen Könige. Die Gründung Tiglath Pileser's ward durch Sargon mit astrologischen und ähnlichen Texten, durch Sennacherib mit geschichtlichen Schriftstücken und Miscellaneen vermehrt. Der letztere hatte sie auch von der früheren Stätte, nämlich von Calah dem heutigen Nimrud weg nach Ninive verpflanzt. Esarhaddon's Bereicherungen des Literaturschatzes bestanden hauptsächlich in historischem und mythologischem Material. Am meisten aber leistete Assurbanipal (von den Griechen Sardanapal genannt), vielleicht der größte unter den assyrischen Monarchen, der gerade durch seine Literaturliebe der Forschung auch so reiches Material für seine eigene Biographie geliefert, daß Smith seiner Geschichte ein ganzes Buch widmen konnte. Es sei mir gestattet, den von der Sage ungebührlich verunglimpften Monarchen in wenig Worten in einem bessern Lichte zu zeigen.

Die Geschichte Assyriens bietet ein wild und blutig auf- und abwogendes Bild dar. Die ältesten Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert geben nur vereinzelte Notizen von Tempelbauten, wir wissen nicht, wann und wie sich das Land von der Vasallenstellung unter Babylon losgerissen. Das Kernland ist klein, nur Obermesopotamien, groß der Drang nach Vergrößerung im Norden und Süden, aber endlos der Wechsel von Erringen und Verlieren. Vor 1300 war Assur (Calah Shergat) die Landeshauptstadt, seit dieser Zeit Ninive, welches diesen Rang nur zeitweilig an Calah (Nimrod) abgab. Nach diesem Vorfall in der Mitte des 13. Jahrhunderts tritt zwar um 1100 Tiglath Pileser I. als Eroberer von Babylon und bis an das Mittelmeer zeitweilig in den Vordergrund, ein

Kriegsheld und Nimrod im Waidwerk, der sich einen Wildpark, selbst ägyptische Krokodile als Geschenk der Pharaonen enthaltend, in Assur schuf, aber der Aufschwung Phönikiens und Palästinas in der Zeit eines David und Salomon drängen die assyrischen Waffen wieder über den Euphrat zurück. Erst 200 Jahre später erreichen die Niniviten das Mittelmeer wieder, unter Assur-nazir-pal (885—860), von welchem an die Geschichte Assyriens weltgeschichtlich bedeutsam wird, hauptsächlich durch die von nun an ununterbrochene Berührung mit den syrischen, besonders palästinischen Landen. Denn nachdem Assur-nazir-pal's Sohn, Salmaneser II. (859—824), der fast sein ganzes Leben auf Feldzügen zugebracht, den König Jehu von Israel wie die Könige von Tyrus, Sidon und Gubal tributär gemacht, griff der Usurpator Tiglath Pilefer II. von 745 an noch energischer in die Verhältnisse des Westens ein, so daß nicht bloß der König des Reiches Israel Hosea, sondern auch Ahaz, König von Juda, sich unterwarfen und Vasallen wurden, wie alle Fürsten zwischen dem Euphrat und der syrischen Küste. Die Macht des assyrischen Königs erstreckt sich nun von Susiana bis nach Aegypten vom persischen Meerbusen bis an den Ararat.

Waren schon unter Tiglath Pilefer II. viele Syrer und Palästinäer gefangen an den Tigris geschleppt worden, um dort bei den Palastbauten Frohndienste zu leisten oder internirt Wüsteneien und Sümpfe zu kultiviren, so datirt die eigentliche assyrische Gefangenschaft erst von Sargon, 722—705, der nach der Eroberung des aufständigen Samaria 27 000 Israeliten über die Ströme Mesopotamiens nach Medien und den nördlichen Provinzen führte. Zugleich gingen, wie wohl schon bei den früheren syrischen Feldzügen, Ladungen von Cedern vom Libanon wie von tektonischen Erzeugnissen der Phöniker nach dem Euphrat ab, um bei dem glanzvollsten Werke Sargon's verwendet zu werden, nämlich bei dem Palaste, den jener König in der von ihm neugegründeten Stadt Kisir-Sargon oder Dur-Sargina erbaute. Dieser aber ist wie bekannt der Palast, der in unserer Zeit durch die Franzosen an der Stelle des Dorfes Korsabad aufgedeckt worden ist, und dem wir hauptsächlich die genauere Kenntniß der assyrischen Architektur verdanken.

Ist Sargon mit einem Darius Hystaspes zu vergleichen, so sein Sohn und Nachfolger Sennacherib II., der Gründer des Südwestpalastes von Koyunjik, (705 bis 681) mit einem Xerxes. Wenn den Inschriften zu trauen ist, so freilich nur durch seine Prachtliebe, nicht auch durch Niederlagen. Wenigstens wissen die Keilschriftnachrichten nur von Triumphen, zunächst über das unter fast jeder Regierung aufständische Babylon, welches von ihm zerstört wurde, dann über Elam (Susiana) über Hezekiah von Juda und die Phöniker, selbst über die angrenzenden kleinasiatischen Cilicier. Die heilige Schrift zwar berichtet, daß bei der Belagerung von Jerusalem der Engel des Herrn in Sanherib's Lager kam und 185 000 Assyrer schlug, wodurch der König zum Rückzuge genöthigt wurde; und auch die ägyptische Ueberlieferung weiß Aehnliches zu erzählen. Dies hindert jedoch nicht, die Keilschriftnachricht glaubwürdig zu finden, daß Hezekiah bereits Tribut gegeben hatte und daß wieder 200 150 Menschen in die Gefangenschaft abgeführt wurden, um gleichfalls mit anderen Gefangenen zum Palastbau verwendet zu werden. Jedenfalls gelang es Sennacherib's Sohn und Nachfolger Esarhaddon (681—668) den jüdischen Aufständen ein definitives Ende dadurch zu schaffen, daß er den König

Manasseh von Juda gefangen nach Babylon führte, welches er wieder aufgebaut hatte.

Eine neue Unternehmung, nämlich die Eroberung von Aegypten, war noch unvollendet, als Esarhaddon seinem Sohne Assur-bani-pal (Sardanapal) die Zügel der Regierung noch bei Lebzeiten überließ (ca. 668). Es hatte damals das Reich die größte Ausdehnung gewonnen, wodurch dem Sardanapal weniger die Aufgabe, neue Eroberungen zu machen, als die gemachten zu erhalten, zufiel. Allein die letztere war bei der herrschenden Eroberungspolitik der mesopotamischen Könige gerade die schwierigere. Denn dem todesmuthigen kriegsgeschulten Volke, das mit unüberwindlichem Anprall sich auf den Feind warf, fehlte es in der Regel nicht an Erfolg, und der Angegriffene war um so geneigter an rechtzeitige Flucht in die Sümpfe Mesopotamiens oder Wüsten besonders Arabiens zu denken, als die Gefangenschaft auf dem Schlachtfelde in der Regel mit grausamem Tod durch Schindung, Pfählung, Verstümmelung, worunter das Zungenausreißen und Blenden nach den Bildwerken am beliebtesten gewesen zu sein scheint, endete. Nach gewonnenem Siege aber setzten die Sieger sofort, statt das eroberte Land unter eigene Verwaltung zu nehmen, einen Vasallenkönig ein, welcher dann zumeist nur durch den bedungenen Tribut mit dem Souverän in Verbindung blieb. So war das an sich kleine assyrische Stammland mit einem Gürtel von Vasallenfürstenthümern umgeben, die sich so oft ihrer Verbindlichkeiten entschlugen, als ihnen ihre eigene Macht oder Einverständniß mit Nachbarn oder Verlegenheiten der Oberherren dies opportun erscheinen ließen. Der allenthalben geltende Despotismus lieferte aber alle diese Bedingungen nur zu oft, und machte die Aufstände um so gefährlicher, als sich durch Bündnisse leicht eine der Armee der Oberherren gleiche Macht aufbringen ließ, und als unabhängige Nachbarvölker von allen Seiten es in ihrem Interesse fanden, Aufstände anzuzetteln und die Empörer zu unterstützen oder wieder treulos im Stiche zu lassen, je nachdem sich die Umstände eben gestaltet hatten. In dieser Beziehung standen obenan die Elamiten (Susianer) und die Aegypter, von welchen die ersteren fast immer die Hand im Spiel hatten, wenn sich die Babylonier, die letzteren, wenn sich die Syrier und Palästinäer empörten. Treue aber gab es, wenn überhaupt jemals in despotisch regierten Ländern, so in Mesopotamien niemals. Es war daher ganz gleichbedeutend, ob die Sieger einen Vasallenkönig aus der besiegten Fürstenfamilie einsetzten, oder einem General das Land mit vizeköniglicher Gewalt übergaben, da ja selbst die Brüder und Söhne des assyrischen Königs in solchen Fällen selten ihrem Lehensherrn die Treue länger hielten, als sie sich dazu gezwungen glaubten. Gewiß war es auch öfter, als die Inschriften berichten, geschehen, daß der Tod des Königs durch Bruder- oder Sohneshand erfolgte, wie es dem tüchtigen Sennacherib II. begegnete, wenn auch noch öfter die Väter durch Verdacht oder offene Empörung sich veranlaßt sahen, die Söhne einem gelegentlich martervollen Tode zu weihen. Dabei wurden sie oft durch Verrätherei der Umgebung unterstützt, welche die Treulosigkeit mit neuem Treubuch bestrafte, häufig in der unerwartetsten Weise, wie es auch selbst nichts half, wenn die Könige unruhige Vasallenvölker massenhaft versetzten und die Landstriche mit Assyrern colonisirten, denn der Despotismus war zu demoralisirend, als daß sich Vaterlandsgefühl und wahre Anhänglichkeit an die Dynastie hätte entwickeln können. Die halb sagenhafte Geschichte des


Digitized by Google

Sturzes der medischen und des Emporkommens der persischen Dynastie in der nächsten Zeit, mit den Familienzwisten nach Cyrus Tode ist ein sprechendes Beispiel der Verhältnisse der vorderasiatischen Reiche ganz im Allgemeinen.

Die Regierung Assurbanipals war eine Kette von Aufständen. Kaum war Esarhaddon von seiner ägyptischen Expedition zurückgekehrt, schien die mühevolle Erwerbung wieder verloren gehen zu wollen. Die äthiopische Dynastie Sabaku's, welche sich gegen das Ende des 8. Jahrhunderts Aegyptens bemächtigt hatte, war zwar vorerst dadurch zurückgedrängt worden, daß Esarhaddon das Land in zwanzig Vasallenstaaten gegliedert und zumeist eingeborenen Prinzen die Herrschaft in denselben übergeben hatte, unter denen der Prinz Necho, angeblich der altägyptischen Königsfamilie angehörig, obenan stand. Allein nach Esarhaddon's Rückkehr erschien der Aethiopier Tirhakah wieder, und eroberte das Land unter Vertreibung der Satrapen bis Memphis herab. Esarhaddon, selbst alt und gebrechlich, hatte seinen Sohn Assurbanipal gesandt, um den Empörer zurückzudrängen, und es gelang dies auch nach einer blutigen Schlacht bei Karbanit so vollständig, daß die Assyrer in raschem Marsche Theben erreichten und Tirhakah nach Aethiopien zurückfloh. Die von Sardanapal wieder eingesetzten Satrapen, Necho von Sais an der Spitze, conspirirten nun nach Assurbanipals Abzug nicht blos unter sich, sondern auch mit Tirhakah, wurden aber in ihren Anschlägen zu früh entdeckt und von den assyrischen Generalen gefangen gesetzt. Tirhakah zum zweiten Male geschlagen, gab jedoch die Hoffnung noch nicht auf, da nun Sardanapal den unbegreiflichen Fehler machte, den nach Ninive gebrachten Necho mit Genossen nicht blos zu begnadigen, sondern wieder mit dem Satrapenthum zu betrauen. So machte ein neuer Aethiopeneinfall unter Rudammon einen abermaligen Feldzug nöthig, in welchem Assurbanipal Theben gründlich plünderte und als Trophäen sogar ein paar Obeliske nach Ninive schleppte, ohne aber seine Herrschaft dauernder begründen zu können. Denn Necho's Sohn Psammetichus empörte sich abermals und da nicht blos sämmtliche ägyptischen Satrapen zur Vertreibung der assyrischen Garnisonen behilflich waren, sondern auch benachbarte Fürsten darin unterstützten, so riß sich Aegypten für ein Jahrhundert vom fremden Joche los, dem es erst unter dem Perser Cambyses abermals verfiel. Während der ägyptischen Unterwerfung hatte sich Sardanapals Macht übrigens sogar bis an das ägäische Meer ausgedehnt, indem K. Gyges von Lydien eine Botschaft an den Assyrer sandte, deren Rede zwar lange nicht einmal verdolmetscht werden konnte, endlich aber sich als eine Vasallenerklärung herausstellte. Praktische Folge hatte die Gyges'sche Hoffahrt freilich nicht. Sardanapal war auch durch die Angelegenheiten im Osten und Süden von den westlichen Eroberungen zu sehr abgelenkt, als daß er jenen ferner liegenden Dingen weitere Aufmerksamkeit hätte widmen können.

Seine Feldzüge gegen Medien und Elam scheinen höchst schwierig gewesen zu sein, waren aber nicht ohne glänzende Erfolge. Der Triumpheinzug in Ninive entbehrte keineswegs charakteristischer Trophäen. Die gefangenen Fürstenbrüder Dunanu und Samgunu trugen an Stricken um den Hals die Köpfe der elamitischen Könige Teumman und Tamritu, um dann selbst in feierlicher Versammlung der Zungen beraubt, geschunden und so langsam zu Tode gemartert zu werden, während anderen der Leib aufgeschnitten wurde. In Babylon hatte noch Sardanapals

Digitized by Google

Vater Esarhaddon einen seiner Söhne Saulminga als König in souzerainer Stellung eingesetzt. Eine Zeit lang hatte sich dieser der Oberherrlichkeit Sardanapals gefügt, aber nach höherer Tiara lüstern endlich mit den Nachbarn conspirirt, gleichzeitig aber seinen Bruder mit lügenhaften Versicherungen seiner Treue hingehalten. Es war dadurch die Lage für Sardanapal bedenklich geworden, und es bedurfte der äußersten Anstrengung, um sich Babyloniens wieder zu bemeistern. Nachdem die Assyrer die verbündeten Rebellen in offenem Felde besiegt hatten, hielten die Städte Babylon, Sippara, Borsippa und Cutha die Belagerung so lange aus, daß die Hungersnoth zwang, die Kinder zu verzehren; als aber der Fall derselben unvermeidlich geworden, zog Saulminga es vor, sich in seinem babylonischen Palaste selbst zu verbrennen, um nicht in die Hände des Bruders zu fallen. Ebenso hatte auch der flüchtige chaldäische Prinz Nabu-bil-zikri, der letzte Sprößling des babylonischen Fürsten Merodachbaladan, als assyrische Gesandte in Elam dessen Auslieferung verlangten, seinen Waffenträger gerufen und ihm befohlen, ihn zu durchbohren, worauf sich beide gegenseitig die Schwerter durch den Leib rannten. Wie die Elamiten, so hatten auch die Araber Babylonien unterstützt und empfingen ihre Strafe durch Mord und Plünderung, ebenso einige palästinische und phönikische Städte die ganz entvölkert wurden. Die Beute war unermeßlich, und der Werth der Lastthiere so gesunken, daß ein Kameel in Ninive nur $1/2$ Schekel galt. Ein aufständischer Stamm war bis auf einen Mann getödtet worden, den der assyrische General nur schonte, um ihn nach Ninive senden und dem Könige durch ihn berichten lassen zu können.

Es würde zu weit führen, alle Siege Sardanapals aufzuzeigen, welche die Keilinschriften, also gewissermaßen authenthische, wenn auch lobrednerische Urkunden erzählen. Nicht alle Feldzüge leitete der König persönlich, denn es fehlte ihm auch nicht an Sinn für friedliches Herrschen und ein wahrhaft fürstliches Leben. Seine Vorliebe für einen stattlichen Harem, und namentlich seine Empfänglichkeit für Darbringung von Prinzessinnen als Siegesgaben von Seiten der besiegten Fürsten haben ihm vielleicht jenen Ruf eines Weichlings zugezogen, der den Namen Sardanapals sprichwörtlich und identisch mit Genußmensch machte. Auch wußte er sich mit höchster Pracht zu umgeben, vielleicht in richtiger Würdigung des Einflusses königlicher Prunkentfaltung auf despotisch regierte Unterthanen. Seine Triumphzüge in der Hauptstadt mögen an die der römischen Kaiser erinnern, entstellt durch grausame Hinschlachtung der Gefangenen, aber wahrhaft feierlich gemacht durch einen religiösen Abschluß, indem der König vom Thronwagen steigend sich vor der Gottheit auf den Boden warf. Freigebig in Beschenkung der Tempel im Allgemeinen, scheint er eine besondere Verehrung der Ischtar (Astarroth, Astarte) gewidmet zu haben, welcher er in Ninive und Arbela glänzende Heiligthümer herstellte, vielleicht aber auch einen Theil seines üblen Nachrufes verdankt.

Unter allen bisher gefundenen künstlerischen Resten Assyriens sind die aus seiner Regierungszeit stammenden die glänzendsten. Der von Sennacherib gegründete Nordwestpalast von Koyunjik, welcher von Sardanapal nur mit Sculpturen ausgestattet wurde, und der Nordpalast von Koyunjik, den er erbaute und schmückte, geben davon beredtes Zeugniß, und namentlich der letztere Palast muß, obwohl er die bekannten Portalcherubs nicht zeigt und auch sonst mit sculpturalen Zierden

weniger überladen ist doch sowohl in Bezug auf bauliche Anlage wie auf bildnerischen Schmuck als das edelste Bauwerk Assyriens bezeichnet werden. — Daß er aber im Palaste, nicht wie die Sage will, lediglich weibischem Treiben sich überließ, erhellt aus seiner Vorliebe für die Jagd und besonders Löwenjagd, für welche er in der Nähe von Ninive einen eigenen Park angelegt hatte.

So stellt sich Sardanapal als das Bild eines bedeutenden asiatischen Despoten dar, welcher die besten und schlechtesten Seiten eines solchen in sich vereinigte, als ein Typus, wie er von Nimrud bis Nebukadnezar paßt, vielleicht sogar in einem Attila wiederkehrt. Und daß der complicirte Reichskörper trotz der furchtbarsten Erschütterungen bis zu seinem Tode (um 626) zusammenhielt, ist vielleicht nicht so sehr Sardanapals Glück und der vortheilhaften Combination der Umstände zuzuschreiben als vielmehr seiner wirklichen Bedeutung und Größe.

Mit seinem Tode versiegt die urkundliche Geschichte Assyriens im Zusammenhange mit dem Verfall des Reiches auffallend rasch. Die Offensive geht jetzt auf die Jahrhunderte hindurch in ihrem eigenen Lande angegriffenen Feinde über. Namentlich Psammetich und sein Sohn Necho II. bringen von Aegypten bis an den Euphrat vor. Die Meder, seit zwei Jahrhunderten in den angrenzenden Landstrichen den Assyrern tributär, steigen in die Niederungen herab. Das unglückliche politische System des asiatischen Despotismus, welches bei Eroberungen nicht zu centralisiren verstand, sondern den Satrapen königliche Macht verlieh, gab dazu den Ausschlag. Nabu-pal-azur (Nabopolassar) einer von Sardanapals Generalen, den er zum Vicekönig von Babylon gemacht, schüttelte die ninivitische Oberherrlichkeit ab und wandte, nachdem er sich der Mitwirkung der Aegypter und der Meder versichert hatte, die Waffen gegen den Lehensherrn. Eine verheerende Scytheninvasion verzögerte zwar den Untergang Ninivehs um einige Jahre, schwächte aber auch sicher die Wehrkraft Assyriens. Wir kennen indeß das Jahr des definitiven Endes Assyriens wie Ninivehs nicht, ja wir wissen nicht einmal die Namen der beiden Nachfolger Sardanapals, der letzten assyrischen Könige sicher, denn für die Namen Bel-zakir-iskun und Assur-ebil-ili fehlt es an allen historischen Zugaben. Gewiß ist nur, daß Niniveh nach mehrjähriger heldenmüthiger Vertheidigung fiel, angeblich nachdem eine furchtbare Ueberschwemmung eine Bresche in die Mauer gerissen, gewiß ferner, daß es nicht allmälig hinschwand, wie Babylon, sondern wie die anderen assyrischen Hauptstädte mit einem Schlage der Zerstörung verfiel. Gerade diese Zerstörung aber ist es, welche ähnlich der elementaren der Städte am Vesuv unter dem Schutze des bergenden Schuttes noch so Vieles der gegenwätigen Kenntniß bewahrte, und zwar mehr als sich von vielen anderen Culturstätten des Alterthums erhalten hat, die niemals ähnliche Katastrophen zu erfahren hatten.

Wild, Land und Leute im großen Westen.

Von

W. A. Baillie-Grohman.

Die westlichen Territorien der nordamerikanischen Union sind schon seit einer Reihe von Jahren für meine Landsleute ein beliebtes Sportgebiet. Wer sich

an den südafrikanischen Elephanten und Löwen, an den 24 verschiedenen Gattungen Antilopen dieses Continents genug zusammengeschossen, wer an den Thibet-Steinböcken, dem seltenen Berg-Bison, den Himalaya Sambur (Hirsch) burrul, ouriah, thaar, gooral, ovis ammon, und wie die zwölf oder fünfzehn anderen großen Wildgattungen heißen, welche das höchste Gebirge der Welt ihr Heim nennen, sich satt geschossen hat und genügend Jagdtrophäen nach England heimgebracht hat, wo sie alle, die stolzen Hirsch-, Tiger- und Löwenköpfe neben Rhinoceroshörnern, Nilpferdzähnen und Elephantenschwänzen, zur Ausschmückung der stylvollen Elizabeth Hallen (große Vorhalle auf Landsitzen) dienen, wer, wie gesagt, die vier übrigen Continente schon mit der schwere Explosivgeschosse werfenden Büchse oder der leichteren Expreß in der Hand durchstreift hat, wendet nun dem amerikanischen Continent seine sportliche Aufmerksamkeit zu.

Obgleich Schreiber dieser Zeilen keineswegs darauf Anspruch machen darf, einer der weltbekannten Nimrode Englands zu sein, keine jener Gorden Cumming, oder „alter Shekarry“, der Pseudonym, unter welchem Major Leveson seine achthundert und sechsundsiebenzig Bull-Elephants (männliche Elephanten) schoß und darüber seine unvergleichlichen Jagdbeschreibungen schrieb, so fühlte ich doch, nachdem ich, von meiner ersten Jugend angefangen, Europa's Wildliste, von meinen 81 Tyroler, pyrenäischen und epirischen Gemsböcken angefangen, bis zu den albanischen und elsässischen Wildsauen praktisch durchstudirt hatte, die Lust, neue Felder aufzusuchen. Eine schnelle neuntägige Ueberfahrt in einem der prächtigen Cunard Dampfer von Liverpool nach Newyork brachte mich und meine kleine, aber sorgfältig ausgewählte Jagdausrüstung vergangenen April in den prächtigen Hafen von Newyork, wo mir, durch den Küstentelegraph avisirt, Freunde auf ihrer Dampfjacht entgegenfuhren. Meine Reiseeindrücke in den östlichen Staaten, im kosmopolitischen Newyork, der zukünftigen Rivalin Londons, im schöngelegenen Boston, wo Patrizierthum und Literatur das Lebensmoment bilden, wenn man überhaupt von Patriziern in einem Lande sprechen kann, wo die Leute kaum Zeit gehabt haben, einen erbgesessenen Großvater sich anzuschaffen, von der großen Philister- und Quäkerstadt Philadelphia, von Baltimore, dem Heim der wachsfarbenen schönen Amerikanerinnen und endlich der klimatisch und politisch heißen Parlamentshauptstadt, Washington, will ich hier gar nicht reden, ebenso wenig von den farbenreichen Bildern, welche ein Abstecher nach den viehreichen Prairien von Texas und dem von wilden Indianern überlaufenen Silberland Neu-Mexicos, meinem Gedächtnisse aufgeprägt hat, sondern lieber gleich die Reise nach den großartigen Wildnissen der mir später so lieb gewordenen Rocky-Mountains, von welchen ich nach zehnmonatlicher Abwesenheit kürzlich heimkehrte, aber wohin ich nach kurzem Aufenthalt in Europa bald wieder zurückzukehren gedenke, antreten. Der Pacific- oder kalifornische Schnellzug, von Newyork jeden Abend abgehend, bringt den Durchreisenden in sechsunddreißig Stunden nach der großen Seemetropole Chicago. Es braucht nicht meine bescheidene Feder dem Leser über diese vielleicht merkwürdigste aller amerikanischen Städte, über ihren enormen Handel, besonders durch statistische Aufzählung der Millionen Schweine, welche alljährlich dort eingepökelt, und der Millionen Metzen Getreide, in Chicagos Speichern aufgeschüttet, Belehrung zu verschaffen; dieselben sind leider genügend bekannt, um die für die gesammte europäische Boden- und



Viehkultur Unglück verheißenden Deductionen, mit welchen die amerikanische Presse ihre Leser beglückt, nur zu wahrscheinlich erscheinen zu lassen. — Ein kurzer Aufenthalt in dieser von Emigranten, allen Nationen zugehörend, überlaufenen City, und der Pacific-Schnellzug, der den Reisenden in weniger als einer Woche vom Atlantischen zum Pacific-Ocean trägt, läutet sich mit der an jeder amerikanischen Locomotive angebrachten, höchst klangvollen, aber dabei doch wieder klanglosen, grell tönenden Glocke seinen Weg zum Depot (Station) hinaus, den gelben Fluthen des Missouri und Mississippi entgegen, welche beide über prächtig angelegte Eisenbrücken passirt werden. Omaha, 1500 Meilen von Newyork auf dem westlichen Ufer des „großen gelben Wassers" (Missouri) gelegen, erreicht man in ca. 75 Stunden von Newyork, aber wie mühelos und angenehm kurz erscheint einem diese lange Frist. Im luxuriösen, sammtbedeckten, weichgepolsterten Pullman oder Wagner Palast-Waggon, mit weichen Betten, Waschappartement und einem eignen Speisewaggon, wo frappirter Mumm oder Cliquot so leicht bestellbar ist, wie das gut zubereitete Prairiehuhn oder Rocky-Mountainhirschbraten lebt sich's sehr angenehm. Die wechselreiche Landschaft, hier Stunden lang durch reiche Fluren und nette einfache Farmhäuser, dort durch dunkle Föhrenwälder und endlose Wiesengründe vertreten, wird durch die klaren scrupulös reingehaltenen Spiegelscheiben erblickt; aufmerksam gut dressirte Neger in schneeweißer Kleidung sorgen für Alles und Jedes. Ein Druck an die electrische Glocke bringt den dienstbaren Geist zur Seite; der vor dem Sitz befindliche Klapptisch ladet zum Karten- oder Schachspiel ein, und der auf jedem Zug befindliche Bücher- und Zeitungsagent (oder Verkäufer) sorgt mit seinem kleinen, aber doch gut vertretenen Lager von amerikanischen, englischen und französischen Büchern und Journalen für Lectüre. In den angenehm auf Federn ruhenden Fauteuil oder breiten Polstersitz zurückgelehnt, blickt man mit verächtlichem Lächeln auf die vorweltlichen Eisenbahncoupés Europas zurück. Bis Omaha konnte man drei verschiedene Bahnen von Newyork aus benützen, von dort ab führt aber nur die einzige Linie, jene nämlich der großen transkontinentalen Pacificbahn, den Reisenden dem großen Westen entgegen. Gewohnt, wie man ist, große Zahlen und riesige Dimensionen bei einer Untersuchung der nationalökonomischen Unternehmungen Amerikas (die Vereinigten Staaten sind hier unter Amerika zu verstehen) anzutreffen, so erstaunt man doch über die ungemeine Thatkraft, welche diese Riesenbahn, 2221 Meilen lang, in drei Jahren und vier Monaten herstellte, dabei Natur-, Boden- und Kapitalsschwierigkeiten überwindend, von welchen wir in der alten Welt uns schwer einen Begriff machen können.

Der Missouri und weiter südlich der Mississippi können noch immer als Grenze der östlichen Civilisation geltend angenommen werden. Von dort an bis zum großen Gold- und seit neuerer Zeit auch unübertroffenen Korn- und Früchteland Californien erstreckt sich der sogenannte Große Westen, der eigentlich erst seit 20 Jahren, d. h. seit der im Jahre 1859 stattgehabten Pike's Peak Goldsucheremigration, wo dreißigtausend mit Goldfieber Behaftete die große Wildniß überschwemmten, wirklich bekannt und allmälig mit den immer westwärts drängenden Frontiersmens bevölkert wird. Kansas, Arkansas, Nebraska und letztlich das reiche Colorado, haben sich schnell von Territorien in Staaten verwandelt, und geht be-

sonders letzteres einer wahrhaft wunderbaren Zukunft entgegen. Die Silber- und Goldminen dieses Staates drohen jetzt schon die märchenhaften Reichthümer der Nevadaschen Bonanza-Silbergruben zu übertreffen.

Von Omaha geht täglich ein Expreß- und ein Emigrantenzug nach Californien. Da letzterer viel länger braucht und keine Palastwaggons mit sich führt, benützt man natürlich ausschließlich ersteren. Nebraska, seit beiläufig 10 Jahren ein eigener Staat, wird von der Bahn der Länge nach durchschnitten. Hier finden sich noch je fünfzehn oder zwanzig Meilen auseinander kleine Städte, die aber schon alle den eigenthümlichen vergänglichen Charakter aller Frontiersstädte tragen. Die Häuser, alles niedrige Gebäude, von Holz aufgeführt, liegen wie hingestreut da, und obwohl alle Straßen nach vorgeschriebener Weise parallel oder kreuzweise angelegt sind, so hat doch die ganze Stadt einen nachlässigen „pappendeckelen" Ausdruck. Wenn man aber bedenkt, daß westliche Städte öfters binnen vierzehn Tagen fix und fertig dastehen, und dort, wo vor einem halben Monat kein Hausstand und womöglich kein menschliches Wesen auf Meilen zu sehen war, nun eine von ihrem schnell gewählten Bürgermeister und revolverfertigem Sheriff administrirte City mit hochtönendem Namen steht, so fällt einem unter Lächeln der witzige Ausspruch jenes Millionär-Yankee-Landspeculanten ein, der, als er Pompeji besuchte, meinte, daß denn doch Europa noch viel weiter, als er erwartet hatte, hinter Amerika stehe: „Zu dieser Ruine da haben Sie achtzehnhundert Jahre gebraucht? Wir im Westen bauen und bevölkern ein halb Dutzend Städte in eben so vielen Stunden, und in der letzten sind sie alle mehr Ruine, als wie diese Grabsteingebaute."

Diese so charakteristische nationale Hast, dies energische, wenn auch rücksichtslose Dreinfahren verleitet den Europäer öfter, Vergleiche zwischen der Stabilität der alten und der Unstabilität der neuen Welt anzustellen, welch letztere sich ihm in Allem und Jedem mehr oder weniger unverhohlen bemerkbar macht. Daß solche natürlich zum Nachtheil des jungen Volkes auszufallen pflegen, bewirkt schon die menschliche Selbstüberschätzung. Mit dem Stolz des Selbstdünkels blicken wir spießbürgerliche Schüler einer jahrtausende alten, so zu sagen erbgesessenen Cultur, auf die hohe Stufe der Vollendung, welche das Zeitalter in Europa einnimmt, dabei aber über unserem achselzuckenden, Mitleid höhnenden Lächeln gänzlich vergessend, wie wenig wir, als einzelne Individuen genommen, dazu beigetragen haben. Was ist das Verdienst von neunhundertneunundneunzig der vielen Tausende von Europas ruhig dahin vegetirenden Staatsbürgern? Außer pünktlicher und pflichtgetreuer, d. h. obrigkeitlich überwachter Steuerzahlung und dem noch negativeren Verdienst des Sichruhigverhaltens, trägt die alltägliche europäische Existenz doch wahrlich sehr wenig zum fortschrittlichen Wohlstande und Vergrößerung der verschiedenen Vaterländer bei. Wie thatkräftig frei steht der urwüchsige „Western Boy", in jenen fernen Distrikten aufgewachsen, vor uns. Wie ungleich größer sein Verdienst um den Wohlstand seines Vaterlandes und dessen wenn auch noch primitive Cultur! Städte bauen, wenn sie auch nur hölzerne sind, Eisenbahnen gründen, Gold- und Silbergruben entdecken, die einsamsten Strecken der großen Plains mit riesigen Heerden von Vieh, vom fernen Texas importirt, bevölkern und die selbst errichtete Territory, ein kleiner Staat für sich selbst, mit Gesetzen, komisch einfach, aber doch zweckdienlich, zu versehen und dies öfters im Angesicht eines in riesiger Ueberzahl

ihn umschwirrenden rothhäutigen Feindes, dessen Grausamkeiten menschliche Begriffe übersteigen, ist das Werk des im fernen Westen aufgezogenen Bürgers der großen Union. Bürger! wie komisch klingt dies Wort, angewandt auf jene, den Revolver, den ewig gegenwärtigen Gesetzmacher und Gesetzbrecher in die Faust gedrückt, unermüdlich und unerschrocken vorwärts dringenden Länderbezwinger, wie groß der Contrast, wie lächerlich ein Vergleich zwischen ihm und unserem europäischen Vertreter! Groß, wie sich die Nation im Osten, in den Städten an der atlantischen Küste und in den alten Staaten Neu-Englands dem Auge des Fremden präsentirt, so ist der Eindruck, welchen ein Besuch des Westens auf den ein wenig tieferblickenden europäischen Fremdling macht, noch zehmal größer. Vor 20 Jahren eine weite, 2000 Meilen breite und fast eben so lange, nur wenig bekannte Wüste, ist sie jetzt mit Ausnahme einiger Strecken im Herzen der Rocky Mountains oder in den unwirthlichen, vegetationslosen Regionen von Arizona und Neu-Mexico, nicht nur in eine zusammenhängende Kette von Staaten und Territorien, sondern auch durch den energischen Fleiß und thatkräftigen speculativen Geist der Weißen in eine für eine lange Zukunft unerschöpfliche Schatzgrube des nationalen Wohlstands verwandelt. Die riesigen brach daliegenden Strecken von Plainsland, zuerst wenig einladend, haben durch ihre wahrhaft staunenswerthe Fruchtbarkeit die großartigen Irrigationsanlagen mehr als wie belohnt. Wo vor 15 Jahren Büffel und Antilopen noch ungestört in riesigen Heerden weideten, grasen jetzt kostenfrei die vom fernen Texas oder Oregon importirten und sich rasch vermehrenden Viehherden. Berg und Thal in den Rocky-Mountains und der parallel laufenden Sierra Nevada haben als ihren Tribut zum Nationalvermögen hunderte von Millionen Dollars in Gold und Silber zahlen müssen und dadurch selbst am meisten dazu beigetragen, daß dort, wo vor zwölf Jahren noch Indianerdörfer standen, jetzt der Schienenweg, und wo der menschenscheue Hirsch und Bär hausten, heute der Drahtfaden der Civilisation Osten mit Westen verbindet.

Aber nun zurück zu meiner Fahrt. Rawlins Springs, eine kleine Frontiersstadt und zugleich Station der Pacific-Bahn, das Ziel meiner fünftägigen Eisenbahnfahrt — wird nach einer Reise voll der farbenreichsten Bilder, glücklich erreicht. Die Locomotive nimmt Wasser ein und nach fünf Minuten dampft der stattliche Expreßzug ohne mich dem noch fernen Californien zu. Groß ist der Contrast zwischen dem luxuriösen Palastwaggon und der primitiven Holzstadt; dem sammtüberzogenen und goldüberladenen Interieur meines Schienenheims und dem barackenartigen mit gemeinsamem Waschraum und elenden Betten versehenen Western-„Hotel", welches mich in seinen ungastlichen Räumen aufnimmt. — Nicht weniger auffallend der Unterschied zwischen meinen Reisegefährten, meinem Landsmanne, dem internationalen Engländer, der seine viermonatlichen Parlamentsferien zu einem kleinen Abstecher um die Welt benützt, zwischen dem leider nur zu elegant bekleideten San Francisco-Millionair, der nach einem achttägigen Besuch in Newyork wieder zu seiner Vaterstadt zurückkehrt und den fast zerlumpten, sonnengebräunten und revolverbegürteten Gestalten auf rührigen, rauhhaarigen, indianischen Pferden, welche in gestrecktem Galopp durch die von weißen und halbweißen Kindern, Hunden und schwerbeladenen Lastthieren beengten Straßen der „Stadt" jagen, oder dort an der offenen Thüre der nächsten Whiskey-Saloon oder Schenke, den noch in

städtischer Kleidung steckenden, einsamen Reisenden mit halb mitleidigem, halb hohnlächelndem Ausdruck, bemustern. Kein befrackter Kellner oder geschäftiger Hausknecht, beide Gestalten, welche in Osten, im reichen Newyork sowohl als im Westen dem Europäer abgehen, eilt uns entgegen. „Selbst ist der Mann und selbst muß er sich helfen." Nach dem üblichen Einschreiben in's Frembenbuch und dem Empfang des Zimmerschlüssels, sowie Beantwortung der einsilbigen Fragen des allmächtigen Hotelclerks, welcher dort unseren Zahl- und Zimmerkellner vertritt, wird der Besuch an den von Freunden mir recommandirten „Drygoodsstore"-Besitzer abgestattet. Visiten im fernen Westen werden nach landesüblicher Weise nicht in der engen Bretterbude, dem von den mannigfaltigsten Waaren überladenen Store oder Laden, sondern in dem nächsten „Saloon" empfangen und erwidert. Das landesüblliche „What do you take" — „was trinken Sie" — entspricht unseren mehr salonfähigen wortreichen aber inhaltsärmeren Empfangsphrasen. Die Wahl ist für den Fremden nicht schwer, Whiskey in einer oder der andern Art zubereitet, ist mit Zuhülfenahme von „Gin" und „Brandy", holländischem Schnaps und Cognac, das einzige starke Getränk, was dem „Westernboy" mundet. So giftgeschwängert ist dieser landesübliche Spiritus, daß nach einem der vielen darauf hinzielenden Sprüchwörter: Der erste Trunk von diesem „blitzackigen Strychnin" so auf den Trinker wirkt, daß er seine eigenen Kleider stiehlt — der Zweite, daß er seine ertrinkende Schwiegermutter rettet, und endlich, daß das dritte Glas ihm die Hölle, mit dem Deckel offen, vor Augen führt. Meine Bitte nach Bier — welche den „Tenderfoot", oder Zartfuß, wie jeder noch grüne Fremde dort genannt wird — gleich verräth, wird mit einem vielsagenden Blick und den Worten: „hier trinkt man nicht solches Zeug" sowie einem vor mir hingestellten Whiskey-Cocktail erwidert. Das feurige Naß, dessen hundertfache Abarten ich schon in den östlichen Staaten durchprobirt hatte, bringt die Conversation bald in Gang und mein in wenigen bündigen Worten hervorgebrachtes Ersuchen um freundschaftlichen Beistand bei der Zusammentreibung des für meinen projectirten Jagdzug benöthigten „Outfit" wird in ebenso bündiger als entgegenkommender Weise erwidert. Mangel an Raum verhindert mich, die Ausrüstung und näheren Details meiner zwei Jagdzüge, welche ich in den Rocky Mountains unternahm, eingehend zu behandeln. — Mich kurz fassend, will ich hier nur die zweite Expedition berühren, denn die erste, mit einem Bekannten, der leider kein großer Sportsman war und sich nur schwer von dem Comfort des civilisirten Lebens trennen konnte, unternommen, war von nur geringem Erfolg begleitet, da wir in der orthodox englischen Sportsmanweise reisten, d. h. einen bedeutenden Troß und eine alle freiere Bewegungen hemmende, wenn auch compendiose Jagdlager-Ausrüstung mitführten, sowohl ein sehr kostspieliges, als auch für einen an Entbehrungen gewöhnten Sportsman nicht empfehlenswerthes Unternehmen. Meine Jagdbeute auf beiden Expeditionen, von August bis Mitte December dauernd, beziffert sich auf vierhundert Stück großes Wild, bestehend aus elf Bären — vier, davon die äußerst gefürchteten Riesen ihrer Species, die Grizzly, — dann Wapiti oder Riesen-Hirsche, drei kleine Gattungen Hirsche, Antilopen und worauf ich mit einigem Rechte stolz sein kann, 73 Rocky Mountain Big Horns, einem in Körper und Habitus unserem europäischen Steinbock, mehr noch dem prachtvollen Riesenthier Thibet's dem Ovis Ammon, ähnliches Wild, welches sein Heim in den wildesten



und vegetationslosesten Felsen hat und obwohl nicht so selten wie der Schweizer Iber doch immerhin selbst dort draußen nicht eine Alltagsbeute ist, denn sie sind von außerordentlicher Scheuheit: Außer diesen 400 Stück erbeutete ich noch Repräsentanten von folgendem Wild, darunter besonders die Berglöwen, die größte und wildeste Pumagattung hervorhebend, ferner ein großes Stachelschwein, Prairiewölfe, große graue Wölfe, zwei seltene Lynx, viele Wildkatzen, neun Biber, einige vierzig Skunks (Stinkthiere), zwei Species Marder und ein paar hundert Hasen, Kaninchen, Prairiehühner, große Wild-Enten, Wild-Gänse und Schwäne, zwei große Adler und als Rarität anzuführen ein wildes Pferd und ein paar wilde Hunde. Sehr viel von dem kleinen Wild erlegte ich mit dem Revolver, welcher in jenen Regionen eine ganz andere Waffe ist als wie die spielzeugartigen Dinger, die man in Europa hat. Achtzehn Zoll lang, mit großem Kaliber und ebenso starker Pulverladung als eine deutsche Büchse trägt, kann man wie ich öfters that, auf 60 Schritt das größte Wild über den Haufen schießen. Im Ganzen erlegte ich einunddreißig verschiedene Gattungen. Von den uns oft zu Tausenden umgebenden Buffalos oder eigentlich richtiger Bison schoß ich nur zwei und zwar auf die einzige halbwegs interessante Weise, nämlich zu Pferd mit dem Revolver. Selbstverständlich muß der sportsüchtige Jäger heutzutage in die entferntesten Winkel der Rocky Mountains eindringen, um Wild noch in solcher Anzahl antreffen zu können. Wyoming und Montana sind vielleicht heutzutage in den Vereinigten Staaten noch die beiden wildreichsten Territorien und eben diese beiden, besonders erstere (Wyoming umfaßt 100,000 engl. Quadratmeilen) waren für fünf Monate mein Jagdgebiet. Im „Land der Massacre", von den vielen Metzeleien, welche die blutdürstigen Rothhäute in den letzten 15 Jahren dort angerichtet haben, so genannt, sind heute noch drei große Ländercomplexe für Indianer reservirt. Das Gesetz schreibt zwar vor, daß kein Weißer dort jagen oder trappen (mit Fallen werthvolle Pelzthiere fangen) darf, aber gerade dort, wo die Indianer heimatsberechtigt sind und die Natur am wildesten, ist das Eldorado des kühneren Jägers, der nach guter Western Art und Weise auf seinen Scalp keinen zu hohen Werth legt und ein gewisses Maß von abenteuerlichem Sinn und Geistesgegenwart besitzt. Das menschliche Leben ist überhaupt in jenen Regionen „sehr billig" und kann es in einem Lande kaum anders sein, wo Pferdediebstahl am Fleck mit der Erlaubniß „ein Menuette auf der Luft zu tanzen" d. h. gehenkt zu werden, belohnt wird, der kaltblütigste Menschenmord jedoch unbestraft bleibt. Unter meinen vielen „Bekannten" im fernen Westen oder im heißblütigen Texas waren eine nicht geringe Anzahl davon „Desparados" darunter ein paar „Zehnmänner" und einer in San Antonio sogar „achtzehn Männer-Mörder". Letzterer schoß auf offener Straße einen Negerburschen nieder mit den Worten: „ich habe seit einer Woche Niemanden geschossen und muß auch Ihnen zu Ehren doch einmal wieder meinen Mann schießen". Aber dies führt mich, obwohl auch eine Art Jagd zu nennen, weg vom Wild. Wie gesagt — muß man bei einer derartigen Expedition, welche den Jäger oft verleitet in die verbotenen Jagdgebiete der Rothen Stämme einzudringen, gewisse Chancen eines unangenehmen Endes mit in den Kauf nehmen. Mit Indianern ist nie zu spaßen, denn wenn auch nur die Wildesten und in den entlegensten Districten hausenden Stämme sich verleiten lassen einen größeren Jagdzug aus gut

bewaffneten kaltblütigen Weißen bestehend mit mörderischer Absicht anzugreifen — ich hatte einen solchen einmal zu bestehen — so sind sie doch alle die keckſten und geriebenſten Diebe und genügte der kürzeste Verkehr mit den elenden unmenschlich grausamen und ebenso schmutzigen Gesellen alle jene romantischen gänzlich unwahren Begriffe der Rothhäute à la Cooper gründlichst zu vertreiben.

Um speciell auf meinen von so glücklichen Resultaten begleiteten letzten Jagdzug zurück zu kommen, so hatte ich während des Ersten die Bekanntschaft des nachher mich begleitenden Trappers auf ganz zufällige Weise gemacht, und während der sechs Wochen — die Dauer der ersten Expedition — genügend Gelegenheit, den prächtigen Character Port's, so hieß er, gründlich kennen zu lernen, und zu erproben. Nach der Trennung von meinem Landsmann, der wieder nach der Civilisation zurückkehren wollte, hauptsächlich durch beunruhigende Gerüchte über Indianermetzeleien in nächster Nähe dazu bewogen, entschloß ich mich, ganz allein mit Port und einem jungen fünfzehnjährigen Burschen auf Trapperart den wildreichen Nordwesten von Wyoming zu durchstreifen. Alles, was nicht absolut nöthig war, ließ ich mit Koch, Zelten, Wägen ꝛc. zurück, und paßte mich genau der Lebensweise Port's an. Letzterer, ein im Westen aufgezogener, in der Mitte der dreißiger stehender ‚Westernboy', der seine Eltern während seiner ersten Jugend verloren hatte — sie wurden mit seiner Schwester vor seinen Augen von Indianern lebendig verbrannt, — war auf den Plains in den unwirthlichen Thälern der nördlichen Rocky-Mountains groß geworden, hatte zehn Jahre als ‚Indian scout' unter dem berühmtesten aller americanischen Indianerkämpfer, dem tollkühnen General Custer gedient, und war nur durch zufällige Abwesenheit dem fürchterlichen Massacre von 1876, dem General Custer und sein ganzes Corps Truppen bis zum letzten Mann zum Opfer fielen, entgangen. Er kannte daher nicht nur die Rothhäute und deren Krieg sehr genau, sondern war, als 10 jähriger Bursche schon die Kugelbüchse geschickt handhabend, sozusagen mit dem Wild in der Wildniß aufgewachsen. Ich habe nie einen „männlicheren" Mann gesehen als Port, und war bald zwischen uns ein herzliches, vielleicht dabei ein wenig unenglisches, Verhältniß aufgesprungen, und trübte nicht ein einziges Contretemps auf der ganzen langen Reise, wo wir meistens vollständig auf unsere gegenseitige Gesellschaft angewiesen waren, dieses Verhältniß. Ich hatte auf meiner ersten Tour schon genügende Fortschritte in der Plainkraft (Art und Weise der Steppenjagd) gemacht, und mein Auge sich die trügerischen Distanzen, erhöht durch oft eintretende „Fata Morgana", eingeprägt, um allenfalls auch allein fortkommen zu können, und so war auch mein Uebereinkommen mit Port für die drei oder vier Monat dauernde zweite Tour ein ziemlich ungewöhnliches, wenigstens, verglichen mit dem üblichen Arrangement englischer Sportsmänner in jenen Regionen, wo die Kosten für Trapper, Koch, Wagenbesorger, Packer, Pferdewärter und übrigen Troß oft auf 200 Mark per Tag zu stehen kommen, ohne daß darin die Kosten des Proviants und der 40 oder 50 Pferde inbegriffen wären. Ich hatte derartige luxuriöse Jagdexpeditonen schon oft mitgemacht, und gewöhnlich wenig Genuß dabei gefunden, daß ich mir daher diesmal vornahm, gänzlich nach Trapperart vorzugehen Für eine, für dortige Verhältnisse äußerst geringe Vergütung, von 5 Dollars per Tag und Proviant, machte sich Port verbindlich, die vier oder fünf nöthigen Lastponies und Maulthiere zu stellen, seinen Trapper-

wagen, soweit es ging mitzunehmen, meine eigenen zwei Sattelpferde mit den übrigen Thieren zu warten, sonst aber um seinem eigenen Beruf als Trapper (Pelzjäger) ungehindert nachgehen zu können, mir die Anordnung, betreffs Richtung und Dauer der Expedition überlassend. Gewöhnlich ist das Verhältniß zwischen den englischen Sportsmännern und ihren Trappern ein ziemlich schwieriges, denn meine an die vorzüglichste Bedienung von Kindesbeinen an gewöhnten Landsleute vergessen nur zu oft in ihrem Umgang mit den in der unbeschränktesten Freiheit aufgewachsenen ‚Western' Männern, daß nach amerikanischem Begriff kein solches Verhältniß wie Herr und Diener besteht. „Ich bin so gut, wenn nicht besser als Du", sagen nicht nur das Benehmen, sondern, wenn man sie zu hören wünscht, auch die bündigen Worte, vom heißblütigen Texaner noch durch eine Revolverdemonstration verstärkt, — dieser, obwohl in Lumpen gehüllten aber dabei doch stolzen Naturen. Nicht ihren „Dienst", sondern ihre „Hülfe" dingen sie gegen Lohn aus.

Dieser Schwierigkeit war ich bestrebt gleich von Anfang an auszuweichen; speciell mit Port stellte ich mich auf ein Niveau, herrschte ihn nicht mit dem Befehl an „putzen Sie mein Gewehr", sondern, „bitte helfen Sie mir", und gewann ich daher bald seine ganze Zuneigung und Vertrauen — beide unter obwaltenden Umständen, wo wir öfter zwei oder dreihundert Meilen von der nächsten Ansiedlung oder Fort, in nächster Nähe von feindlichen Indianern und von anderen Gefahren für unser kleines Contingent umringt waren, von nicht geringer Bedeutung.

An Proviant hatten wir nur Mehl, Thee, Kaffee und Zucker mitgenommen, für Fleisch waren wir natürlich ganz auf Wild angewiesen. Außer einigen Flanellhemden und Strümpfen mit den nöthigen Decken und Buffalohäuten, als Bett, und ein paar sehr primitiven Kochgeschirren bestand unsere Ausrüstung nur noch aus meinen 4 verschiedenen Gewehren und Munition, die allerdings, da ich beinahe 2000 Schuß abfeuerte, mehr als genügende Last für zwei Ponies waren. — Selbstverständlich mußten wir alles vom Ausgangspunkt mitnehmen, da wir gar keine größere Ansiedlung von Weißen auf unserer Expedition berührten.

Von Pferden und Maulthieren hatten wir sieben oder acht, erstere alle indianische Ponies, kleine rauhhaarige Thiere von ganz unglaublicher Ausdauer. Was Hafer oder überhaupt Handfutter ist, wissen sie nicht; Sommer und Winter ist die Steppe ihr Stall, und das kurze sonnengedörrte Gras ihre Nahrung. Vom frühen Morgen bis Abends im Sattel legten wir mit den Lastthieren ca. 25 Meilen per Tag zurück wenn wir nicht, was dann und wann geschah in einem besonders wildreichen Ort, uns ein oder zwei Tage aufhielten. Da die Lastthiere nur Schritt gingen, wurde mir Gelegenheit geboten, tagsüber die Umgegend zu durchstreifen, und Abends wieder mit Port und dem Zug zusammen zu kommen, oder, wenn keine große Gefahr von Indianern zu gewärtigen war, einen fernen Bergriesen als Rendezvous wählend, erst im Laufe des zweiten oder dritten Tags wieder mit ihm zusammenzutreffen.

Es ist dies das prächtigste, freieste Leben was man sich nur denken kann. Die großartige aber melancholisch einsam vor uns liegende unendliche Natur, das unvergleichliche Klima — tagsüber angenehm warm, während die Nächte kalt sind, so daß man im Juli des Morgens Eis im Wasserkübel vorfindet, und man des Comforts der warmen Buffalodecken schon im September bedürftig ist, — die während

Spätsommer und Herbst herrschende trockene Witterung — wir hatten vom Juli bis December keinen einzigen Regentag — und endlich die feine trockene Luft, so leicht wie Champagner, und von andauernd belebender Wirkung, die in jenen hochgelegenen Bergplateaus herrscht, — das ganze nordwestliche Wyorning ist in dem niedrigsten Punkt 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, und waren wir öfter Wochen lang 11 000 Fuß hoch, von den riesigen Windriver und Big-Horn-Gebirgszügen, Seitenzweige des Rocky-Mountains mit ihren 14 000 Fuß hohen Spitzen umgeben. Wild von aller Art und manchmal zu tausenden in nächster Nähe, und endlich frei von all den Einschränkungen des civilisirten Lebens und der vielen Sorgen, die dasselbe mit sich bringt, nur dem Waidwerk obliegend, glaubt man sich in die „happy hunting grounds“, eines indianischen Himmels, versetzt. Das Gefühl der vollständigen Freiheit, angefacht durch die gesunde Bewegung und kleinen Beschwerden eines täglichen 12- oder 14 stündigen Rittes, die abwechselungsreiche Jagd und das ewig Gespanntsein, hier für etwa hinter Dickicht lauernde Indianer, dort für seltene Wildgattungen, die scharfen Ritte hinter einer Truppe aufgeschreckter Riesenhirsche oder schnelllaufender graziöser Antilopen, und endlich das völlig Ungebundene dieser Lebensweise, frischen Geist und Körper in ungeahnter Weise auf. So reisten wir, Wochen lang kein weißes menschliches Wesen erblickend, jetzt über die unabsehbaren „plains“ im fernsten Westen von weißgekönten Riesenketten eingerahmt, oder über hochgelegene Bergplatteaus, melancholisch düster und aller Vegetation bar, dort tagelang auf indischen „trails“ (schmalen Spurstegen) durch dichte von Weißen selten betretene Urwälder, bei eintretender Dunkelheit unser Nachtlager, das einfachste der Welt, nämlich ein par Decken auf Muttererde ausgebreitet und den Sattel als Polster, heute unter schattigen Aspenbäumen, oder unter struppigen Rothweidenbüschen, deren Blätter zugleich unsern indianischen Rauchtabak lieferten (Kini Kinick), morgen vielleicht campirend an dem Gestade eines der vielen kleinen, wunderbar gelegenen und bis jetzt fast gänzlich unbekannten Seen, welche in der Windriverkette bis zu einer Höhe von 11 000 Fuß zu finden sind, den nächsten Tag zur Abwechslung von der Nacht in einer der düsteren „Canyons“ oder Schluchten überrascht, die in diesem ungemein zerrissenen und wild zusammengeworfenen Gebirg so häufig vorkommen, von ganz unglaublichen Dimensionen sind, ich brauche nur an die bekannte, 400 Meilen lange Colorado-River-Canyon zu erinnern, deren Wände an vielen Stellen 4000 Fuß senkrecht aufsteigen — es war also, wie leicht begreiflich, täglich für neue Bilder und Erlebnisse gesorgt.

Port und ich gingen des Tages über unserem Sport, er dem schlauen Biber und scheuen Wölfen, ich den Big Horns und Riesenhirschen nach, während das Camp von unserem großen Texas-Wolfshund und dem Burschen, ein echter „Western-raised“-Junge, der mit seinen Schießeisen — dem landesüblichen Revolver und meinen 16schüssigen Winchesterrepeater — handfertiger war als mancher alte europäische Jäger, bewacht wurde.

Abends sah das lodernde Campfeuer uns wieder auf weichen Büffeldecken gestreckt, versammelt. — Immer war etwas zu thun, Kleiderstücke oder Sattelzeug zu flicken, Patronen zu laden, Kugeln zu gießen und hunderterlei andere Beschäftigungen.


Digitized by Google

Für uns in unpraktischer Civilisation aufgewachsene Europäer hat so eine Expedition viel lehrreiches. Wie wenige wissen, wie Kerzen aus Wildtalg gemacht werden, wie Schuhe mit neuen Sohlen versehen werden, wie Pferde beschlagen, wie Reit- und Pack-Sättel ohne Sattler zu machen sind, wie Moccasins genäht, wie „sitzlose" Beinkleider mit frischen Rückwänden, wenn auch nur aus ungegerbter Wapitihaut, versehen werden, wie Brod ohne Trog und Backofen gebacken wird?

Dies und noch viel mehr „nützliches und practisches" lernte ich; ferner, nach guter Indianerart stundenlang auf dem Bauch kriechen, Fische ohne Angel fangen, Antilopen zu locken, Biber und Otter zu trappen und den Lasso zu werfen. — Mein erster Versuch in letzterer so nothwendigen Kunst hätte mir beinahe mein Leben gekostet, indem der Lasso sich nicht nur um das zu fangende Pferd, sondern auch um mich und meinen Pony wickelte, so daß ich um ein Haar von den wild von einander zerrenden erschrockenen Mustangs auseinander gerissen worden wäre — und endlich auch — was vielleicht am nützlichsten ist — Hunger und Durst zu leiden und große Kälte auszuhalten.

Anfangs October fingen schon die Schneestürme an und überraschte mich der erste, der glücklicherweise nur 36 Stunden dauerte, allein auf großer Höhe in mir gänzlich unbekannter Gegend. Ganz unvorbereitet die Nacht „auszuliegen" hatte ich mit großen Strapazen zu kämpfen. Mein großer Compaß ließ mich, durch das mineralhaltige Gestein gänzlich unbrauchbar gemacht — die Nadel tanzte förmlich herum — im Stich und so mußte ich zwei Tage und eine Nacht nur mit einem Flanellhemd und Canvasbeinkleidern angethan auf dem kahlen Rücken eines 10,000 Fuß hohen Gebirgskammes zubringen.

Port, sehr beunruhigt meinetwegen, denn er wußte wie vollständig unvorbereitet ich zufälligerweise gerade an diesem Tag war, konnte in dem orkanartigen Schneesturm, hätte er selbst gewußt in welcher Richtung ich mich befand, nichts für mich thun. Der Thermometer (im Lager) ging von 54° Fahrenheit im vorhergehenden Nachmittag bis zu 5° (27° unter Gefrierpunkt) herunter und kann ich diese Nacht mit Recht zu den kältesten meines Lebens rechnen. Zurückblickend kam mir die vor Jahren an einer Wand auf den hohen Spitzen des Tyroler Karawendel-Gebirges zugebrachte (auch nur im Flanellhemd) lange November-Nacht, oder die, während meiner Neujahrs (1875) Besteigung des Groß-Glockners, auf dessen Höhen verbrachte, eigentlich auch nicht warme Januar-Nacht, tropisch heiß vor. — November brachte schon arge Entbehrungen mit sich. Auf der hochliegenden gänzlich schutzlosen Steppe während eines dreitägigen Schneesturms (die übliche Dauer) ohne Zelt campirend und die langen Novembernächte nur durch eine Büffeldecke geschützt, mit Fuß hohem Schnee bedeckt zuzubringen, gehört auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, besonders wenn man einmal die dann herrschende Kälte (öfters hatten wir 20° unter 0 Fahr.) und den ganz unglaublich starken Orkan, der bei solchen Gelegenheiten mit sogenannter Nr. 12 Stärke bläst, d. h. vor dem selbst Blockhäuser nicht sicher sind, berücksichtigt.

Die Winter im Nordwestlichen Wyoming sind sehr streng und hatten wir alle unsere Entbehrungen deswegen unserer eigenen Unvorsichtigkeit — den Jagdzug statt wie üblich Mitte October — volle zwei Monat später zu Ende zu bringen, zuzuschreiben.

Um zum Schluß noch einmal auf das Wild zurückzukommen, so möchte ich noch vorerst ein paar Worte betreffs der Armatur des Sportmans einfügen. Die Amerikaner sind bekanntlich mit Ausnahme der jetzt schnell aussterbenden Western-Trappers nichts weniger als gute Jäger und entsprechen die amerikanischen Jagdgewehre (die Militärwaffen sind hingegen vorzüglich) diesem nationalen Fehler, sie sind alle durchwegs wenn nicht schlecht so doch unverläßlich und unpraktisch. Es ist dies bei maschinengemachten Gewehren, deren Preis lächerlich gering ist, kaum anders zu erwarten. Während eine gut gebaute Expreßbüchse in London mit 1600 Mark bezahlt wird (die für dickhäutiges Wild, so z. B. Elephanten und Rhinoceros nöthigen 15—18 Pfund schweren Büchsen sind noch theurer), so zahlte ich in Newyork für eine speciell verfertigte Winchester 16schüssige Repeaterbüchse nur 180 Mark. Dieselbe brach aber auch nach einigen 20 Schüssen, indem die Kälte den Mechanismus (aus Stahl) afficirte, und ein ähnliches Schicksal hatte ich mit den zwei oder drei anderen amerikanischen Systemen von Jagdgewehren, welche ich einer sorgfältigen Prüfung unterwarf. Meine beiden englischen Expreßbüchsen, die schon langjährigen Dienst gethan, kamen trotz der enormen Anzahl Schüsse, die ich daraus that, obwohl durch ein paar Fälle mit meinem Pferd arg zerschunden und zerschlagen, noch immer brauchbar zurück. Abgesehen von der sehr viel größeren Wirksamkeit der englischen Büchsen, hervorgerufen durch größeres Kaliber und fast dreifach so große Pulverladung, kann man sich wie gesagt auf so eine Waffe stets verlassen, was in Momenten, wo das Leben durch Versagen einer Patrone oder plötzliches Brechen des Mechanismus riskirt wird, als von größtem Werth angeschlagen werden muß. — Ich selbst war durch das nachlässige Laden von amerikanischen Patronen sehr nahe daran, einem Grizzly als Frühstück zu dienen; rede daher aus Erfahrung.

Auf das Wild zurückzukommen, so muß ich noch bemerken, daß ich außer Bären, mit denen ich viel unverschuldetes Unglück hatte (meine 11 Stück wurden von einer andern größeren englischen Sport-Gesellschaft, die 38 erlegte, arg übertroffen) und den seltenen Big Horns, von fast allen anderen Gattungen bedeutend mehr hätte erlegen können. Besonders von den Riesenhirschen hätte ich öfters leicht achtzig oder hundert per Tag schießen können. Bei einer der großen „Wanderungen" welche diese Thiere im Spätherbst unternehmen, kam ich auf eine Heerde von viertausend, die langsam, vierhundert Schritt von meinem Versteck vorbeizogen und aus deren Mitte ich mir in neun Schüssen sieben Prachtexemplare mit meiner Expreß herausholte, ohne daß die Truppe, da gerade Brunstzeit war und sie übrigens in jenen fernen Regionen noch sehr wenig gejagt sind, aus ihrem langsamen Trott gekommen wäre.

Die interessanteste aller Jagden ist, abgesehen von dem aufregenden Rencontre mit einem 10 oder 12 Zentner schweren Grizzly, jedenfalls die der Big Horns, und entspricht sie in vielen Punkten meiner Lieblingsjagd in Europa, der Pürsch auf Gemsen. Ganz so groß wie der Steinbock Savoyens, sind die Hörner noch schwerer und nicht in leichter Biegung nach rückwärts aufsteigend, sondern wie das Ammonshorn schneckenförmig gekrümmt. Ich war so glücklich einen ganz besonders großen Big Horn zu erbeuten, für dessen Gehörn mir noch im Westen bedeutende Summen geboten worden sind. Derselbe mißt an der Basis des einzelnen Horns

gemessen 19 Zoll im Umfang und der Krümmung folgend einige 40 Zoll in Länge. Ich sah noch einen größeren und obgleich ich 12 Tage demselben ausschließlich widmete, kam ich doch nicht zum Schuß. Ich hoffe jedoch diesen Sommer den alten Patriarchen zur Strecke zu bringen.

Meine Leser werden gewiß fragen, was mit all dem erlegten Wildpret, welches an manchen Tagen — ein Riesenhirsch wiegt 7—900 Pfund — wohl mehrere Tonnen wog, gemacht wurde, denn natürlich selbst bei dem ungemein gesteigerten Appetit in jenen Regionen, wurde nur ein minimaler Theil desselben als Nahrung gebraucht. —

Außer den Geweihen und Big-Hornhörnern von denen ich die schönsten behielt, war leider öfters nur die schmackhafte Zunge zu retten. Viel von meiner Beute aber wurde von Port zu seinem Beruf als Pelzjäger verwendet, d. h. als Köder benützt. Außer den in riesigen Zahlen sich vorfindenden Prairie-Wölfen gibt es noch den großen oder grauen Wolf und mehrere Fuchsgattungen, darunter den Silberfuchs dessen Fell Dol. 30 (120 Mark) werth ist. Erstere richten unter Wild großen Schaden an und da seit neuerer Zeit längst der Pacific-Bahn immense Viehheerden, — von unternehmenden „ranchmen“ geherdet — die freie Weide der Plains ihr Heim nennen und die Wölfe den Kälbern äußerst gefährlich sind, so hat die territoriale Regierung von Wyoming eine Prämie von 6 Mark für jeden Wolf ausgeschrieben, (die Haut, die dem Trapper bleibt, ist ca. 5 Mark werth) und so ist die Wolfsjagd heutzutage eine sehr rentable.

Nun aber sind die Wölfe schwer zu erlegen, denn am Tag zeigen sie sich nur selten und muß man daher zu Gift — Strychnin ist das schnell wirkendste und daher beliebteste — greifen, dasselbe wird, indem man mit dem Jagdmesser in den womöglich noch warmen Körper des Köder-Wildes ein paar Einschnitte macht, in denselben gestreut. Port, der eine große Fertigkeit erlangt hatte, fand öfter des Morgens zwei oder drei vergiftete „Coyotis“-Wölfe bei einem einzigen Köder — welch letzterer so schwer sein muß, daß der Wolf ihn nicht wegschleppen kann und daher ist ein ganzer Hirsch oder Antilope am zweckdienlichsten. Nicht selten waren die Vergifteten von Kameraden angefallen und wie es ein paar mal sogar mit den seltenen Silberfüchsen passirte, dadurch gänzlich unbrauchbar gemacht.

Leider erlaubt der mir zur Verfügung gestellte Raum nicht in weitere Details meiner Expedition einzugehen. Mein alleiniger Zweck war, den deutschen Lesern, wenn sie auch nicht vom britischen Sportgeiste durchdrungen sein mögen, den „Großen Western“ als ein viel versprechendes Gebiet für den unternehmungslustigen Reisenden in wenn auch nur flüchtiger Weise vor Augen zu führen.

Literarisches.

Vier Operndichtungen von **Felix Dahn.** Armin. Harald u. Theano. Der Fremdling. Der Schmidt von Gretna-Green. Leipzig. 1880. Breitkopf und Härtel.

Nachdem ich mich an der Lectüre der obigen Dahnschen Operndichtungen erfreut hatte, kam unwillkürlich die Erinnerung an die Zeit vor Richard Wagner über mich mit einer Gewalt, daß ich fast gerührt wurde. Um dies zu begreifen, muß man freilich noch etwas anders als nur ein Zuschauer sein, auch mehr als Einer, der sich blos literarisch und ästhetisch für das Opernwesen von einst und jetzt interessirt: man muß selbst schaffend darin gewesen sein und, wie es bei mir der Fall gewesen, die Misère innerlich und praktisch miterlebt, und gerungen haben, heraus zu

kommen. Die Leichtfertigkeit und Handwerksmäßigkeit der Opernfabrication in der vorwagnerischen Zeit kann nur allein durch die allgemein herrschende Unschuld der arbeitenden Faktoren verzeihlich werden; man wußte um anno Dreißig einfach nicht, daß es darin überhaupt einen andern Standpunkt gäbe, als eine Oper mit möglichst guter Musik zu machen, die den Leuten, wie sie nun einmal waren, gefällt: daß die Oper, als Kunstwerk, ihre höhere Würde und ein Ideal habe, daß sie mit der dramatischen Dichtkunst concurriren könne, davon wußte die Masse der Producirenden und Konsumirenden Nichts; nur vereinzelte Selbstdenker unter den literarischen Aesthetikern *ahnten* etwas Derartiges; aber meistens kamen sie mit Besserungsprojecten, die sich mehr an die Peripherie hielten, als daß sie ins Centrum der Sache eingedrungen wären. Nur einmal sprach der leider zu früh heimgegangene Redacteur der „Leipziger neuen Zeitschrift für Musik", Dr. *Franz Brendel*, ein bezeichnendes Wort, das aber nicht verstanden wurde; er sagte, die damalige Oper sei zu sehr eine Art dramatischen Concerts, daß aus vielen einzelnen Musiknummern zusammengestellt werde: die Oper solle aber sozusagen wie *ein einziges Finale* sein. Er meinte damit, ein einziger, stets fließender Zug des Drama, das ja immerhin seine ariösen Monologe und Dialoge, seine Ruhepunkte der Gefühlsreflexion haben kann, doch nicht in lauter abgeschlossenen Musikstücken von sonaten- und rondohaften stereotypen Formen bestehen solle, welche, der reinen Instrumentalmusik entnommen, und eher epischer als dramatischer Natur sind: Die Musikform in der Oper solle sich der Dichtung anschmiegen und somit eine stets neue sein. Wer hierüber mit dem Kopfe schütteln sollte und durch den Hinweis z. B. auf „Lohengrin", den Hunderttausende genießbar und verständlich finden, nicht zu überzeugen ist, acceptire einen (nur sehr wenig hinkenden) Vergleich. Wie wäre es, wenn seit hundert Jahren das Gesetz bestanden hätte, ein Drama stets in aneinander gereihten kleinen poetischen Formen, z. B. Sonetten, Ghaselen u. dergl. zu dichten, als gesprochene Arien, Duetten, Terzetten, dazwischen Prosasätze als Recitative! Da würde es mit dem Drama ähnlich so stehen, wie es mit der Oper im dritten bis fünften Decennium unseres neunzehnten Jahrhunderts stand: es würde dem Formelwesen verfallen sein. In der Oper jener Zeit kam alles auf die Musik an, *Mozarts Wort, die Dichtung müsse in der Oper jederzeit die gehorsame Tochter der Musik sein*, galt bis zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Das war denn auch einige Epochen lang leidlich ersprießlich, weil die Musik erst selbst zu einer dramatischen Vollreife heranwachsen mußte; dann aber hatte sie, zu ihrem dramatischen Berufe, der neuen poetischen Befruchtung zu harren. Diese konnte zunächst nicht aus den naheliegenden historischen oder novellistischen Stoffen mit ihren conventionellen Verhältnissen und Menschen kommen; es galt daher ein neues Stoffgebiet, nicht etwa auf dem Wege reflectirenden Suchens zu „finden"' sondern durch magnetische Sympathie eines eigens dafür geschaffenen Geistes herbei zu zieben. Dieser Geist war *Richard Wagner*: seine Sagenstoffe mit ihren ursprünglich empfindenden Menschen gaben die neue poetische Befruchtung und damit zugleich auch die von den conventionellen „absolut musikalischen" Formeln befreite neue Form der Dichtung wie auch der Musik. Wagner sagt in der Einleitung seines Buches „Oper und Drama" schlagend richtig: der Fehler der bisherigen Oper beruhe darin, daß ein Mittel (die Musik), Zweck werde und der eigentliche Zweck (das Drama) als Mittel diene, um Opernmusik zu machen. Geben wir nun immer dieser *Musik-Oper*, die uns ja durch Mozart geheiligt ist, ihre Berechtigung, so ist doch aber das Entgegengesetzte, das *musikalische Drama*, jedenfalls das Höhere, denn es bringt nicht allein musikalische, sondern auch zugleich poetische intelligente Menschen, in einer ideal-realen Welt, in welcher die dichterische Vernunft herrscht und der berüchtigte Opern-Unsinn keine Gültigkeit hat; während sich die Musik-Oper, als dramatisches Musikstück, an den speciell musiksinnigen Menschen wendet, nimmt das musikalische Drama den *ganzen* Menschen in Anspruch. Der *Dichter* ist also nun *erster* (wenigstens nicht untergeordneter) Factor der Oper.

Unter allen neueren Operndichtungen, deren Verfasser wirklich Poeten (nicht handwerksmäßige Textmacher) sind, stehen mir die von *Felix Dahn* obenan; bereits bei seinem, für das Theater etwas schwierig zu behandelnden „Armin" (von Heinrich Hofmann mit hübscher, doch zu weiblich gestimmter Musik, beschenkt) bewies sich dies durch die Art, wie er kritisirt wurde. Man nahm einen entschieden dichterischen Standpunkt ein, das „Textbuch" wurde als ein Drama betrachtet. Ich finde, daß die dem „Armin" folgende Operndichtung Dahn's „*Harald und Theano*" dem Stoffe nach viel günstiger für die Oper ist, schon in scenischer Hinsicht; er ist bühnlich-natürlich und bringt Menschen, von denen man glauben kann, der Gesang sei ihnen als Sprache eingeboren.

Man fühlt schon aus der Handlung heraus, welche Fülle musikalischen Stoffes sie enthält. Die Empfindungen sind unmittelbar schön und überzeugend ausgesprochen und der scenische Aufbau ist in seinem Nacheinander von Soli und Ensembles ungemein effectvoll. Ueber den letzten Act und den Schluß, würde ich nicht ganz bestimmt zu entscheiden wagen, bevor ich ihn aufführen gesehen habe, und da entscheidet denn doch auch die Musik zu gutem Theil mit. Harmonie für's Herz liegt in dem Ausgange unzweifelhaft, gleichviel, ob sie sich als ein klares Dur oder als ein halbhelles Molldur erweist, wie im „Lohengrin". Gelingt es dem Componisten, die Freude der

aus dem Süden zum hohen Norden ziehenden Bräute recht glaubhaft zu schildern, dann hat der Schluß sein Recht bewiesen.

Es ist für die Operndichter ein schwieriger Umstand, daß nur aus einer innerlich musiksinnigen Natur heraus ein gutes Opernbuch erstehen kann. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß der Dichter im engeren Sinne „musikalisch gebildet" sein müsse — im Gegentheil, er braucht keine Note zu kennen: aber er muß dabei doch auch wieder mehr sein, als nur ein sogenannter Musikfreund, der „Ohrenschmäuse" von jeder Sorte liebt und mit den zugehörigen Sinnesorganen schmeckt. Die rechte Operndichterseele muß musikalisch vibriren und gleichsam tönend die Verse schaffen, so daß diese recht eigentlich schon in Musik gesetzt zur Welt kommen. So ist's bei Felix Dahn der Fall: er wird durch jenes musikalische Element auf die richtige Fährte zu den geeigneten Stoffen geführt, die, wie auch die Personen darin, nach Musik lechzen und für den Musiker dadurch als die richtigen Gestalten erscheinen, daß sie im Buche die wünschenswerthe reflectionslose Leichtheit und Lockerheit haben, aus welcher ihre Sehnsucht nach der ergänzenden Musik entspringt. Daß Dahn in dieser Beziehung von Haus aus beanlagt war, beweisen nicht nur seine frühesten Dichtungen in Liedern, Balladen ꝛc., sondern auch schon sein erstes Opernstück „Armin"; aber wenn man nach dem „Armin" die zweite Dichtung „Harald und Theano", und dann die dritte, „Der Fremdling" liest, wird man finden, daß die musikalische Saite in Dahn immer zunehmend sonorer klingt, seine Phantasie und Sprache, ja die scenische Einkleidung der Handlung erinnert immermehr an den „Meister", der, in seiner Doppelpotenz als Dichter und Musiker, das früher ungeahnte vollbringt. Die Einheit von Dichter- und Musikseele ist in Dahn's „Fremdling" von wunderschöner Harmonie und glücklich preise ich den Componisten, der ein Berufener für dieses lohengrin-schöne und doch so völlig originale Opernpoem ist.

Daß Dahn ein poetischer Wahlverwandter Wagner's ist, thut die Lectüre di[illegible]r Operndichtung überzeugend dar, und wie [illegible]e ich geglaubt, daß ein so ideal-schönes O[illegible]n-Gedicht jemals von einem Andern, als [illegible]em „Meister" kommen werde. Auch Dahn ist eben auch ein Meister, auf seinem Gebiete. Wie die Welt wandelt! Vor einem paar Decennien hatte die Kritik die Stereotyp-Phrase bei jeder neuen Oper zur Hand: Musik gut, Text schlecht. Möchte es doch jetzt nicht gar zu anders, dem Gegentheile nach kommen! Möchten doch die Musiker Schritt mit dem Dichter des „Fremdling" halten! Wie in diesem Buche Himmel und Erde ineinander rinnen, wie Götterhaftes und Menschliches Eins wird und in seiner poetischen Wahrheit völlig glaubhaft, greifbar-real vor uns spielt, das ist wunderbar und würde schon jetzt völlig befriedigen, wenn nicht noch bevorstände, daß ein Componist es erst zum zweiten Male wahr machen müßte, bevor wir die Sache nicht nur glauben, sondern auch haben und genießen können.

Ich bin nicht der Ansicht, daß jeder Opern-Autor die Stoffe nur aus der Mythe und Sage nehmen soll; dies mag für das höchste Idealschaffen gelten, aber es giebt der schaffenden Naturen zu viele und verschiedenartige, als daß ein dahin lautendes ästhetisches Gesetz nicht mit dem Wesen der Wirklichkeit vielfach in Widerspruch treten müßte. Indessen wird auch auf dem Gebiete untergeordneter Stoffe, wie sie für die komische Oper geeignet sind, der höhere Sinn der Operndichtungsweise, wie er durch Wagner's Anregung und Beispiel, bis zu seinem „Lohengrin", erstanden ist, sich geltend und dem alten landläufigen Textplunder ein Ende machen. Man vergleiche nur so manches deutsche neuere Opernbuch, das erst seit der Epoche Wagner entstand, gegen die Masse aus früherer Zeit. Das nächst liegende Beispiel dazu, ist Dahn's komisch-romantische Operndichtung „Der Schmidt von Gretna-Green", dessen Erzählung allein schon unterhaltend ist.

Daß der Dichter hier den John Hardt von dem „Wieland der Schmidt" aus der nordischen Sage abstammen läßt (ein Motiv, das ich im Texte stärker ausgeprägt wünschte) ist ein höchst glücklicher Gedanke, weil dadurch alles wunderlich-wunderbare Gefüge in der Handlung in seiner Art als natürlich und möglich wirkt. Von schlagender Komik aber ist's, daß das geheiligte Kuppelgewerbe des Schmidts, durch diesen selbst ironisirt werden muß, indem er, unbewußt ein Paar vor seinem Amboß traut, das er um jeden Preis getrennt sehen möchte; nämlich, seine eigene Tochter mit dem von ihm blind gehaßten Robin. Was auch in dieser komischen Dichtung so wohlthuend berührt, ist die edle und dabei so charaktergemäße als natürliche Sprache, die selbst das Reflexions-Element lyrisch anhaucht, das prosaisch Sachliche, bei aller Faßlichkeit, reizvoll behandelt und dabei geeignet ist, das musikalische Fluidum schwammartig einzusaugen. Das ideal Dichterische entwächst in den Dahn'schen Texten dem Boden der Opernsphäre, und eine fortgesetzte Thätigkeit des Dichters darin dürfte höchst ersprießlich für die gegenwärtige Epoche sein.

Louis Köhler.

Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens, von **Woldemar Kaden.** Berlin. Otto Janke.

Der Verfasser ist zu bescheiden, wenn er diese Sommerfahrt nur als eine heitere Illustration zu dem jüngst erschienenen fünften Bande der Gregorovius'schen Wanderjahre: „Apulische Landschaften", betrachtet wissen will. Bringt er doch, ganz abgesehen von dem ihm eigenen fesselnden Reiz der Darstellung, eine Fülle auf scharfer Beobachtung und gewissenhaften Studien beruhenden sachlichen

Materials bei, und ist keineswegs nur der leichtlebige Feuilletonist, der, den Kranz aus Rosen und Reben im Haar, schmetterlingsgleich durch die Lande zieht, sondern nicht minder der ernste Forscher, der stets den Dingen auf den Grund zu gehen bestrebt ist. Da er mit der geschichtlichen und culturellen Entwicklung des Landes vollkommen vertraut ist, weiß er überall eine Reihe interessantee Gesichtspunkte zu eröffnen, und von besonderem Werth ist das eingehende Intermezzo, in welchem er die traurigen agrarischen Verhältnisse Süditaliens ebenso sachverständig als rückhaltslos erörtert, Verhältnisse, die in der Weiterentwicklung des Landes jedenfalls noch eine hervorragende Rolle zu spielen bestimmt sind und denen gegenüber die italienische Regierung, die in diesem Falle gewiß unbegreifliche Politik des laisser faire früher oder später doch wird aufgeben müssen. Für die Philologen bringt er im Anhange eine Reihe sorgfältig ausgewählter Dialektproben, und die Berichte über die Ausgrabungen in der Ebene von Sobaris werden auch über die Kreise der Archäologen von Fach hinaus interessiren. Der italienischen Volkspoesie hat der Verfasser von jeher besondere Aufmerksamkeit gewidmet und theilt auch in diesem Buche einige ihrer liebenswürdigsten Perlen mit: Sieben lukanische Märchen von entzückender Naivetät und ein albanesisches Hochzeitscarmen. Kaden's hervorragende Begabung für landschaftliche Schilderung wie sein nie versiegender Humor, der alle Widerwärtigkeiten der Reise in diesen Gegenden, die von europäischem Comfort überall nur das schärfste Widerspiel aufweisen, lachenden Antlitzes zu ertragen weiß, begegnen uns auch in diesem seinen neuesten Buche in alter Frische.

T.—

Rabelais' Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen von **F. A. Gelbcke.** Leipzig, Bibliographisches Institut. 2 Bände.

Seit geraumer Zeit fehlt eine deutsche Gesammt-Ausgabe dieses berühmtesten satirischen Werkes Frankreichs — die letzte, Regis'sche, war nur noch in den Bibliotheken dem Forscher zugänglich — ob es gleichwol ein literarisches Bedürfniß war, dem mit dieser neuen Uebersetzung entsprochen wurde, ob in der That der alte Cyniker es verdient, dem großen deutschen Publicum in seiner ganzen nackten Breite wieder vorgeführt zu werden, wir möchten es bezweifeln. Das Verdienst, das Rabelais sich seiner Zeit durch sein unerschrockenes Vorgehen gegen die Gebrechen derselben erwarb, wird ihm ungeschmälert bleiben, das neunzehnte Jahrhundert kann indessen an seinem Werke doch nur ein gewissermaßen pathologisches Interesse haben und wird sich seine Art und Weise, seinen oft brutalen Cynismus eben nur gefallen lassen, soweit dabei das culturhistorische Moment in Frage kommt. So aber widerstrebt es unserem Gefühl, in einer häufig ununterbrochenen Reihe von directen Zoten den Witz unter der schmutzigen Hülle suchen zu müssen — und eine Sichtung wäre namentlich bei einer Ausgabe des Gargantua für ein allgemeines Publicum nothwendig gewesen. Der Forscher hätte hierbei nichts verloren, er müßte doch in jedem einzelnen Falle auf das Original zurückgreifen, das Publicum aber hätte entschieden dabei gewonnen, wenn es nicht genöthigt war, um seine literarischen Kenntnisse über die dürftigen Notizen der Literaturgeschichten hinaus zu erweitern, erst den ganzen Wust dieser grobkörnigen Derbheiten verarbeiten zu müssen. — Was die Arbeit Gelbcke's, die Uebersetzung selbst anbetrifft, so ist sie eine meisterhafte zu nennen. Die Verdeutschung der merkwürdigen, oft auf das Künstlichste herausgesuchten, Wörter und Redewendungen ist eine wohlgelungene, den Sinn entsprechend wiedergebende. Die kurzen Erläuterungen, welche der Uebersetzer gibt, erleichtern das Verständniß des Werkes und es ist ihm als besonderes Verdienst anzurechnen, daß er nicht nach Art der alten Commentatoren es versucht hat, jeden Einfall des alten Satirikers als Allegorie damals bestehender Verhältnisse und Persönlichkeiten zu erklären.

G.—

Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Herausgegeben von **Friedrich Kapp.** Berlin, Verlag von Julius Springer. 1880.

Der bekannte Verfasser hat sich in dem vorliegenden Buche die mühsame Aufgabe gestellt, das Lebensbild des zu Anfang unseres Jahrhunderts in den leitenden Kreisen der europäischen Großstaaten gleichwie des jungen Amerika's in besonderem Ansehn gestandenen Justus Erich Bollmann aus dessen Briefen und Correspondenzen zusammenzustellen. Ob er aber damit gerade einen besonders glücklichen Wurf gethan hat, möchte zweifelhaft erscheinen. Denn der Gesammteindruck des Buches läßt in dem aufmerksamen Leser ein gewisses Gefühl des Unbefriedigtseins zurück. Thatsächlich sind es eigentlich nur zwei Ereignisse in Bollmann's Leben, deren Schilderung ein besonderes Interesse erweckt, nämlich einmal seine Fluchtunterstützung des französischen Ministers Narbonne aus dem jakobinischen Paris hinüber nach England und sodann der verunglückte gleiche Befreiungsversuch des in Olmütz gefangen gehaltenen französischen Generals Lafayette. Allein beide Heldenthaten lassen unwillkürlich den Eindruck des gar zu Unbesonnenen und Jugendlichen zurück und verlieren ihren Nimbus dadurch, daß der Held für beide Thaten von den Geretteten Belohnung in Geld annimmt. Wenn ferner der erste Abschnitt, welcher den Hannoveraner Erich Bollmann als Arzt seine Eindrücke beschreiben läßt, die er in Paris während der großen Revolutionszeit miterlebt hat, allerdings durch seinen Inhalt lebhaft zu fesseln und ein reges Interesse zu erwecken geeignet ist, und der Leser auch den sich demnächst daran reihenden Befreiungsversuch Lafayette's mit gespannter

Erwartung aufnimmt, dessen Vorbereitungen, Ausführung und zum Glück für die Betheiligten noch leidlich abgelaufene Folgen mit großer Ausführlichkeit erzählt werden, so fällt dagegen der zweite Abschnitt auffallend ab, welcher Erich Bollmann's Leben als Geschäftsmann in Nordamerika behandelt. Es fehlt hier der laufende Faden des Zusammenhangs, wie ja überhaupt es schwierig ist, das Leben eines Dahingeschiedenen aus seinen nachgelassenen Correspondenzen und Briefen darzustellen, zumal wenn dieselben, wie der Verfasser freimüthig bekennt, nicht vollständig sind, und die fehlenden Notizen ihm von den noch lebenden Nachkommen vorenthalten werden, so daß erst der Schlußsatz des Verfassers, der in wenigen klaren Zügen den Lebensgang Erich Bollmann's noch einmal resümirt, den späteren Lebenslauf desselben verständlich macht. Interessant sind Bollmann's briefliche Beurtheilungen der europäischen Zustände und tonangebenden Persönlichkeiten, die in ihm einen sehr scharf auffassenden und klugen Kopf erkennen lassen. Weniger zutreffend erscheinen dagegen seine volkswirthschaftlichen Ansichten, wenn er z. B. (Seite 408) das Billigwerden der Waaren aus England nach der Kriegszeit i. J. 1814 dadurch erklärt, „daß die ungeheuren Ausgaben Englands auf dem Continente während des napoleonischen Krieges den Cours herunterbrachten, in natürlichen Worten, englisches Geld spottwohlfeil machten, und folglich deshalb auch die englischen Waaren den auswärtigen Konsumenten wohlfeil zu stehen kamen, daher der Absatz groß war, sich die fabrizirende Klasse unverhältnißmäßig vermehrte und folglich die ungeheuren von den Bemittelten bezahlten Taxen die arbeitenden Aermeren fütterten," — während doch nach einfachen volkswirthschaftlichen Grundsätzen wohl richtiger der Grund für diese Erscheinung darin gefunden werden muß, daß in Folge der allgemeinen Verarmung durch die langjährigen Kriegszeiten damals das Geld gerade im Gegentheil selten und damit theurer geworden war und in Folge davon alle Waaren gegenüber dem baaren Gelde in ihrem Preise billiger sich stellten. Dergleichen nicht zutreffenden Urtheile Bollmann's finden sich vielfach in seinen Briefen aus seiner kaufmännischen Lebensperiode vor, so daß man eigentlich sich unwillkürlich wundert, daß Bollmann, nach der wiederholten Versicherung des Herausgebers, eine so ganz besondere Autorität in Finanzsachen gewesen sein soll. Immerhin ist es ein Verdienst, das Leben Bollmann's veröffentlicht zu haben, da sich Vieles jene Zeiten der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege sowie des Wiener Congresses Erläuternde darin vorfindet. —e.

Otto Hübner's statistische Tafel aller Länder. Verlag von **Wilh. Rommel** in Frankfurt a. M., ist soeben in neuer (29.) Auflage erschienen. Dieselbe enthält in übersichtlicher Weise die neuesten Daten über die wirthschaftlichen Verhältnisse aller Länder der Erde, wie Größe, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Heer-, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Erzeugnisse, Geld, Maß, Gewicht, Eisenbahnen, Hauptstädte rc. — Wir können diese statistische Tafel mit gutem Gewissen allen Freunden solcher Zusammenstellungen empfehlen, da sie mit vielem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit bearbeitet ist.

H. Ch. Andersen's Ausgewählte Werke. Neu übersetzt auf Grund der einzigen vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von **Leopold Katscher.** Leipzig. Ed. Wartig's Verlag.

Die Ausgabe, welche anständig ausgestattet ist, soll in 15 bis 18 Lieferungen erscheinen. Es liegt ihr die von Andersen selbst besorgte deutsche Gesammtausgabe zu Grunde, die gänzlich vergriffen ist. Aus dieser Ausgabe hat der bekannte Literatur-Historiker Leopold Katscher die folgenden Romane gewählt: Nur ein Geiger. — Der Improvisator. — Sein oder Nichtsein. — O. Z. — Die beiden Baronessen. Ferner: Das Märchen meines Lebens (bis Ende 1867 reichend), Ausgewählte Märchen, Bilderbuch ohne Bilder. Ausgewählte Erzählungen. Die uns vorliegende erste Lieferung beginnt den Roman: „Nur ein Geiger", und hat der Herausgeber demselben einen kurzen Lebensabriß des kindlich liebenswürdigen dänischen Dichters vorausgeschickt. Daß uns hier die Romane Andersen's wieder einmal und zwar in guten Uebersetzungen vorgeführt werden, kann nur beifällig aufgenommen werden.

Völkerkunde Osteuropa's, insbesondere der Hämoshalbinsel und der unteren Donaugebiete von **Lorenz Diefenbach.** Band I. Darmstadt, L. Brill 1880.

Dem größeren Publicum wird der Verfasser dieses Werkes vielleicht auch durch seine Schrift „Die Volksstämme der europäischen Türkei" bekannt sein, welche in weitere Kreise gedrungen ist und gewissermaßen als populärer Vorläufer des vorliegenden Buches betrachtet werden kann. Diese Völkerkunde Osteuropa's ist mehr für einen enger begrenzten wissenschaftlichen Leserkreis berechnet, wird aber nicht nur Fachgelehrten, sondern auch Denen, die sich für Entwicklung und Sprache der Völker Osteuropa's interessiren, willkommen sein. In dem ersten Bande dieses Werkes ist ein Ueberblick über die Türkei und ihre Nachbargebiete gegeben. Der Verfasser schildert in demselben u. A. die Confessionen, die Culturzustände, den Kriegsdienst, die Geschichte und Statistik und geht dann auf die einzelnen Gebiete, wie Bosnien, Bulgarien, Ostrumelien u. A., ein. Besonders eingehend beschäftigt sich das Werk mit den Albanesen, den Illyriern, Thraken, Griechen und Rumänen, so daß man sich eine sehr umfassende Kenntniß derselben durch dieses Buch erwerben kann. Wir werden auch den zweiten Band dieses verdienstvollen Werkes hier besprechen und beschränken uns heut darauf, die Aufmerksamkeit auf dasselbe durch vorstehende Zeilen zu lenken.

Digitized by Google

[illegible] Classische [illegible]. [illegible] [illegible]

[illegible]

Der [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

[illegible] Aus dem [illegible]. [illegible]

[illegible], [illegible]. [illegible] Drama. [illegible]

[illegible], [illegible]. [illegible] Drama. [illegible]

[illegible], [illegible] VII. [illegible] 1–3. [illegible]

[illegible], [illegible] Leipzig 1880. [illegible]

[illegible], [illegible] 1. [illegible] Berlin 1880. [illegible]

[illegible]. Culturgeschichte des [illegible] 1880. [illegible]

[illegible], [illegible] 1. Lief. [illegible] 10. Auflage. Frankfurt a. Main. [illegible] Selbstverlag.

[illegible], [illegible] Anderson's ausgewählte [illegible]. 1. Lfg. Leipzig 1880. Eduard [illegible]'s Verlag (Ernst [illegible]).

[illegible], Prof. Dr. W. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. XV. Band. Heft I und II. Berlin 1880. Dietr. Reimer.

Lange, Wichert. Das deutsche Strafrecht und die Pädagogik. Hamburg 1880. G. [illegible].

Leixner, Otto von. Illustrirte Literaturgeschichte. Lfrg. 17–21. Leipzig 1880. Otto Spamer.

Mebicus, Dr. W. Das Thierreich im Volksmunde. Leipzig 1880. Friedr. Thiel.

Mylius, Christoph, über die Vivisection. Rotenburg und Leipzig. F. W. Klein.

Neurath, Dr. Wilh. Volkswirthschaftliche und social-philosophische Essays. Wien 1880. Faesy und Frick.

[illegible]. [illegible] Programme [illegible]

[illegible] Breslau. [illegible]

[illegible], Prof. Dr. David. [illegible] der [illegible] II. Aufl. Leipzig 1880. [illegible]

[illegible] II. Aufl. [illegible]

[illegible], C. [illegible] um die deutsche Kunst. [illegible]

[illegible], A. v. Das [illegible] der Erde. Lfg. 1–3. Wien. [illegible] Verlag.

[illegible]. [illegible] aus dem 18. Jahrhundert. Aus dem Croatischen. Agram 1880. [illegible]

[illegible]. Aus Tirol. Stuttgart 1880. [illegible] und Co.

[illegible], Karl. Hochlandlieder. Stuttgart. Meyer und Zeller.

[illegible], Prof. Dr. Herm. W. Aus der neuen Hexenküche. Berlin 1880. Rob. Oppenheim.

[illegible]mann, Louis. Dickens u. Daudet in deutsch. Uebersetzung. Berlin, H. S. Hermann.

[illegible], Dr. Alex. Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal. Berlin 1880. Carl Dunker's Verlag.

Williams, W. Original-Courskarte. Weimar. Geogr. Institut.

Würtenberger, Leop. Studien über die Stammesgeschichte der Ammoniten. Leipzig 1880. Ernst Günther's Verlag.

Wolzogen, H. von. Ueber Verrohung und Errettung der deutschen Sprache. Leipzig. Schloemp.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Rabelais' „Gargantua und Pantagruel",

aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. Leipzig, **Bibliographisches Institut.** 2 Bände, geb. 6½ Mark.

Nie hat ein Satiriker die Geisel des Spottes kühner und furchtloser geschwungen als Rabelais. Die Scheinheiligkeit und Dummpfiffigkeit des Pfaffenthums, die Rechtsverdrehungen der Advokaten, der marktschreierische Charlatonismus der Aerzte, die Willkür der Beamten, die Ausschreitungen der weltlichen Macht, der Uebermuth und die Unbildung der großen Herren hatten in ihm einen unversöhnlichen und mit vernichtenden Waffen ausgerüsteten Gegner. Den Kampf führte er in diesem Roman mit der überlegenen Heiterkeit unerschöpflichen geistigen Reichthums.

Wenigen wird die Lektüre des Originals möglich; die veralteten Wort- und Satzformen an sich, dann aber auch die Kühnheit, womit Rabelais den Sprachschatz bis zu seiner untersten Hefe durchwühlt und die geniale Neubildung und Umbildung von Wörtern bieten Schwierigkeiten, die nur durch specielle Studien überwunden werden konnen. Außer diesen Schwierigkeiten mag dann auch der Cynismus des alten Franzosen die Uebersetzer bisher abgehalten haben, sich diesem lustigsten aller Werke des 16. Jahrhunderts zuzuwenden. Rabelais verbraucht zu seinen feinsten Witzen sehr grobe Mittel; er ist ein ebenso ungezogener Liebling der Grazien wie Aristophanes und ignorirt häufig die Grenze, mit welcher unsere Kultur das Gebiet der Wohlanständigkeit umzirkt hat. Dafür aber entschädigt er den Leser durch spendelnde Fülle des Humors, durch komische Kraft und Schärfe der Satire, durch Tiefe des Gedankens und Großheit der Weltauffassung, wie sie nur den freiesten und erlauchtesten Geistern eigen sind. — Die Uebersetzung, an und für sich eine der schwierigsten Aufgaben dieser Kunst, ist meisterlich gelungen.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Handbuch der Mathematik

herausgegeben von

Geh. Schulrath Dr. Schlömilch

unter Mitwirkung von

Dr. F. Reidt und **Prof. Dr. Heger.**

ERSTER BAND.

Lex. 8. Mit 353 Holzschnitten und 12 lithographischen Tafeln.

Preis 18 Mark.

Der erste Band enthält die **Arithmetik und Algebra, Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie** und **Projectionslehre.** Der zweite (Schluss-) Band, welcher in Jahresfrist erscheint, wird die **analytische Geometrie der Ebene und des Raumes, Differentialrechnung, Integralrechnung** und einen Abriss der **Wahrscheinlichkeitsrechnung** bringen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **H. Liebau in Berlin** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Amtsgerichtsprocess.

Darstellung des Processganges vor den Amtsgerichten, mit zahlreichen Formularen zu Klagen und sonstigen Anträgen und mit einer kurzen Erörterung der hauptsächlichsten Verträge.

Von einem praktischen Juristen.
(Verfasser des „Rechtsanwalt im Hause".)

8 Bogen Octavformat, eleg. gebunden. Preis 1 Mark 50 Pf.

Dies zum praktischen Gebrauch für Nicht-Juristen bestimmte Werkchen setzt einen Jeden in den Stand, seine Rechte, im Fall eines Processes vor dem Amtsgericht, in formgerechter Weise selbstständig wahrzunehmen, und sind namentlich die zahlreichen Formulare zu Klagen, Klagebeantwortungen u. s. w. von wesentlichem Nutzen. Es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für Jedermann. Den Käufern resp. Besitzern des „Rechtsanwalt im Hause" dient es gleichzeitig als Ergänzung der dritten Abtheilung dieses grösseren Werkes.

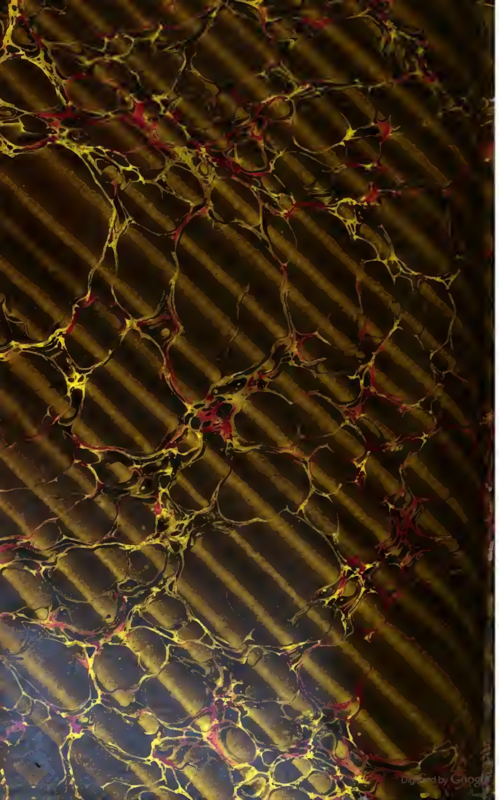
Digitized by Google

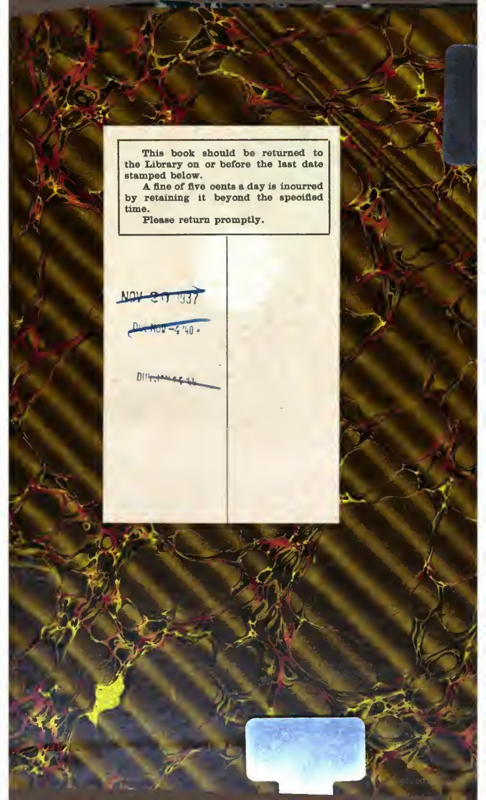
Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NOV 20 1937

NOV -4 '40



Digitized by Google